

HANDBOUND
AT THE



UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

Die neue Rundschau

XXIV^{ter} Jahrgang der freien Bühne

Inhalt

Wilhelm Hausenstein, Die Revolution des deutschen Eiers-Stat
Ulage Madelung, Die Gezeichneten. Roman
Emil Strauß, Hölberlin
Friedrich Engels, Jugendbriefe
Otto Altscher, Freundinnen. Novelle
Friedrich Perzynski, Jagd auf Götter
Albrecht Schaeffer, Schwestern

Rundschau:

Kurt Eisner, Taylorismus
Fritz Schotthoefler, Mystik im jungen Frankreich
Albrecht: Mendelssohn-Bartholdy, Juristenzucht
Lucia Dora Frost, Der Preußenkönig
Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Anmerkungen:

Christian Morgenstern, Gelegentliches / Felix Poppenberg, Otto Stöckls Lebens-
bilderbuch / Franz Element, Rachilde / Julius Bab, 1813

Vierteljährlich drei Hefte 7 Mark. Einzelhefte 2 Mark 50 Pf.

Berlin / G. Fischer / Verlag

Inhalt

Wilhelm Hausenstein, Die Revolution des deutschen Tieres	1337
Hage Mabelung, Die Gezeichneten. Roman	1362
Emil Strauß, Hölderlin	1384
Friedrich Engels, Jugendbriefe	1396
Otto A. Her, Freundinnen. Novelle	1417
Friedrich Perzynski, Jagd auf Götter	1427
Albrecht Schaeffer, Schwestern	1446

Rundschau:

Kurt Eisner, Taylorismus	1448
Fritz Schotthoefer, Mystik im jungen Frankreich	1453
Albrecht Mendelssohn-Bartholdy, Juristenzucht	1460
Lucia Dora Frost, Der Preußenkönig	1466
Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch	1470

Anmerkungen:

Christian Morgenstern, Gelegentliches	1475
Felix Poppenberg, Otto Stöbbs Lebensbilderbuch	1475
Franz Clement, Nachilde	1477
Julius Bab, 1813	1479

Redaktion: Prof. Dr. Oskar Vie, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W, Bülowstraße 90 erbeten.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

Jeden Monat erscheint ein Heft von 9—10 Bogen Umfang
bei S. Fischer, Verlag, Berlin W., Bülowstraße 90.

Abbestellbedingungen: Bei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom
Verlag jährlich 28 Mark. Einzelhefte Mark 2.50.



S. Fischer, Verlag, Berlin.

Die Revolution des deutschen Tiers-État

Glossen und Zitate zur Legende von 1813

von Wilhelm Hausenstein

„Die Völker konnten und wollten nicht glauben, daß man bloß beschäftigt gewesen wäre, das bisherige Gebäude der Politik zu zertrümmern, ohne zu wissen, ob und wie es möglich wäre, ein besseres aufzuführen. In der Ankündigung der Befreiung der Welt lasen die Völker zugleich die Verkündigung einer besseren Ordnung; denn was wäre diese Freiheit, wenn Anarchie an die Stelle der alten Fesseln treten sollte? Jene große Anklage gegen Napoleon, daß er die Macht in Händen gehabt habe, das Heil der Welt zu gründen, und sie nicht für diesen erhabenen Zweck angewendet — konnten und wollten die Völker nicht gegen die Fürsten erneuern, die als seine Richter aufgetreten waren und nun in ihrer Vereinigung . . . mächtiger waren als er . . .“
Manuskript aus Süddeutschland 1820.

Im Jahre 1819 veröffentlichte Görres eine Schrift des Titels: „Deutschland und die Revolution“. Die Schrift erschien in den Tagen, in denen die rückwärts rüchläufige Politik der Restaurationsepoche von den getäuschten Ideologen des jungen bürgerlichen Liberalismus Demagogen und Attentäter erpreßte. Sie erschien in den Tagen der größten Zerschmetterung, die der neueren Geschichte bekannt ist. Görres entwickelte in dieser Schrift den Gedanken, daß die Befreiungskriege in ihrem Besten die deutsche bürgerliche Revolution gewesen seien — eine Revolution freilich ohne Ergebnisse. Er bekannte wie übrigens viele in der Zeit, etwa der liberale Jenaer Historiker Luden in seiner „Nemesis“ oder der halbreaktionäre rheinische Publizist Weizel, daß eben darum die bürgerliche Revolution nicht beendet sei und daß sie ihren Fortgang nehmen werde: „Damit in die weiche Gedunsenheit unseres bürgerlichen Lebens wieder ein Muskel komme.“ Im selben Jahre fanden die Attentate Sands und Vöhnings statt. Im selben Jahre erhoben sich die von indirekten Steuern und Hungersnot bedrängten Odenwälder Bauern, denen das Frage- und Antwortbüchlein des mitten in seiner Aktivität revolutionären Darmstädter Gardeleutnants Wilhelm Schulz die Demokratie gepredigt hatte. Wie dieser demokratische Offizier, den ein demokratisches Kriegsgericht damals freisprach, forderte Görres eine dauernde demokratische Wehrverfassung. Ihr wies er den Zweck, die wirtschaftlichen Interessen des bürgerlich belebten Deutschlands zu verteidigen. Wie Schulz verlangte er parlamentarische Garantien. „Es ist nicht die Frage, ob Deutschland Stände

will; es muß sie wollen, weil alle Nachbarn sie bei sich aufgenommen und dadurch eine Masse von Schnellkräften bei sich entwickelt haben, denen unsere beschwichtigende Diplomatie und unsere Paradekünste nimmer gewachsen sind.“ Er klagte mit blutendem Herzen über die reaktionäre Politik Preußens, in der sich seit 1815 und noch mehr seit 1817 das wahre Wesen der quasi-liberalen Regierung offenbarte. Da liest man über den bösen Wandel, der im Grunde keiner war, weil die Immanenz der preussischen Regierung und des preussischen Adels trotz der schönen Gebärde der Reformära, trotz der königlichen Verfassungsversprechen und trotz der um Popularität buhlenden liberalen Mäxchen auf dem Wiener Kongreß nie vom Geist der neuen Zeit berührt worden war: „Das freilich ist nun anders geworden, in jener unseligen Umkehr, bei der das Herz überging und nur die stärkste Hoffnung nicht verzagen mochte. So kurz vorher Preußen noch so hoch gefeiert, und nun keine anderen Stimmen als die einträchtigen des Tadels laut . . . Abgewendet die Freunde in bitterem Unmut, die Feinde höhnisch triumphierend; zurückgestoßen was vorher angezogen, und vorgesezt, was von je widerwärtig gewesen; alle neuen Provinzen in innerer Gärung, alle mit Macht das Eindringen dessen abwehrend, was sie das steinerne, bittere Preußentum nennen; von den Ideen nichts als die drückende Last zurückgeblieben; kein Vertrauen mehr im Volke und keine Zuversicht; nichts Festes als das Erstarrte. Das ist die Größe des Unglücks, allein dadurch herbeigeführt, daß . . . die weiße Farbe zu oft der schwarzen das Feld geräumt hat . . . Solange der Geist vor den Heeren vorausgezogen, ist man fröhlich und fecklich ihm gefolgt, weil man sein leuchtend Angesicht von hinten nicht gesehen; nun er sich umgekehrt und seinen Lohn verlangt, wagt man nicht, ihm ins Auge zu blicken, und erschrickt vor dem Bunde, den man mit ihm geschlossen. Aber er hat wohl ein starkes Recht, und dazu Brief und Siegel aufzuweisen, und wird sich nicht abtreiben lassen.“

Der Mann, der klassisch dachte und schrieb wie Cicero, hoffte noch immer. Er hatte die kräftige Entwicklung des bürgerlichen Rheinlands vor Augen und glaubte an die Unüberwindlichkeit der jungen bürgerlichen Vitalität, die von Napoleon durch den Rheinbund ausgelöst worden war. Görres glaubte an die Rettung Preußens — deren Preußen nach 1815 noch mehr bedurfte als vor 1813 — durch die Kraft des bürgerlichen Repräsentativsystems und durch das anregende Temperament der lebendigen französischen Verwaltungsüberlieferungen, die Napoleon durch Jérôme geschaffen hatte. „Preußen muß sich eine Schule gestalten, in der es der Zukunft ihre Staatsmänner erzieht; seine Beamtenwelt, in der Tausende von wackeren Leuten gebückt wie auf den Galeeren am Ruder ziehen, kann ihm diesen Bedarf nicht liefern, den es in seiner Weltlage verbraucht, so wenig als der Exerzierplatz und die Herbstmanöver ihm große Feldherren gebildet haben . . . Damit dies große teutsche Philistertum, worin wir zur größten Zu-

friedenheit der Nachbarvölker und, von ihrem spöttischen Beifall angefrischt, unsere Wettläufe in Säcken halten, und diese hohe Schule, wo die Pedanterie zunftmäßig betrieben wird und Bakkalareen und Doktoren sich freiert, endlich einmal geschlossen werde, dazu müssen wir hauptsächlich Stände haben, damit der Boden gedüngt werde zur neuen Saat . . .“

Der Protest war an der Zeit — mehr als der Optimismus. Die preussische Verwaltung war längst wieder die hohe Schule der Pedanterie: und mehr als das — die hohe Schule der Subalterne. Das berüchtigte Pamphlet des Geheimrats Schmalz — der nicht einmal der Schlechteste war, denn er hatte immerhin Verdienste um die Gründung der Berliner Universität — war ein Erzeß geduckter Loyalität gegen die Regierung und widerwärtiger Lästerung der liberalen Zeitkräfte. Es war ihm nicht genug, die Organisation des Volks, soweit sie für „die Befreiung des Vaterlands von auswärtigen Unterdrückern“ kämpfte, „löblich“ zu nennen und sie „fluchwürdig“ zu heißen, „soweit dadurch Zwecke im Inneren ohne des Königs Willen durchgesetzt werden sollen“. Er höhnte aus wüstem und engem, aus schwunglosem und doch frivolem, aus asthmatischem Geheimratshaß überhaupt die Idee der freien Einigung Deutschlands und leugnete den Kämpfern von 1813 unverschämt ins Gesicht, daß sie auch nur die leiseste Begeisterung aufgebracht hätten. Die sentimentalen Ring- und Haarlockenanekdoten einer Weltgeschichte, die für Gartenlauben geschrieben ist, bezeichnen allerdings weder ein quantitativ beträchtliches noch ein qualitativ wesentliches Ereignis. Der Krieg von 1813, 1814 und 1815 ist keineswegs ein einziger, grenzenloser Aufschwung gewesen. Die Wirklichkeit war erheblich banaler als die romantische Überlieferung. Aber es wäre ordinär, das Verzückte, wundervoll Hingegebene, das diesen Krieg mehr als viele Kriege beglückte und ihn da und dort fast auf die Höhe der Begeisterung französischer Revolutionsheere erhob, zu leugnen. Der Geheimrat wollte natürlich deduzieren. Er wollte beweisen, daß ein Volk, das sich lediglich auf den Ruf des Königs und in passivem, automatischem Gehorsam erhoben habe, auf den Lohn einer demokratischen Regierungspolitik nicht den gelindesten Anspruch machen könne. In diese ekelhaften Schächereien des Obersten der „Schmalzgesellen“, wie die Burschenschaftler zu sprechen liebten, griff der andere, der Polizeidirektor Kampf, ebenbürtig ein. Zwei Namen, die schon das Odium einer verdrückten, intriganten Klangwirkung haben und sicher schon deshalb beim Wartburgfest den Flammen überliefert wurden. An den zweiten Geheimrat war ein Zeitgedicht gerichtet, das diese Klangwirkung in vortrefflichen Gassenhauerreimen zum Reimzeichen der Reaktion erhob. Man las 1818 in der demokratischen Spenerer Zeitung:

„Freundliche Bitte an Herrn von Kampf.
Des Ansehns und Obherrscheramts

Vorrecht, vom Ur-Ur-Urnherrn stammts;
 Und allen Edelmut entflammts
 Mehr als die Wohlfahrt des Gesammts.
 Fest mit Gewalt und Urglist rammts
 Sein morsches Bollwerk und umschlammts.
 Nun gar durch Preßzwang preßts und klammts,
 Was Wohlfahrt wünscht, drängts und verdammts,
 Dem dolcht es Ehr und Glück, den schrammts.
 Sprich doch zum Frieden, edler Kampf!"

Die Verse müssen aus dem Kreis des rheinischen Witzes stammen. Man denkt an den kaustischen Geist Börnes, des Herausgebers der „Zeitschwingen“ und der „Wage“, oder an Heine. Die Verse könnten auch von Görres sein. Das ganze Denken des gescheiterten Publizisten, seine innige Satire und seine ungewöhnlich anschauungsreiche, auch tonale politische Sprache sprang aus dem zuckenden Widerwillen gegen Feudalität und Amtskonservatismus und aus dem Glauben an die Zukunft unwiderleglicher bürgerlicher Kräfte hervor. Wie Forster in Mainz war er, der Koblenzer, vom lösenden Einfluß der französischen Revolution berührt. Schon vor der revolutionären Okkupation stand der deutsche Westen der politischen Kultur der Franzosen nahe; er hatte nicht nur die Nachteile, sondern auch die brillanten Vorzüge des alten französischen Absolutismus erfahren. Der Rheinbund hatte das übrige getan, dies Verhältnis zu befestigen. Vom deutschen Westen gingen die Programme des deutschen Radikalismus aus: im Zeitalter der Freiheitskriege nicht minder als im Jahre 1848, als in dem Jahrzehnt, in dem Freiligrath zum Sänger der Demokratie wurde, Marx im Dienst der rheinischen Bourgeoisie seine publizistische Tätigkeit begann, Lassalle die Rheinländer zu den Waffen rief und die westlichen Kreditoren des preussischen Staats, die Girondisten am Rheine, den Ruf nach der Verfassung erhoben. Görres ging soweit, die Geschichte des preussischen Staats paradox überhaupt nur noch als eine einzige bürgerliche, antifeudale Tradition zu begreifen. Er hatte in gewissem Sinne recht. Denn die staatsstüchtigsten Hohenzollern, Joachim, der große Kurfürst und Friedrich Wilhelm der Erste, der im Gegensatz zu seinem Sohn ohne Feuilleton regierte, waren in der Tat als Repräsentanten der absolutistischen Merkantiladministration in die Höhe gekommen; sie hatten eine technisch-bürgerliche Verwaltung eingeführt und damit den hartnäckigen Klassentroz der preussischen Feudalität in die Schranken gewiesen.

Es wäre wahrlich Überwitz, die Tragweite der Befreiungskriege auf die Jahre und die Ereignisse des Kriegsverlaufs einzuschränken. Das Wesentliche über diese Kriege erfährt man bloß, wenn man die Entwicklung der Wirtschaft, der Gesellschaft und der Politik vom friderizianischen Feudalstaat bis zur Restauration im ganzen betrachtet. In dem Augenblick, in dem die sozialen und die kriegstechnischen Überlieferungen des friderizianischen

Staats mit dem Glanz der französischen Revolutionsheere zusammenstießen, war die europäische Bedeutung des friderizianischen Staats endgültig erledigt. Die kläglichen und doch bramarbasierenden Kämpfe in der Champagne, in denen Goethe die Katastrophe eines untergehenden Zeitalters erblickte, der faule Friede von Basel, die sticfige Neutralität von 1795 bis 1806, die armselige Zweideutigkeit der preussischen Politik in den Tagen des österreichischen Krieges von 1805, die lächerliche Blamage des Königs und Haugwitzens im Schönbrunner Vertrag mit Napoleon — das alles war nichts als die stumpfe Agonie des friderizianischen Feudalstaates, der eine Frist suchte, um ohne Würde zu sterben. Jena und Auerstädt brachten den unvermeidlichen Zusammenbruch. Eine Staatsorganisation, die lediglich auf geschichtlich abgelebten feudalkonservativen Institutionen beruhte, konnte unmöglich den Kampf mit einer Macht bestehen, deren bezwingende Kraft auf einer unerhört rationellen staatlichen Organisation jugendfrischer bürgerlicher Lebenstriebe beruhte. Sie konnte diesen Kampf um so weniger bestehen, als sie keineswegs geschlossen konservativ, sondern in der Sicherheit ihrer Instinkte durch revolutionäre Tatsachen der sozialökonomischen Entwicklung beirrt war. Das überlieferte Preußen war zwar in seinen Institutionen feudalkonservativ; aber es enthielt in seinem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben eine beträchtliche Menge bürgerlicher Energien, die auch dann, wenn sie sich ihrer selbst nicht oder nicht voll bewußt waren, objektiv wie ein Gärstoff wirken und die kritische Lage des Staats noch komplizieren mußten. Marxistisch gesprochen: der politische, institutionelle Überbau stimmte nicht mehr zu den tatsächlichen Produktivkräften. Es war nicht anders. Die bürgerlichen Kräfte in Preußen drängten zum Durchbruch. Friedrich der Zweite hatte sie institutionell so sehr zurückgesetzt wie möglich. Das reaktionäre Wesen seiner Sozialpolitik ist bekannt. Die Erwerbung von Rittergütern war Bürgerlichen versagt. Mischehen zwischen Bürgerlichen und Adelligen wurden wiederholt verboten. Das Offizierskorps war — abgesehen von den Zeiten des Siebenjährigen Kriegs, in denen es an Menschen fehlte — von adeliger Reinzucht. Seume meinte nach Jena: „Es ist echt adelig gegangen“. Es ist bekannt, wie nach dem Siebenjährigen Krieg bürgerliche Offiziere in Mengen entlassen wurden. Die Offiziere durften bei Auslandsreisen mehr Bargeld ausführen als die Kaufleute. Die niedrige Judenpolitik Friedrichs lebt noch heute in Anekdoten. Die Bürokratie, die unter den verwaltungspolitisch unvergleichlich einsichtigeren Vorgängern Friedrichs, unter Friedrich Wilhelm dem Ersten und schon unter dem großen Kurfürsten, in der Art des absolutistischen Merkantilstaates nach spanischem und französischem Vorbild als dynastische Kampftruppe wider den Übermut des arroganten Adels organisiert und aus sachlich geschulten, in Geld entlohnten Bürgerlichen rekrutiert worden war,

wurde unter Friedrich dem Zweiten wieder feudalisiert. Der König hat es nicht gewagt oder hat gar nicht daran gedacht, die Konsequenzen der bürgerlichen Entwicklung Preußens anzuerkennen. Die Last der Steuern lag auf den akzisezahlenden Städten und auf den Bauern. Das Verzeichnis der akzisepflichtigen Waren umfaßte für Berlin hundertundsieben Folioseiten mit je dreißig bis vierzig Artikeln. Der Adel war positiv steuerfrei: frei von der städtischen Akzise und von der ländlichen Kontribution. Nur in zwei neugewonnenen Provinzen, in Westpreußen und Schlesien, wurde der Adel zur Grundsteuerleistung herangezogen. Der protestantische westpreussische Adel zahlte zwanzig, der katholische schlesische fünfundzwanzig Prozent des Gutsertrags. Franz Mehring vermutet in diesem Verhältnis den Grundgedanken des „Nathan“. Der Bauer kontribuierete in Pommern zweiundvierzig Prozent des Feldertrags. Die halben und dilettantischen Versuche des Königs zur Aufhebung der Leibeigenschaft erreichten so wenig, daß das preussische Landrecht von 1794 die Leibeigenschaft noch als die normale Rechtslage der Bauern kannte.

Die Spannung der Situation wurde dadurch noch gesteigert, daß der König vom Standpunkt des merkantilistischen Liebhabers eines geldbringenden „Fabriquensystems“ unmittelbare Interessen der bürgerlichen Warenerzeugung vielfach begünstigte. Sein Merkantilregiment war wie eine letzte Ausstrahlung des Colbertismus: allerdings viel platter, viel fiskalischer. Sie war einigermaßen verspätet, denn der Colbertismus war in der Weltgeschichte längst durch den Physiokratismus abgelöst. Sie war zuweilen wie eine Travestie: die grotesk gewaltsamen Versuche Friedrichs und seines Ministers Schlabrendorf zur Züchtung einer Leinendamastindustrie in Schlesien sind Zeugnis. Gleichwohl fehlte es nicht an ernstern industriellen Ansätzen. In Magdeburg arbeiteten schon um 1740 neunhundert Strumpfwirkstühle. Die Weberei Diesing-Gosler in Magdeburg hatte um 1746 hundert Stühle und sechshundert Arbeiter und exportierte bis nach Rußland. Von den vierhundertundsiebzehn Seidenwebstühlen, die es 1754 in Berlin gab, arbeiteten dreihundertundachtzig in Manufakturbetrieben. Die Seidenfirma von der Leyen in Krefeld, die vom König ein Ortsmonopol erhielt, verdoppelte ihre Produktion in der kurzen Spanne von 1740 bis 1756. Der König selber, der in allen seinen gewerbepolitischen Amateurgeschäften zu geschweh und zu gewissenhaft war, um romantischen Kriegsideologien nachzujagen, betrachtete den Siebenjährigen Krieg wesentlich als eine ökonomische Notwendigkeit. Er meinte, „die Leinwand bringe Schlesien im Verhältnis so viel ein als dem König von Spanien sein Peru“. Er handelte zum wenigsten objektiv im Interesse der aufkeimenden bürgerlichen Erwerbswirtschaft in Preußen, wenn er Schlesien erwarb, das zudem das Hauptabsatzgebiet für die preussische Strumpfindustrie war. Man soll auch, wenn

man die Anfänge des bürgerlichen Spekulationsgeistes in Preußen beurteilen will, nicht vergessen, daß Friedrich sich um Handelsverträge mit den französischen Kolonien, mit Spanien, mit der Türkei, ja mit dem Tatarenchan der Krim bemühte, daß die Handelsaktiengesellschaft Emden-Kanton aus ihrer ersten Chinaexpedition eine halbe Million Taler erlöste und daß die Aktien dieser Gesellschaft 1754 hundert Taler über Nennwert standen, daß 1765 in Berlin eine Giro-, Diskonto- und Leihbank mit einem nominellen Kapital von acht Millionen Taler entstand. Allerdings kamen die preußischen Spekulationsmöglichkeiten zum großen Teil französischen Industrierittern zugute, für die der Liebhaber Watteaus eine hypochondrische Sympathie hatte.

Alles in allem: die bürgerliche Wirtschaft war in Preußen im Zeitalter der französischen Revolution so weit entwickelt, daß die Spannung zwischen wirtschaftlichen Machtthaten und politischer Zurücksetzung für das Bürgertum nicht länger erträglich war. Das Jahr 1806 brachte im Bankerott des friderizianischen Feudalinstituts, das Preußen hieß, die Lösung der Spannung. Die Katastrophe brachte die notwendigen bürgerlichen Reformen. Sie brachte die Reform, die in der französischen Revolution den Bürger und den Bauer emanzipiert hatten. Sie brachte die Gewerbefreiheit und die Bauernbefreiung.

Das Gewerbesteueredikt vom 2. November 1810, das die allgemeine Gewerbesteuer einführt und den Gewerbebetrieb lediglich von der jeder rechtlichen Person erlaubten Lösung eines staatlichen Gewerbescheins abhängig machte, war eine Kopie — allerdings eine armselig abgeschwächte — der Gewerbegesetzgebung des napoleonischen Filialkönigreichs Westfalen, die ihrerseits auf den Traditionen der großen Revolution, der Gewerbegesetzgebung der Konstituante beruhte. War die preußische Gewerbebefreiung eine Travestie der westfälischen, so war vollends die preußische Bauernbefreiung die tollste Karikatur der französischen. Auch in den ersten Parlamenten der französischen Revolution hatte die Adelspartei gegenüber der Idee der Bauernbefreiung ihre „erworbenen Rechte“ angemeldet. Aber die revolutionären Bauern und der wahrhaft revolutionäre Konvent konfiszierten die Ablösungsidee. In Preußen kam man nie dahin. Auf das Gesetz von 1807, das die Leibeigenschaft zum Jahr 1810 aufhob, folgten erklärende Nacherlasse. Die Domänenbauern bekamen durch Steins Fürsorge zwar echtes Eigentum; und der vortreffliche Scharnweber tat das Mögliche für die übrigen Bauernkategorien. Allein die Gesetze, die nach Steins Sturz zwischen 1808 und 1816 erlassen wurden, machten die Anstrengungen Steins und des Agrarreformers Scharnweber zunichte. Die Bauernbefreiung wurde als eine ausschließlich persönliche Befreiung interpretiert. Der Bauer, der sein Land zu echtem Eigentum machen wollte, mußte es von seinem Feudalen erwerben. Nach dem Regulierungsedikt von 1811 sollten erbässige Zinsbauern ein Drittel, Zeitpächter zwei Drittel ihres Bodens

an den Gutsherren auflassen, wenn sie den Rest zu echtem Eigentum besitzen wollten. Die Deklaration von 1816 tat das übrige: sie begrenzte die Zahl der Bauern, die ihren Boden durch die Auflassung eines Teils befreien durften, auf türkische Art. Den Feudalen wurden in gewissen Grenzen den Bauern gegenüber Befugnisse gegeben, die tatsächlich ein Enteignungsrecht bedeuteten. In Pommern, Schlessien, Brandenburg, Posen und Preußen hat die berühmte Bauernbefreiung nur 70582 vollfreie bäuerliche Eigentümer geschaffen. Im allgemeinen wurden die bäuerlichen Pflichten mit dem Fünfundzwanzigfachen des Jahreswertes kapitalisiert. Die Feudalität gewann in dem famosen Ablösungsverfahren fast anderthalb Millionen Morgen bäuerlichen Landes, an Kapital über achtzehn Millionen Taler und eine jährliche Geldrente von anderthalb Millionen Talern.

Alles in allem: die Erweckung des bürgerlichen Staats, wie sie sich auf dem Weg der preussischen Reformgesetzgebung vollzog, war problematisch. Das Beste war die Einführung der gemeindlichen Selbstverwaltung. Aber auch sie erreichte nicht die letzten Schlüsse ihrer Logik. Der Königsberger Polizeidirektor Frey, der einer bewundernswerten Generation von echten Kantianern angehörte, hatte die Gründung einer bürgerlichen Polizeimiliz vorgeschlagen, in der die Bürger nach bestimmtem Turnus ehrenamtlichen Polizeidienst tun sollten. Mit dieser Idee war der preussische Lafayette natürlich nicht durchgedrungen. Immerhin war es hoher Gewinn, daß die städtischen Gemeinden fürder anstatt von invaliden Feldwebeln von gewählten Magistraturen verwaltet wurden.

Der Revolution des preussischen Ziers-Etat fehlten zur Vollendung ihrer Unvollkommenheit noch zwei Züge: eine halb-schlächlige Steuerreform und eine durch allerlei Trübungen verunzierte Wehrreform. Die erste begann mit dem Finanzedikt Hardenbergs vom Oktober 1810, das wie im besondern das Gewerbesteueredikt dem westfälischen Vorbild nachgeahmt war. Hardenbergs Vetter Bülow war Finanzminister des Königs Jérôme. Das Finanzedikt proklamierte die Beseitigung sämtlicher Exemtionen, weil sie „weder mit der natürlichen Gerechtigkeit noch mit dem Geist der Verwaltung in den benachbarten“ — rheinbündischer: — „Staaten länger zu vereinbaren“ seien. Das klang sehr gut. Aber das Edikt hatte zunächst nur den Wert einer idealen Prinzipienproklamation, nicht die Bedeutung eines durchgeführten Gesetzes. Die preussische Feudalität mußte die überlieferte Steuerfreiheit noch geraume Zeit zu fristen — und sicher sind von den dreißig Millionen Taler, die der Krieg von 1813 den preussischen Staat gekostet hat, die wenigsten aus feudalen Kassen geflossen. Heinrich von Kleist, der seine Mandarinen aus mehr als einer Erfahrung kannte, hat zu diesem Kapitel des preussischen Aufschwungs einmal eine bittere Satire geschrieben. In seinen politischen Schriften findet sich der fingierte Brief eines preussischen Feudalen an einen andern, in dem der erste dem zweiten auf die bewundernswürdigste Art

klar macht, wie man auch im Besitz der glänzendsten Livreen, des üppigsten Wagenparks und der luxuriösesten Meuten die Luxussteuer umgehen könne.

Bei seinen Projekten von 1810 hatte Hardenberg, der Vorsichtige, eine allgemeine Einkommensteuer verworfen, weil sie der „öffentlichen Opinion“ zuwiderlaufe. Niebuhr hatte ihm damals tüchtig die Meinung gesagt: „Die Opinion sei die eines Standes, welcher bei allen Ausschreibungen auf die auffallendste Art begünstigt worden sei und jetzt ganz frei von neuen Lasten sein wolle, während auf die Familie des Landmannes und des Tagelöhners durchschnittlich fünf bis sechs Taler jährliche neue Lasten entfielen.“ Das Jahr 1812 brachte eine einmalige Vermögens- und Einkommensteuer, die eine dreiprozentige und nur zu einem Drittel bar zu zahlende Abgabe aus Grundbesitz oder Einkommen forderte. Sogar Tagelöhner mit hundert Talern Jahresverdienst hatten zu steuern. Der Adel von Westpreußen, Ostpreußen und Litauen erwirkte eine Steuer suspension.

Den ersten demokratischen Anstich in der Wehrfrage machte wohl Hardenberg in seiner berühmten Reformdenkschrift von 1807. Hardenberg war Westländer — Hannoveraner. Er hatte dialektische Sympathien für den Ideegehalt der französischen Revolution: den französischen Aristokraten vergleichbar, die schon im ancien régime physiokratische Studien trieben, den esprit des lois und den contrat social lasen, 1775 für Franklin und Washington schwärmten, den Cincinnatiorden bewunderten, in der Revolution weltbürgerliche Ideologien dichteten und alles in allem mit ihrer schönen geistigen Verschwendung doch nicht allzuweit über einen salonmässig auf galante Konversation gestimmten Radikalismus hinausgingen. Immerhin war Hardenberg, wenigstens in seiner liberalen Zeit, zwischen Jena und Leipzig, inmitten des konservativen Stupors des preussischen Land- und Hofadels eine lebendige Erscheinung. Man mag die revolutionären Vibrationen seines eleganten und ein wenig feigen Intellekts nehmen wie man will: seine Gedanken hatten für die Zeit Bedeutung. In der Denkschrift nannte er es die Voraussetzung der Erneuerung des preussischen Staates, daß es die Regierung wage, sich offen zu den Ideen der französischen Revolution zu bekennen. Er verlangte eine demokratisierte Monarchie und rühmte das Prinzip der staatsbürgerlichen Freiheit und Gleichheit aller. Er verteidigte ganz besonders das höchst revolutionäre Prinzip der Wahl der Unteroffiziere durch die Soldaten, der Subalternoffiziere durch die Unteroffiziere. Hardenberg war zu klug und zu weltläufig, um nicht zu wissen, daß man den durch die Revolution und durch Napoleon entfesselten französischen Tiers-Etat nur durch die Emanzipation des preussischen in Schranken halten könne. Aber so wenig wie der verbindliche Hardenberg erreichte der härtere Gneisenau mit seinem Wehrentwurf von 1811 etwas bei dem ohne Rest talentlosen König. Gneisenau

vertrat in jenem Entwurf die Idee der Insurrektion einer Volksmiliz gegen Napoleon. Der König begnügte sich damit, das hohe Pathos dieser Idee mit armseligen Glossen zu verunglimpfen und die Zensur zu unterschreiben, die für sich allein genug wäre, die Legende vom „rufenden König“ auf alle Zeiten zu vernichten: „Als Poesie gut“. Aber wir müssen uns vor Ungerechtigkeit hüten. Das preußische Bürgertum war in vielen Dingen seinen König wert. Mütter des französischen Ziers=Etat hatten ihre Söhne mit der klassizistischen Gelassenheit staatsgewohnter Römerinnen hingegeben. Unter den preußischen Eltern waren viele, die von der Gunst des Wehredikts profitierten und ihre Söhne durch Geschäftsübergabe ins Geschäft spannten, damit die Jungen den Befreiungskriegen entgingen. Erst ein Ergänzungsdekret machte dieser trockenen bürgerlichen Pfriffigkeit ein Ende. Man könnte wahrhaftig zuweilen an den Befreiungskriegen radikal verzweifeln, wenn nicht Momente gekommen wären wie jene drei Tage vom Februar 1813, in denen sich allein in Berlin dreitausend Freiwillige meldeten. Aber nicht die demokratischen Wehrinstitute an sich waren das Wesentliche: Freiwillige, Landwehrmilizen. Entscheidend war der demokratische Auftrieb in der Gesinnung, der in Bekenntnissen wie Arndts Soldatenkatechismus erschien und die revolutionäre Idee der staatsbürgerlichen Volkswehr mit allen Konsequenzen verkündete. Arndt vernichtete den Typus des absolutistischen Söldners: Die Söldner „meinen, wenn sie zur Fahne eines . . . Fürsten geschworen haben, müssen sie blind tun alles, was er ihnen gebietet; sie achten sich also nicht als Menschen, die einen freien Willen von Gott erhalten haben, sondern als dumme Tiere, die sich treiben lassen. Und diesen tierischen Zustand . . . nennen sie ihre Soldatenehre und meinen, Soldatenehre sei ein ander Ding als Bürgerehre und Menschenehre. Das aber ist nicht wahr“. Arndt führt die Idee der bedingten Geltung des Fahneneids mit einem Radikalismus durch, der nach den Kriegen als verbrecherisch eingezogen wurde und noch heute als verbrecherisch gilt. Konsequenz ist eine merkwürdige Sache. Man feiert die Konvention von Lauroggen, die nichts gewesen ist als eine flagrante Illustration zu der Prinzipienlehre Arndts; aber diese Prinzipienlehre selber wird verworfen. Arndt hatte seine Prinzipienlehre wahrlich nicht kasuistisch verkleistert; sie galt nicht nur im Kampf gegen Napoleon, sondern im Kampf gegen alles, was als Bedrückung der Menschenrechte erschien, wie Fichte und Arndt sie verstanden. Es ist nicht anders: Arndt war im System revolutionärer Demokrat. Die Sache lag in der Zeit. Der badische Liberale Rotteck entwickelte 1816 in seiner wertvollen Schrift über „stehende Heere und Nationalmiliz“ Gedanken vom gleichen Geist. Diese Männer waren, was die Freiheitskriege in ihrer wertvollsten Kraft selber gewesen sind.

Die Kriege von 1813, 1814 und 1815 bedeuteten nichts anderes als

eine Umleitung der revolutionären Energie des preussischen Ziers=Etat. Vielleicht fehlten in Deutschland überhaupt die Kräfte zu einer Revolution im Sinn der französischen Geschichte von der Wende des achtzehnten Jahrhunderts. Aber zweifellos waren im Bürgertum und in seinem Anhang revolutionäre Kräfte enthalten. Man lese neben Fichte auch Seumes politische Schriften und man sieht in ein ungeahntes revolutionäres und zugleich höchst sachliches Pathos des deutschen Bürgertums.

Auswärtige Kriege bedeuten nie einen reinen Ausbruch eines revolutionären Prinzips. Sie sind immer ein Umweg. Und in der Regel deuten sie darauf hin, daß neben den revolutionären Kräften reaktionäre Interessen, reaktionäre Führungen am Werke sind. So enthielt schon die Kriegserklärung des großbürgerlichen Revolutionsministeriums Roland auch reaktionäre, direktoriale Perspektiven. In der Tat waren auch die Befreiungskriege zur Hälfte eine reaktionäre Bewegung. Selten war ein Fall so kompliziert. Die Freiheitskriege enthielten im Grunde einen Klassenkampf: den Klassenkampf zwischen Feudalität und Feudalabsolutismus auf der einen, dem deutschen Ziers=Etat und seinem Anhang von Bauern und Arbeitern auf der anderen Seite. Dieser Klassenkampf wurde nicht offen ausgetragen. Die Energien beider Teile wurden zusammengeleitet und geschlossen gegen einen auswärtigen Gegner gefehrt, als ob sie eines Sinnes gewesen wären.

Aber im Grunde verfolgte jeder Teil dabei seine eigenen politischen Klassenabsichten: der dritte Stand kämpfte, indem er wider Napoleon focht, für die Vollendung der bürgerlichen Revolution, die seit Jena als ein blasses, blutarmes Nachspiel jakobinischer Politik in Preußen umging; die historischen Mächte, deren Bankerott von dem Champagnefeldzug des Jahres 1792 bis zu den Herbstereignissen des Jahres 1806 entsetzlich klar geworden war, kämpften, indem sie die bürgerlichen, bäuerlichen und proletarischen Massen in den menschenverzehrenden Krieg gegen Napoleon führten, um die Restauration ihrer privilegierten Stellung. Es ist selbstverständlich, daß diese Situation, in der sich die Parteien bekämpften, indem sie aneinander vorbei und auf einen Dritten schlugen, nur den wenigsten bewußt war; aber das änderte nichts an der objektiven Tatsächlichkeit der Situation.

Die Situation selber hatte ihre objektiven Ursachen. Sie lagen in der angedeuteten Entwicklung der teils gehemmten, teils geförderten ökonomischen, staatlichen und ideellen Produktivkraft des Bürgertums. In den Kriegen selbst waren sie durch die Ereignisse der Lage absorbiert. Aber vorher und nachher kamen sie zutage: ganz besonders in den Problemen der Kontinental Sperre und in der Verfassungsfrage.

Die Kontinental Sperre umschloß den flagrantesten ökonomischen Klassenkampf. Sie schnitt dem getreideexportierenden Adel Preußens und Ruß-

lands die wichtigste Verbindung ab: die Verbindung mit dem industriellen England, das einen großen Teil seines Brotgetreides von den preussischen und russischen Gütern bezog. Der östliche Feudaladel war durch die Sperre im Herzen getroffen. Nächst ihm war die mit England verwachsene königsbergische Kaufmannschaft geschädigt. Hier, im ostpreussischen Landtag, begann die deutsche Erbitterung und der deutsche Kampf gegen Napoleon.

Napoleon selber brauchte die Sperre im Interesse der westlichen Gebiete des Kontinents. Die französische Bourgeoisie stand seit dem spanischen Erbfolgekrieg, in dem sie Neufundland, Neuschottland und die Hudsonsbailänder an die Engländer verlor und die Abtretung Gibraltars an die Engländer einräumen mußte, im heftigsten Konkurrenzkampf mit der englischen Bourgeoisie. Der siebenjährige Kolonialkrieg zwischen England und Frankreich, der den siebenjährigen Kontinentalkrieg wie einen episodalen Nebenkrieg umschloß, bedeutete für Frankreich den Verlust von Kanada, Kap Breton, einigen westindischen Inseln und den französischen Besitzungen am Senegal. Hier lagen die Voraussetzungen der weltgeschichtlichen Ereignisse bis 1815. Solange wir nicht lernen, den Schwerpunkt der Betrachtung auf diese Dinge zu verlegen, solange wir die Ereignisse bis 1815 nicht vom Standpunkt Englands und Frankreichs sehen, solange wir nicht begreifen, daß alles, was in Deutschland zwischen 1756 und 1815 geschah, vom Standpunkt der Weltgeschichte lediglich sekundäre Wirkung, lediglich Peripherie, lediglich Grenzwirkung ist, haben wir die Situation nicht überschaut.

Der amerikanische Unabhängigkeitskampf, der die Franzosen auf der Seite der amerikanischen Republikaner sah, bot der französischen Bourgeoisie die erste Genugtuung. Napoleon, der Cromwell, der Dranien der französischen Bourgeoisie, bot ihr die zweite: die Kontinentalsperre. England sollte aus der Welt ökonomisch ausgeschieden werden. Der Gedanke war inhaltlich kolossal. Das formale Mittel war nicht ungewöhnlich; es war keineswegs in Napoleons Kopf entstanden, denn das Mittel der ökonomischen Sperre war seit den Navigationsakten Ferdinands von Aragonien und der englischen Könige der Renaissance ein geläufiges Mittel der großen europäischen Politik.

Die Sperre mußte allen den Ländern nützen, die nur schwer mit der englischen Industrie und dem englischen Handel konkurrieren konnten und weniger auf den Verkehr, als auf den Wettbewerb mit England angewiesen waren. Portugal war eine Filiale des englischen Handels, Spanien nicht minder, Holland seit Wilhelm dem Dritten in hohem Maß. In der pyrenäischen Halbinsel begann die Insurrektion gegen Napoleon; sie war mit englischem Geld bezahlt und von dem Korps Wellington unterstützt. Das zweite Insurrektionsgebiet war Rußland mit Ostpreußen.

Wenn York sich in der Konvention von Tauroggen an Diebitsch auslieferte, so zog er schließlich in den harten subjektiven Konflikten, die ihn bedrängten, objektiv nur die Konsequenz aus der wirtschaftlichen Interessengemeinschaft, die Rußland und das östliche Preußen wider die Sperrpolitik verband. Wenn Gneisenau, der dem König Friedrich Wilhelm England als den besten Befreier empfahl, die Traditionen der friderizianischen Englandpolitik erneuerte und den Engländern einen förmlichen Invasionsplan vorlegte, der sie über preussisches Gebiet gegen Napoleon führen sollte, so handelte auch er im Grunde objektiv nur aus der Logik der Agrarinteressen, überhaupt der östlichen Interessen Preußens: nur daß die Instinkte seiner Politik immerhin mehr nach Westen gravitierten, wenn er das russische Bündnis geringer schätzte als das englische. Es ist das Verdienst einer ganz ausgezeichneten Artikelferie Kurt Eisners, die in diesem Jahr in der sozialistischen Tagespresse erschien, neben vielen anderen neuen Zusammenhängen auch diesen bedeutsamen Zusammenhang nachgewiesen zu haben.

Napoleon selber zog nur die Konsequenz der ökonomischen Situation des kontinentalen Westens, wenn er die politische Organisation des Rheinbundes und in ihr ein Fort der Sperrpolitik schuf. Wenn selbst die Politik der revolutionärsten Köpfe in der preussischen Regierung, zum Beispiel Gneisenaus, zuletzt wieder an den agrarischen Interessen in Preußen orientiert war, dann war es kein Wunder, daß sich der gewerbliche Westen Preußens leicht vom Gesamtstaat spalten ließ. In der Tat war der Rheinbund nichts anderes als die politische Organisation der bürgerlich entwickelten Westländer Deutschlands und die klare, sachliche Herausarbeitung des sozialökonomischen Kontrasts dieser Länder wider die agrarischen und trotz aller Reformen noch immer im Tiefsten feudalen Ostländer. Der Rheinbund war die natürlichste, sachlichste politische Gründung, die Deutschland vor dem Reich jemals erlebt hat.

Sogar die hanseatischen Nationallegenden beginnen zusammenzubrechen. Bis in unste Zeit wurde die Annerion der Hansestädte als eine Brückentierung der allervitalsten Wirtschaftsinteressen der Hanse dargestellt. Das Buch eines Historikers, der die Sperre im ganzen ablehnt und sicher keinen Napoleonkult treibt, das des Hamburger Historikers Laufenberg über Hamburg in der Franzosenzeit stellt fest, daß die hamburgischen Handelsverträge mindestens ebensosehr, wenn nicht viel mehr nach Frankreich gravitierten — und zwar traditionell — als nach England. Die französischen Kolonialerzeugnisse gingen zu einem überraschend großen Teil nach Hamburg; von da wurden sie über Norddeutschland, Polen, Rußland und Österreich verbreitet. Holland, das lange den ersten Platz auf dem hamburgischen Markt innegehabt hatte — Holland, nicht England wurde von Frankreich aus dieser Stellung verdrängt. Um 1789 zog Frankreich aus seinen Kolonien Produkte im Wert von 185 Millionen Livres. Von

diesen Erzeugnissen ging ein Anteil im Wert von achtzig Millionen nach den Hansestädten, ein Anteil im Wert von fünfzig Millionen allein nach Hamburg. In den vierhundert Raffinerien, die Hamburg 1789 besaß, wurde hauptsächlich französisches Zuckerrohr verarbeitet. Diese Dinge muß man im Auge behalten, wenn man liest, daß die Sperre hanseatische Existenzen vernichtet und im letzten Viertel des Jahres 1806, also im akuten Beginn ihrer Geltung, in Hamburg zwei Millionen Insolvenzen verursacht hat.

Im ganzen kam die Sperre den deutschen Westländern bis hin nach Sachsen, außerhalb des Rheinbunds aber einigermaßen auch Schlessien zugute. Auch Österreich gewann. Der deutsche, insbesondere der rheinbündische Kapitalismus rechte sich in den Tagen Napoleons — in den Tagen der Ausschaltung der englischen Konkurrenz. Er entfaltete damals die nationale Produktivität. Er hat bis zum heutigen Tage genug der geschichtlichen Gründe, Napoleon sehr dankbar zu sein. Wenn der preussische König in dem Aufruf „an sein Volk“ die Behauptung aufstellte, „die Freiheit des Handels sei gelähmt“, so war diese These aus den Interessen der ostelbischen Getreideexporteure empfunden; für das deutsche Bürgertum hatte sie teils gar keine, teils nur eine sehr begrenzte Geltung. Fast nur die rückständigen Elemente konnten mit dieser These sympathisieren. Daß vor allem verstimimte Zünftler und Kleinhändler, die sich in der Lust der Gewerbefreiheit nicht wohl fühlten, antinapoleonisch und überhaupt antireformistisch gestimmt waren, läßt sich denken.

Die Deutschen des Westens und des Südens haben die Bedeutung der napoleonischen Politik für die bürgerliche Entwicklung auch nach dem Sturz und gerade nach dem Sturz Napoleons deutlich begriffen. Görres schrieb 1818 in seiner Schrift über die Verfassungsadresse der Stadt Koblenz, daß die Industrie im Steinkohlengebiet von Saarbrücken bis zur Sieg durch die Sperre zu einem bis dahin unerhörten „Flor“ gebracht worden sei. Es war nach Görres wesentlich den Wirkungen der Sperre zu danken, wenn sich die Bevölkerung in dem genannten Revier auf der Quadratmeile einer Gesamtfläche von etwa sechzig Vierteln trotz der Kriegsläufe von einem niederen Status bis zu dem damals hohen Durchschnitt von achttausend Seelen gehoben hat. Görres meldet weiter, daß auch der rheinische Bauer durch die französische Herrschaft sehr gewonnen habe: „Seine Unabhängigkeit hat während der französischen Besitznahme noch in einem hohen Grade zugenommen, indem die reichen Domänen ihm größtenteils als Eigentum anheimgefallen“. Ein anderer Publizist der Zeit, der Verfasser des merkwürdigen Manuskripts aus Süddeutschland, das von dem württembergischen König Wilhelm inspiriert und von dem vortrefflichen Journalisten Lindner geschrieben worden sein soll, bringt das Urteil des rheinbündischen Westens und Südens über die Sperre in die positiven Worte — die zudem in der Meinung über die Hansa offenbar

noch einer für die Sperre vorteilhafter Korrektur bedürfen: „Das Kontinentalsystem war von einem wahrhaft europäischen Interesse diktiert. Den Kaufleuten in Hamburg und Bremen war die Aussicht auf neue Reichtümer verschlossen, aber in ganz Deutschland erwachte die Industrie“.

Es ist lächerlich, die diktatorische Form des napoleonischen Rheinbundsprotectorats — die übrigens die vitalste Zeitnotwendigkeit war — mit der Sache der positiven staatlichen Reformen im Rheinbund zu verwechseln. Der Rheinbund hat sachlich eine Masse eminent wertvoller politischer Umwälzungen gebracht. Die Verwaltungsgeschichte der Rheinbundländer, die neuerdings in Angriff genommen wird, zum Beispiel das Buch von Paul Darmstädter über das Dalbergische Großherzogtum Frankfurt, das ausgezeichnete Werk des Marburger Privatdozenten Andreas über die Geschichte der badischen Verwaltung in der napoleonischen Ära, bringt erstaunliche Aufschlüsse über den Wert der rheinbündischen Verwaltungstheorie und Verwaltungspraxis. Es wird heute bereits fast überflüssig, fast konventionell, von den höchst wohlthätigen Reformen zu reden, die der ministerielle Staatsliberalismus der Napoleoniden, etwa eines Montgelas, in den Fragen der Justizgesetzgebung, der Rechtspflege, der Verwaltungsgesetzgebung und Verwaltungspraxis, der Beamtenorganisation, in den Fragen der staatlichen Meliorationspolitik, der Gewerbebefreiung, der Bauernbefreiung, der Verlehrspolitik, der Armenpolitik, des staatsbürgerlichen Ausgleichs bis hin zur vollkommenen Judenemanzipation, in den Fragen der Steuerpolitik, der Schulpolitik, der Konfessionspolitik und des Wehrwesens gebracht hat. Die Verdienste, die der hochbegabte bayrische Premierminister Montgelas in der offiziellen Verteidigungsbroschüre wider die — leider von dem einigermaßen romantisch-reaktionären Stein inspirierte — Insultbroschüre des sehr verdächtigen Edelmannes von Reissach für die innere Politik des Rheinbundstaates Bayern in Anspruch nahm, sind durchaus Tatsache und bis zum heutigen Tage die besten Überlieferungen, die Bayern je gehabt hat. Tatsache ist unter anderem auch die Einführung einer demokratisch orientierten, progressiven Vermögenssteuer in Württemberg im Jahre 1812 durch den weitaus klügsten der Rheinbundfürsten, Wilhelm von Württemberg. Eine sehr beachtliche Stimme der Zeit, das Manuskript aus Süddeutschland, faßt die Meinung des deutschen Südens und Westens über den Rheinbund in die begeistertsten Worte: „Man würde sehr irren, wollte man glauben, es sei überall nur Feigheit gewesen, die sich in blindem Gehorsam dem glücklichen Eroberer unterwarf. Tausende, die Edelsten und Besonnensten, haben es gefühlt, daß sie einer großen Sache dienten, als sie vereint mit den Reihen der Franzosen unsterbliche Siege erfochten. Die französische Armee war selbst eine der größten Erscheinungen des Jahrhunderts, fähig, starke Seelen bis zur erhabensten Begeisterung hinaufzuschwingen, sie auf die Höhe des

Jahrhunderts zu stellen. Unsere größten Männer sind in dieser Schule gebildet worden. Es galt nicht den Glanz eines Einzelnen. Um ein Puppenspiel aufzuführen opfern sich nicht Millionen dem Tode. Der Einzelne war nur der vom Schicksal berufene Feldherr, die Unbilden der Vergangenheit zu rächen und die Bahn zu ebnen, die einer bessern Zukunft entgegenführt. Unter ihm fochten Helden für die Sache der Menschheit, deren Emanzipation nicht in einem Jahr nach tausendjähriger Entwürdigung erkämpft werden konnte, die vielleicht erst beginnen würde, nachdem der Feldherr vom Schauplatz getreten. . . . Darum haben deutsche Truppen nicht als blinde Werkzeuge in leidendem Gehorsam unter Napoleon gefochten. Sie dienten dem Geist des Jahrhunderts. . . . Fragt nicht bei den Schulmeistern, die immer nur das Vergangene in ängstliche Überlegung nehmen und der Zeit, die vorwärts schreitet, den Rücken kehren; fragt nicht bei den alten Reichsrittern, die um ihre Fall-Lehen besorgt die große Idee des Vaterlandes für revolutionären Umtrieb halten. Fragt die Männer, die in zwanzig Schlachten den Flügel des Genius rauschen gehört, welcher die Wiedergeburt der Völker verbürgt. Diese werden euch antworten, ob sie die Siege für schmachvoll halten, die sie als Soldaten des Rheinbunds erfochten haben. Noch heute feiern sie die Tage des Ruhms, der sie über die Finsternis der Feudalzeiten in das Morgenrot eines neuen Lebens erhob. . . . Nicht unsere Krieger allein wurden zur Zeit des Rheinbundes gebildet; die innere Administration mußte sich auf staatswissenschaftliche Grundsätze stützen, weil die Krücken des Herkommens sie nicht mehr aufrecht erhalten konnten. Staatsmänner gingen aus dem Kampf mit den alten Vorurteilen hervor. Der Geist der Deutschen war zur Zeit des Reichs in Pedanterie versteinert. Die alte Form mußte gewaltsam zertrümmert werden. . . . Man vergleiche die Verhandlungen auf den Reichstagen des alten Reichs mit denen in unseren süddeutschen Kammern; man sage, ob dieser männliche Geist in den letzteren möglich gewesen wäre ohne . . . die Übergangsperiode des Rheinbundes. Man schlage die Protokolle auf über die Sitzungen unserer alten Minister . . . ; man halte dagegen die Vorträge im Staatsrate der neuen Monarchien. Und man frage sich, in welcher Zeit diese Umwandlung des Geistes zustande kam. . . . Unsere Politik ist großartiger, offener, redlicher geworden . . . Wir haben uns angeschlossen an die unermessliche Verbindung aller Völker der Erde. . . . Was die Welt . . . zu fordern ein Recht hat, die Kenntnisse davon schöpfen wir aus dem öffentlichen Geiste, aus der Natur der Dinge, nicht mehr aus einseitigen Berichten kurzfristiger Diplomaten . . . Wir haben endlich den Handel als das Lebensprinzip der neueren Völker kennen gelernt. Wir haben eingesehen, daß die Alleinherrschaft des englischen Handels unsere Betarmung herbeiführen muß. Wir haben erfahren, daß ein Kontinentalsystem unsere Gewerbe be-

lebte und daß eine Handelsverbindung mit Italien für Süddeutschland ein unerläßliches Bedürfnis geworden ist. . . .“

Dies zur gedankenlosen Legende von der tiefsten Erniedrigung. Napoleon war ein moralischer und politischer Befreier und Bildner des deutschen Bürgertums, nicht ein Erniedriger. Ein Erniedriger war er nur für jene Kultur, die in der Schlacht von Jena schmählicher als je ein System zusammenbrach. Seit Napoleon datiert in Deutschland der Begriff des Staats und der staatsbürgerlichen Gleichheit aller Staatsgenossen. Seit ihm, seit der Beseitigung der staatlichen Zwergbetriebe datieren die realen Voraussetzungen der Nationaleinheit. So begriff auch das zitierte Manuskript aus Süddeutschland die Bedeutung Napoleons: es sah in ihm den Vorbereiter der deutschen Einigung, des deutschen Gesamtstaats: die Bürger des ehemaligen Rheinbunds seien „nicht gemeinet, im neunzehnten Jahrhundert für Unterdrückung und Zersplitterung der Kräfte Deutschlands zu sechren noch solche zu dulden“. Vor Napoleon war Deutschland ein Gemenge privatrechtlich ausbeutender Dynastienstaaten, ein Chaos, in dem der Begriff des öffentlichen Rechts und der politischen Dimension überhaupt nicht gedacht werden konnte — außer von trostigen, einsamen und konfiszierten Revolutionären, wie Seume, der Hassler des Patrimonialstaats, einer gewesen ist.

Die Finanznot des feudalen russischen Agrarstaats, die durch die Sperre herbeigeführt war, gab den Anstoß zu den Kämpfen gegen Napoleon. Die bürgerlich entwickelten Rheinbundländer hatten an diesen Kämpfen nur ein bedingtes Interesse. Dies Interesse setzte sie weniger zum Inhalt als zu den Formen der napoleonischen Politik in Gegensatz. Napoleon trieb als Erbe der großen Revolution die Politik eines Bürgerkaisers. Er war ein bürgerlicher Diktator. Aber er beging einen ungeheuren Irrtum. Es ist überflüssig, zu wiederholen, daß die Opfer an Leben und Gut, die das napoleonische Regime über Europa brachte, auf die Dauer nicht zu ertragen waren. Wichtiger ist dies: er vergaß, daß man nie eine Klasse materiell und sozial emanzipieren kann, ohne ihr das Recht der vollkommenen nationalen und innerpolitischen Selbstbestimmung zu geben. Napoleon befriedigte entscheidende Interessen der kontinentalen Bourgeoisie. Aber er verkannte, daß Deutschland für einen internationalen Staatenverein, für die Idee der vereinigten Staaten von Westeuropa noch lange nicht reif war und daß dies Land zunächst die Stufe der nationalen Konsolidation übersteigen mußte — eine Stufe, die Frankreich bereits in den Tagen des zentralisierenden Absolutismus betreten und in der jakobinischen Proklamation der *republique une et indivisible* demokratisch neugeschaffen hatte. Und weiter: Napoleon schuf keine formal volkstümlichen Institutionen. Erst als es zu spät war, erst in der

Maiverfassung des Jahres 1815, verstand er sich, nachdem er von Staatsstreich zu Staatsstreich die parlamentarischen Garantien gemildert hatte, zur Bewilligung einer Konstitution für die Franzosen. Das Repräsentativsystem lag, so seltsam das klingt, in der Konsequenz der Politik dieses ungeheuren und maßlos fruchtbaren Diktators: das Frankreich Ludwigs des Achtzehnten und die Rheinbundstaaten der Restauration erhielten ihre Charte.

Es ist interessant, daß die preußischen Reformer die Konsequenzen der bürgerlichen Politik Napoleons rascher anerkannten als Napoleon selber, dem sie doch alle revolutionären Überlieferungen dankten. Hardenberg dachte ursprünglich daran, in die Staatsadministration Laienräte hineinzunehmen. Als sich Friedrich Wilhelm 1808 in der Konsequenz des Tilsiter Friedens ganz in die Hände Napoleons gegeben hatte, da protestierten die Vorkämpfer der nationalen Selbständigkeit eines reformierten Preußens: Scharnhorst, Gneisenau, Grolman, Schön verlangten vom König, er solle die Pariser Abmachungen von 1808 einer preußischen Nationalversammlung vorlegen — sie werde sie ablehnen und Preußen insurgieren. Es versteht sich, daß der König die Versammlung nicht berief. Aber das Finanzedikt vom Herbst 1810 enthielt immerhin das förmliche Versprechen des Königs, „eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation der Nation sowohl in den Provinzen als für das Ganze“ zu gewähren. Im Februar 1811 berief Hardenberg in der Tat eine Landesdeputiertenversammlung nach Berlin. Mit ihr begann die unsterbliche Tragikomödie: die der Geschichte der preußischen Verfassung. In jener Versammlung saßen Ritter und Beamte einerseits, Bürger und Bauern andererseits — im Verhältnis von sechsundzwanzig zu neunzehn; alle waren vom König ernannt und hatten nur beratende Stimmen. Zu der Nationalrepräsentation, die im April 1812 zu tagen begann, waren erwählte Deputierte zusammengekommen; aber die Regierungspräsidien hatten das Recht, die gute Gesinnung der Gewählten zu prüfen. Auch diese Versammlung, die wie die erste die oberen Klassen begünstigte, hatte nur beratende Stimmen. Nach dem Krieg kam die Frage in ein neues Stadium. Das Grundgesetz des deutschen Bundes, die Bundesakte, bestimmte in ihrem berühmten Paragraphen 13: „In allen Staaten wird eine landständische Verfassung stattfinden.“ Die Fassung des Paragraphen war derart, daß den Sophismen der keimenden Reaktion Tür und Tor geöffnet war. Der Sinn des Paragraphen war objektiv, geschichtlich gleichwohl eindeutig: der Paragraph konnte nur eine moderne Volksvertretung im Sinn haben.

Die Reaktion, die aus dem Blut der Freiheitskriege aufstieg, wandte sofort mit der Keckheit eines Gespenstes die Frage zu ihren Gunsten. Der Rabulist Dabelow, der 1816 eine Verfassungsbroschüre schrieb, erklärte, daß der Artikel 13 „die allerhöchsten und höchsten Kontrahenten nur gegeneinander,

nicht aber gegen ihre Untertanen verpflichten“ könne und wolle. Der großherzoglich badische geheime Referendarius Reinhard glossierte 1817 in seiner Schrift über die Bundesakte den Artikel 13 folgendermaßen: „Der Genius der Menschheit wollte, daß die Kraft der Völker durch die Weisheit der Regenten zur Überwältigung des fremden Tyrannen geleitet würde — er wollte aber nicht, daß die Bande zwischen Herrscher und Volk, auf deren Zerstörung derselbe seine räuberische Macht gegründet hatte, auch hier gelöst . . . werden sollen. Die Regenten, welche es bei dem großen Kampf waren, blieben es bei der großen Beratung (in Wien), und das Volk konnte jetzt wie früher Wünsche und Meinungen, aber keinen eigenen Beschluß haben. Was dem Gemeinwesen Europas, was dem öffentlichen Zustand Deutschlands im allgemeinen und im einzelnen not tue, dazu bedurfte es nicht der Nationalkraft, sondern eines Regentenrates . . . Eine Bitte der Untertanen oder einzelner Volksklassen um Beschleunigung landständischer Verfassungen, oder eine Beschwerde über deren angebliche Verzögerung ist weiter nichts als ein vorlauter Eingriff in eine höhere Sphäre . . . und es ist vielleicht ein Übermaß liberaler Gesinnung, und in jedem Fall ein sehr bemerkenswerter Beweis, wie sehr der Regent das Volk achte, und wie teuer ihm die Erhaltung seines Vertrauens sei, wenn die Regierung über die Gründe ihres desfallsigen Verhaltens irgendeiner öffentlichen Erörterung Raum gibt.“

Die Dynastien zögerten nicht, diese durch und durch unreelle Rechtsauffassung zu legitimieren. Zwar gab Friedrich Wilhelm in der Zeit, in der er die Füße seines Throns zum zweitenmal wanken fühlte, just zwischen der Rückkehr Napoleons von Elba und der Schlacht von Waterloo, nämlich am 22. Mai 1815, ein neues und unzweideutiges Versfassungsversprechen. Aber nachdem Napoleon die englische Fregatte betreten hatte, die ihn nach Sankt Helena brachte, wurde die Einlösung des Versfassungsversprechens unaktuell. Metternich warnte den König vor der Einführung einer „Zentralrepräsentation“, die übrigens faktisch auf die Dauer schwerlich etwas anderes als ein Zentralauschuß der feudalen Provinzstände gewesen wäre. Und der König ließ sich gerne warnen.

Im Jahre 1817 gab ein Mitglied des mittelalterlichen mecklenburgischen Ständetages eine Petition an die Regierung ein, in der die Realisierung des Paragraphen 13 erbeten war. Der Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz mißbilligte es unterm 19. September 1817, „daß Einzelne sich mit anmaßlicher Oberflächlichkeit zu Richtern aufwerfen“, und endigte in mecklenburgisch-strelitzischem Edeldeutsch: „Wir geben dir bei Retraddition deiner Eingabe Unsere große und gerechte Unzufriedenheit zu erkennen . . . , verbieten dir andurch ähnlichen Vorwitz für die Zukunft aufs Nachdrücklichste, ermahnen dich aber zugleich, deine Ansichten und Meinungen zu läutern, vor allem aber dich der alles Gute tötenden Anregung zu entäußern, von

welcher dein besagter Vortrag ein schreiender Beleg ist . . ." Dem mecklenburgischen Exempel folgte das preussische. Zwar bestimmte eine königliche Kabinettsordre vom Juni 1817 immerhin die Uniform der künftigen Stände. Aber bei dieser spezifischen Hauptaktion, an der man die Psychologie der Akteure erkennt, ist es geblieben.

Da faßten sich die rheinischen Liberalen, die Vertreter der vorgeschrittenen westlichen Wirtschaftsentwicklung, ein Herz. Städte wie Köln baten in Eingaben um die Einführung einer liberalen Verwaltung und um eine repräsentative Nationalversammlung. Koblenz folgte diesem Beispiel. Als der Staatskanzler Fürst Hardenberg Anfang 1818 die Rheinprovinz bereiste, erschien bei ihm in Audienz eine Deputation der Stadt Koblenz und ihrer Umgegend, um den politisch alternden Staatskanzler an die Tatsache der vorhandenen Verfassungsbewegung zu erinnern. Die Deputation übergab dem Kanzler eine am Jahrestag der Schlacht von Leipzig — am 18. Oktober 1817, der zugleich der Tag des Wartburgfestes war — von Koblenzer Bürgern unterzeichnete Adresse, in der unter anderem folgendes über die Verfassungsfrage gesagt war: „Die gehorsamst Unterzeichneten dürfen um so weniger Anstand bei diesem Schritte nehmen, da Alles, wonach sie hiermit ihr Verlangen ausdrücken“ — nämlich Volksvertretung und liberale Verwaltung — „ihnen schon in dem königlichen Besitznahme-Patent von Er. Majestät gnädigst zugesichert worden. Sie sind nie vermessen genug gewesen, an der Erfüllung dieses königlichen Wortes den geringsten Zweifel zu hegen, und wollen darum ihr Gesuch nur dahin aussprechen, daß es Er. Majestät gefallen mögen, dieselben eintreten zu lassen, sobald es die Umstände nur irgend erlauben wollen. Indem sie sich aber nicht bloß als Bürger der preussischen Monarchie, sondern auch als Deutsche betrachten, und als solchen das Heil des gesamten Vaterlandes ihnen am Herzen liegt, haben sie nur den Wunsch beifügen wollen, daß so wie sie über ihre Zukunft durch die königliche Zusage beruhigt sind, so auch Er. Majestät für die gleiche Beruhigung des übrigen Deutschlands Allerhöchst Ihre Verwendung beim Bundestage dahin eintreten lassen möchten, daß durch Festsetzung der gegenseitigen Pflichten und Rechte der Regenten und Regierten in allen Staaten Deutschlands der Artikel 13 der Bundesakte endlich in Erfüllung komme.“

Der Staatskanzler schien diese von Görres redigierte Adresse und die mündlichen Anregungen der Deputation nicht ungünstig aufzunehmen. Um so übler nahm sie der, wie Görres sagt, „von dem Gezüchte heimtückischer Zulispelungen umtrockene“ Friedrich Wilhelm auf. Am 21. März 1818 zog sich Friedrich Wilhelm höchst billig und höchst illoyal folgendermaßen zurück: „Weder in dem Edikte vom 22. Mai 1815 noch in dem Artikel 13 der Bundesakte ist eine Zeit bestimmt, wann die landständische Verfassung

eintreten soll. . . Wer den Landesherrn, der diese Zusicherung ganz aus freier Entschliessung gab, daran erinnert, zweifelt freventlich an der Unverbrüchlichkeit seiner Zusage und greift seinem Urteil über die rechte Zeit der Einführung dieser Verfassung vor, das eben so frei sein muß. . . Die Mir zugekommene Vorstellung kann nur Mein gerechtes Mißfallen erregen. . . Ich werde bestimmen, wann die Zusage einer landständischen Verfassung in Erfüllung gehen soll und Mich durch unzeitige Vorstellungen. . . nicht übereilen lassen. Der Untertanen Pflicht ist es. . ., den Zeitpunkt abzuwarten, den Ich, von der Übersicht des Ganzen geleitet, zu ihrer Erfüllung geeignet finden werde.“

Sic transit gloria mundi. Damals war es, daß der liberale Leipziger Professor Traugott Wilhelm Krug in einer sensationellen Broschüre schrieb: „Vergleicht man die deutschen Flugschriften aus den Jahren 1813 bis 1816 mit den seit dieser Zeit erschienenen, so findet man in der Stimmung der öffentlichen Meinung über Preußen einen auffallenden Unterschied. In jener Zeit äußerte sich nichts als Vertrauen, Achtung, Liebe; Preußen galt überall für den Verfechter freisinniger Gedanken und Entwürfe, für den Bürgen der deutschen Freiheit und Ehre im Inneren wie im Äußeren. Ja manche gingen in ihrer Verehrung so weit, daß sie den König von Preußen in einen König der Deutschen verwandelt wissen wollten. . . Das Vertrauen hat sich in Mißtrauen, die Achtung in Furcht, die Liebe — wir wollen nicht sagen in Haß, aber doch in merckliche Kälte verwandelt. Ach — rufen Preußens vormalige Bewunderer aus — wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern!“

Nur in den Rheinbundstaaten gingen die Dinge etwas besser. Aber man darf freilich nicht hinter die Kulissen der bayrischen und der badischen Verfassungsgeschichte schauen. Der badische Großherzog Karl führte die Volksvertretung ein, weil er im Kampf mit dem bayrischen Vetter um die rechtsrheinische Pfalz der Sympathien des Volks bedurfte. Er fixierte diese Tatsache ganz naiv in einem Brief vom 13. März 1818 an Max Joseph. Die „Rheinischen Blätter“ brachten den Brief — er sollte ein öffentliches Manifest werden: „Ich erkläre Ihnen, Sire, daß, wenn man die Absicht hätte, mit mit Gewalt dasjenige zu entreißen, was man in Güte nie erhalten wird, ich zu meinem Beistande an die öffentliche Meinung appelliere, und schwerlich werden Euer Majestät einen mächtigeren Alliierten finden. . .“ Das Spiel der Freiheitskriege wiederholte sich. Der national-völkische Furor sollte wieder einmal das Territorium der Dynastie retten. Die Krone Bayern erwiderte die Popularitätsmanie der badischen Regierung damit, daß sie ebenfalls ein Parlament einführte — nachdem Max Joseph noch 1814 den Verteidiger der Idee eines bayrischen Parlaments, den Staatsrat Anselm Feuerbach, als Demagogen mit den

erbosten Worten aus der Hauptstadt in die Provinz verbannt hatte: „Sie wissen, daß ich keine Landstände mag“. Im übrigen brauchten die Fürsten des ehemaligen Rheinbunds ihre Völker gegen die Annexionsgelüste der reaktionären Bundesvormächte Preußen und Österreich. Und schließlich lag ein gewisser gouvernementaler Liberalismus in den historisch — seit dem Rheinbund — eingewurzeltten Traditionen der Süd- und der Weststaaten.

Nach den Kriegen begann die Reaktion aber nicht nur auf verfassungspolitischem, sondern auch auf wirtschaftspolitischem Gebiet. Der feudale Bundestag zeigte sich ganz unfähig, die in der napoleonischen Ära geweckten kapitalistischen Interessen des west- und süddeutschen Ziers-État zu befriedigen. Als Hardenberg 1818 das Rheinland bereiste, stellte ihm die von Görres inspirierte Deputation vor, daß die preussische Verwaltung die Interessen des rheinischen Bürgertums brutalisiere. Die französische Verwaltung habe „... jede neue Einführung... durch die Handelskammern durchgetrieben“. In seinem Büchlein über diese Deputation schrieb Görres sehr bezeichnend: „Was die französische Zwischenregierung im Geist der Zeit und des Landes geordnet hatte, erschien jetzt als in prokonsularischer Willkür und verdächtigen Umtrieben entstanden... Die Meinung, die früher allen französischen Institutionen feind gewesen, erfuhr scheinbar eine gänzliche Umkehr, indem sie sich für die bessere, lebendige Form gegen die eindringende schwerfällige, lähmende erklärte, und mußte sich dafür den Vorwurf des Franzosentums gefallen lassen.“

Von der freien Rheinschiffahrt, die der Wiener Kongreß verheißen hatte, von Postreform und Münzeinheit und Gewichts- und Maßeinheit war nun nicht mehr die Rede. Die für den kapitalistischen Verkehr so wichtigen Probleme des Verkehrs blieben im neufeudalen Sumpf stecken. Görres protestierte heftig gegen die östlich orientierte preussische Politik: „Mag Österreich, in dem vier Völkerstämme sich zu einem spröden Gemisch verbinden, sie noch geraume Zeit durch die Aristokratie beherrschen und den Geist der Zeit von sich weisen; Preußen kann es schon darum nicht, weil es von Anfang herein auf Unkosten eben dieser Aristokratie und Hierarchie, durch den sich emanzipierenden dritten Stand gegründet worden und in ihm allein seine Gewähr und Befestigung finden kann.“

Je länger, je mehr wurde die Unmöglichkeit der Politik der in den Freiheitskriegen vom naiven, vertrauensseligen Genie des dritten Standes geretteten Regierungen deutlich. 1819, vor dem Karlsbader Kongreß, referierte der Bremer Senator Smidt dem bremischen Senat vorzügliche Gedanken wie diese: „Es ist uns diese Unzufriedenheit vorzüglich mit dem fremden Drucke... gekommen; sie ist aber aus dem Kriege und selbst nach dem Siege geblieben, weil man sich dieses Sieges nicht vollständig freuen zu können glaubte, solange man von jenem Kampfe vorzugsweise

nur das Resultat ins Auge faßt, daß der Besiegte sich am Ende in einem bessern Zustande befinde oder doch zu befinden rühme als der Sieger. Frankreich . . . erfreut sich einer geordneten und liberalen Verfassung . . . Handel und Verkehr in seinem Innern leben wieder auf; Sicherheit des Eigentums und der persönlichen Freiheit sind gesichert. Man hat den freien Gebrauch der Presse ertragen gelernt, und die Mißbräuche derselben werden nach selbstgegebenen Gesetzen gerichtet . . . Die Abgaben sind nicht übermäßig drückend, und keiner braucht eine unerwartete und willkürliche Vermehrung derselben zu besorgen."

Frankreich erschien in jedem Stück als das erfreuliche Gegenteil des deutschen Elends. Die deutsche Bourgeoisie begann nun, das Gedächtnis der Kontinentalsperre förmlich zu heiligen. Überall las man heftige Klagen über den „impertinenten britischen Übermut“, der nach dem Fall der Sperre Deutschland mit den lang zurückgehaltenen, infolge der Stauung übermäßig billigen und damit der deutschen Industrie sehr verderblichen Waren überslutete. Der Fall der Sperre hatte wahrhaftig nicht bloß die eine Wirkung, daß der Zucker an der Londoner Börse um fünfundsiebzig Prozent im Preise stieg.

Seit etwa 1817 flaute der Franzosenhaß in Deutschland merklich ab. Das deutsche Bürgertum verfolgte mit Sympathie die Regungen des französischen Liberalismus. Das Weimarer „Oppositionsblatt“ brachte einen Aufruf zu einer Versöhnung mit dem welschen Feind von gestern. In den radikalen Kreisen Follens, die ursprünglich bis zur Hysterie teutonisch gewesen waren, bildete sich die Idee einer liberaldemokratischen Internationale und manche reale Fühlung mit den Pariser und den italienischen Radikalen heraus.

Die nächste positive Aufgabe für den deutschen Ziers=Etat war die Beseitigung der zahllosen, erbärmlich fiskalischen Binnenzölle, die in den Traditionen des durch das Blut des Bürgertums wiederhergestellten feudalen Partikularismus lagen. Preußen begann unter der Leitung Maaßens mit der Zollgesetzgebung von 1818 eine bedeutungsvolle Praxis der zollpolitischen Einigung Preußens und eine ebenso bedeutungsvolle Praxis des zollpolitischen Terrors gegen die Nachbarstaaten. Preußen erhob bei seinem undifferenzierten Gewichtszollsystem, das die deutschen Rohfabrikate bis um vierundvierzig Prozent schwerer belastete als die fremden Feinfabrikate, just von der nationalen Ware die härtesten Zölle. Es ging sogar so weit, die durch Preußen transitierenden Waren, die den Bestimmungsort Anhalt hatten, mit der preußischen Verbrauchssteuer zu belegen. Der Terror hatte Erfolg. 1819 kam der erste Anschlußvertrag: der mit Sachsen-Hildburghausen. Die anderen Staaten folgten. Das war das Fundament des Zollvereins. Das war der Anfang des neuen Deutschlands. Preußen

begann, den Begriff des staatlichen Großbetriebs zu denken und ihn bürgerlich zu denken. So trat es in die halbverwehte Spur der napoleonischen Überlieferung. Preußen begann eine bürgerliche Wirtschaftspolitik. Freilich kaum mit klarer Einsicht. Denn in derselben Zeit mißhandelte die preußische Regierung die politischen Ideologien des Bürgertums, indem sie Männer wie Schleiermacher, Arndt, De Wette brutalisierte und mit Eifer in den reaktionären Kurs der heiligen Allianz einstimmete.

Die preußische Regierung trieb — das war auch die Auffassung Lists, der 1819 der preußischen Politik mit der Gründung des Handelsvereins entgegenkam — eine Zollpolitik, die objektiv fortschrittlich war. Wie wenig im übrigen der preußische Staat subjektiv fortschrittlichen Gedanken huldigte, das zeigt die Behandlung der Verfassungsfrage, die Behandlung der sogenannten Demagogen, zu denen die Verwalter der Ideen der Reformära nun gezählt wurden, und die Behandlung der Militärfrage. Seit 1815 suchte eine reaktionäre Kamarilla, den König gegen Offiziere wie Blücher als gegen heimliche Jakobiner scharf zu machen. Dicht nach den Befreiungskriegen hatte das preußische militärische Wochenblatt die mit Blödsinn gedeckte Schamlosigkeit, von der levée en masse, vom Volksheer, dem Heer der allgemeinen Wehrpflicht, das in den Befreiungskriegen geboren worden war, zu urteilen: „Das Aufstehen in Masse ist eigentlich nur bei unzivilisierten Völkern im Schwang und taugt nicht für stehende Heere.“ Die tollste Frivolität in Verbindung mit der tollsten *petitio principii*. Der Artikler plädiert für das — friderizianische Werbeseystem, durch das „die Volksmasse ausgereinigt“ werde. Von Wien aus machte Genz die Sache im „Osterreichischen Beobachter“. Der ergötzliche Satyr versicherte, daß „alle Aufgebote, alle Landstürme und alle heiligen Scharen von Deutschland und allenfalls von Europa ohne die erhabenen Entschließungen der Fürsten, die Weisheit und Eintracht ihrer Kabinette, das Genie ihrer Feldherren, die Tapferkeit ihrer regelmäßigen Heere Napoleon nicht bezwungen haben würden.“ Ludwig Wieland, der Sohn des Dichters, gab dem ebenso feilen als eleganten Sophisten in dem Weimarer „Volksfreund“ die gebührende Antwort. Er meinte, es sei doch auffallend, daß dieselbe Impotenz, die vorher von Napoleon vor Europa blamiert worden sei, nun plötzlich dem gewaltigsten Strategen und Staatsmann der Neuzeit gewachsen gewesen sei. Er zeigte, wie der Geist der siegreichen Truppen nur eine Äußerung „des mächtig emporgogenden Volksgeistes war, und wie von allem diesem Zauber der Offizier und der General, der Beamte, Minister und Fürst sich getroffen, umgewandelt und hingerissen fühlten, so daß allerdings derselbe Geist auch von ihnen ausging und die reichsten Früchte getragen haben würde, wenn nicht ein bössartiger Bund selbstfüchtiger Kräfte sich bemühte, den lebendig gewordenen Geist zu fesseln.“

Die Regierungen hatten in den Freiheitskriegen im Grunde weder volksfreundliche noch überhaupt nationale Absichten gehabt. Mitten in den Vorbereitungen zur Erhebung beschäftigte sich Friedrich Wilhelm mit der Idee eines Heiratsbündnisses zwischen den Hohenzollern und den Bonapartes, bezeichnete er sich als den „natürlichen Verbündeten Frankreichs“. Auf dem Wiener Kongreß erklärte Mar Joseph dem Grafen Karl Rechberg, er sei auf den Fall, daß sein durch Napoleon geschaffenes Territorium wesentlich verkleinert werde, zu einem Trugbündnis mit dem Bourbon in Paris wider Österreich und Preußen entschlossen. Gegenüber dem Spanier Labrador betonte er — sehr hörbar für die Ohren Talleyrands — seine höchst bourbonistische Gesinnung. Das Bundesverhältnis Bayerns zu Frankreich lag schließlich trotz der tückischen Verlästerungen Napoleons, die sich Mar Joseph in Wien gestattete, seit den Tagen Mar Emanuels in der nationalen Tradition der Wittelsbacher.

Das demokratische Mienenspiel der Regierungen war lediglich ein Prosdukt dynastischer Angst um ererbte Throne. Der Publizist Lindner bezeichnete die Sache vollkommen richtig, wenn er sagte, es sei nicht die Absicht Österreichs gewesen, „im Geist der Revolution sich an die Spitze der Befreiung der Welt zu stellen“. Man habe der Revolution „ihre Mittel abgesehen“ und habe sich ihrer bedient, „weil man einen Fanatismus nötig hatte, und dieser nur auf den süßen Ton der Freiheit horchte“. Das Nämliche gilt für den Liberalismus der preußischen Regierung. Wenn die österreichische Proklamation von 1813 die „Völker“ ganz förmlich „Bundesgenossen der bewaffneten Mächte“ nannte, wenn die Proklamation von Kalisch die Rheinbunddynastien mit „der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung“ bedrohte und wenn sie erklärte, den Rheinbund einem „Volkswunsch“ — man denke: Volkswunsch — zu opfern, dann war das Schutzfärbung politischer Chamäleone.

Die Befreiung des Tiers-Etat war eine Finte. Er hat bis zum heutigen Tage diese Finte nicht klar erkannt. Er hat wahrhaftig Grund, die Zeit von 1813 zu feiern: aber er vergaß bis heute, das Gedächtnis der bürgerlichen Revolutionäre von 1813 radikal von den feudalen und dynastischen Wucherungen zu befreien, die jene Vorfahren des Bürgertums von heute erstickten. Was die Freiheitskriege bedeuteten und noch bedeuten, das hat schon der Historiker Dahlmann, der lautere Sohn einer verblichlenen Generation bürgerlicher Freiheitskämpfer, in seiner Waterloorede von 1815 zusammengefaßt. Er sagte: „Friede und Freude kann nicht sicher wiederkehren auf Erden, bis, wie die Kriege volksmäßig und dadurch siegreich geworden sind, auch die Friedenszeiten es werden, bis auch in diesen der Volksg Geist gefragt und in Ehren gehalten wird, bis das Licht guter Verfassungen herantritt und die kümmerlichen Lampen der Kabinette überstrahlt.“

Die Gezeichneten

Roman von Uage Madelung

(Fortsetzung)

Dlga Isakowna, begann Tschertorogow mit einem breiten, einfältigen Lächeln und sah auf eine Haselhuhnbrust, die er sich eben auf den Teller gelegt hatte, „das ist in Wahrheit ein ganz einzig dastehender Vogel, dies Haselhuhn, nichts als Brust, und nach Kiefernzapfen schmeckt es. Aber dennoch ist es nichts im Vergleich zu den Kalbskoteletten, die Sie uns einmal gaben. Wissen Sie noch — ich aß vierzehn Kalbskoteletten an einem Abend?“

Er lachte still und glücklich vor sich hin und fuhr fort: „Es war eine Wette zwischen mir und Kapustin. Er sollte ein Zeeglas voll Feuchtes trinken für jeden Teller Trockenes, den ich aß; aber er durfte bloß einmal von jeder Sorte trinken. Das war das einzige Mal, daß ich Kapustin Wasser und Milch habe trinken sehen. Ich glaube, die Milch trank er nach einem Zeeglas voll schwarzen Rum. Beim dreizehnten Glas fiel ihm ganz plötzlich ein Patient ein, nach dem er sehen mußte!“

Tschertorogow lachte mit einem kurzen, herzinnigen Lachen. „Viel mehr kann man nicht ertragen. Ich habe seitdem gegen vierzehn Bücher geschrieben; aber essen kann ich kaum mehr viel weiter als ein Haselhuhn . . .“

Hier ward er unterbrochen von Kapustin, der von einem gewaltsamen Lachsanfall gepackt war, weil er ganz zufällig Nylowitsch angesehen hatte, der mit allen Zeichen des Ekels die Erzählung von dieser Freßerei angehört hatte.

„Bei allen Göttern, der junge Mensch glaubt, was Wladimir Konstantinowitsch erzählt!“ stammelte Kapustin mit Tränen in den Augen, „glaubt, ich hätte die Waffen gestreckt, ich, der ich bei einem Schützenregiment im Kaukasus gestanden und so viel getrunken habe, daß die ganze Schwarze-
Meer-Flotte darin manövrieren könnte!“

„Das klingt gar nicht so unwahrscheinlich,“ sagte Florow ruhig; „als ich noch daheim war auf unserem Gut, aß ich einmal zur Fastnacht drei- undvierzig dicke Pfannkuchen mit Lachs und saurer Sahne darauf. Die Konstitution eines Russen verträgt alles, alles.“

„Ja,“ warf Salamandrow mit tiefem Ernst dazwischen, „als ich noch Pope war, schlang ich einmal fünf Pfund Kaviar und einen ganzen Eimer Branntwein hinunter!“

„Da sehen Sie,“ wandte sich Kapustin triumphierend an Nylowitsch, „nicht die Spur von Unwahrscheinlichkeit dabei!“

„Nein, das sehe ich jetzt,“ erwiderte Nylowitsch ruhig, mit einem Unterton von Hohn, von dem Sascha glaubte, daß nur er ihn heraushöre. Ny-

lowitsch hatte seine Taktik geändert. Er fühlte, daß Sascha und mit ihm Hanne-Liebe ganz auf seiner Seite waren und daß er es darum nicht nötig hatte, seinen Unwillen gegen diese Menschen, die keinen andern Gedanken hatten als Essen und Trinken, so scharf zu zeigen. Er wußte nicht, daß sie sehr wohl verstanden hatten, wie seine Gesinnung war. Aber Sascha suchte nach einer näheren Erklärung.

„Mein Freund denkt dabei jedenfalls daran, wie viele Menschen es in Rußland gibt, die Hungers sterben.“

„Weil ich vierzehn Koteletten gegessen habe?“ fragte Tschertorogow und blickte mit großen Augen auf Nylowitsch.

„Oder weil ein anderer fünf Pfund Kaviar gegessen und einen Eimer Brantwein getrunken hat?“ fügte Salamandrow fast drohend hinzu.

„Ein Vergleich drängt sich einem immerhin auf, namentlich, wenn man selbst Hunger gelitten hat,“ erwiderte Sascha.

„Ich glaube, darum verdienen wir keine Vorwürfe,“ sagte Florow und sah Sascha ein bißchen verwundert an. „Wir sind keine Nüchternheitsapostel, so wenig wie ‚das Volk‘, von dem du sprichst. Unmäßigkeit ist charakteristisch für das russische Volk als Ganzheit. Sie ist seine Stärke und seine Schwäche.“

„Wir haben auch andere Interessen als Essen und Trinken,“ fiel die Werotschka ein. „Mein Bruder hat in dieser Woche nichts anderes getan, als Verwundete verbinden.“

Sascha schwieg. Er wußte nicht, was er antworten sollte. Diese Menschen waren opferwillig, feinfühlig, freisinnig so gut wie einer. Er wußte, daß Kapustin so lange gegen die schlechte Behandlung der gemeinen Soldaten protestiert hatte, bis er seinen Abschied hatte nehmen müssen. Er wußte, daß Salamandrow wegen Irreligion von Amt und Würden gejagt worden war, weil er arme Kinder seiner Gemeinde in weltlicher Wissenschaft und ohne Erlaubnis der Behörde unterrichtet hatte. Und Florow selber war im Gefängnis gewesen. Der Unterschied zwischen ihnen und Nylowitsch mußte in Erziehung und Anlage, in irgend etwas, das sich nicht ausgleichen ließ, liegen. Sie waren keine aktiven Revolutionäre wie er selber und Nylowitsch und machten keine Anstalt, es zu werden. Daran mußte es liegen.

Segal erhob sich aus seinem Stuhl. Ihm war plötzlich der Gedanke gekommen, es könnte auffallend wirken, wenn er so in seine eigenen Gedanken versunken sitzen bliebe. Außerdem war er sich jetzt darüber klar — er mußte, bei welcher Gelegenheit er diesem Nylowitsch schon früher begegnet war. Wenn er sich nicht sehr irrte, war es bei einer großen Gelderpresser-affäre in Moskau gewesen. Er hätte fast darauf schwören können. Es schien ja allerdings ziemlich unwahrscheinlich, daß dies Individuum jetzt

Saschas Freund sein und mit Hanne-Liebe verkehren sollte, und es konnte schließlich auch bloß eine zufällige, aber unter allen Umständen recht belastende und peinliche Ähnlichkeit sein. Und eben das, daß er nicht mit absoluter Bestimmtheit sagen konnte: an dem und dem Tag, bei der und der Gelegenheit, unter dem und dem Namen habe ich diesen Menschen getroffen, erfüllte ihn mit Unruhe und Angst, als ob eine unabwendbare Gefahr ganz nahe wäre. . . . Aber er ließ sich nichts anmerken und setzte sich zu den andern.

„Die Sache ist die,“ fuhr Florow in seinen Betrachtungen fort, „wir schätzen unsere persönliche Freiheit höher ein als alles andere. Jede Anschauung hat nur so lange Wert, als man ihr frei gegenübersteht. Jeder Ausdruck für menschliches Lebensgefühl hat seine Berechtigung. Wir schwören weder auf gewisse Formen, noch verschwören wir andere, es sei denn Dummheit und Unduldsamkeit. Was mich persönlich angeht, so bin ich ganz überzeugt, daß das Volk zum mindesten ebenso dumm und unduldsam ist wie die oberen Klassen. Und die Gottverehrung, die man ihm in letzter Zeit zollt, läßt mich ganz kalt. Ich habe noch nicht die Berichte aus jener Zeit vergessen, in der an die zwanzig Millionen Sklaven in Rußland losgelassen wurden. Das Volk muß geschult werden und gezügelt. Jeder, der sich nicht selbst schulen und zügeln kann, braucht einen Lehrmeister dazu. Alles, was man jetzt dem Volk einzubilden versucht, verdummt es nur noch mehr.“

„Und wenn man ihm nun andererseits Unduldsamkeit einimpft,“ warf Segal ein, als hätte er die ganze Zeit über an der Unterhaltung teilgenommen, „so entsteht daraus das Resultat, das man mit dem schönen Namen Volkswille bezeichnet.“

Rylowitsch blickte prüfend auf Segal und rutschte auf seinem Stuhl hin und her, als ob er unbequem säße. Er fühlte, daß er etwas sagen sollte, und mußte doch nicht, was er sagen sollte, um seine Autorität nicht abzuschwächen.

„Das Volk ist der Grund, auf dem die ganze Gesellschaft beruht,“ begann er tastend. „Es muß den ganzen Druck tragen. Je höhere Spitzen man baut, desto mehr belastet man die Grundlage. Und da geschieht es, daß der Grund weicht, so daß der ganze Bau einstürzt und in Unordnung gerät. Das ist eine Tatsache, die wohl keiner leugnen kann. Und in einer solchen Zeit leben wir jetzt. Jeder muß wählen, wohin er gehören will. Ich habe gewählt, und andere mit mir. Wir wissen, was wir zu tun haben.“

„Ich glaube, ich verstehe, wohin Sie zielen,“ sagte Segal mit angestrebter Gleichgültigkeit. „Aber was Sie auch tun, der Grundstein wird immer Grundstein bleiben. Ja, vielleicht wird ein Teil davon zu Scherben gesprengt, um als Auffüllung zu dienen.“

„Ich verstehe Sie nicht ganz,“ versuchte Kylowitsch sich zurückzuziehen. Er liebte die Richtung nicht, die Segal einschlug.

„Es ist immer dasselbe,“ erklärte Segal. „Dummheit und Unduldsamkeit werden ausgenützt werden. Die Maden werden einander auffressen, wie Bladimir Konstantinowitsch sagte, eh’ Sie kamen. Man hört bereits, daß die Russen und die Mohammedaner im Begriff sind, sich gegenseitig abzuschlachten. Die Bevölkerung im Süden ist zufälligerweise ganz besonders revolutionär. Ich sage zufälligerweise; weil es mir seltsam vorkommt, daß die revolutionärste Bevölkerung die erste ist, die einen Religionskrieg erklärt. Im übrigen fängt man auch an, von rituellen Morden und ähnlichen Dingen zu fabulieren. Die Regierung sieht es natürlich gern, daß die Bevölkerung ihr Mütchen an einem kleinen Privatreligionskrieg kühlt. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die studierende Jugend, die Intelligenz und die politisch Ausgewiesenen als Feinde des Volks erklärt und so von demselben Volk niedergemetzelt werden, dessen Sache sie führen.“

„Wir arbeiten dem aus allen Kräften entgegen,“ sagte Kylowitsch laut und bestimmt. „Wir tun, was wir können, um die Revolution volkstümlich zu machen.“

„Aber es gelingt Ihnen nicht,“ fuhr Segal fort. „Die Regierung besitzt mehr Agenten als die revolutionären Parteien. Alle Städte sind überschwemmt von Geheimagenten, die das Volk gegen seine besten Freunde aufhetzen und Rassenhaß predigen. Es existiert auch kaum eine einzige revolutionäre Organisation, die nicht mit einem Spion oder Provokator behaftet wäre. Ich hörte neulich von einem verdächtigen Individuum aus Moskau,“ hier log Segal ganz absichtlich, „das als Provokator in Odessa angestellt wurde und dort politische Verbrechen anstiftete.“

„Er hat seinen Lohn empfangen,“ erklärte Kylowitsch dumpf und erhob sich. „Unsere Freunde haben ihn bereits hingerichtet. Ich glaube mehr an Taten als an Worte,“ fügte er unheildrohend hinzu.

„So,“ erwiderte Segal nachdenklich. Olga Isakowna benützte die Pause, um Kylowitsch aufs neue aufzufordern, etwas zu essen.

Diesmal schlug er es nicht ab. Aber er weigerte sich, Fleisch zu genießen; er sei nur an einfache Kost gewöhnt. Er legte sich eine Salzgurke und ein paar Stücke Hering auf den Teller und aß trockenes Brot dazu. Für Wein dankte er mit sichtlichem Abscheu: er nähme nie starke Getränke zu sich und hätte nie Tabak geraucht. Aber ein Glas Tee schlug er nicht aus. Tee sei etwas, das allen Russen gemeinsam sei, so verschieden sie auch sonst sein möchten, fügte er hinzu und lächelte Olga Isakowna wie abtinnend zu.

Segal verfolgte seinen einmal begonnenen Gedankengang und fuhr fort:

„So, er hat seinen Lohn empfangen? In dem Fall ist sicher ein anderer an seiner Stelle.“

Rylowitsch antwortete nicht, sondern machte bloß eine Bewegung, wie um anzudeuten, daß er gesagt habe, was er zu sagen hatte, und sich nicht weiter über diesen Gegenstand zu äußern wünsche. Gleichzeitig wandte er Segal den Rücken. Und jener fuhr fort, als ob er zu diesem Rücken redete:

„Die Propaganda der Tat ist übrigens der allerwerflichste Ausdruck für die sozialen Gegensätze. Sie ist ein zweischneidiges Schwert, das nach beiden Seiten verwundet. Es gelingt nämlich den bedrohten Regierungen immer, ihre Hand auf die terroristischen Organisationen zu legen. Und ist dies erst geschehen, so wirkt der Terrorismus als eine willenlose Waffe in der Hand der Geheimpolizei. Sie kann Attentate fördern oder verhindern, ganz nach Gutdünken. Ist die Autorität oder der geheime Fond der Geheimpolizei durch einen Minister zum Beispiel bedroht, so läßt sie ihn von einer Bombe niederstrecken; wenn nicht, so hintertreibt sie das Attentat. Dadurch konzentriert sich die oberste Gewalt in den Büros der Geheimpolizei, und ohne viel zu sagen darf man wohl behaupten, daß das nicht die Stätte ist, von der aus die Angelegenheiten eines Landes gelenkt werden sollten. Der Terrorismus ist geradezu eine Lebensbedingung für die geheime Polizei. Deshalb werden die Terroristen auch nur nach einem bestimmten System und genau überlegten Plan verhaftet. Ja, die Provokatoren der geheimen Polizei arrangieren sogar eigens noch Attentate, teils um sich in den revolutionären Kreisen Zutrauen zu erwerben und teils um zu dokumentieren, wie wohlunterrichtet und unentbehrlich die Polizei ist.“

Segal sprach mit einer hohen, schnarrenden Stimme, als stände er hinter den Schranken. „Und darum ist der Terrorismus unbedingt reaktionär, ebenso wie es reaktionär ist, Reaktion und Demoralisation im Staat zu fördern.“

Rylowitsch glaubte zu bemerken, daß Segals Worte eine gewisse Wirkung auf Sascha und Hanne-Liebe hatten, die nebeneinander saßen und dann und wann flüsternd ein paar Worte wechselten. Er wandte sich darum an Segal und sah ihn fest an:

„Die besten Namen in der Geschichte Rußlands zeugen gegen Sie,“ sagte er durch die Zähne. „Diejenigen, die sie trugen, sind auf dem Schafott gestorben oder in den Gefängnissen verfault. Die waren nicht käuflich. Sie haben ihren Glauben und ihr Volk nicht verleugnet . . .“ Er hielt inne, denn Segal wurde so weiß, als wollte er umfallen. Er merkte, er war nahe daran gewesen, zu weit zu gehen, und er beeilte sich darum, einer weiteren Wirkung seiner Worte vorzubeugen: „Sie müssen entschuldigen, daß ich Ihre Ansicht nicht zu teilen vermag. Es würde mich sehr interessieren, zu hören, was Sie späterhin sagen werden, wenn die Geschehnisse für sich selbst gesprochen haben.“

Segal beherrschte sich, aber seine Hand zitterte, während er sich ein Glas Wein einschenkte und es zum Munde führte.

„Ja, auch mich würde es interessieren, späterhin diese Betrachtungen weiter zu verfolgen. Wir werden ja dann sehen, wer recht gehabt. Ich weiß kaum, soll ich Ihnen oder mit den Sieg wünschen in dieser Sache,“ erwiderte Segal mit einer so höflichen Liebenswürdigkeit, als hätte er eine äußerst angenehme Unterhaltung mit Kylowitsch geführt. Er trank rasch sein Glas aus, denn er sah Sascha und Hanne-Liebe ins Nebenzimmer gehen.

„Ich glaube, ich habe alle meine Zigaretten aufgeraucht,“ sagte er halb zu sich selbst. „Eine schlechte Gewohnheit! Und man ruiniert die Stimme. Wollen Sie mich gütigst entschuldigen, so hole ich mir einen neuen Vorrat.“

„Ich habe Zigaretten hier,“ fiel ihm Florow ins Wort.

„Ich möchte einige von meinen eigenen probieren,“ bedankte sich Segal und ging.

Kylowitsch folgte ihm mit den Augen und suchte nach einem Vorwand, um mitzugehen, aber es war zu spät. Segal war schon fort, und Kylowitsch goß sich darum ein Glas Tee ein und fing an, in ein paar Büchern zu blättern, die auf einem Tisch lagen.

Sascha und Hanne-Liebe standen drinnen im andern Zimmer und redeten eifrig miteinander, verstummten aber plötzlich, als sie Segal kommen sahen. Er ging rasch auf sie zu.

„Entschuldigen Sie, daß ich störe,“ sagte er halblaut zu Sascha, „aber ich möchte Sie um eine Unterredung morgen bitten.“ Und als er sah, daß Sascha einen roten Kopf bekam, fügte er hinzu: „Es handelt sich nicht um private Dinge, sondern um etwas anderes, das von großer Wichtigkeit ist. Ich kann heute abend nicht näher darauf eingehen, aber ich hoffe, daß Sie kommen und daß es unter uns bleibt.“

„Wenn ich kann, komme ich morgen oder übermorgen vormittag,“ erwiderte Sascha verlegen.

„Sie versprechen es bestimmt?“

„Ja.“

„Danke! Ich wollte eigentlich morgen mit dem Nachtzug abreisen, aber ich werde eventuell auf Sie warten bis übermorgen,“ sagte Segal und ging seine Zigaretten holen.

Als er bald darauf wieder zu den andern trat, sah er zu seiner Beruhigung, daß Sascha und Hanne-Liebe sich mit Kylowitsch unterhielten. Segal zog sein Goldmosaik-Etui heraus und bot Kylowitsch eine Zigarette an, obwohl er gehört hatte, daß dieser nicht rauchte. Und als Kylowitsch dankte, bot er es Sascha an, der bei früheren Gelegenheiten immer geraucht hatte. Aber Sascha schüttelte verlegen den Kopf und sagte: „Nein, danke!“

„Mir ist doch, als hätten Sie früher geraucht,“ sagte Segal mit augenscheinlicher Verwunderung.

„Ja, aber ich möchte es mir abgewöhnen,“ entgegnete Sascha und senkte den Kopf, um Segal und Ksłowitsch nicht ansehen zu müssen.

„Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert,“ meinte Segal und wandte sich zu Kapustin, der eben seinen Namen nannte.

„Jakow Jakowlewitsch! Wir reden eben vom rituellen Mord. Möchten Sie uns nicht sagen, was Sie davon halten?“

Segal blickte ihn verwundert an, als könne er sich nicht denken, weshalb gerade er besonders beschlagen sein sollte auf diesem Gebiet. Aber sogleich begriff er auch, daß jener die Frage ohne jeden Hintergedanken gestellt hatte und daß es nur natürlich war, daß die Freunde annahmen, er wisse darüber Bescheid.

„Es soll mir ein Vergnügen sein, wenn ich so sagen darf; denn an und für sich hat der Gegenstand nichts Erfreuliches. Meine Ansicht ist, daß noch niemals auch nur ein einziger haltbarer Beweis für den sogenannten rituellen Mord aufgebracht worden ist. Der Gedanke an sich ist so absurd, daß er keines Gegenbeweises bedarf. Und darum ist auch niemals die Rede von rituellem Mord in Ländern mit einer aufgeklärten Bevölkerung. Hier in Rußland sucht man dagegen fast jedes Jahr den Juden einen rituellen Mord in die Schuhe zu schieben. Aber es stellt sich stets heraus, daß die Todesursache eine ganz andere ist. Nichtsdestoweniger ist es ein tief eingewurzelter Glaube im russischen Volk, daß die Juden in ihren Synagogen Christenblut opfern. In der letzten Zeit tritt diese Idee epidemisch auf wie eine geistige Hautkrankheit, und es ist mir unbegreiflich, daß sowohl die weltliche als die geistliche Macht die Ausbreitung dieser Krankheit befördern. Aber so ist es.“

„Ich habe früher hie und da Mäzen gebacken,“ sagte Olga Isakowna, „aber ich habe es aufgegeben. Unsere Dienstmädchen sagten unverhohlen, es werde Christenblut dazu verwendet, und ich mußte sie entlassen, damit wieder Friede im Haus wäre.“

„Auf dem Lande ist es überall so,“ fügte Ksenija Christoforowna, die aus einer Provinz im Süden mit vielen Juden stammte, hinzu. „Stirbt das Vieh, so glaubt man, die Juden hätten die Brunnen vergiftet, und findet man ein Kind, das durch ein Verbrechen oder einen Unglücksfall ums Leben gekommen ist, so sind es die Juden, die es geschlachtet haben. Wie oft habe ich nicht versucht, die Bauern vom Gegenteil zu überzeugen. Schließlich mußte ich schweigen; denn sie fingen an zu glauben, ich sei von den Juden bestochen.“

„Wenn unser Gerichtswesen und die prozessualen Formen nicht so gut wären, wie sie sind,“ äußerte Segal, „so würde es niemals gelingen, einem Juden Freisprechung zu erwirken, nachdem er einmal des rituellen Mords verdächtig worden ist. Bei einer administrativen Rechtsverfolgung, wie

3. B. der politischen, wäre es hoffnungslos. Staatsanwälte und Untersuchungsbeamte sehen es im ganzen Land als höchste Aufgabe ihres Lebens an, einen rituellen Mord nachweisen zu können. Bis jetzt ist es nicht geglückt."

„Ja, aber was ist die Ursache zu dieser Anschulldigung?“ fragte Kapustin.

„Die Ursache,“ lachte Segal kurz und trocken. „Die Ursache ist ganz einfach die, daß die Russen fürchten, in der Konkurrenz mit den Juden zu unterliegen. Sie sind ihnen zu fleißig und sparsam und umsichtig als Handelsleute.“

„Nicht nur als Handelsleute,“ bemerkte Florow, „sondern auch als Handwerker. Ein russischer Handwerker auf den Dörfern ist drei Tage in der Woche betrunken und die übrigen nicht nüchtern. Man bekommt eine bestellte Arbeit überhaupt nicht von ihm. Der jüdische Handwerker dagegen ist billig, prompt und gewissenhaft in seiner Arbeit. Das kaiserliche Schnapsmonopol hat keine Einkünfte von ihm. Dafür prügelt er auch seine Frau nicht — eher sie ihn —“ lachte Florow und blickte durch die Brille nach Olga Isakowna.

„So ist es also in der Hauptsache Brotneid?“ fuhr Kapustin zu fragen fort.

„Ja, vor allem das,“ antwortete Segal; „und weiterhin Politik, Rassenhaß und Religion. Aber es ist eigentümlich zu bemerken, daß die blühendsten Länder diesen Rassenhaß nicht kennen und daß die Juden in diesen Ländern zu den höchsten Staatsstellungen emporsteigen. Man kann es als eine historische Tatsache betrachten, daß ein Land erst dann alle seine Möglichkeiten entfaltet, wenn die Juden gleichgestellte Mitarbeiter in Gesellschaft und Staatshaushalt werden. Spanien hatte seine Goldader, eh' die Inquisition mit ihrer Judenverfolgung begann. Und es steht über jeden Zweifel fest, daß Rußland eines der mächtigsten Reiche der Erde werden würde, von dem Tag an, an dem den Juden alle Rechte eines russischen Untertanen eingeräumt würden. Rußland geht an Judenverfolgungen zugrunde.“

„Man sagt, die Juden seien feige,“ sagte die Werotschka plötzlich, als hätte sie lange darüber nachgedacht, eh' sie sich entschloß, es zu sagen.

„Das ist eine Lüge!“ rief Kapustin und blickte die Schwester zornig an. „Das ist eine Lüge! Ich habe es selbst gesehen. Wir hatten ein Stück zwanzig im Regiment, und sie nahmen ihren Mann aufs Korn so gut wie einer. Draußen im Osten halten sie sich ebenfalls gut, obschon man sie zusammen mit den Polacken als Kanonensfutter verwertet. Aber daß sie hierzulande nicht gern Soldaten sein mögen, das kann man ihnen, hol's der Henker, nicht verdenken!“

„Nein, eigentlich feige ist der Jude nicht,“ erklärte Florow; „aber er ist häufig kriecherisch und heuchlerisch. Das ist die Folge der Rechtlosigkeit und Willkür, der er seit der ganzen christlichen Ära ausgesetzt ist. Er hat keine andere Waffe. Auf der andern Seite kann er oft anmaßend und unaus-

stehlich sein in seinem Wesen, wo er nichts zu fürchten hat; aber das ist bloß eine natürliche Reaktion.“

„Kurzum,“ ergriff Segal das Wort, als wären die letzten Bemerkungen eigentlich überflüssig gewesen, „die Juden müssen büßen für ihre größeren Fähigkeiten als Gewerbetreibende. Sie werden von der Regierung in Unruhe- und Aufruhrzeiten als Blitzableiter benützt. Ihr Glaube wird verfolgt, weil sie bloß einen Gott anbeten und keine Heiligen. Ihre Rasse ist verhaßt, weil sie durch grausame und unablässige Verfolgungen versteinert ist in einen Typ, dessen Züge sich nicht verwischen lassen und dessen Fruchtbarkeit nicht zu hemmen ist.“

„Ja, aber würde es auch wirklich ein Glück sein, wenn Semiten und Arier sich vermischten?“ fragte Kapustin. „Ist der Rassenhaß nicht der sichtbare Ausfluß eines tiefen und unbewußten Gefühls für die Erhaltung der Reinheit der Rasse?“

„Hören Sie einmal, Julii Ewgrafowitsch,“ wandte Florow sich an Kapustin und seine Augen funkelten, „die Juden sind keine Neger und Feuerländer, und selbst wenn es so wäre, so würde durch eine Kreuzung mit ihnen nichts anderes geschehen, als was geschehen ist, solange die Menschen auf Erden existieren. Das wissen Sie ebensogut wie ich. Allein in der historischen Zeit hat sich die Bevölkerung Europas, wer weiß wie oft, mit neuen Einwanderern vermischt. Die Völker der meisten Kreuzungen sind die mächtigsten geworden, sobald der Typ erst homogen geworden ist. Was ist ein rassereiner Russe, Türke, Engländer, Amerikaner, Italiener, wenn ich fragen darf? Ein Idiot ist er! Ein Krüppel! Ein Kretin! Es gibt Leute, die behaupten, die Kretine in der Schweiz seien das Urzwergevolk, das durch eine Laune der Vererbung sich in der Gegenwart rasserein offenbare. Aber ich habe noch nie gehört, daß die Schweizer ihre Kretine echte, unvermischte, rassereine Schweizer nannten. Die ganze Bevölkerung von Südamerika ist eine Kreuzung zwischen Einwanderern und indianischer Urbevölkerung. Das waren Weiße und Rote. Hier aber handelt es sich doch nur um zwei verschiedene Varianten von Weißen. Denn der Jude ist ja doch wohl, zum Teufel, ein weißer Mann!“

Florow hatte sich in Eifer geredet. Er war selbst mit einer jüdischen Frau verheiratet und hatte diese Fragen erwogen, eh' er Kinder mit ihr zeugte.

Ischertorogow und Salamandrow hatten lange geschwiegen. Ischertorogow hatte mit geschlossenen Augen in einen Sessel zurückgelehnt dageessen, und Salamandrow hatte Hanne-Liebe angesehen. Jetzt wandte er die Augen weg, denn er hörte Ischertorogows Stimme sich in die der andern mischen.

„Sehen Sie,“ begann Ischertorogow, gleichsam um Entschuldigung bittend, „mit den Völkern, die am meisten auf ihre Rassereinheit pochen, verhält es sich wie mit den einzelnen Menschen: sie sind am stärksten gekreuzt.“

Sie haben den verhältnismäßig größten Zuschuß von fremdem Blut. Ich habe mich, wie Sie wissen, mit genealogischen Studien abgegeben, und es hat mich interessiert, herauszufinden, daß eine gewisse russische Adelsfamilie, die große Reichtümer sammelt, während andere verarmen, und die sich durch einen desperaten Judenhaß auszeichnet, in zwei Generationen jüdisches Blut in sich aufgenommen hat. Es geschieht alles, um das zu vertuschen. Aber es ist unumstößlich bewiesen und über jeden Zweifel erhaben."

"Man wird nicht klug aus der Geschichte. In Tiflis war ein Jude, der fünfhundert Prozent nahm," brummte Kapustin.

"Ja, es wäre verschiedenen Adelsfamilien in diesem und jenem Land sicher nützlich, wenn ihnen etwas jüdisches Blut zugeführt würde," sagte Segal ironisch. Er überhörte Kapustins Bemerkung. „Und ich sehe die Berechtigung und Zukunft des Judentums darin, daß es zur Erneuerung alles Abgelebten bestimmt ist."

Aber woher kommt es, daß die Juden niemals Ackerbau treiben?" sagte Kapustin mit erhobener Stimme. Er konnte es nicht leiden, daß man seine Bemerkungen überhörte.

"Das werde ich Ihnen sagen, wenn es Sie nicht ermüdet," wandte Segal sich zu ihm. „Schon die Mauren, die ebenfalls Semiten waren, verwendeten die Juden als Finanzleute. Als die Juden sich im Mittelalter in Europa ausbreiteten, stießen sie überall auf Ausnahmegesetze, die ihnen verboten, in Gemeinschaft mit den Christen zu leben und Seite an Seite mit ihnen die Erde zu bebauen. Die christliche Bevölkerung bestand aus Adligen, Priestern und Bauern. Die Bauern waren von den zwei andern Kasten der Erde dienstbar gemacht, zur primitiven Sklavenarbeit geknechtet. Es fehlte an einem Zwischenstand, der den Warenumsatz förderte und Geld ins Land schaffte. Dies sahen schon die gallischen Fürsten ein. Unter ihnen treten die Juden als ein spezieller Handelsstand auf, gleichzeitig begünstigt und verfolgt, je nachdem ihre Fähigkeiten oder ihre Reichtümer gebraucht wurden, stets aber zu einer Sonderstellung außerhalb von Staat und Gesetz und Recht verurteilt. Gerieten Adel und Geistlichkeit bei den Juden in Schulden, so erledigte man diese vermittels einer Judenverfolgung, und die Fabeln von Kindermord und Besudlung der Hostie fallen seltsam zusammen mit den Höhenpunkten in der ökonomischen Machtstellung der Juden . . . Aber ein Volk, das stets auf andere Erwerbsquellen hingewiesen ist, besitzt selbstverständlich keine Traditionen als Ackerbauer. Ihr eigenes Land konnte seinerzeit nicht die ganze Bevölkerung durch Ackerbau ernähren. Außerdem war es ein Durchgangsland zum Meer. Und ein Volk, das in Urzeiten auf den Karawanenstraßen gehandelt, den Verkehr zwischen den Ländern gefördert hat und der Vorläufer des ganzen merkantilen Aufschwungs des modernen Europas gewesen ist, ja, dessen Fähigkeiten und Kräfte liegen in

anderer Richtung als die des Ackerbauers . . . Wenn das ein Verbrechen ist, so ist es ein Verbrechen überhaupt, Handelsmann zu sein, worauf doch nichts hindeutet, im Gegenteil . . .“

Segal schwieg, wollte etwas sagen, wandte sich aber verbrießlich von Kapustin und fügte halblaut hinzu:

„Wenn man erst anfängt, von diesen Dingen zu reden, so könnte man bis morgen weiter machen. Die Geschichte ist bitter wie Neid und Groll und unabsehbar wie die menschliche Dummheit . . . Ich bin davon überzeugt, daß die Juden noch eine Mission haben, und wäre es auch nur die: neues Blut in ausgelebte Geschlechter zu gießen.“

„Ihr seid das Salz das Erde,“ sagte Salamandrow langsam und feierlich, und alle wandten sich ihm zu, als kennten sie seine Stimme nicht wieder. Und in derselben Weise fuhr er fort: „Wie das Kind seiner Mutter Schmerz bereitet, so auch die Götter dem Volk, aus dessen Schoß sie entstehen. Und jener Messias war weder der erste noch der letzte, darum hingen sie ihn ans Kreuz, auf daß der Weg frei würde für die, die nach ihm kommen. Denn Israel harret noch heute seiner. Und das ist das Große: allezeit auf den Messias warten, nie ihm begegnen, allezeit ihn suchen und nie ihn sehen, obgleich er wieder und wieder aus unserem eigenen Schoß geboren wird. Aber der Christ, der einen Juden tötet, der tötet nicht bloß seinen Bruder, sondern er tötet den Bruder seines Erlösers, seines Jesu Christ, der auch der Sohn der heiligen Jungfrau ist . . .“

Salamandrow schwieg, und sein dunkler Blick glitt langsam über Hanne-Liebes feine schöne Gestalt und blieb auf Nylowitsch haften, der sich wieder umgewendet hatte und sich weiter mit Sascha und Hanne-Liebe unterhielt.

„Ich habe in aller Einfalt meines Herzens über diese Dinge nachgedacht, solange ich noch Seelenhirte war,“ fuhr er fort, und sein Blick weilte fortwährend unbeweglich auf Nylowitsch. „Ich habe in den Schriften geforscht, habe aber in ihnen nirgends ein Wort gefunden, das jüdische Mysterien mit Menschenopfern, geschweige denn Christenblut zuließe. Und ich sagte das meiner Gemeinde an der Stätte, von der aus das Evangelium der Wahrheit und der Liebe verkündet wird. Aber meine Gemeinde glaubte mir nicht. Da holte ich mir Rats bei dem schriftgelehrtesten Mann in Rußland, dem Archierei Porfyri; aber er antwortete mir, daß auch er nicht ein einziges Wort hätte finden können, das sich in der genannten Weise auslegen ließe. Und ich sagte das meiner Gemeinde; aber sie glaubten mir nicht. Und die Obrigkeit untersagte mir, zu reden und zeugen in der genannten Weise. Da wandte ich mich ab von einem Glauben, der auf Lügen baut und nur eine Zeit umspannt, die für nichts zu rechnen ist in den Zeiten, und langsam verstand ich, nachdem ich mich bereitet hatte, zu verstehen, den großen Zusammenhang der Dinge . . . Aber was die Sache anbetrifft, von der ihr

redet, so will ich euch sagen, daß kein Beweis darin liegt, daß Abraham seinen Sohn geopfert hat und Jephtha seine Tochter; denn es waren ihre Eigenen, und ähnliches ist in vielen Völkern geschehen und wird von den Christen als eine heilige und Gott wohlgefällige Tat gepriesen. Denn das Christentum besteht nicht ohne das Alte Testament. Sollte aber ein Mensch sich verwirren in seiner Erkenntnis der Wahrheit und glauben, seine Gottesanbetung sei besser als die jener, so will ich ihm nur sagen, daß die christliche Kirche das Blut ihres Jesu Christi zu trinken und sein Fleisch zu essen gibt, wie sie auch lehrt: Dies ist sein Leib und sein Blut . . .“

Salamandrow holte tief Atem und seine Augen, die unablässig auf Nylowitsch hasteten, waren so groß und heiß und weit geöffnet, als ob sein ganzes Wesen nur durch sie Ausdruck fände.

„Aber der unter uns, der hernach ausgeht und Lügen verkündet und das Blut der Brüder Jesu Christi vergießt . . .“

Hier schwieg Salamandrow, denn Nylowitsch hatte gefühlt, daß jemand ihn ansah, und sich unsicher und suchend umgedreht. Er begegnete Salamandrows Blick und krümmte sich gleichsam unter ihm; aber er tat sich Gewalt an und hielt ihn aus, obwohl er fühlte, daß ein Brand seine Sehkraft verzehrte und austrocknete. Er verspürte eine ohnmächtige Schwere in seinem Körper. Noch ein Augenblick, und seine Augen würden sich schließen. Der Krampf würde ihn im Nacken und Rückgrat packen und ihn auf die Knie niederzwingen. Er erhob sich tastend wie ein Blinder und ging auf Salamandrow zu, geradeswegs in seinen brennenden Blick hinein. Trotzdem lächelte er, lächelte herzlich und grausam mit seinen Zähnen, indem er sagte: „Ihr Experiment interessiert mich sehr. Ich interessire mich sehr für hypnotische Experimente. Jawohl, ich versichere Sie . . . Darf ich fragen, was Sie damit bezwecken?“

Nylowitsch hielt abwartend inne. Salamandrow antwortete nicht. Sein Gesicht war so schreckenerregend bleich, daß es aussah, als wäre der Tod darüber gegangen, hätte nur die Augen vergessen. Plötzlich bewegte Salamandrow die Lippen, als ob er redete. Aber niemand vernahm ein Wort. Es war ein lautloses Gespensterreden, das alle wie Kälte und Grauen empfanden.

Nylowitsch stöhnte heiser und zwang sich zum Sprechen, konnte aber bloß sagen: „Sie sehen . . . Sie sehen . . .“

„Ich sehe ein Weib. Es gleicht Ihnen. Ich sehe Ihren Tod!“ sagte endlich Salamandrow, wie unter einer ungeheuren Anspannung und faßte sich mit der einen Hand nach dem Kopf. Und das, daß er gesprochen hatte, erlöste die Freunde aus der unheimlichen Unbeweglichkeit, die sie gepackt hielt. Sie wußten, daß Salamandrow glaubte, er könne den Menschen den Tod ansehen; aber sie hatten nie gedacht, daß es ihm Ernst wäre.

Nylowitsch hatte sich schwer gegen einen Sessel gelehnt. Er stand mit

halb geschlossenen Augen und schob langsam die Beine hin und her, als ermüde es ihn, darauf zu stehen.

„Sie bringen die Leute ja um vor Angst!“ schrie fast die Werotschka. „Wollen Sie jetzt auch ihn zugrunde richten?“

„Ja, was wollen Sie denn eigentlich?“ fragte Kapustin. „Das geht denn doch — hol's der Teufel! — zu weit. Hol's der Teufel, das geht zu weit!“ wiederholte er immerzu, als hätte er es schon längst sagen wollen und es nur jetzt erst herausgebracht.

Aber Salamandrow hob abwehrend die Hand, und Kapustin verstummte sofort. Sascha, der aufgestanden war, um zu seinem Freund hinzugehen, blieb ebenfalls stehen. Und in der Stille, die eintrat, öffnete Rylowitsch die Augen wieder und lächelte, wie über einen gelungenen Scherz, lächelte treuherzig empor in Salamandrows strenges und unbewegliches Antlitz.

„Ihre Mutter erwartet Sie,“ sagte Salamandrow und beugte sich vor, als wolle er dem lächelnden Gesicht des andern näher sein. Aber im selben Augenblick erhob er sich heftig von seinem Stuhl und trat einen Schritt zurück; denn Rylowitsch biß die Zähne zusammen und sprang fast auf ihn los mit geballten Fäusten.

„Es ist genug! Genug!“ rief er und hob die eine geballte Faust. „Ich sehe, auch Ihre Mutter wartet auf Sie, ist unruhig, weil Sie allein draußen sind, wartet auf Sie! . . . Hahaha!“ Rylowitsch ließ die Hand sinken und lachte herzlich.

Aber Salamandrow sah ihn teilnahmsvoll an und sagte mit seiner gewöhnlichen, ruhigen, etwas kühlen Stimme:

„Ja, ich werd' ihr nachfolgen, hinaus in den großen Stillstand, wo keine Grenzen sind. Aber das liegt in meiner eigenen Hand, nicht in Ihrer . . .“ Hier richtete Salamandrow seinen Blick auf Hanne-Liebe, die mit gesenktem Haupt, verwirrt und angstvoll und schweren Herzens dafuß; und in seine Augen kam etwas wie ein feuchter Glanz. Olga Isakowna sah ihn prüfend an; und sie begriff jetzt, woran sie bisher nie gedacht hatte — Salamandrow liebte, liebte sie, die nie ihm gehören würde.

„Hahaha!“ lachte Rylowitsch noch immer. „Eine eigentümliche Entdeckung! Hahaha! Das muß ich sagen! Ich interessiere mich sehr für diese Art Experimente.“

Er ging zum Tisch und schenkte sich aus einem Siphon ein Glas Sodawasser ein. Salamandrow kam hinterdrein und füllte ein Leeglas bis zum Rand mit weißem Bols. Rylowitsch sah ihn lächelnd an und hob sein Glas voll Sodawasser, ohne sich darum zu kümmern, daß Salamandrow nicht erwiderte.

„Zum Wohl!“ sagte er. „Es war sehr unterhaltend und sah ganz glaubhaft aus. Haha! Ich werd' es nie vergeffen!“

„Das glaube ich auch nicht!“ antwortete Salamandrow, ohne ihn anzusehen.

Kylowitsch leerte sein Glas, räusperte sich mit vor den Mund gelegter Hand und zog eine Nickeluhr aus der Tasche.

„Ich glaube übrigens fast, es ist Zeit zum Nachhausegehen,“ wandte er sich an Sascha, der sofort bereit war, ihm zu folgen. Und als sie sich verabschiedeten, tat Kylowitsch, als merke er nicht, daß die Gesellschaft verstimmt und zurückhaltend war und daß diese Zurückhaltung ihm selbst galt.

Als sie unten auf der Straße waren, sagte Kylowitsch:

„Eine merkwürdige Sammlung von Sonderlingen. Tja, das ist die Intelligenz. Und von der erwartet das Volk Beistand!“

Sascha schwieg; Kylowitsch hätte ihn gern des näheren über Segal ausgefragt, unterließ es aber. Ein Satansstreich, daß er just heute abend hier sein mußte! dachte er bei sich. Ob er mich wiedererkannt hat? . . . Ja, zweifellos! . . . Und dann der davongelaufene Pope? . . . Er murmelte einen Fluch vor sich hin und ging stumm, in seinen eigenen Gedanken befangen, neben Sascha her. Aber als sie sich trennten und ihre Verabredungen für den nächsten Tag getroffen hatten, mußte Kylowitsch, was er zu tun hatte. Er hatte seinen Entschluß gefaßt.

Segal wartete am nächsten Tage vergebens auf Sascha. Auch am darauf folgenden Tag kam er nicht. Nervös wanderte Segal in Florows Wohnung auf und ab, und wenn man ihn fragte, antwortete er ausweichend: erst müsse er mit Sascha reden. Auch Hanne-Viebe gegenüber hatte er sich nicht geäußert, weshalb er Sascha gebeten hatte zu kommen; und sie fragte auch nicht; sie begriff nur, es mußte etwas sein, das dem Bruder viel zu schaffen machte.

Spät am Nachmittag zog Hanne-Viebe sich an, um ein bißchen auszugehen. „Ich komme gleich wieder,“ sagte sie.

Unten nahm sie einen Schlitten und gab Saschas Adresse an. Sie wußte, wo er wohnte, war aber noch nie bei ihm gewesen. Er hatte sie nie aufgefordert, zu ihm zu kommen. Hätte er es getan — sie hätte sich keinen Augenblick besonnen. Sie ward ganz rot im Gesicht und ihr dachte es so seltsam, daß sie jetzt unaufgefordert kam und ohne daß er es wußte. Aber sie wollte ihn ja bloß abholen, ihm sagen, daß der Bruder wartete und daß ihm so viel daran lag, mit ihm zu sprechen. Daß es sich nicht um ihre privaten Beziehungen handelte, das mußte sie bestimmt. Dazu war der Bruder zu feinfühlig.

Der Schlitten hielt vor dem Haus, in dem Sascha wohnte; und während sie den Kutscher ablohte, sah sie einen Mann, der auf dem Trottoir stand und sie aufmerksam betrachtete. Er fror augenscheinlich;

denn er stampfte mit den Füßen im Schnee und hatte die Hände in die Pelzärmel gesteckt.

Hanne-Liebe stieg rasch die Treppen hinauf bis zum vierten Stock. Sie klopfte an die Tür links, wo Sascha wohnte. Niemand antwortete. Sie klopfte wieder und bemerkte dabei, daß die Tür nur angelehnt war. Und da noch immer niemand antwortete, öffnete sie vorsichtig die Tür und blickte in Saschas Zimmer. Es war niemand drinnen. Zögernd trat sie ein. Wo mochte er sein? Und weshalb war seine Tür nicht geschlossen? Jedenfalls würde er gleich kommen. Sie sah sich im Zimmer um, sah die armselige Einrichtung, das schmale, glatt gestrichene eiserne Bett, und ihr war auf einmal so beklommen zumute, daß sie die Hand auf den Stuhl stützte, der vor dem Tisch stand. Die Schieblade war offen und leer; aber auf dem Tisch lag ein beschriebener Bogen Papier. Sie wollte die Augen abwenden, damit sie nicht in Versuchung käme, zu lesen; aber sie hatte schon, ohne es zu wissen, ihren eigenen Namen gelesen. „An Hanne-Liebe“ stand da, unterstrichen mit einem dicken roten Bleistiftstrich. Sie nahm das Papier. Es war wirklich an sie gerichtet und von Saschas Hand geschrieben. Da es schon anfang zu dämmern, ging sie ans Fenster, um besser zu sehen. Sie blickte hinaus. Schneeverhüllte Dächer nach allen Seiten, und tief unten ein enger dunkler Hof. Vereinzelte große Schneeflocken fielen langsam durch die Luft, flackerten einsam, losgerissen, und verschwanden in der düstern Grube des Hinterhofs. Hanne-Liebe hob das Papier gegen das schwindende Tageslicht und las:

„Soll ich auf eine Klippe steigen, um meine Arme segnend über dich zu breiten, wenn du dich beugst über die Myrtenbüsche des Fals? Oder soll ich am Fluß stehen, wenn du zum Baden gehst, und dich weihen zu meiner Liebe mit funkelnden Wassertropfen, brennend von der Höhlung meiner Hand?

Soll ich dich wie eine dunkle Rose brechen und dich in meines Herzens rinnendes Blut legen, bis deine Blätter sich öffnen gleich zwei heißen und sehnsuchtsvollen Lippen! Oder soll ich dich schleifen in meinem eigenen Staub und dich tragen gleich einem blutigen Stein an meiner Stirn, hoch erhoben, durch den Mondenglanz der Nacht!

Oder gibst du dich selber, vollendet und königlich, gleich . . .“

Hanne-Liebe sah auf; ihr war, als höre sie jemand im Zimmer. Sie atmete hastig und heiß und hielt krampfhaft das Papier fest.

Und eh' sie sehen konnte, ob jemand hereingekommen war oder ob sie es nur gewähnt hatte, hörte sie eine fremde Stimme:

„Bitte vielmals um Entschuldigung, Fräulein, daß ich Sie in Ihrer ohne Zweifel höchst interessanten Lektüre störe; aber es wäre immerhin von einem gewissen Wert für mich, zu konstatieren, ob dies Schriftstück zu Recht Ihnen gehört?“

Der Fremde war, während er sprach, fast ganz dicht zu Hanne-Liebe hingetreten, und plötzlich und unerwartet streckte er die Hand nach dem Papier aus.

„Was wollen Sie! Was wollen Sie!“ stammelte Hanne-Liebe; sie konnte fast nicht sprechen vor Schreck. Sie machte eine unwillkürliche, hastige Bewegung nach der Thür hin, aber der Fremde packte mit der einen Hand ihren Arm und hielt mit der andern das Papier fest.

„Lassen Sie los! Das gehört mir! Wie dürfen Sie es wagen! Geben Sie her!“ schrie sie. „Hilfe! Hilfe!“

„Halt's Maul!“ sagte der Fremde roh und preßte Hanne-Liebes Arm noch fester. „Sonst werden wir unsere Maßregeln ergreifen und Ihnen den Mund mit Gewalt stopfen!“

Und als Hanne-Liebe schwieg, weil sie glaubte, dieser Verbrecher würde sie sonst ermorden, sah sie, daß noch ein zweiter Mann ins Zimmer getreten war.

„So ist's recht! Es scheint, Sie sind vernünftiger, als man Ihnen zutrauen sollte!“ fuhr der erste fort und nahm Hanne-Liebe das Papier aus der Hand. „Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie so glatt zugegeben haben, daß es an Sie gerichtet ist. Vielen Dank, daß Sie uns nicht lange haben warten lassen, sondern einfach in die Falle gingen,“ fügte er boshaft hinzu und lachte vergnüglich.

„Na also,“ wandte er sich an den zweiten, „so können wir uns in der angenehmen Gesellschaft des gnädigen Fräuleins wieder entfernen. Ist Ab-
lösung draußen?“

„Jawohl!“ antwortete der andere.

„Dürfen wir Sie also ersuchen . . .“

„Wohin? Wie können Sie es wagen . . .“ versuchte Hanne-Liebe sich zu wehren. Der erste Fremde griff in die Tasche und zog eine Vollmacht von der Geheimpolizei heraus.

Hanne-Liebe sah sich in Saschas Zimmer um. Sie wäre am liebsten in Tränen ausgebrochen. Aber im nächsten Augenblick fühlte sie sich durch einen wilden und haßerfüllten Trotz gegen diese Menschen aufgerichtet. Nach Sascha fragte sie nicht. Sie begriff, was geschehen war, und ohne ein Wort folgte sie den beiden Agenten.

Dritter Teil

Länger und länger waren die Tage geworden; so langsam, daß jeder Tag eine Ewigkeit schien. Aber als Mitisommer vorüber war und die Tage abnahmen, schienen Frühjahr und Sommer so nah, als wären sie gestern gewesen.

Unmerklich ging das Jahr in den Herbst über.

Mit jedem Tag fiel das Licht spärlicher zwischen Mauern und Häuserreihen.

Auf dem Land färbten sich die Felder gelb und die Ähren bogen sich schwer und trüchrig vor der Sichel des Schnitters. Die Flüsse sanken tiefer in ihre Betten, als folgten sie dem Niedergang der Sonne am Himmel.

Der Dnjepr rundete seinen großen Bogen still und ohne Hast und wandte sich gen Süden und dem Schwarzen Meer zu. Ohne Wirbel und Stromschnellen wanderte er wie im Schlaf durch die Stadt, in der Hanne-Liebe geboren war. Er streckte sich schlummertrunken unter der sinkenden Sonne. Häuser und Gärten längs der Ufer spiegelten sich in klaren Umrissen in dem stillen Wasser. Ab und zu sprang ein Fisch und schlug Ringe durch die Stille, oder ein Junge warf einen Stein.

Auf der Flossbrücke, die die eigentliche Stadt mit der Vorstadt „jenseits des Dnjepr“ verbindet, stand ein Mönch in schwarzer Kutte. Er stützte die Ellbogen auf das Geländer und hielt die Hände unterm Kinn gefaltet. Ab und zu spuckte er in den Fluß und sah nachdenklich zu, wie sein eigenes Bild im Wasser sich verwischte und langsam wieder hervortrat. Ein flüchtriges Lächeln ging über sein sonnverbranntes Gesicht. Er nickte ein paarmal, und sein langes blondes Haar, das unter der dunkeln Mönchskappe hervorwallte, fiel weich über seine Schultern. Aber im nächsten Augenblick ward sein Antlitz wieder so ernst wie zuvor, und er verharrte in derselben Stellung, starrte grübelnd in den langsam rinnenden Fluß. Sein Ausdruck war hart und nach innen gewandt. Es war, als spräche er von langen Tagen und langen Wegen, von Wanderungen vom Morgen bis zum Abend in Gebet und Verzicht. Seinen Wanderstab hatte er neben sich an das Geländer gelehnt. Ab und zu bewegte er die Beine. Es sah aus, als wären sie wund und heiß von den langschäftigen, staubigen Schmiedelederstiefeln. Und nachdem er sie ein paarmal hin und her bewegt hatte, um abwechselungsweise auf ihnen zu ruhen, richtete er sich einen Augenblick auf und strich sich mit der einen Hand über seinen hellen, krausen Christusbart, während er mit der andern seinen Sack und den zerbeulten Blechkessel auf seinem Rücken besser zurechtshob. Darauf beugte er sich über das Geländer und stand lange mit unter dem Kinn gefalteten Händen, ohne sich zu rühren; starrte nur ins Wasser und auf sein immer dunkler werdendes Bild darin: Ein wandernder Bruder vom Korniljew-Kloster bei Petschora, murmelte er ein paarmal, wie um seine eigene Stimme zu hören.

Die Sonne sank am westlichen Himmel, vertrieben von einer Gewitterwolke, die sich im Westen erhob. Es sah aus, als flüchte sie vor den blauschwarzen Wetterwolken und versenke den Himmel hinter sich, um ihre Flucht zu decken. Von fern her kam ein hohler und harter Ton durch die Luft, ein tiefes und rollendes Klingen von den Höhen über die Erde. Es war so still, daß nichts anderes zu hören war als dieser ferne Himmelston, der stieg und sank und in Stille verklang, bis er sich wieder drohend in dem

laufenden Schweigen erhob. Die Luft war schwer und heiß zu atmen. Sie stemmte sich gegen die Brust und fauste vor den Ohren, stärker und stärker, als sei ein Sturm im Anzug. Ein Wind kam unsicher und tastend einhergefahren. Der Staub stieg gleich grauen Schatten von den Wegen auf, kraftlos und schwankend, und sank wieder zusammen. Die Blätter drehten sich matt auf den Stielen, entblößten ihre blasse Unterseite und verharrten so, nackt und bereit, sich vom Sturm nehmen zu lassen.

Der Mönch richtete sich auf und blickte nach der Wetterwolke, die über der Stadt heraufzog. Er wollte sich umwenden, um zu gehen, blieb aber stehen, weil er Stimmen vernahm und zwei junge Frauengestalten kommen sah. Sie gingen dicht an ihm vorüber. Er wandte den Kopf ab und schaute zu Boden. Im selben Augenblick zerriß ein Blitz die blauschwarzen Wolken. Der Mönch verneigte sich einige Male tief und machte bei jeder Verneigung das Kreuzeszeichen, während er gleichzeitig vor sich hin murmelte:

„Gott behüte uns vor dem Bösen. Gott behüte uns vor dem Bösen . . .“

Er nahm seinen Stab und schritt langsam nach der Stadt hinauf. Und wie er so das steile Ufer emporstieg, schien seine Gestalt in der schwarzen, flatternden Mönchskutte sich durch das bleiche Zwielicht bis in die dunklen Gewitterwolken hineinzuheben. Aber als er das Ufer erklommen hatte und im Schuß der ersten Häuser war, stand er still und sah nach den beiden jungen Frauen zurück. Er konnte sie gerade noch unterscheiden in ihrem hastigen Streben, unter Dach und Fach zu kommen, eh das Unwetter losbrach. Es waren Hanne-Liebe und Rima.

Hanne-Liebe war nach Hause zurückgekehrt. Es war ihrem Bruder schließlich gelungen, ihr die Freiheit zu erwirken, unter der Bedingung, daß sie ihren Aufenthalt in ihrer Vaterstadt nehme. Allerdings hatte sie nichts verbrochen und es lag keinerlei Beweismaterial gegen sie vor. Aber sie hatte gefährliche revolutionäre Beziehungen gehabt, was an sich Grund genug war, sich ihrer Person zu versichern. Nach einem halben Jahr Untersuchungshaft hatte man sie nach Hause geschickt; jedoch war sie auch jetzt noch unter polizeilicher Aufsicht.

Segal hatte auch getan, was in seiner Macht stand, um für Sascha die Freiheit zu erwirken; aber man hatte ihm bedeutet, er tue besser daran, davon die Hand zu lassen. Der junge Mann müsse vorläufig bleiben, wo er sei, bis seine Verhältnisse genauer untersucht wären. Es lagen gravierende Beweise gegen ihn vor. In seiner Wohnung hatte man Sprengstoffe gefunden, deren Vorhandensein er auch gar nicht leugnete. Im übrigen aber weigerte er sich bei den Verhören, irgendwelche Erklärung abzugeben, was keineswegs zu seinen Gunsten sprach. Nichtsdestoweniger ließ Segal sich nicht abschrecken. Er behauptete, er könne beweisen, daß es sich um eine künstlich in

Szene gefestete Verschwörung handle, deren nähere Einzelheiten im Interesse des Sicherheitsdienstes besser nicht an die Öffentlichkeit gelangen durften. Es half nichts. Sascha blieb in der Peter-Paulfestung gefangen, wohin man ihn sogleich nach seiner Verhaftung gebracht hatte. Und Segal mußte die Sache ihren willkürlichen administrativen Gang gehen lassen. Er wunderte sich manchmal selber darüber, daß er sich in all diese Schwierigkeiten eingelassen hatte. Seine eigene Stellung gewann nicht dadurch. Aber im nächsten Augenblick kreisten seine Gedanken wieder um dieselbe Sache. Schließlich war ihm, als hätte er persönlich an Sascchas Schicksal teil, und als berührte es auf eine oder die andere Art auch sein eigenes.

Er hatte gehofft, den beiden jungen Menschen gleichzeitig die Freiheit zu verschaffen, selbst wenn es unter der Bedingung geschähe, daß sie so und so viele Jahre des Landes verwiesen würden. Das hätte ihm sogar zugesagt. Sie hätten zusammen im Ausland studieren können, bis in ihrem Vaterland ruhigere Zeiten kämen. Es war ihm nicht lieb, daß Hanne-Liebe unter Polizeiaufsicht in ihre Vaterstadt zurückkehren sollte. Er sah voraus, daß die zuständigen Behörden sie auf jede Weise fühlen lassen würden, wie mächtig sie waren. Kleine Machthaber sind stets schlimmer als große. Und er fürchtete, daß Hanne-Liebes Entwicklung und Zukunft durch all diese Widerwärtigkeiten in ein verkehrtes Geleise kommen könnten. Es konnten auch immer unvorhergesehene Dinge geschehen in einer Judenstadt. Der Rassenhaß nahm zu wie ein Brand, der, von einem Sturm getragen, von Haus zu Haus springt. Er konnte auch ihre kleine Stadt am Dnjepr erreichen. Er hatte Hanne-Liebe zu verstehen gegeben, daß es nicht schwer sei, sich einen Paß ins Ausland zu verschaffen, und daß man mit ein bißchen Umsicht und Vorsicht leicht sich der Aufmerksamkeit der zuständigen Polizei entziehen und über die Grenze gelangen könne, ehe noch jemand darauf achte. Die Verwaltung nehme eine solche Auslandsreise in einem Fall wie dem ihren nicht weiter feierlich. Er selber dächte daran, sich eventuell ein bißchen in Europa umzusehen. Mittlerweile verginge die Zeit und Sascha würde sicher später, sobald die politische Entwicklung eine allgemeine politische Amnestie fordere, frei. Wann sie käme, sei schwer zu sagen; aber kommen müsse sie auf jeden Fall. Man könnte ja doch nicht einen demütigenden Frieden mit dem auswärtigen Feind schließen, ohne daß man versuchte, auch mit dem inneren Feind zu einem vorläufigen Vergleich zu kommen. Das sei eine Sache, die nicht mit dem Herzen zu tun hätte, sondern mit dem Verstand.

Aber Hanne-Liebe wollte davon nichts hören. Fliehen und sich selber in Sicherheit bringen, solange Sascha in den Kasematten der Peter-Paulfestung saß? Hätte sie gewußt, daß er nicht gleichzeitig mit ihr freigelassen würde, so hätte sie vorgezogen, im Gefängnis zu bleiben. Und wenn sie nicht in Petersburg bleiben dürfte, so ging sie am liebsten nach Hause und wartete da.

Segal schrieb also an die Mutter, von sich selber und Hanne-Liebe, von den Jungen und den Alten, von Anschauungen, die wechseln und sich von Generation zu Generation verschieben. Er redete kindlich und sohnesehrerbietig zu ihr, versprach ihr, nach Hause zu kommen, um sie zu sehen und ihr beizustehen, wenn es nötig wäre. Zuletzt aber schrieb er, er hätte in zwei großen ausländischen Banken auf Hanne-Liebes Namen ein Kapital, die Hälfte seines Vermögens, hinterlegt. Und dabei nannte er eine Summe, die ihn selbst mit Stolz erfüllte.

Frau Segal hatte diesen Brief wieder und wieder gelesen, und jedesmal, nachdem sie ihn sorgfältig durchgelesen hatte, legte sie ihn neben sich auf den Tisch und sah lange vor sich hin. Nachts legte sie ihn unter ihr Kopfkissen, als sei es ein ungeheuer wichtiges und kostbares Dokument. Nach Verlauf von ein paar Tagen schloß sie ihn zu unterst in ihren Schmuckschrein. Da verwahrte sie Hanne-Liebes Briefe aus dem Gefängnis und den Bericht des Bruders über das, was vorgefallen war. Sie wunderte sich nicht, als sie hörte, wie es Hanne-Liebe ergangen war. Im Gegenteil, es kam ihr vor wie eine Strafe Gottes, eine Warnung für alle, die ihrer Mutter ungehorsam sind. Aber je mehr Zeit darüber hinging, desto häufiger traten an Stelle dieser Vorstellungen von Strafe und Vergeltung Kummer und Unruhe um Hanne-Liebe. Sie wäre am liebsten selbst nach Petersburg gefahren, um sich die Erlaubnis zu verschaffen, ihre Tochter zu sehen; aber sie war ja noch niemals weiter gekommen als bis zu den nächstliegenden Ortschaften, und der Sohn schrieb, Hanne-Liebe ginge es gut und sie käme bald frei; das Ganze sei eine Bagatelle, ein beklagenswertes Mißverständnis, das er schon allein ins reine bringen würde. Er sehe nach der Schwester so oft als möglich und halte es für besser, daß die Mutter nicht komme. Vorläufig seien es in der Hauptsache juristische Fragen, um die es sich handle, und er vertrete Hanne-Liebes Interessen nach bestem Vermögen.

Frau Segal begriff, daß sie nichts tun konnte. Hanne-Liebes Leben war auf Bahnen geraten, auf deren Richtung ihre Mutter keinen Einfluß hatte. Einsam und verlassen saß sie, machtlos, in dem kleinen Haus am Dnjepr, das der Rahmen um ihr ganzes Leben gewesen war. Aber die Welt war größer, und der Wege im Leben waren es viele, das sah sie jetzt ein. Und gut war es jedenfalls, daß Hanne-Liebe ihren Bruder hatte. Er würde ihr helfen und ihr raten, er, der fremde Mann, ihr leiblicher Sohn, dessen Name verflucht war und ausgelöscht aus der Liste der Lebenden, wenn sie ihn auch nie hatte vergessen können. Und jetzt schrieb er, er wolle kommen, um sie zu sehen und sie um Verzeihung zu bitten für all das Leid, das er ihr verursacht hatte. Wer weiß — vielleicht war es trotz allem Gottes Wille, daß Hanne-Liebe in die Welt hinausziehen mußte, um ihren Bruder in die Heimat zurückzuführen. Jude war er nicht und konnte es ja wohl auch nie

wieder werden; aber er war dennoch seiner Mutter Sohn, von ihr geboren in jungen Tagen. Und jetzt hatte er seiner Schwester die Hälfte seines Besitzums gegeben, hatte sie ungeheuer reich gemacht, reicher als ihr Nachbar Suchoswersky jenseits der Wasserrinne, reicher sogar als der Gerichtspräsident war. Und Frau Segal, die immer unter Menschen gelebt hatte, deren ganzes Leben dem Verdienen und Ersparen von Geld gewidmet war, fühlte sich plötzlich ganz ängstlich zumute über Hanne-Liebes großes Vermögen, zu dem sie unverhofft und ohne Anstrengung gekommen war. Wenn es ihr nun Unglück brachte? Wer weiß, ob es nicht Schuld daran trug, daß Hanne-Liebe ins Gefängnis gekommen war? Und das war vielleicht bloß der Anfang. Mißgunst und Neid würden ihr folgen, wohin sie ging und stand, und an ihr zerren gleich gierigen Hunden. Wenn sie doch zur rechten Zeit einen guten Mann gefunden hätte! Zufriedenheit war mehr als Reichtum. Jetzt gab es ja weit und breit keinen Mann mehr, der für sie paßte, jetzt, nachdem sie in der Hauptstadt gewesen und so reich geworden war. Jetzt taugte bloß noch ein reicher Bankier für sie oder ein Diamantenhändler en Gros. Vielleicht daß Rothschild käme und sie freite . . .

Und dabei wanderten Frau Segals Gedanken wieder zu Hanne-Liebes Aussteuer, die sie mit liebender Hand durch viele Jahre hindurch zusammengetragen hatte; und sie fing auf einmal zu weinen an, still und hilflos, wie ein alter Mensch weint, wenn er sich plötzlich als einsam und überflüssig erkennt. Was bedeutete jetzt das bißchen Aussteuer, die paar Kisten voll Leinwand, die paar Duzend silberne Löffel und Gabeln und andere alte Sachen! Was war das für Hanne-Liebe! Ihr Mann würde mitleidig lächeln, wenn er es sähe, und darüber staunen, wie ärmlich und geschmacklos alte Menschen sein könnten. Und das Haus, das alte Haus an der Lesnaja-gasse in der Vorstadt jenseits des Flusses, wo sie ihr ganzes Leben gelebt, die Kinder zur Welt gebracht und aufgezogen hatte, bis jedes von ihnen seiner Wege ging! Wer sollte in dem Haus wohnen? Es gehörte Hanne-Liebe, Hanne-Liebe, die sich jetzt einen Palast in Odesa oder ein Schloß in Paris kaufen konnte, wenn sie Lust dazu hatte. Was machte sie sich aus dem alten Judenhaus am Dnjepr! Es war viel zu gering für sie, zu armselig und unbedeutend und wertlos. Aussteuer, Haus und Heimat, ihrer Mutter Denken und Sorgen, alles bedeutete nichts mehr, war überflüssig, bloß etwas, dessen man sich schämen mußte . . .

Frau Segal beugte das Haupt und weinte oft. Es sah aus, als würde sie kleiner und kleiner, schrumpelte zusammen wie ein Blatt, das unter der Kühle des Herbstwinds welkt.

Und wenn Zipe oder Nastja sie fragten, was ihr fehle, antwortete sie, das Herz sei es, das sie drücke. Aber eines Tages kam sie auf den Gedanken, wenn sie tot wäre, würde Hanne-Liebe vielleicht Abraham und Zipe

das Haus überlassen. Sie gehörten zur Stadt. Abrahams Geschäft ging immer besser. Er führte jetzt auch Seidenwaren und brauchte mehr Platz, schon darum, weil Zipe ihm jedes Jahr ein Kind gebar. Das war ein Ausweg. Wenn Hanne-Liebe heimkam, wollten sie darüber reden. Jakow kam ja ebenfalls, hatte er geschrieben; und wenn auch er seine Zustimmung dazu gab, daß man das Haus an Abraham abtrat, so würde sein Besuch allen willkommen sein, auch wenn er nicht mehr Jude war.

Und nachdem Frau Segal diesen Ausweg gefunden hatte, dauerte es auch nicht lange, bis sie Zipe erzählte, Hanne-Liebe wäre sehr reich geworden und ins Gefängnis gekommen. Weil sie aber nicht recht des näheren erklären konnte, weshalb Hanne-Liebe ins Gefängnis gekommen war, glaubte Zipe auch nicht an den Reichtum, bis die Mutter sagte:

„Ich habe ein Dokument darüber. Sie hat geerbt.“

„Wen hat sie beerbt?“ rief Zipe, blutrot im ganzen Gesicht vor Spannung.

„Ihren Bruder,“ antwortete die Mutter und blickte zu Boden.

„So ist er also tot?“ fragte Zipe flüsternd.

„Nein. Sie hat ihn bei lebendigem Leibe beerbt.“

„Oh, du großer Himmel!“ rief Zipe; und es dauerte nicht lange, so hatte sie — entgegen einem heiligen und teuren Gelöbniß, es ja keinem Menschen zu erzählen —, die Geschichte weiter getragen, die nun von Mund zu Mund ging und die abenteuerlichsten Formen annahm. Einige berichteten, Hanne-Liebe hätte einen Mann getroffen, der mit Häuten und Fellen handelte. Dieser hätte sie adoptiert und wäre plötzlich gestorben. Andere wieder behaupteten, sie hätte sich einem kaukasischen Fürsten verkauft, dem sie oben drein noch einen Familiendiamanten so groß wie ein Hühnerei gestohlen hätte. Und andere wieder meinten, alles das sei dummes Geschwäg: Hanne-Liebe habe sich taufen lassen, um den Metropoliten in Moskau im Bad zur Hand zu gehen. Als die Polizei Wind davon bekommen hätte, hätte sie ihren Anteil an der Beute verlangt; aber das Judenmädchen hätte ihren Verdienst mit niemand teilen wollen. Darum hätte man sie eingesteckt, und jetzt handle es sich darum, wieviel sie bezahlen müsse, um frei zu kommen. Sobald sie das Lösegeld entrichtet hätte, käme sie nach Hause, um den Rest ihres Raubs in Sicherheit zu bringen.

Das Gerücht drang auch bis zur alten Nastja, und voller Entsetzen kam sie zu ihrer Gebieterin, um auszukundschaften, inwieweit es recht hätte. Aber als Frau Segal ihr in wenigen Worten den wirklichen Zusammenhang erklärte, schüttelte Nastja zweifelnd den Kopf: das machte ihr niemand weis, daß Jakow, der von daheim weggelaufen war, so viel Geld verdient hatte, daß er seiner Schwester eine derartige Mitgift schenken konnte. Nastja schüttelte den Kopf, bekreuzte sich ein paarmal und glaubte fester als je an Hanne-Liebes höchst seltsame Abenteuer . . .

(Fortsetzung folgt)

Hölderlin

von Emil Strauß

Hölderlin ist einer der geliebtesten Namen der deutschen Dichtung. Er gebietet nicht über das deutsche Volk. Sein Ton hat weder das Erz des Schlachtrufes noch den Saft des kannibalischen Wohlseins. Man möchte seine Stimme mit der Laute vergleichen, wenn die Laute noch wie vor dreißig Jahren das mythische Instrument wäre, unser Traum von einem bezwingend reinen und festlichen Tonquell. Wer ein Ohr für Hölderlin hat, der liebt ihn mit unzerstörbarer Dankbarkeit und Bewunderung, mit der Liebe, die den Sieg scheinbar wehrloser Schönheit bedeutet, mit einer Liebe und Sicherheit, der jedes Vergleichen fernliegt. Der Name Hölderlin ist uns zur Hieroglyphe des Begriffes „Dichter“ geworden, insofern wir ein Leben meinen, das sich kraft seiner Seligkeit und Leiden zur Schönheit verzehrt, das nur die verlorene Form eines Kunstwerkes ist.

Und so sehr Gedichtbücher Beichten sind, es gibt wohl keines sonst, das wie Hölderlins schlankes Bändchen ein durchsichtig klares Abbild des Dichterlebens wäre. Und dies ist nicht erreicht durch eine Fülle realistischer Erinnerungszüge, wie wir sie seit Goethe gewohnt sind: wir erstaunen, in einem Jugendgedicht etwa von Erdbeeren oder Suppenzeit zu lesen; seine Gedichte der Reise entrücken der äußeren Wirklichkeit, überfallen das Erlebnis in seiner geistigen Heimat und Höhe und umgeben es nur mit soviel Erdenluft und -dust, als die Flügel beim Aufschwung mit emporreißen müssen. Die Unmittelbarkeit Hölderlins ist durchaus seelisch, sie hinterläßt auch kein Problem oder Rätsel, und wenn sie uns dennoch auf das äußere Leben des Dichters begierig, ja neugierig macht, so kommt dies daher, daß wir schon zu viel erfahren, um nicht alles wissen zu wollen. Darum hat es schon manchen gereizt und wird noch manchen reizen, die tief und leuchtend fließenden Farben dieses Selbstbildnisses aus genauer Tatsachenkenntnis in Konturen zu fassen: dem Verstande mag dadurch manches nähergebracht werden, kaum dem Verständnisse.

Napoleon, den er bewunderte, sog noch die Milch der frommen Denkart, war ein halbes Jahr alt, Schiller zählte zehn Jahre, Goethe ritt nach Sesenheim, Klopstock, fünfundvierzigjährig, stand auf der Höhe seines Ruhmes und Einflusses, als zu Laufen am Neckar Hölderlin geboren wurde, in jener Gegend Württembergs, der wir auch Kepler, Schiller, Hegel, Schelling, Mörike und andere verdanken.

Er war zwei Jahre alt, er konnte Augen und Füße gebrauchen, er hatte seinen Vater kennen gelernt und langsam in das Fundament seines Lebens und Bewußtseins hineingemauert, er wußte schon, wem der schwerere Schritt,

die tiefere Stimme sei, die immer anderes Leben ins Haus brachte, und die feste Hand beim Gehenlernen, da starb der Vater, entriß sich den Augen des Kindes, versagte sich seinem Suchen und mußte langsam wieder aus dem Bewußtsein hinausbröckeln.

Hölderlin zählte vier Jahre, da war eines Morgens, als er aufwachte, ein neuer Vater da: verdämmerte Erinnerungen, kaum bewußt gewordene Erlebnisse und Gefühle wurden geweckt, mußten sich bezwingen und neue Richtung nehmen. Dieser zweite Mann der Mutter, Kammerrat Gock in Nürtingen, wurde für Hölderlin ein echter Vater, liebevoll und geliebt; aber er starb nach fünf Jahren, und also gerade in dem Alter, das schon entschieden dem Manne und dem Männlichen zugewendet ist, wurde der Knabe seiner Mutter und den Vasen überlassen.

Nach weiteren fünf Jahren, in seinem fünfzehnten, wo der Knabe aufs neue dem weiblichen Wesen und Einfluß entgegenwächst, nahm den jungen Hölderlin der Staat in die Arme, um ihn fast ein Jahrzehnt hindurch zum Geistlichen zu präparieren.

Man muß an Pflanzen denken, die man, sobald sie ihren ganzen Wuchs und Hang der Sonne zugewendet haben, immer herumdrehete und zu neuer Wendung zwänge, oder an andere, die Knie und Stützen bilden und durch Wegschneiden derselben zu immer neuem Triebe genötigt würden.

Die Mutter mag aufgeatmet haben, als der begabte, empfindliche, sonderbare Bub, der angesichts eines Sonnenunterganges auf die Knie fallen und in Gebete ausbrechen konnte, glücklich in der Denkendorfer Klosterschule versorgt war, wie seitdem noch unzählige schwäbische Mütter, wenn ihre Buben das kritische Landerexamen bestanden hatten. Jene Knabenschulstaaten sind natürlich berechnet auf den normalen Schlag, der fest angepackt werden will; und auch feinere Naturen, sofern sie nur kräftig und wetterfest sind, werden das System ohne direkten Schaden über sich ergehen lassen. Hölderlins Zartheit aber konnte sich in so rauher Luft nicht abhärten und stärken, er verbrauchte ersichtlich übermäßig viel Kraft, um sich stets wieder in ein Gleichgewicht zu setzen. Schon im ersten Jahre sehen wir ihn unter einer wohl allzu gepfefferten Seelsorge zusammensucken, in religiöse Selbstquälerei verfallen und aus dieser Not seinen früheren Nürtinger Seelsorger um Hilfe anrufen. In Maulbronn klagt er über seine Verschleuchtetheit und Vereinsamung und in Tübingen spricht er es geradezu aus, wie sehr er sich von dem Stiftdasein an Körper und Gemüt geschädigt fühle, und will umsatteln. Die Mutter brachte ihn wohl ohne große Mühe davon ab, und er war in der Folge so klug, die Vortheile seiner Lage nicht zu vergessen. Er fand eine sorgenlose wissenschaftliche Ausbildung, erfuhr bei seinem tieferen philosophischen Studium die Theilnahme und den Wettstreit des gleichalterigen Hegel und des etwas jüngeren

Schelling, und auch für sein schwärmerisches Dichten fehlte es ihm nicht an ähnlich gestimmten Freunden.

In Maulbronn verlobte er sich mit der Tochter des Klosteramtmanns, und das Band hielt etwa zwei Jahre; in Tübingen mit der Tochter eines Professors. Erlebnisse von tieferer Bedeutung waren die beiden Liebschaften nicht; sie entsprachen seinem Heimweh nach zärtlicher Wärme und gaben ihm zeitweilig das Gefühl von Geborgenheit, dessen er bedurfte. Ein reisender Einfluß auf sein Dichten ist nicht nachzuweisen.

Dieses war über Pindar, Klopstock und provinzielle Einflüsse hinweg bei Schillers Vorbild angekommen. Nach dem jahrelangen Schwelgen und Ausschweiften in den krassen Vorstellungen seiner unerfahrenen Jugend und Jugend, in Rührung und Schwärmerei, in Oden, freien Rhythmen und wogenden Keimstrophen näherte er sich im letzten Jahre seiner Studienzeit einer Ausfüllung, einer wirklichen Betrachtung und Belebung der ihn bedrängenden Klangformen. In Gedichten wie „Genius der Kühnheit“ und „Schicksal“ empfinden wir die Rhetorik schon so unbedingt als Musik, daß wir uns williger den vielen Strophen hingeben, es leuchten Verse auf von absoluter Kraft und Schönheit wie:

„Wer bist du? Wie zur Beute breitet
das Unermeßliche vor dir sich aus“

und hinter den vielen und schönen Worten eines abgewandelten Themas blutet unerwartet das eigenste Leben des Dichters hervor:

„Es reise von des Mittags Flamme,
es reise nun von Kampf und Schmerz
die Blüt am grenzenlosen Stamme
wie Sprosse Gottes dieses Herz!
Beflügelt von dem Sturm erschwinde
mein Geist des Lebens höchste Lust,
der Jugend Siegeslust verjünge
bei kargem Glücke mir die Brust!

Im heiligsten der Stürme falle
zusammen meine Kerkerwand,
und herrlicher und freier walle
mein Geist ins unbekante Land!
Hier blutet oft der Adler Schwinde;
auch drüben warte Kampf und Schmerz!
Bis an der Sonnen letzte Ringe,
genährt vom Siege, dieses Herz!“

Kämpfen und Stürmen entgegenzugehen zögerte er nicht, als er 1793 sein theologisches Staatsexamen bestanden hatte: er verzichtete auf den seiner

harrenden Pfordienst und nahm eine Hofmeisterstelle an. Schiller, der ihn vor kurzem, beim Besuch in der Heimat kennen gelernt hatte, brachte ihn in das Haus der alten Freundin Charlotte von Kalb. Und hier, in der Teilnahme dieser und anderer Frauen, in weltmännischem Verkehr, im nächsten, doch nicht zu engen Ausstrahlungskreise von Weimar und Jena, hätte er wohl gedeihen können, wenn nicht der Zögling ein übles Früchtchen gewesen wäre. Hölderlins Arbeit war nicht nur erfolglos, sie war auch so überanstrengend, daß er sie aufgeben mußte. Von Frau von Kalb für die nächste Zeit sichergestellt, entschloß er sich, in Jena zu bleiben, den begonnenen Roman „Hyperion“ zu vollenden und Dozent an der Universität zu werden. Aber die jüngste Vergangenheit, neben dem Hofmeisterelende her ein hochgespanntes Kämpfen um „Hyperion“, der wolkenhaft noch keine Form annehmen wollte, und das Bohren an verschiedenen ästhetischen und philosophischen Problemen hatte doch eine tiefere Erschöpfung seiner Kräfte hinterlassen: der Roman, für den ihm Schiller schon Verleger und Honorar ausgemacht hatte, gedieh nicht, die wissenschaftlichen Pläne noch weniger, der Verkehr mit Schiller, Fichte, Goethe, Herder und andern entmutigte ihn in dieser Verfassung, statt ihn zu befeuern, die Hilflosigkeit ward ihm unerträglich, und er flüchtete in tiefer Niedergeschlagenheit nach Nürtingen zu seiner Mutter; zum ersten Male, das nicht das letzte blieb.

Die Lust der Heimat war natürlich nicht der Zauber, der ihn über Nacht hergestellt hätte, in Briefen an Schiller bekennt sich Hölderlin elend genug, aber er hatte doch Zeit, müßig zu sein, auszuruhen, zu genesen, langsam wieder Kräfte zu sammeln. In Jena hätte er das nicht gekonnt.

So war er nach einem halben Jahre erholt genug, um in Frankfurt im Hause eines Kaufmanns Gontard eine Hofmeisterstelle anzutreten. Bald schon meldete er nach Hause, es gehe ihm so gut wie möglich. Die Schaffenslust und -kraft stellte sich stärker als je ein, und im Fragment „An den Frühling“ hören wir zum ersten Male den eigenen, reinen und bewegenden Ton Hölderlins, der an keinen anderen mehr gemahnt:

„Wangen seh ich verblühen und Kraft der Arme verwelken,
du, mein Herz, noch alterst du nicht; wie Luna den Liebling
weckte des Himmels Kind, die Freude, vom Schlafe mich wieder.“

In der Wärme seiner neuen Lage, in der Beglückung durch die Gegenwart einer seltenen Frau blühte diese Kraft; zu verdanken hatte er sie der überwundenen Erschütterung des vergangenen Sommers: denn die hatte ihn aus dem ohnmächtigen Träumen und Wollen, zu dem sich seine ehrsüchtige Sehnsucht verslog, auf den letzten Halt seiner Persönlichkeit zurückgeschmettert und auf seine eigenste Federkraft verwiesen. In dieser glücklichen ersten Frankfurter Zeit, wo er sich der in jedem Sinne schönen Frau Gontard, der „Athenerin“, verehrend näherte, doch noch nicht ver-

wirrend nahetrat, und in Staunen und dankbarer Erfüllungsfreude eine Stille in sich fühlte, da konnte nun auch „Hyperion“ endlich seine Form finden. Gestalt darf man nicht sagen. Wie es etwa in dem gleichzeitigen „Wanderer“ nicht gelingt, das Ganze durch eine epische Linie von angnäherter künstlerischer Tragkraft zu stärken, die schulmäßig kahle Disposition vielmehr nur vermöge der leuchtenden Farbe und Bildkraft einer seltenen lyrischen Phantasie verhüllt wird, so ist auch die „Geschichte“ des Hyperion nur ein leichtes, aus psychologischen Linien gebautes Vehikel für einen unvergleichlichen Monolog. Der erste Band wurde in diesem Jahre fertig und herausgegeben; der zweite, zwei Jahre später erschienene, zeigt, ob schon geistig noch dieser Periode angehörig, deutlich die Stigmata einer neuen harten Zeit, ich erinnere nur an den fassungslosen Ausbruch gegen die Deutschen. Denn noch einmal mußte der Sturm über ihn weggehen, ehe ihm die letzte menschliche und künstlerische Prägung zuteil ward.

Seine Bewunderung und Verehrung für Frau Gontard, ihre Teilnahme an seinem geistigen Leben waren rasch zu einem gemeinsamen Schicksale zusammengewachsen, aus dem es kein Entinnen mehr gab. Hölderlin fühlte bald die Unheilbarkeit der Lage; aber er vermochte sich nicht von diesem neuen Lebenselemente zu entfernen. Er glaubte durch die Kraft des reinen Herzens die Gemeinschaft in geistiger Höhe halten und der Gefahr entheben zu können, glaubte, durch Dulden, Allesertragen, durch Austilgen der eigenen Persönlichkeit, durch Stillehalten diesem Kartenhaus von unhaltbaren Zuständen Bestand sichern zu können, — er blieb immer wieder im Hause, unselige, zerrissene Monate und Monate, und verließ es erst nach fast drei Jahren im Herbst 1798. Er begab sich nach Homburg, wo sich sein Freund Sinclair brüderlich seiner annahm.

Hatte er in Frankfurt vieles zu erdulden gehabt, im Allerheiligsten des Lebens und der Kunst war er angekommen. Er hatte gerade im letzten Jahre eine ungeahnte Konzentration seiner lyrischen Form, eine oft epigrammatische Knappheit und in Gedichten wie „Der Abschied“ (Trennen wollen wir uns . . .) und „Hyperions Schicksalslied“ die Höhe erreicht. Dieses Aufstiegs und seiner Kraft bewußt, erfüllt von dem „Hyperion“ und dem Plane des „Empedokles“ verlebte er in Homburg zunächst eine Zeit der Hoffnung, guten Mutes und angespannter Arbeit. Mit unablässiger Mühe, von allen Seiten und mit allen Mitteln drang er auf das ihn bannende Thema vom Tode des Empedokles ein. Wie er im „Hyperion“ etwa den werdenden, schwärmenden, noch nicht zur Selbstbestimmung gefestigten Menschen und sein Reagieren auf das Chaos der Realität zeigt, so im Empedokles den Vereisten, Selbstbestimmten, den Herrscher oder Gottessohn und das Reagieren der Welt auf ihn. Da er aber nicht von einer gestaltenden Vision des Charakters oder Schicksalslaufes, sondern

etwa von einer geistigen Stimmung ausging, so fehlte für ein Drama, das er nun einmal im Sinne hatte, ungefähr alles. Durch stetes Umkreisen, Angreifen von allen Seiten, durch Drehen, Wenden und Pressen suchte er zu seiner Idee das tragende Leben, den Stoff, die Gestaltungsmöglichkeit zu erzeugen, er schrieb Entwürfe, Szenarien, führte Szenen und Akte aus, psychologisierte in theoretischen Betrachtungen, und wenn eine entsprechende Gestaltungskraft wie auf vielen andern Wegen so auch auf diesem zum Ziele kommen mag, so mußte eben die elegisch hymnische Natur hier versagen. Hölderlin sah wohl so gut wie wir, daß jede Seite seines Manuskriptes voll Schönheit sei; aber es entging ihm auch nicht, daß all diese Schönheit nicht Menschen und ihre Kämpfe zu selbsttätigem Leben bringen und durch einen Sturm von Bewegung hinausführen könnte zu dem Formwunder plötzlich erfüllter Gestaltung; daß immer nur wieder die Elegie des Verstorbenen aufwogte, der noch über alle Nacht hinaus voll war von frommer Freude am Leben und Mitleben. Er ließ nicht ab, bis hier eben seine Kraft müde ward. Und es scheint symptomatisch, daß er in dem letzten Homburger Fragmente den Blankvers aufgab und sein Gedicht in der flammenhaft bewegten Rhythmik ausströmen ließ, die jedem Drucke und Hauche erzuckt und dient und die in der Lyrik erst die hemmungslosen Improvisationen seiner letzten Zeit bezeichnet.

Als er sich so den Halt und die Hoffnung dieses schweren Jahres entgleiten fühlte, sah er sich nach einer anderen Stütze seines unsicheren Daseins um und hoffte sie in der Herausgabe einer Zeitschrift zu finden. Ein junger Verleger war geneigt und machte seine Bereitschaft nur von der Mitarbeit der größten Namen abhängig. Hölderlin wandte sich an sie, bekam aber von den wichtigsten fast keine Antwort; nur Schiller, der sich seiner stets treulich angenommen hatte, der wußte, welch bereite und unerschöpfliche Kraft zu dem fraglichen Geschäfte nötig und welch empfindliches Gewächs Hölderlin sei, Schiller riet dringend ab. So unterblieb die Gründung. Vor dieser Form seines Schicksals konnte ihn Schiller warnen und bewahren, vor seinem Schicksale nicht.

Mag man noch so hoch in Anschlag bringen, daß ein Liebesbrief das Elend einer halbierten Existenz übertreibt, so zeigen doch die Brieffragmente an Diotima von Ostern und Juni 1799 (vor der Zeitschriftkatastrophe) zu deutlich, daß der Schwere seines Herzens kein mutiges Bewußtsein geistiger Kraft und Freiheit mehr die Wage hielt. Seit den ersten Oden des Fünfzehnjährigen war die Kunst (als Selbstgestaltung und Objektivierung im Werke) sein Traum, sein Stachel, sein Alp und sein Triumph gewesen; schon einmal hatte die Kraft seines zartgefüzten, scharfsensiblen Organismus dem Drucke seines verzweifelten Willens nicht standgehalten, war müde in sich gesunken; nun, als sich Empedokles ihm versagte,

brach er zwar noch nicht zusammen, aber er mußte die Hände sinken, den Torso hoffnungslos stehen lassen (die in dem Briefe vom 7. Juni 1799 zitierten Verse aus der letzten Szene der zweiten Homburger Fassung beweisen es), er mußte seinen größten Lebensgedanken abtun und einsargen, es gab gewiß nichts, das er sich zehrender zu Herzen nehmen konnte, und dieses Herz war schon so voll von Schiffbruch und Hilflosigkeit. Er war aber ein Kämpfer edelsten Blutes. Er hielt stand, bis die letzte Faser riß.

Es ist wunderbar, wie er sich gegen die erdrückende Trauer verteidigt, indem er die Freude, deren er bedurfte, die ihm der Lauf der Ereignisse versagte, ja, zerstörte, der Natur abschmeichelt, der Betrachtung abringt, aus sich selbst erzeugt: in diesem Jahre oder Sommer entsteht jene ganze Reihe idyllischer Gedichte und Oden wie „Emilie“, „Morgen“, „Abendphantasie“, „Heidelberg“, „Die Launischen“, in denen sich die Klage, die im Herzen und schon in den Lippen zittert, in eine überwältigende, alles erneuende Freude verwandelt; in eine Freude, die uns darum so religiös durchschauert, weil sie nicht eine der Ruhe und Sicherheit, sondern eine Freude der Überwindung, der höchsten Steigerung und Selbstbehauptung ist und für ihn nur dauert, bis sie ausgesprochen in den geheimnisvollen Kreislauf des Göttlichen zurückgeht. Er gewann die Ruhe, jene hysterische Schmähung seines Vaterlandes am Schlusse des „Hyperion“ nun durch den „Gesang des Deutschen“ zu widerrufen, es gelang ihm, auch noch in Homburg, in „Menons Klage um Diotima“ seinen verheerenden Gram in ein übermenschliches Lächeln zu zwingen, in die schönste Elegie der deutschen Sprache, also wohl die schönste der Welt.

Er hatte als Mensch und als Künstler seine Höhe erstürmt, er hatte seinen Bereich erobert und mit unzerstörbaren Siegessäulen abgesteckt, er hatte die Grenzen seines Wesens gedehnt und hinausgetrieben mit der zerrenden Kraft der Verzweiflung bis zu der Linie, über die keiner hinüberkommt, — nun trieb ihn die Not und Ermüdung in die Heimat, zur Mutter. Ob er selbst den unverwelklichen Lorbeer an seinen heißen Schläfen fühlte —? Seinen Landsleuten war gewiß nicht viel davon sichtbar, sie sahen nur den müden Schritt des Rückzuges, die Scheu und Reizbarkeit des Enttäuschten, sie sahen den stellenlosen Hofmeister, der doch zu so schönen Hoffnungen berechtigt hatte, der längst Helfer und des schönsten Spezialates hätte sein können.

Er blieb nur wenige Wochen in Nürtingen, dann zog er zu seinem Freunde Landauer nach Stuttgart, wo er sich mit Stundengeben durchzuhelfen gedachte. Für uns ist diese Station seines Weges bezeichnet durch das große Gedicht „Der Archipelagus“, das zentrale Werk, nach dem alles, was er gedichtet hat, näher oder ferner gravitiert; denn hier kündigt

er unmittelbar und frei den Menschen und das Leben nach seiner Vision und schaffenden Sehnsucht. Daß er es tat im Bilde hellenischer Blüte, war natürlich; auch wir, nicht mehr so unbedingt griechengläubig, wissen noch von keiner anderen abgeschlossenen und doch über uns hinausdeutenden Kultur. Hölderlin benannte den hochherzigen, naturfrommen, gotterfüllten Menschen, der in allen Zeiten das Große heraufgezwingen hat, mit dem Namen Grieche oder Athener. Nach ihm bangt nicht nur das Herz des Einsamen, der ihm verwandt ist; das Meer, der Archipelagus, der ihn ehemals gesehen hat, sehnt sich nach ihm:

„— in schweigender Nacht hört

deine Weheklage der Fels, und öfters entflieht dir

zürnend von Sterblichen weg die geflügelte Woge zum Himmel.“

Alle die Elemente warten auf diesen Menschen, die bereiten Mächte der Natur, die guten Götter, die ihren Ruhm darin haben, daß er sie erkennt und in sich wirksam macht, — wie einst die Helden von Salamis, die Erbauer der Akropolis.

Das Bild ist griechisch, der Geist ist nachchristlich, die griechischen Götter haben sich zu Elementen und Mächten vergeistigt, der Christengott, der über einer unendlich gewordenen Welt fast unspürbar fernegerückt war, ist in den vielfältigen Formen seiner unmittelbar wirkenden Nähe inbrünstig gefühlt, erkannt und mit Liebesnamen genannt. Arm ist, wer diese Götter nicht kennt, immer unfruchtbar bleibt die götterlose Zeit, wie rastlos sie auch arbeite; einsam, lebend begraben sind in dieser Frist die wenigen Göttlichgeborenen, aber ihr Dasein, ihre Sehnsucht, ihr furchtlos reger Geist bürgt dafür, daß im Wechsel und Werden die große Zeit wiederkommt und alles Leben voll göttlichen Sinnes wird.

Ein Ruf, eine Klage, die uns erst jetzt nach hundert Jahren wahr geworden zu sein scheint, eine Sehnsucht, deren Alter uns erschüttert, eine Hoffnung, der auch wir noch nicht nähergekommen sind, die auch uns noch Trost sein muß, — ein Hymnus, der wie „die Göttersprache, das Wechseln und Werden“, wogend uns auf und ab trägt, so daß wir bald die leuchtende Ferne, bald ebenso von Schönheit gebannt nur die stille Tiefe sehen.

Im Winter bot sich ihm eine Hofmeisterstelle in der Nordostschweiz; im Januar reiste er hin, nach einem Vierteljahre schon wieder zurück nach Nürtingen, wo er dann bis zum Ende des Jahres aushalten mußte. Die Gedichte dieser Zeit wollen nicht mehr recht klingen, der Vers wird mühsam, die Sprache zerbröckelt darin, die Sätze finden kein Ende; nur etwa „Dichtermut“ und „An die Hoffnung“ haben den alten Guß und Klang.

In der Verlegenheit dieses Interims verfiel er wieder auf die alte Absicht, in Jena Dozent zu werden, und bat Schiller um seine Meinung. Die

Briefe Hölderlins an den bewunderten Helden haben nicht selten einen recht fatalen Ton und sind uns die Belege zu seiner gelegentlichen Klage darüber, daß er vor andern sich zu beugen, sich auszulösen geneigt sei; dieser letzte Brief aber ist von so rührender Haltung, daß wir Schillers Schweigen darauf nur schwer ertragen können. Wie man nun Goethen die Abneigung gegen Kleist nicht verzeihen will, so hat man auch Schiller diesen ungeschriebenen Brief zum Verbrechen gemacht. Aber wenn wir auf eine Erklärung von Schillers Verhalten noch so begierig sind, so haben wir doch wohl nicht das mindeste Recht, eher eine ungünstige als eine günstige zu erfinden. Diotima schreibt im September 1799 an Hölderlin unter anderm: „Ich muß Dir nur gestehen; es hat mich ein wenig erschreckt, daß Du schreibst, Du wolltest in einem gewissen Falle dem Rat und Ausspruch von Schiller folgen. Wird er nicht suchen, Dich in seine Nähe zu bringen. Wird dieser schmeichelhafte Ruf Dich nicht recht verführen? Wenn es einst so wäre, o dann gedenke der Liebe und ihrer unzähligen Qualen! — Schiller, Du könntest wohl nicht umhin, ihn zu besuchen, es könnte Dir wohl recht angenehm sein, und was ich dabei empfinden würde, fühlte ich genug an meinem hochklopfenden Herzen, als ich einige Stunden in jenem Hause zubrachte, einem Hause in Weimar bei Jena, in das Schiller ziehen sollte.“ Was hindert uns, anzunehmen, daß Frau Gontard vor andern ihre Eifersucht auf Schiller noch unverblümter bekundete, daß Schiller von diesem gegen ihn arbeitenden Einfluß hörte, Hölderlins zwei Jahre (September 1799 bis Juni 1801) währendes Stillschweigen danach deutete und, als schließlich wieder ein Brief kam, längst unheilbar entfremdet war? Hölderlins Schicksal wäre indessen auch durch den besten Bescheid nicht aufgehalten worden: mit Vorlesungen zu gedeihen war er nicht der Mann; wenn sonst nichts, so hätte ihm doch gewiß die prompte Geschicklichkeit dazu gefehlt.

Endlich fand er die alte Hilfe einer Hofmeisterstelle, diesmal fern in Bordeaux. Mitten im Winter machte er sich auf den weiten Weg, durchaus nicht frohen Mutes, doch tapfer wie immer.

Kaum ein halbes Jahr später kam er aus der Ferne wieder angewandert in Nürtingen, erschöpft, irre, „von Apollo geschlagen“, wie er an einen Freund schrieb.

Es traf sich, daß einige Tage später Diotima in Frankfurt starb.

Die geistige Zerstörung, wie sie sich bisher in Überreizungen und Ermattungen vorangekündigt hatte, vollzog sich stoßweise, durch Lobsuchtsanfälle mit längeren Pausen und ließ ihm zunächst noch Freiheit, die sechs großen Hymnen zu dichten, die er „Nachtgesänge“ genannt hat, Gesänge von Schicksal und Schicksalsmächten.

Die hymnischen Gedichte seiner Unreise waren gedanklich-rhetorischer Art gewesen und hatten mit gleich unerschöpflicher Suada die Liebe, die

Freundschaft, Griechenland, das Schicksal besungen. Dann hatte die Gewalt und Blut des Erlebens ihm beinahe die Sprache verschlagen: an der goldenen Schwere seines Herzens und Glückes wog er das Wort; was ihn bisher berauscht hatte, klang ihm dünn und leer, die Motive, die nun nicht mehr gesucht und gefunden wurden, sondern aus ihm herausbrachen (Sonnengott, Sokrates und Alcibiades, Der gute Glaube, Genesung und andere) forderten die Lakonik, die schamhafte Kürze der unmittelbaren Gegenwart; ihre überwältigende Kraft und Neuheit erzwang ein rein sachliches Verfahren der Fixierung:

„an solchem Stoffe
wird zum Knaben der Meister.“

Diotima erfüllte in dieser Zeit sein Herz so ausschließlich, daß auch andere Themen, zum Beispiel Alcibiades, Sonnengott, die in ihn eintraten, zu Diotima wurden. Ein alles durchdringendes Weben der Liebe und Freude ging seiner Stimme nun nicht mehr verloren. In der Entfernung von Diotima kam ihm dann wieder die Fülle des Wortes für das neu aufgewachsene Leben; als die Frau, die ihm eine Zeitlang alles andere bedeutet und verdeckt hatte, von ihm zurücktrat, wurden um sie, den Jubegriff herum wieder die Natur, die Heimat, die Mächte und Ideen sichtbar und umlebten ihn wie leibhaftige Genossen; er sah sie nicht mehr mit den geblendeten Augen des wortreichen Schwärmer, er war unterdessen der Liebe bis auf den Grund gegangen und hatte in ihr sein Maß aller Dinge gefunden. Früher hatte er die Liebe gesucht, von ihr geschwärmt und gestammelt, jetzt, da er sie in der einen Gestalt kannte, nun erkannte und verkündete er sie in allen Gestalten: ob die Liebe Diotima hieß oder Heidelberg, Sonne oder Heimat, Gott oder Griechin (göttlicher Mensch), er sang von ihr mit dem gesättigten Wille der zwingenden Vision, mit dem weitschwingenden und nachschwingenden Tone der Freude, der Beschwörung, des Glaubens, der Gewißheit. Ja, bald verschwindet Diotima aus den Gedichten, der Kreis weitet und erhöht sich immer mehr, und in den vielsäßigen Preisgesängen „Herbstfeier“, „Heimkunft“, „Brot und Wein“ bildet sich der weitschichtige religiöse Hymnus des letzten Jahres vor.

Die Elegie „Brot und Wein“, vor der französischen Reise gedichtet, ist schon ein „Nachtgesang“. Schon hier drängt sich die Idee mit spürbarer Mühe durch die Vorstellungen hindurch, manchmal etwas verwirrt, wenn auch nur von der Fülle, sucht sie sich in ihren Bildern zurecht, manchmal hebt und stößt die Vorstellung die Worte vor sich hin wie ungeschicktes Gesinde, und der elegische Vers, in dessen Takt — sollte man meinen — Hölderlins Blut für alle Zeit weiterpulsieren müßte, wird unfrei, poltert da und dort und wird gesprengt: es ist offenbar nur einem geringen Willensunterschiede zuzuschreiben, daß „Brot und Wein“ noch nicht die freie Rhyth-

mit der sechs Nachtgesänge hat. Diese letzte Form ist gewiß ein Ergebnis seiner Geschwächtheit; seine Kraft war nicht mehr ausdauernd genug, die eigenwillige Mechanik der Oden und elegischen Verse zu beherrschen und in Musik zu verwandeln. Indem er nun die bisher geübte Prosodie aufgab und sich einfach dem Wohlklang seines Wortes überließ, gelang es seinen zur letzten Feinheit und Empfindlichkeit abgenutzten Kräften, den freien Rhythmus mit eigenartigen, geistig und formell geheimnisvoll bannenden Entwürfen einzuweihen. Er empfand ihn als ein neues endgültiges Prinzip und sprach es zum Beispiel mit den von Bettina in der „Günderode“ mitgeteilten Worten aus: „— solange der Dichter noch den Versakzent suche und nicht vom Rhythmus fortgerissen werde, solange habe seine Poesie noch keine Wahrheit“ usw. Das war freilich auch damals nichts Neues und mit allen guten Versen zu belegen; aber Hölderlin scheint sich durch die neueste notgedrungene Entwicklung erst dieses Verhältnisses bewußt geworden zu sein. Er hatte seit Jahren fast nur streng gebundene Verse gemacht, Hexameter, Distichen, alkäische und asklepiadeische Odenstrophen, Blankverse. In allen gebundenen Versen kommt der uns in Schwingung versetzende besondere Rhythmus dadurch zustande, daß der aus Zahl und Verhältnis betonter und unbetonter Wortsilben sich ergebende schematische Versrhythmus, das Versmaß, durchspielt und durchbrochen, geschwächt und verstärkt, gelähmt und geschnellt wird durch die größeren und unregelmäßigen Schwingungen des Rhythmus der Sinnesbetonung, also des geistigen Rhythmus. Hölderlin hatte in den vier antiken Versformen, die er pflegte, nach Goethes und Schillers Vorgänge den Irrtum antikisierender Silbenmesserei (dem Platen dann wieder prompt verfiel) vermöge eines unverschulden musikalischen Sprachgefühls und reindeutschen Versgefühls überwunden und Hexameter und Odenstrophen mit der letzten rhythmischen Wahrheit und Lebenskraft erfüllt, die unsere Sprache ihnen schuldig war. Nun wurde seiner brechenden Kraft der freie Rhythmus zu einer neuen Form, in der sein empfindliches Ohr sich noch genügen konnte: in ihr durfte noch vollends verströmen, was von Schönheit, Weisheit und Ahnung in ihm war, in ihr wurde er über Goethe hinaus ein formaler Wegweiser, dem auch bis heute noch keiner nachgekommen ist. Seine Überschätzung dieses neuen Mittels — denn auch die freiesten Rhythmen sind nicht frei von Gesetzmäßigkeit: solange sie überhaupt noch lyrischen Wert haben, schwingen sie um ein (latentes) Grundverhältnis von zwei (vier), drei oder fünf Versakten — jene Überschätzung wird man nicht aus seiner Krankheit erklären, wenn man bedenkt, daß „Hyperion“ und viele Briefe in einer zwar sonst schönen und klaren, aber vershafteten das heißt rhythmisch widerspruchsvollen, verstimmtten und verstimmennden Prosa geschrieben sind, daß Hölderlin also bisher in diesen Fragen bewußter Klarheit ermangelt hatte.

Nach den Nachtgefängen und der Sophoklesübersezung, die 1804 erschien, versagte seine Arbeitskraft. Sinclair hatte ihn nach Homburg geholt und ihm beim Landgrafen eine kleine Sinekure verschafft; da lebte der Kranke nun, solange es anging, in einer Bauernhütte, er lag am Bache und sagte sich stundenlang griechische Verse vor, er saß am Flügel, dessen meiste Saiten er zerschnitten hatte, und phantasierte auf den übrigen, und wenn seine Stunde war, da kam gleich Windstößen die Rede aus ihm und sprach von den wenigen Dingen, die noch in ihm lebten, von der Dichtkunst und dem letzten Problem, das sie ihm aufgegeben hatte, nämlich den Rhythmus des Geistes unmittelbar und restlos im Worte lebendig zu machen.

Aber die Krankheit nahm ihren Ablauf. Hölderlin mußte in die Heimat und in eine Anstalt gebracht werden, und als die Zeit der Tobsucht um war und einen harmlosen Schwachsinnigen übriggelassen hatte, wurde dieser einem Schreiner in Tübingen zur Hut anvertraut. Der von Hause aus zarte Körper brachte es, nachdem er sich seines schonungslosen, aufreibenden Geistes erwehrt und entledigt hatte, noch zu einem gesunden Alter von drei- undsiebenzig Jahren. Die Verse, die Hölderlin auch fernerhin gelegentlich machte, zeigen immer wieder die leichte Hand und klare Bildkraft seiner guten Zeit, mit ihrer kindlich ernsthaften Trivialität erinnern sie an die Versuche des vierzehnjährigen Knaben.

So war der Bogen dahin zurückgekehrt, woher er kam.

Zweifel in seine Kraft hatten seine ersten Träume und Aufschwünge begleitet, Grauen vor einer unerbittlichen Übermacht hatte sich auch in den besten Zeiten bald als Angst bald als Gebet ausgesprochen, — diese Ahnungen hatten sich erfüllt; aber seinen Traum von geistigem Leben, Helden- und Künstlertum hat er zuvor mit bewundernswerter Energie in die Wirklichkeit gezwungen. Sein Rückhalt an Kraft war nicht groß und lief bei starkem Aufwande aus, Hölderlin war dann geneigt (ganz wie Hyperion) alles und sich aufzugeben; sobald er aber ein wenig ausgeruht war, sprang er wieder auf, besflügelte seine Kraft mit der Inbrunst eines hohen Willens und riß sich weiter. Sein dichterisches Wesen fußte nicht auf breiter Wirklichkeit, ja, recht eigentlich „auf schmaler Erde“; aber diese Wirklichkeit war echt und unzerstörbar. Als er in Diotima die Bestätigung seines Wissens und Glaubens fand, da war es ebenso notwendig wie schön, daß er das Verhängnis, das er alsbald erkannte, selbstvergessen und im Tiefsten seiner bewußt, umarmte. Nun in wunderbarer Einheit mit dem Leben, die jeder sucht und zu der sich doch jeder bezwingen lassen muß, stieg er seine steile, leuchtende, unverlöschliche Bahn empor, schwankte oben in einem Nebel niegesehener Lichter und Farben und verging.

(Einleitung zur Pantheonausgabe der Gedichte Hölderlins)

Friedrich Engels, Jugendbriefe

(Schluß)

An Friedrich Gräber

[15. Juni 1839].

... Die wörtliche Inspiration wird von den Wuppertalern in dem Grade gelehrt, daß Gott sogar in jedes Wort einen besonders tiefen Sinn gelegt haben soll, was ich oft genug von der Kanzel gehört habe. Daß Hengstenberg diese Ansicht nicht hat, glaube ich wohl, denn aus der Kirchenzeitung geht hervor, daß er gar keine klaren Ansichten hat, sondern bald hier etwas einem Orthodoxen zugiebt, was er bald darauf einem Rationalisten wieder als Verbrechen vorhält. Aber wie weit geht denn die Inspiration der Bibel? Doch wahrlich nicht so weit, daß der Eine Christum sagen läßt: das ist mein Blut, und der Andre: das ist das neue Testament in meinem Blut? Denn warum ist denn Gott, der den Streit zwischen Lutherischen und Reformierten doch vorherseh, diesem unseligen Streit nicht durch eine so unendlich geringfügige Einwirkung zuvorgekommen? Ist einmal Inspiration da, so gelten hier nur zwei Fälle: entweder Gott hat es absichtlich getan, um den Streit hervorzurufen, was ich Gott nicht aufbürden mag, oder Gott hat es übersehen, was ditto unstatthaft ist. Daß dieser Streit etwas Gutes hervorgerufen habe, läßt sich auch nicht behaupten, und daß er, nachdem er 300 Jahre die christliche Kirche zerrissen, in Zukunft noch Gutes wirken solle, wäre eine Annahme, die ohne allen Grund und aller Wahrscheinlichkeit zuwider ist. Gerade diese Stelle beim Abendmahl ist wichtig. Und, ist Ein Widerspruch da, so ist der ganze Bibelglaube zerstört.

Ich will Dir nur grade heraus sagen, daß ich jetzt dahin gekommen bin, nur die Lehre für göttlich zu halten, die vor der Vernunft bestehen kann. Wer giebt uns das Recht, der Bibel blindlings zu glauben? Nur die Autorität derer, die es vor uns getan haben. Ja, der Koran ist ein organischeres Produkt als die Bibel, denn er fordert Glauben an seinen ganzen, fortlaufenden Inhalt, die Bibel aber besteht aus vielen Stücken vieler Verfasser, von denen viele nicht einmal selbst Ansprüche auf Göttlichkeit machen. Und wir sollen sie unserer Vernunft zuwider, glauben, bloß weil unsre Eltern es uns sagen? Die Bibel lehrt ewige Verdammnis des Rationalisten. Kannst Du Dir denken, daß ein Mann, der sein Leben lang (Börne, Spinoza, Kant) nach der Vereinigung mit Gott strebte, ja, daß einer wie Guskow, dessen höchstes Lebensziel ist, den Punkt aufzufinden, wo sich das positive Christentum und die Bildung unserer Zeit verschwifert darstellen, daß der nach seinem Tode ewig, ewig von Gott entfernt sein sollte, und körperlich und geistig den Zorn Gottes ohne Ende in den grausamsten Qualen tragen? Wir sollen keine Fliege peinigen, die uns Zucker stiehlt, und Gott sollte einen solchen Mann, dessen Irrtümer ebenso unbewußt sind,

zehntausendmal so grausam und in alle Ewigkeit peinigen? Ferner ein Rationalist, der aufrichtig ist, sündigt er durch sein Zweifeln? Nimmermehr. Er müßte ja sein Leben lang die schrecklichsten Gewissensbisse haben; das Christentum müßte, wenn er nach Wahrheit strebt, sich ihm mit unüberwindlicher Wahrheit aufdrängen. Geschieht das? Ferner, in welcher zweideutigen Position steht die Orthodorie zur modernen Bildung? Man beruft sich darauf, daß das Christentum die Bildung überall hin mitgebracht habe; jetzt plötzlich gebietet die Orthodorie, die Bildung solle mitten in ihrem Fortschritt stehen bleiben. Was soll alle Philosophie, wenn wir der Bibel glauben, die die Unerkennbarkeit Gottes durch die Vernunft lehrt? Und doch findet die Orthodorie ein wenig, nur ja nicht zuviel, Philosophie ganz zweckmäßig. Wenn die Geologie andre Resultate bringt, als die mosaische Urgeschichte lehrt, wird sie verschrien (siehe den elenden Aufsatz der Evangelischen Kirchenzeitung: die Grenzen der Naturbetrachtung), bringt sie scheinbar dieselben wie die Bibel, so beruft man sich darauf. Zum Beispiel sagt ein Geolog, die Erde, die versteinerten Knochen bewiesen eine große Flut, so beruft man sich darauf; entdeckt aber ein anderer Spuren eines verschiedenen Alters dieser Dinge, und beweist, es habe diese Flut verschiedene Zeiten an verschiedenen Orten gehabt, so wird die Geologie verdammt. Ist das aufrichtig? Ferner: da ist Strauß' Leben Jesu, ein unwiderlegliches Werk, warum schreibt man nicht eine schlagende Widerlegung? warum verschreit man den wahrhaftig achtbaren Mann? Wie viele sind christlich, wie Meander, gegen ihn aufgetreten, und der — ist kein Orthodoxer. Ja, es giebt wahrhaftig Zweifel, schwere Zweifel, die ich nicht widerlegen kann. Ferner, die Erlösungslehre: warum zieht man sich nicht die Moral daraus, wenn sich Einer freiwillig für den Andern stellt, den zu strafen? Ihr würdet es Alle für Unrecht halten; was aber vor Menschen Unrecht ist, das soll vor Gott die höchste Gerechtigkeit sein? Ferner. Das Christentum sagt: ich mache Euch frei von der Sünde. Nun strebt dahin auch die übrige rationalistische Welt; da tritt das Christentum dazwischen und verbietet ihnen, fortzustreben, weil der Weg der Rationalisten noch weiter vom Ziel abführe. Wenn das Christentum uns Einen zeigte, den es in diesem Leben so frei gemacht hat, daß er nicht mehr sündigte, dann möchte es einiges Recht haben, so zu sprechen, aber eher wahrlich nicht. Ferner. Paulus spricht von vernünftiger, lauterer Milch des Evangeliums. Ich begreife es nicht. Man sagt mir: das ist die erleuchtete Vernunft. Nun zeige man mir Eine erleuchtete Vernunft, der das einleuchtet. Bisher ist mir noch keine vorgekommen, sogar den Engeln ist's „ein hohes Geheimnis“.

Ich hoffe, Du denkst zu gut von mir, dergleichen einer frevlerischen Zweifelsucht und Renommisterei zuzuschreiben; ich weiß, ich komme in die größten Unannehmlichkeiten dadurch, aber was sich mir überzeugend auf-

drängt, kann ich, so gern ich möchte, nicht zurückdrängen. Habe ich durch meine heftige Sprache vielleicht Deiner Überzeugung wehe getan, so bitte ich Dich von Herzen um Verzeihung; ich sprach nur, wie ich denke, und wie es sich mir aufdrängt. Es geht mir wie Gutzkow; wo sich Einer hochmütig über das positive Christentum hinwegsetzt, da verteidige ich diese Lehre, die ja vom tiefsten Bedürfnis der menschlichen Natur, dem Sehnen nach Erlösung von der Sünde durch die Gnade Gottes, ausgeht; wo es aber darauf ankommt, die Freiheit der Vernunft zu verteidigen, da protestiere ich gegen allen Zwang. — Ich hoffe eine radikale Veränderung im religiösen Bewußtsein der Welt zu erleben; — wäre ich nur erst selbst im Klaren! Doch das soll schon kommen, wenn ich nur Zeit habe, mich ruhig und ungestört zu entwickeln. Der Mensch ist frei geboren, ist frei!

Dein treuer Freund Friedrich Engels.

An Friedrich Gräber

12. Juli 39.

Frißo Graeber. Ihr könntet Euch wohl einmal herablassen, mir zu schreiben. Es werden bald 5 Wochen, daß ich Euren letzten Brief bekam. — In meinem vorigen Briefe warf ich Dir eine Masse skeptischer Klöße hin, ich würde das Ding anders angefaßt haben, wenn ich damals schon die Schleiermacher'sche Lehre gekannt hätte. Das ist denn doch noch ein vernünftiges Christentum; das leuchtet doch Jedem ein, auch ohne, daß man es gerade annimmt, und man kann den Wert anerkennen, ohne sich an die Sache anschließen zu müssen. Was ich von philosophischen Prinzipien in der Lehre fand, habe ich schon angenommen; über seine Erlösungstheorie bin ich noch nicht im Reinen, und werde mich hüten, sie gleich als Überzeugung anzunehmen, um nicht bald wieder umsatteln zu müssen. Aber studieren werd' ich's, sobald ich Zeit und Gelegenheit habe. Hätte ich die Lehre früher gekannt, ich wäre nie Rationalist geworden, aber wo hört man so was in unserm Muckertale? Ich habe eine rasende Wut auf diese Wirtschaft, ich will mit dem Pietismus und dem Buchstabenglauben kämpfen, solange ich kann. Was soll das Zeug? Was die Wissenschaft, in deren Entwicklung jetzt die ganze Kirchengeschichte liegt, verwirft, das soll auch im Leben nicht mehr existieren. Mag der Pietismus früher ein historisch berechtigtes Element in der Entwicklung der Theologie gewesen sein; er hat sein Recht bekommen, er hat gelebt, und soll sich nun auch nicht weigern, der spekulativen Theologie zu weichen. Nur aus dieser läßt sich jetzt etwas Sicheres entwickeln. Ich begreife nicht, wie man noch versuchen kann, den wörtlichen Glauben an die Bibel zu halten, oder die unmittelbare Einwirkung Gottes zu verteidigen, da sie sich doch nirgends beweisen läßt . . .

Den 26. Juli.

. . . . Ich kann Deine Erklärung nicht anders, als so unendlich ge-

zwingen ansehen, daß ich an Deiner Stelle mich lieber entschloße, Eines für unecht zu halten. — „Dem Christentum müssen sich unauflöslliche Zweifel entgegenstellen, und doch kann man zur Gewißheit kommen durch Gottes Gnade“. Diesen Einfluß der göttlichen Gnade auf den Einzelnen bezweifle ich in der Gestalt, wie Du ihn hast. Wohl kenne ich das selige Gefühl, das jeder hat, der sich in innige, herzliche Beziehung zu Gott setzt, Rationalist wie Mystiker, aber werde Dir darüber klar, denke, ohne Dich an biblische Redensarten zu knüpfen, darüber nach, so findest Du, es ist das Bewußtsein, daß die Menschheit göttlichen Ursprungs ist, daß Du als Teil dieser Menschheit nicht verloren gehen kannst, und nach allen unzähligen Kämpfen in dieser wie in jener Welt, vom Sterblichen und Sündlichen entkleidet, in den Schoß der Gottheit zurückkehren mußt; das ist meine Überzeugung und ich bin ruhig dabei; insofern kann ich Dir auch sagen, daß mir Gottes Geist Zeugnis gibt, daß ich ein Kind Gottes bin; und wie gesagt, ich kann nicht glauben, daß Du es in andrer Art sagen könntest. Freilich, Du bist viel ruhiger dabei, während ich mich noch mit allerlei Meinungen herumschlagen und meine Überzeugung nicht so unausgebildet stehen lassen kann; aber darum kann ich den Unterschied wohl quantitativ, nicht aber qualitativ anerkennen. — Daß ich ein Sünder bin, daß ich einen tiefliegenden Drang zur Sünde habe, erkenne ich wohl an, und halte mich durchaus von aller Wertgerechtigkeit fern. Aber, daß diese Sündlichkeit im Willen des Menschen liege, erkenne ich nicht an. Wohl gebe ich zu, daß in der Idee der Menschheit die Möglichkeit zur Sünde zwar nicht liege, aber in ihrer Realisierung notwendig liegen müsse; ich bin somit gewiß so bußfertig, wie es nur jemand verlangen kann; aber, lieber Fritz, daß durch die Verdienste eines Dritten meine Sünden sollen gehoben wären*, das kann kein denkender Mensch glauben. Denke ich, unabhängig von aller Autorität darüber nach, so finde ich mit der neueren Theologie, daß die Sündlichkeit des Menschen in der notwendig unvollkommenen Realisation der Idee liege; daß darum das Streben eines Jeden sein müsse, die Idee der Menschheit in sich zu realisieren, d. h. sich Gott gleich zu machen an geistiger Vollendung. Das ist etwas ganz Subjektives — wie soll die orthodoxe Erlösungstheorie, die ein Drittes setzt, etwas Objektives, dieses Subjektive vollbringen? Strafwürdig erkenne ich mich, und wenn Gott mich strafen will, so mag er's tun, aber eine ewige Entfernung, auch nur des geringsten Teils von Geist von Gott — das ist mit ganz unmöglich zu denken und zu glauben. Daß es Gnade von Gott ist, daß er uns annimmt, das ist freilich wahr, es ist ja alles Gnade, was Gott tut, es ist aber zugleich auch Notwendigkeit, alles was er tut. Die Einigung dieser Widersprüche macht ja einen

* Schreibfehler für „werden“.

bedeutenden Teil des Wesens Gottes aus. Was Du da weiter sagst, Gott könne sich nicht verleugnen usw., kommt mir vor, als wolltest Du meine Frage umgehen. Kannst Du glauben, daß ein Mensch, der nach Vereinigung mit Gott strebt, auf ewig von Gott verstoßen sein soll? Kannst Du das? Das kannst Du nicht, darum gehst Du um den heißen Brei. Ist das nicht eine sehr niedrige Ansicht, daß Gott für vergangenes Böse noch eine Strafe — außer der, die in der bösen That selbst liegt — geben soll? Du mußt mit ewiger Strafe auch ewige Sünde setzen; mit ewiger Sünde ewige Möglichkeit zu glauben, also erlöst zu werden. Die Lehre von der ewigen Verdammnis ist schrecklich inkonsequent. Ferner. Das historische Glauben ist Dir doch eine große Hauptsache vom Glauben, und der Glaube ohne jenes nicht denkbar; nun wirst Du mir aber nicht leugnen, daß es Menschen giebt, denen es ganz unmöglich ist, diesen historischen Glauben zu haben. Und von denen sollte Gott verlangen, daß sie das Unmögliche täten? Lieber Fritz, bedenke, daß das Unsinn wäre, und daß Gottes Vernunft wohl höher ist als unsre, aber doch nicht anders; denn dann wäre es keine Vernunft mehr. Die biblischen Dogmen sollen ja auch mit der Vernunft aufgefaßt werden.

Nicht zweifeln können, sagst Du, sei Geistesfreiheit? Die größte Geistesknechtschaft ist es, frei ist nur der, der jeden Zweifel an seiner Überzeugung besiegt hat. Und daß Du mich schlagen sollst, verlange ich nicht einmal; ich fordere die ganze orthodoxe Theologie auf, sie soll mich schlagen. Hat die ganze 1800 Jahr alte christliche Wissenschaft dem Rationalismus keine Gegen Gründe entgegenstellen können, und nur wenige seiner Angriffe repoussiert, ja scheut sie den Kampf auf rein wissenschaftlichem Felde und zieht lieber die Persönlichkeit der Gegner in den Staub — was soll man dazu sagen? Ja, ist die orthodox-christliche Lehre einer rein wissenschaftlichen Behandlung fähig? Ich sage nein; was kann mehr geschehen, als ein bißchen Rangieren, Erklären und Disputieren? Ich rate Dir, einmal die „Darstellung und Kritik des modernen Pietismus von Dr. E. Märklin, Stuttgart 1839“, zu lesen; wenn Du die widerlegst, (d. h. nicht das Positive, sondern das Negative darin), so sollst Du der erste Theologe der Welt sein.

„Der einfache Christ kann hierbei auch ganz stehen bleiben, er weiß, daß er ein Kind Gottes ist, und es ist ihm nicht nötig, daß er auf alle scheinbaren Widersprüche Rede und Antwort stehen könne.“ Auf die „scheinbaren Widersprüche“ kann weder der einfache Christ noch Hengstenberg Rede und Antwort geben, denn es sind wirkliche Widersprüche; aber wahrlich, wer dabei stehen bleibt und auf seinen Glauben pocht, der hat gar keinen Grund seines Glaubens. Wohl kann das Gefühl bestätigen, aber begründen doch wahrlich nicht, das hieße ja, mit den Ohren riechen wollen. Was Hengstenberg mir so verhaßt macht, ist die wahrhaft schändliche Redaktion der

Kirchenzeitung. Fast alle Mitarbeiter sind anonym und der Redakteur hat also für sie zu stehen, packt ihn aber Einer darauf an, der darin beleidigt worden, so weiß Herr Hengstenberg von nichts, nennt den Verfasser nicht, will aber auch keine Rede stehen. So ist es schon manchem armen Teufel gegangen, der Gott weiß von welchem dunklen Lumen in der K. Z. angegriffen worden, und der von Hengstenberg, wenn er ihn drauf faßte, zur Antwort bekam, er habe den Artikel nicht geschrieben. Die Kirchenzeitung hat dabei noch immer unter den pietistischen Predigern einen großen Ruf, weil die eine Gegenschrift nicht lesen und so hält sie sich. Die letzten Nummern habe ich nicht gelesen, sonst würde ich Dir Exempla anführen können. Als die Zürcher Geschichte mit Strauß losbrach, kannst Du Dir garnicht denken, wie greulich die Kirchenzeitung Strauß' Charakter verleumdete und verschrieen hat, während er sich doch — darin haben alle Nachrichten übereingestimmt, durchaus nobel bei der ganzen Sache benommen hat. Woher kommt z. B. der große Eifer der K. Z., Strauß mit dem jungen Deutschland unter eine Rubrik zu bringen? Und bei Vielen gilt das junge Deutschland für rasend schlimm, leider Gottes. —

Wegen der Poesie des Glaubens hast Du mich verkehrt verstanden. Ich habe nicht um der Poesie willen geglaubt, ich habe geglaubt, weil ich einsah, so nicht mehr in den Tag hineinleben konnte, weil mich meine Sünden reuten, weil ich der Gemeinschaft mit Gott bedurfte. Ich habe mein Liebstes auf der Stelle gern weggegeben, ich habe meine größten Freuden, meinen liebsten Umgang für nichts geachtet, ich habe mich vor der Welt blamiert an allen Ecken; ich habe ungeheure Freude darüber gehabt, daß ich an Plümacher einen fand, mit dem ich davon reden konnte, ich habe gern seinen Prädestinationsfanatismus ertragen; Du weißt selbst, daß es mir Ernst war, heiliger Ernst. Da war ich glücklich, das weiß ich, ich bin es jetzt ebenso sehr; da hatte ich Zuversicht, Freudigkeit zum Beten; — die hab' ich jetzt auch, ich hab' sie noch mehr, denn ich kämpfe und bedarf der Stärkung. Aber von jener ekstatischen Seligkeit, von der ich auf unsern Kanzeln so oft hörte, habe ich nie was verspürt; meine Religion war und ist stiller, seliger Friede, und wenn ich den nach meinem Tode auch habe, so bin ich zufrieden. Daß ihn Gott mir nehmen sollte, das habe ich keinen Grund zu glauben. Die religiöse Überzeugung ist Sache des Herzens, und hat nur insofern Bezug auf das Dogma, als diesem vom Gefühl widersprochen wird oder nicht. So mag Dir der Geist Gottes durch Dein Gefühl Zeugnis geben, daß Du ein Kind Gottes bist, das ist sehr leicht möglich, aber daß Du es bist durch den Tod Christi — das doch gewiß nicht; sonst wäre das Gefühl fähig zu denken, Deine Ohren fähig zu sehen. — Ich bete täglich, ja fast den ganzen Tag um Wahrheit, habe es getan, sobald ich anfing zu zweifeln, und komme doch nicht zu Eurem Glauben

zurück; und doch steht geschrieben: bittet, so wird Euch gegeben. Ich forsche nach Wahrheit, wo ich nur Hoffnung habe, einen Schatten von ihr zu finden, und doch kann ich Eure Wahrheit nicht als die ewige anerkennen. Und doch steht geschrieben: suchet, so werdet ihr finden, wer ist unter Euch, der seinem Kinde, das ihn um Brod bittet, einen Stein biete? Wieviel mehr Euer Vater im Himmel?

Die Tränen kommen mir in die Augen, indem ich dies schreibe, ich bin durch und durch bewegt, aber ich fühle es, ich werde nicht verloren gehen, ich werde zu Gott kommen, zu dem sich mein ganzes Herz sehnt. Und das ist auch ein Zeugnis des heiligen Geistes, darauf leb' ich und sterbe ich, ob auch zehntausendmal in der Bibel das Gegentheil steht. Und täusche Dich nicht, Fritz, ob Du so sicher tust, ehe Du Dich verstehst, kommt auch so ein Zweifel, und da hängt die Entscheidung Deines Herzens oft vom kleinsten Zufall ab. — Aber daß auf den inneren Frieden der dogmatische Glaube keinen Einfluß hat, weiß ich aus Erfahrung.

Den 27. Juli

Wenn Du tätest, was in der Bibel steht, so dürftest Du garnicht mit mir umgehen. Im zweiten Brief Johannes (wenn ich nicht irre) steht, man solle den Ungläubigen nicht grüßen, nicht einmal χαῖρε zu ihm sagen. Dergl. Stellen sind sehr häufig und haben mich immer geärgert. Ihr tut aber lange nicht alles, was in der Bibel steht. Übrigens, wenn das orthodoxe evangelische Christentum die Religion der Liebe genannt wird, so kommt mir das vor, wie die ungeheuerste Ironie. Nach Eurem Christentum werden neun Zehntel der Menschen ewig unglücklich und ein Zehntel wird glücklich, Fritz, und das soll die unendliche Liebe Gottes sein? Bedenke, wie klein Gott erscheinen würde, wenn das seine Liebe wäre. Das ist denn doch klar, daß, wenn es eine offenbarte Religion giebt, der Gott derselben zwar größer, aber nicht anders sein darf, als der, den die Vernunft zeigt. Sonst ist alle Philosophie nicht nur eitel, sondern sogar sündlich, ohne Philosophie giebt es keine Bildung, ohne Bildung keine Humanität, ohne Humanität wiederum keine Religion. Aber die Philosophie so zu schmähren, wagt selbst der fanatische Leo nicht, und das ist wieder so eine von den Inkonsequenzen der Orthodoxen. Mit Männern wie Schleiermacher und Neander will ich mich schon verständigen, denn sie sind konsequent und haben ein Herz; beides suche ich in der Evangelischen Kirchenzeitung und den übrigen Pietistenblättern vergebens. Besonders vor Schleiermacher habe ich ungeheure Achtung. Bist Du konsequent, so mußt Du ihn freilich verdammern, denn er predigt nicht Christum in Deinem Sinne, sondern eher im Sinne des jungen Deutschlands, Theodor Mundts und Karl Guskows. Aber er ist ein großer Mann gewesen, und ich kenne unter den jetzt lebenden nur Einen, der gleichen Geist, gleiche Kraft und gleichen Mut hat, das ist David Friedrich Strauß.

Ich habe mich gefreut, wie Du Dich so rüstig aufgemacht hast, mich zu widerlegen, aber Eins hat mich geärgert, ich will's Dir nur grad heraus sagen. Es ist die Verachtung, mit der Du von dem Streben zur Vereinigung mit Gott, von dem religiösen Leben der Rationalisten sprichst. Du liegst freilich behaglich in Deinem Glauben, wie im warmen Bett, und kennst den Kampf nicht, den wir durchzumachen haben, wenn wir Menschen es entscheiden sollen, ob Gott Gott ist oder nicht; Du kennst den Druck solcher Last nicht, die man mit dem ersten Zweifel fühlt, der Last des alten Glaubens, wo man sich entscheiden soll, für oder wider, Forttragen oder Abschütteln; aber ich sage es Dir nochmals, Du bist vor dem Zweifel so sicher nicht, wie Du wähnst, und verblende Dich nicht gegen die Zweifelnden. Du kannst einst selber zu ihnen gehören, und da wirst Du auch Billigkeit verlangen. Die Religion ist Sache des Herzens, und wer ein Herz hat, der kann fromm sein; wessen Frömmigkeit aber im Verstande oder auch in der Vernunft Wurzel hat, der hat gar keine. Aus dem Herzen sprießt der Baum der Religion, und überschattet den ganzen Menschen und saugt seine Nahrung aus der Luft der Vernunft; seine Früchte aber, die das edelste Herzblut in sich tragen, das sind die Dogmen; was drüber ist, das ist von Übel: Das ist Schleiermachers Lehre und dabei bleibe ich.

Adieu, lieber Fritz, besinne Dich recht drüber, ob Du mich wirklich in die Hölle schicken willst und schreib mir bald mein Urteil.

Dein Friedrich Engels.

An Wilhelm Gräber

Mein lieber Guglielmo!

Br. 30. Juli 1839

Was hast Du für korrupte Ansichten von mir? Weder vom Spielmann noch vom treuen Eckart (oder wie Du schreibst Eckardt) kann hier die Rede sein, sondern bloß von Logik, Vernunft, Konsequenz, *propositio major* und *minor* etc. Ja, Du hast recht, mit Sanftmut ist hier nichts auszurichten, mit dem Schwert müssen diese Zwerge — Servilismus, Aristokratenwirtschaft, Zensur etc. — weggejagt werden. Da sollte ich freilich recht poltern und toben, aber weil Du es bist, will ich sänftiglich mit Dir fahren, damit Du Dich nicht „bekreuzest“, wenn die „wilde Jagd“ meiner regellosen poetischen Prosa an Dir vorbeijagt. Zuerst protestiere ich gegen Dein Ansinnen, ich gäbe dem Zeitgeist einen Tritt nach dem andern auf den Coder, damit er besser voran käme. Lieber Mensch, was denkst Du Dir für eine Frage unter meiner armen, stumpfnasigen Gestalt! Nein, das laß ich sein bleiben, im Gegenteil, wenn der Zeitgeist daherkommt, wie der Sturmwind, und den Train auf der Eisenbahn fortschleppt, so springe ich rasch in den Wagen und laß mich ein wenig mitziehen. Ja, so ein Karl Beck — die tolle Idee, er habe sich ausgedichtet, ist gewiß von dem ver-

kommenen Wichelhaus, über den der Wurm mich gehörig instruiert hat. Dieser Gedanke, daß ein zweiundzwanzigjähriger Mensch, der solche rasenden Gedichte gemacht hat, nun plötzlich aufhören soll, — nein, solcher Nonsens ist mir noch nicht vorgekommen. Kannst Du Dir denken, daß Goethe nach dem Götz aufgehört habe, ein genialer Poet zu sein, oder Schiller nach den Räubern? Außerdem soll sich die Geschichte am jungen Deutschland gerächt haben! Gott bewahre mich, freilich, wenn die Weltgeschichte dem Bundestage als erbliches Lehn vom lieben Herrgott anvertraut ist, so hat sie sich an Guskow durch dreimonatliche Haft gerächt, wenn sie aber, wie wir nicht mehr zweifeln, in der öffentlichen Meinung (d. h. hier der literarischen) liegt, so hat sie sich insofern am jungen Deutschland gerächt, daß sie sich hat von ihm mit der Feder in der Hand erkämpfen lassen und nun das junge Deutschland als Königin der deutschen modernen Literatur thront. Was Börnes Schicksal gewesen? Er ist gefallen wie ein Held, 1837 im Februar und hat noch in seinen letzten Tagen die Freude gehabt, zu sehen, wie seine Kinder Guskow, Mundt, Wienberg, Beurmann sich aufarbeiteten gleich dem Donnerwetter — freilich lagen die schwarzen Wolken des Unheils noch über ihren Häuptern, und eine lange, lange Kette war um Deutschland gezogen, die der Bundestag stückte, wo sie zu reißen drohte, aber er lacht jetzt auch der Fürsten, und weiß vielleicht die Stunde, da ihnen die gestohlene Krone vom Kopf fällt. Für Heines Glück will ich Dir nicht einstephen, überhaupt ist der Kerl seit längerer Zeit ein Schweinigel, für Beck's auch nicht, denn er ist verliebt und grämt sich über unser liebes Deutschland; an letzterem partizipiere ich auch, habe mich sonst noch viel herumzuschlagen, doch hat der gute alte Herrgott mir einen vortrefflichen Humor geschickt, der mich bedeutend tröstet. Männeken, bis Du denn glücklich? —

Deine Ansicht von Inspiration halt ja nur geheim, sonst wirst Du nie Prediger im Wuppertal. Wär' ich nicht in den Extremen der Orthodoxyie und des Pietismus aufgewachsen, wäre mir nicht in der Kirche, der Kinderlehr' und zu Haus immer der direkteste, unbedingteste Glaube an die Bibel und an die Übereinstimmung der biblischen Lehre mit der Kirchenlehre, ja, mit der Speziallehre jedes Pfarrers vorgespochen worden, so wäre ich vielleicht noch lange am etwas liberalen Supranaturalismus hängen geblieben . . .

Πρόμαχος bin ich freilich, doch nicht der rationalistischen, sondern der liberalen Partei. Die Gegensätze trennen sich, schroff stehn sich die Ansichten gegenüber. Vier Liberale (zugleich Rationalisten), ein Aristokrat, der zu uns überging, aus Angst aber, gegen die in seiner Familie eingeebten Grundsätze anzustoßen, gleich wieder zur Aristokratie lief, ein Aristokrat, der guter Hoffnung ist — wie wir hoffen, und diverse Schafsköpfe, das ist der Zirkus, in dem gestritten wird. Ich promachiere als Kenner des Altertums,

des Mittelalters und des modernen Lebens, als Grobian etc., doch ist dies Promachieren schon nicht mehr nötig, meine Untergebenen machen sich gut heraus; gestern habe ich ihnen die historische Notwendigkeit in der Geschichte von 1789—1839 beigebracht, und außerdem zu meiner Verwunderung erfahren, daß ich den hiesigen Primanern allen um ein ziemliches im Disputieren überlegen sein soll . . .

Männeken, was schreist Du nach dem treuen Eckart? Sieh, da ist er ja schon, ein kleiner Kerl, mit scharfem jüdischem Profil, er heißt Börne, laß den nur dreinschlagen, der chassiert all das Volk der Frau Venus=Servilia . . .

An Wilhelm Gräber

Den 8. Oktober 1839

Oh Wilhelm, Wilhelm, Wilhelm! Also endlich vernimmt man was von Dir? Nun Männeken, nun sollst Du mal was hören: ich bin jetzt begeisteter Straußianer. Kommt mir jetzt nur her, jetzt habe ich Waffen, Schild und Helm, jetzt bin ich sicher; kommt nur her, und ich will Euch kloppen trotz Eurer Theologia, daß Ihr nicht wissen sollt, wohin flüchten. Ja, Guilermo, jacta est alea, ich bin Straußianer, ich, ein armseliger Poete, verkrieche mich unter die Fittiche des genialen David Friedrich Strauß. Hör einmal, was das für ein Kerl ist! Da liegen die vier Evangelien, kraus und bunt wie das Chaos: die Mystik liegt davor und betet an — siehe da tritt David Strauß ein, wie ein junger Gott, trägt das Chaos heraus ans Tageslicht, und — Adios Glauben! es ist so löcherig wie ein Schwamm. Hier und da sieht er zu viel Mythen, aber nur in Kleinigkeiten, und sonst ist er durchweg genial. Wenn Ihr den Strauß widerlegen könnt — eh bien, dann werde ich wieder Pietist. — . . .

. . . Daß Du bessere Ansichten von meinem telegraphischen Artikel hast, ist mir sehr lieb. Übrigens ist das Ding in der Hitze geschrieben, wodurch es zwar einen Stil erhalten hat, wie ich ihn mir für meine Novelle nur wünschen mag, aber auch an Einseitigkeiten und halben Wahrheiten leidet. Krummacher hat Gutzkow — Du weißt's wohl schon, in Frankfurt am Main kennen gelernt und soll mirabilia darüber fabeln; — Beweis für die Richtigkeit der Strauß'schen Mythenansicht. Ich lege mich jetzt auf den modernen Stil, der ohne Zweifel das Ideal aller Stilist ist. Muster für ihn sind Heines Schriften, besonders aber Kühne und Gutzkow. Sein Meister aber ist Wienbarg. Von früheren Elementen haben besonders günstig auf ihn eingewirkt: Lessing, Goethe, Jean Paul und vor allem Börne. O, der Börne schreibt einen Stil, der über alles geht. „Menzel, der Franzosenfresser“ ist stilistisch das erste Werk Deutschlands, und zugleich das erste, wo es darauf ankommt, einen Autor ganz und gar zu vernichten; ist wieder bei Euch verboten, damit ja kein besserer Stil geschrieben werde, als auf den

königlichen Bureaus geschieht. Der modere Stil vereinigt alle Vorzüge des Stils in sich; gedrungene Kürze und Prägnanz, die mit einem Worte den Gegenstand trifft, abwechselnd mit der epischen, ruhigen Ausmalung, einfache Sprache, abwechselnd mit schimmernden Bildern und glänzenden Witzfunken, ein jugendlich kräftiger Ganymed, Rosen ums Haupt gewunden, und das Geschloß in der Hand, das den Python schlug. Dabei ist denn der Individualität des Autors der größte Spielraum gelassen, sodaß trotz der Verwandtschaft keiner des andern Nachahmer ist. Heine schreibt blendend, Wienbarg herzlich warm und strahlend, Guskow haarscharf treffend, zuweilen von einem wohlthuenden Sonnenblick überflogen, Kühne schreibt gemüthlich-ausmalend — mit etwas zu viel Licht und zu wenig Schatten, Laube ahmt Heine nach und jezt auch Goethe, aber auf verkehrte Manier, indem er den Goetheaner Barnhagen nachahmt, und Mundt ahmt gleichfalls Barnhagen nach. Marggraff schreibt noch etwas sehr all-gemein, und mit vollen Backen pustend, doch das wird sich legen, und Beck's Prosa ist noch nicht über Studien hinaus. — Verbindet man Jean Pauls Schmuck mit Börnes Präzision, so sind die Grundzüge des modernen Stils gegeben. Guskow hat auf eine glückliche Weise den brillanten, leichten, aber trocknen Stil der Franzosen in sich aufzunehmen gewußt. Dieser französische Stil ist wie ein Sommerfaden, der deutsche moderne ist eine Seidenflocke. (Dies Bild ist leider verunglückt.) Daß ich aber über dem Neuen das Alte nicht vergesse, zeigt mein Studium der gottvollen Goethe'schen Lieder. Man muß sie aber musikalisch studieren, am besten in verschiedenen Kompositionen . . .

An Wilhelm Gräber
Liebster Guglielmo!

Den 13. November 1839

Warum schreibst Du nicht? Ihr gehört sämtlich in die Kategorie der Faulenzen und Bärenhäuter, aber ich bin ein anderer Kerl! Nicht nur, daß ich Euch mehr schreibe, als Ihr verdient, daß ich mir eine ausnehmende Bekanntschaft mit allen Literaturen der Welt verschaffe; ich arbeite mir auch im Stillen in Novellen und Gedichten ein Denkmal des Ruhmes aus, welches, wenn nämlich die Zensur den blizenden Stahlschimmer nicht zu häßlichem Rost anhaucht, mit hellem Jugendglanz durch alle deutschen Lande, Osterreich ausgenommen, hinscheinen wird. Es gährt und kocht in meiner Brust, es glüht in meinem bisweilen besoffenen Kopfe, ganz ausnehmend; ich sehne mich, einen großen Gedanken zu finden, der die Gährung aufklärt und die Glut zur lichten Flamme anhaucht. Ein großartiger Stoff, gegen den alle meine bisherigen nur Kindereien sind, ringt sich in meinem Geiste empor. Ich will in einer „Märchen-Novelle“ oder einem derartigen Ding die modernen Ahnungen, die sich im Mittelalter zeigten, zur An-

schauung bringen, ich will die Geister aufwecken, die unter der harten Erdrinde nach Erlösung pochten, vergraben unter den Fundamenten der Kirchen und Verließe. Ich will wenigstens einen Teil jener Aufgabe Gutzkows zu lösen versuchen: der wahre zweite Teil des Faust, Faust nicht mehr Egoist, sondern sich aufopfernd für die Menschheit, soll noch erst geschrieben werden. Da ist Faust, da ist der ewige Jude, da ist der wilde Jäger, drei Typen der geahnten Geistesfreiheit, die leicht in eine Verbindung und eine Beziehung zu Johann Huß zu setzen sind. Welch ein poetischer Hintergrund, vor dem diese drei Dämonen schalten und walten, ist mir da gegeben! Die früher metrisch angefangene Idee vom wilden Jäger ist darin aufgegangen. — Diese drei Typen (Menschen, warum schreibt Ihr nicht? d. 14. November) werde ich ganz eigentümlich behandeln; besonders verspreche ich mir Effekt von der Auffassung Ahasvers und des wilden Jägers. Leicht kann ich, um die Sache poetischer und Einzelheiten bedeutender zu machen, noch andere Dinge aus deutschen Sagen einflechten — doch das wird sich schon finden. Während die gegenwärtig von mir bearbeitete Novelle nur mehr Studie des Stils und der Characterschilderung ist, soll diese das Eigentliche werden, worauf ich Hoffnungen für meinen Namen begründe . . .

[20. November] Wenn Du meinst, die deutsche Literatur sei allmählich eingeschlafen, so bist Du bedeutend irrig. Denke nicht, weil Du wie Vogel Strauß Deinen Kopf vor ihr verbirgst und sie nicht siehst, hörte sie auf zu existieren. Au contraire entwickelt sie sich ansehnlich, was Dir einleuchten würde, wenn Du mehr acht darauf gäbst und nicht in Preußen lebst, wo die Werke von Gutzkow etc. erst einer besondern und selten gewährten Erlaubnis bedürfen. — Ebenso sehr irrst Du, wenn Du meinst, ich müßte zum Christentum zurückkehren. Pro primo ist mir ridicül, daß ich Dir nicht mehr für einen Christen gelte und pro secundo, daß Du meinst, wer einmal um des Begriffs willen das Vorstellungsmäßige der Orthodoxie abgestreift hat, könnte sich wieder in die Zwangsjacke bequemen. Ein rechter Rationalist kann das wohl, indem er seine natürliche Wundererklärung und seine seichte Moralsucht für ungenügend kennt, aber der Mythizismus und die Spekulation kann nicht wieder von ihren morgenrotbestrahlten Fienen in die nebligen Thäler der Orthodoxie herabsteigen. — Ich bin nämlich auf dem Punkte, ein Hegelianer zu werden. Ob ich's werde, weiß ich freilich noch nicht, aber Strauß hat mir Lichter über Hegel angesteckt, die mir das Ding ganz plausibel darstellen. Seine (Hegels) Geschichtsphilosophie ist mir ohnehin wie aus der Seele geschrieben. Sieh doch, daß Du Strauß' Charakteristiken und Kritiken bekommst, die Abhandlung über Schleiermacher und Daub ist wundervoll. So gründlich, klar und interessant schreibt außer Strauß kein Mensch. Übrigens infallibel ist er garnicht; ja wenn sein

ganzes Leben Jesu als ein Komplex von lauter Sophismen sich herausstellte, denn das Erste, wodurch dieses Werk so wichtig ist, das ist die ihm zu Grunde liegende Idee des Mythischen im Christentum; diese wäre auch durch jene Entdeckung nicht verletzt, denn sie kann immer wieder neu auf die biblische Geschichte angewandt werden. Aber die unleugbar ausgezeichnete Durchführung zugleich mit der Idee gegeben zu haben, das erhöht Strauß' Verdienst noch mehr. Ein guter Exeget mag ihm hier und da einen Schnitzer oder ein Verfallen ins Extrem nachweisen können, ebenso gut wie Luther im Einzelnen angreifbar war; aber das schadet ja nichts. Wenn Tholuck was Gutes über Strauß gesagt hat, so ist das reiner Zufall, oder eine gut angewandte Reminiszenz; Tholucks Gelehrsamkeit geht zu sehr ins Breite, und dabei ist er nur receptiv, nicht einmal kritisch, geschweige produktiv. Die guten Gedanken, die Tholuck gehabt hat, werden sich leicht zählen lassen, und den Glauben an die Wissenschaftlichkeit seiner Polemik hat er durch seinen Streit mit Wegscheider und Gesenius schon vor 10 Jahren selbst zerstört. Tholucks wissenschaftliche Wirksamkeit ist in keiner Weise nachhaltig gewesen, und seine Zeit ist längst vorbei. Hengstenberg hat doch wenigstens einmal einen originellen, wenn auch absurden Gedanken gehabt; den von der prophetischen Perspektive. — Es ist mir unbegreiflich, daß Ihr Euch um alles nicht kümmert, was über Hengstenberg und Neander hinausgeht. Allen Respekt vor Neander, aber wissenschaftlich ist er nicht. Statt Verstand und Vernunft bei seinen Werken tüchtig arbeiten zu lassen, auch wenn er einmal mit der Bibel in Opposition käme, läßt er da, wo er dergleichen fürchtet, die Wissenschaft Wissenschaft sein, und kommt mit der Empirie oder dem frommen Gefühl. Er ist gar zu fromm und gemüthlich, um Straußen opponieren zu können. Gerade durch diese frommen Ergüsse, an denen sein Leben Jesu reich ist, stumpft er die Spitzen auch seiner wirklich wissenschaftlichen Argumente ab.

A propos — vor ein paar Tagen las ich in der Zeitung, die Hegelsche Philosophie sei in Preußen verboten worden, ein berühmter Hallischer Hegelianer Dozent sei durch ein Ministerialrescript bewogen worden, seine Vorlesungen zu suspendieren und mehrere Hallische jüngere Dozenten derselben Farbe (wohl Ruge etc.) seien bedeuert worden, sie hätten keine Anstellung zu erwarten. Durch eben dieses Rescript sei das definitive Verbot der Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik entschieden worden. Weiter habe ich noch nichts gehört. Ich kann an einen so unerhörten Gewaltstreich selbst der preussischen Regierung nicht glauben; obwohl Börne dies vor 5 Jahren schon prophezeite, und Hengstenberg Intimus des Kronprinzen, sowie Neander erklärter Feind der Hegelschen Schule sein soll. Wenn Ihr etwas über die Sache hört, so schreibt mir. Jetzt will ich Hegel studieren bei einem Glase Punsch. Adios. Dein baldiges Schreiben erwartender Friedrich Engels.

An Friedrich Gräber

Den 21. Januar [1840]

. . . . Ich gestehe Dir, keine große Lust zur Fortsetzung des theologischen Disputis zu haben. Man versteht sich gegenseitig miß, und hat bei der Beantwortung seine ipsissima verba, auf die es ankommt, längst vergessen, und kommt so zu keinem Ziele. Eine gründliche Erörterung der Dinge erfordert einen weit größeren Raum, und mir geht es auch so, daß ich Dinge, die ich in einem früheren Briefe sagte, im folgenden nicht mehr unterschreiben kann, weil sie zu sehr der Kategorie der Vorstellung angehörten, von der ich mich indes losgemacht habe. Ich bin jetzt durch Strauß auf den strikten Weg zum Hegeltum gekommen. So ein eingeleiteter Hegelianer wie Hinrichs etc. werde ich freilich nicht werden, aber ich muß schon bedeutende Dinge aus diesem kolossalen Systeme in mich aufnehmen. Die Hegelsche Gottesidee ist schon die meinige geworden, und ich trete somit in die Reihe der „modernen Pantheisten“, wie Leo und Hengstenberg sagen, wohl wissend, daß schon das Wort Pantheismus einen so kolossalen Abscheu bei den nicht denkenden Pfarrern erregt.

Da habe ich heute Mittag mich köstlich ergötzt an einer langen Predigt der Kirchenzeitung gegen Märklins Pietismus. Die gute Kirchenzeitung findet es nicht nur höchst sonderbar, daß sie zu den Pietisten gezählt wird, sondern sie findet auch noch andere kuriose Dinge. Der moderne Pantheismus, d. h. Hegel, abgesehen davon, daß er schon bei den Chinesen und Parsen sich findet, ist vollkommen ausgeprägt in der von Calvin angegriffnen Sekte der Libertiner. Diese Entdeckung ist wirklich gar zu originell. Noch origineller ist aber die Durchführung. Es hält schon sehr schwer, Hegel in dem wiederzuerkennen, was die Kirchenzeitung für seine Ansicht ausgiebt, und das hat nun wieder eine an den Haaren herbeigezogene Ähnlichkeit mit einem sehr unbestimmt ausgedrückten Satze Calvins über die Libertiner. Der Beweis war enorm ergötzend. Der Bremer Kirchenbote weiß dies noch besser auszudrücken und sagt, Hegel leugne die Wahrheit der Geschichte! Es ist enorm, was zuweilen für Unsinn herauskommt, wenn man sich plagt, eine Philosophie, die einem im Wege liegt, und die man nicht mehr umgehen kann, als unchristlich darzustellen. Leute, die Hegel nur dem Namen nach kennen und von Leos Hegelingen nur die Anmerkungen gelesen haben, wollen ein System stürzen, das aus einem Gusse, keiner Klammern bedarf, um sich zu halten. —

Über diesem Briefe schwebt ein eminenter Unstern. Gott weiß, wenn ich mich eben dransetze, so geht der Teufel los. Immer bekomme ich Comptoirarbeit Hast Du Strauß' Charakteristiken und Kritiken gelesen? Sieh, daß Du sie bekommst, die Aufsätze drin sind alle ausgezeichnet. Der über Schleiermacher und Daub ist ein Meisterstück. Aus den Aufsätzen über die Württemberger Besessenen ist ungeheuer viel Psychologie zu lernen.

Ebenso interessant sind die übrigen theologischen und ästhetischen Aufsätze. — Außerdem studiere ich Hegels Geschichtsphilosophie, ein enormes Werk, ich lese jeden Abend pflichtschuldigst darin, die ungeheuren Gedanken packen mich auf eine furchtbare Weise. — Neulich warf Tholucks alte Tratsche, der Literar. Anzeiger, in ihrer Albernheit die Frage auf: warum doch der „moderne Pantheismus“ keine lyrische Poesie habe, die doch der altpersische etc. habe? Der Literar. Anzeiger soll nur warten, bis ich und noch gewisse andere Leute diesen Pantheismus einmal durchdrungen haben, die lyrische Poesie soll schon kommen. Es ist übrigens sehr schön, daß der Literar. Anzeiger Daub anerkennt und die spekulative Philosophie verdammt. Als wenn nicht auch Daub den Grundsatz Hegels gehabt hätte: daß Menschheit und Gottheit dem Wesen nach identisch seien. Das ist diese gräßliche Oberflächlichkeit, ob Strauß und Daub der Grundlage nach übereinstimmen, das kümmert sie wenig, aber ob Strauß nicht an die Hochzeit zu Kana glaubt, Daub aber doch, danach wird der Eine in den Himmel versetzt und der Andre als Kandidat der Hölle bezeichnet. Oswald Marbach, der Volksbücherherausgeber, ist der konfuseste aller Menschen, besonders aber (cum — tum) der Hegelianer. Wie ein Kind Hegels sagen kann:

Der Himmel ist auch auf der Erden,

Ich fühle klar den Gott in mir zum Menschen werden,

das ist mir rein unbegreiflich, weil Hegel die Gesamtheit sehr scharf von dem unvollkommenen Einzelnen unterscheidet. — Hegeln hat niemand mehr geschadet als seine Schüler; nur wenige waren wie Gans, Rosenkranz, Ruge etc. seiner würdig. Aber ein Oswald Marbach ist denn doch das Non plus ultra aller Mißverstehungsmenschen. So ein göttlicher Kerl! — Herr Pastor Mallet hat im Bremer Kirchenboten Hegels System für eine „lose Rede“ erklärt. Das wäre schlimm, denn wenn die Blöcke auseinanderfielen, diese Granitgedanken, so könnte ein einziges Fragment dieses zyklonischen Gebäudes nicht nur Herrn Pastor Mallet, sondern ganz Bremen ertschlagen, wenn zum Beispiel der Gedanke, daß die Weltgeschichte die Entwicklung des Begriffs der Freiheit ist, mit aller seiner Macht in den Nacken eines Bremischen Pfarrers fiel — wie sollt' er seufzen!

Den 1. Februar. Heute soll der Brief aber weg, das gehe, wie es gehe. Die Russen fangen an, naiv zu werden; sie behaupten, der Krieg gegen die Tscherkessen habe noch nicht so viel Menschenleben gekostet, wie eine der kleineren Napoleonischen Schlachten. Solche Naivität hätte ich einem Barbaren wie Nicolas nicht zugetraut.

Die Berliner, wie ich höre, sind furchtbar wütend auf mich. Ich habe Tholuck und Neander gegen sie ein wenig heruntergemacht und Ranke nicht unter die Superos versetzt, und das hat sie rasend gemacht. Dazu habe ich dem Heuser göttlich tolles Zeug über Beethoven geschrieben. —

Ein sehr hübsches Lustspiel habe ich gelesen, Weh dem der lügt! von Grillparzer in Wien, das bedeutend über den gegenwärtigen Lustspielschlendrian weg ist. Hier und da blickt auch ein edler, freier Geist hindurch, dem die österreichische Censur eine unerträgliche Last ist. Man sieht ihm die Mühe an, die es ihn kostet, einen aristokratischen Adligen so zu zeichnen, daß der adlige Censor keinen Anstand findet. O tempora, o moria, Donner und Doria, heute ist der 5. Februar da, es ist schändlich, daß ich so faul bin, but i cannot help it; das weiß Gott, ich tu jetzt nichts. Mehrere Aufsätze habe ich unter den Händen, aber sie rücken nicht vor, und wenn ich abends Verse machen will, so habe ich immer so viel gegessen, daß ich mich vor Schlaf nicht mehr halten kann. Ich möchte diesen Sommer ungeheuer gern eine Reise machen, ins Dänische, Holstein, Jütland, Seeland, Rügen. Ich muß mal sehen, daß mein Alter mir meinen Bruder herschickt, den schlepp ich dann mit. Ich hab' ein ungeheures Verlangen nach dem Meere, und welch eine interessante Reisebeschreibung ließ sich davon machen; man könnte sie sodann mit etlichen Gedichten herausgeben. Es ist jetzt so göttliches Wetter, und ich kann nicht ausgehen, ich möcht's ungeheuer gern, es ist Weh

. . . . Die Rede vom Bischof Eylert am Ordensfeste hat ein wesentliches Verdienst; jetzt weiß man, was vom König zu halten ist, und sein Meineid ist offiziell. Derselbe König, der anno 1815, als er die Angst kriegte, seinen Untertanen in einer Kabinetsordre versprach, wenn sie ihn aus der Schwulität rissen, sollten sie eine Konstitution haben, derselbe lumpige, hundsföttische, gottverfluchte König läßt jetzt durch Eylert verkündigen, daß Niemand eine Konstitution von ihm bekommen werde, denn „Alle für Einen und Einer für Alle sei Preußens Regierungsprinzip“ und „Niemand flücke einen alten Lappen auf ein neues Kleid.“ Weißt Du, warum Kotteks vierter Band in Preußen verboten ist? Weil darin steht, daß unsre majestätische Roknase von Berlin 1814 die spanische Konstitution von 1812 anerkannt hat, und doch 1823 die Franzosen nach Spanien geschickt hat, um diese Konstitution zu vernichten und den Spaniern die edle Gabe der Inquisition und Tortur wiederzubringen. 1826 ist zu Valencia Ripole von Inquisitionswegen verbrannt worden, und dessen Blut und das Blut von dreiundzwanzigtausend edlen Spaniern, die wegen liberaler und keiserlicher Ansichten im Gefängnis verschmachtet sind, hat Friedrich Wilhelm III., „„„„der Gerechte““““ von Preußen auf seinem Gewissen. Ich hasse ihn, und außer ihm hasse ich vielleicht nur noch zwei oder drei, ich hasse ihn bis in den Tod; und müßte ich ihn nicht so schwer verachten, diesen Sch . . . kerl, so hasste ich ihn noch mehr. Napoleon war ein Engel gegen ihn, der König von Hannover ist ein Gott, wenn unser König ein Mensch ist. Es giebt keine Zeit, die reicher ist an königlichen Verbrechen, als die 1816 bis 1830; fast jeder Fürst, der

damals regierte, hatte die Todesstrafe verdient. Der fromme Karl X., der rürkische Ferdinand VII. von Spanien, Franz von Österreich, diese Maschine, die zu nichts gut war, als Todesurteile zu unterschreiben und von Carbonari zu träumen, Don Miguel, der ein größeres Luder ist, als sämtliche Helden der französischen Revolution zusammengenommen, und den doch Preußen, Rußland und Österreich mit Freuden anerkannten, als er im Blute der besten Portugisen sich badete, und der Vatermörder Alexander von Rußland, sowie sein würdiger Bruder Nikolaus, über deren scheußliche Thaten noch ein Wort zu verlieren überflüssig wäre — o, ich könnte Dir ergötzliche Geschichten erzählen, wie lieb die Fürsten ihre Untertanen haben — ich erwarte bloß von dem Fürsten etwas Gutes, dem die Ohrfeigen seines Volkes um den Kopf schwirren, und dessen Palastfenster von den Steinwürfen der Revolution zerschmettert werden. Leb wohl

Dein Friedrich Engels.

An Wilhelm Gräber

Mein lieber Wilhelm!

Bremen, 20. November 1840

Es ist nun schon wenigstens ein halbes Jahr vorbei, daß Du mir nicht geschrieben hast. Was soll ich zu solchen Freunden sagen? Du schreibst nicht, Dein Bruder schreibt nicht, der Wurm schreibt nicht, Grel (?) schreibt nicht, Heuser schreibt nicht, der W. Blank läßt keine Zeile erblicken, von Plümacher ist mir noch weniger etwas bewußt, sacré tonnerre, was soll ich dazu sagen? Meine Rolle Kanosser war noch sieben Pfund schwer, als ich Dir zum letzten Male schrieb, jetzt ist kaum noch ein Kubitzoll davon übrig, und noch keine Antwort. Statt dessen jubiliert Ihr in Barmen herum, — wartet Kerls, als ob ich nicht von jedem Glase Bier wüßte, das Ihr seitdem getrunken habt, ob Ihr's in einem oder mehreren Zügen getrunken habt.

Namentlich Du solltest Dich schämen über meine politischen Wahrheiten loszuziehen, Du politische Schlafmütze. Wenn man Dich auf Deiner Landpfarre, denn ein höheres Ziel wirst Du doch wohl nicht erwarten, ruhig sitzen und jeden Abend mit der Frau Pfäffin und den etwaigen jungen Pfäfflein spazieren gehen läßt, ohne Dir eine Kanonentugel vor die Nase zu schicken, bist Du seelenvergnügt und kümmerst Dich nicht um den frevelhaften F. Engels, der gegen das Bestehende raisonnirt. O, Ihr Helden! Aber Ihr werdet dennoch in die Politik hereingerissen, der Strom der Zeit überflutet Eure Idyllenwirtschaft und dann steht Ihr da wie die Ochsen am Berge. Sätigkeit, Leben, Jugendmut, das ist der wahre Wis! Von dem großartigen Ull, den unser gemeinschaftlicher Freund Krummacher hier angeregt hat, werdet Ihr nun wohl schon gehört haben. Jetzt ist es so ziemlich vorbei, aber es ist arg gewesen. Die Panieliter haben sich bataillonsmäßig formirt, haben das Arsenal der Bürgerwehr gestürmt und sind mit

einer großen, dreifarbigen Fahne durch die Stadt gezogen. Sie sangen: Ein freies Leben führen wir und vivat Daniel, Daniel lebe, Daniel ist ein braver Mann. Die Krummacherianer scharten sich auf dem Domshof, besetzten das Rathaus, wo gerade der Senat Sitzung hielt und plünderten die Waffenkammer. Mit Hellebarden und Morgensternen bewaffnet stellten sie sich auf dem Domshof in ein Quarré, richteten die beiden Kanonen, die an der Hauptwache stehen (Pulver hatten sie aber nicht) gegen die Oberstraße, von wo die Danieliter kamen und erwarteten so den Feind. Diese aber, als er vor den Kanonen angekommen war, kamen von der andern Seite auf den Markt und besetzten ihn. Die 600 Mann starke Reiterei occupierte den Grasmarkt, gerade den Krummacherianern gegenüber und war des Kommandos zum Einhauen gewärtig. Da trat der Bürgermeister Smidt aus dem Rathause. Er ging zwischen die Parteien, stellte sich festen Fußes auf den Stein, auf dem die Giftmischerin Gottfried hingerichtet wurde, und welcher gerade einen halben Zoll aus dem Pflaster hervorragt, und sprach, zu den Krummacherianern gewendet: „Ihr Männer von Israel!“ Dann drehte er sich zu den Danielitern: „Ανδρες Αθηναίοι!“ Dann wandte er sich bald rechts, bald links und hielt folgende Rede: Sientemal Krummacher ein Fremder ist, so ziemt es sich nicht, daß ein Streit, den er erregt hat, in unsrer guten Stadt ausgefochten werde. Ich schlage also den geehrten Zeilen vor, sich gütigst auf die Bürgerweide begeben zu wollen, welche für dergleichen Scenen ein sehr passendes Terrain bietet.

Dies wurde billig befunden, die Parteien zogen zu verschiedenen Thoren hinaus, nachdem Daniel sich mit dem steinernen Schilde und Schwerte Rolands bewaffnet hatte: Den Oberbefehl der Krummacherianer, welche 6239 $\frac{1}{2}$ Mann stark waren, übernahm Pastor Mallet, der 1813 den Feldzug mitgemacht hat; er befahl Pulver zu kaufen und ein paar kleine Pflastersteine mitzunehmen und sie in die Kanonen zu laden. Auf der Bürgerweide angekommen, ließ Mallet den Kirchhof besetzen, der daran stößt und von einem breiten Graben umgeben ist. Er stieg auf das Monument des Gottfried Menken, und befahl die Kanonen auf den Wall des Kirchhofs aufzufahren. Aber aus Mangel an Pferden waren die Kanonen nicht fortzuschaffen gewesen. Inzwischen war es neun Uhr abends und pechdunkel. Die Heere bivouakirten, Daniel in Schwachhausen, einem Dorfe, Mallet in der Vorstadt. Das Hauptquartier war in der Reitbahn vor dem Herdentore, welche zwar schon von einer Kunstreiterbande occupiert war, aber als Pastor Kohlmann von Horn in der Bahn einen Abendgottesdienst hielt, ließen die Reiter weg. Dies geschah am 17. Oktober. Am 18. morgens rückten die beiden Armeen aus. Daniel, der 4267 $\frac{3}{4}$ Mann zu Fuß und 1689 $\frac{1}{4}$ Reiter hatte, griff an. Eine Infanteriecolonne, die Daniel selbst anführte, drang auf das erste Treffen Mallets ein, welches aus seinen

Katechisationschülern und einigen zelotischen Frauen bestand. Nachdem drei alte Weiber gespießt und sechs Katechumenen erschossen waren, stob das Bataillon auseinander und wurde von Paniel in den Chausseeegraben geworfen. Auf dem rechten Flügel Paniel's stand Pastor Capelle, der mit drei Schwadronen Kavallerie, die aus den jungen Comptoristen gebildet war, Mallet umging und ihm in den Rücken fiel; er besetzte die Vorstadt und nahm dem Mallet so seine Operationsbasis. Paniel's linker Flügel rückte unter Pastor Roth's Befehl auf die Horner Chaussee und drängte den Jünglingsverein, der mit den Hellebarden nicht umzugehen wußte, auf das Gros von Mallet's Armee zurück. Da hörten wir, unster sechse, in der Sechstunde, das Schießen, stürzten mit Facht-Jacken, =Handschuhen, =Masken und =Hüten heraus; das Tor war geschlossen, ein Angriff auf die Wache verschaffte uns den Schlüssel, und so kamen wir, das Rappier in der Hand auf dem Kampfplatz an. Richard Roth von Barmen formierte den zersprengten Jünglingsverein aufs neue, während Höller von Solingen sich mit dem Rest der Katechumenen in ein Haus warf; ich und drei Andere hieben ein paar Panieliter vom Pferde, stiegen auf, warfen, vom Jünglingsverein unterstützt, die feindliche Kavallerie; Mallet's Hauptarmee rückte vor, unsere Rappiere verbreiteten Quarten, Terzen, Schrecken und Tod, und in einer halben Stunde waren die Rationalisten zerstreut. Jetzt kam Mallet um zu danken, und als wir sahen, für wen wir gefochten hatten, sahen wir uns erstaunt an.

Se non è vero è come spero ben trovato. Schreibt nun aber bald!
Und animiere den Wurm, daß er mir schreibt! Fr. Engels.

An Friedrich Gräber

Bremen, 22. 2. 41

Erw. Hochwohllehrwürden in spe haben die Gnade gehabt, habuerunt gratiam mir zu schreiben mihi scribendi sc. literas. Multum gaudeo tibi adjuvasse ad gratificationem triginta thalerum speroque, te ista gratificatione usum esse ad bibendum in sanitatem meam. Χαῖρε Φύλαξ τοῦ Χριστιανισμοῦ, μέγας Στραυσομάοις, ἄστρον τῆς ὀρθοδοξίας, παῦσις τῆς τῶν πιετίστων λύπη, βασιλεὺς τῆς ἐξηγήσεως!

הַיְהוָה
F. Gräber, als er das Unmögliche tat und bewies, daß zwei mal zwei fünf sind. O Du großer Straußenjäger, ich beschwöre Dich im Namen der ganzen Orthodorie, daß Du das ganze verruchte Straußennest zerstörst und all die halb ausgebrüteten Straußeneier mit Deinem Sankt Georgsspieß durchbohrest! Reite hinaus in die Wüste des Pantheismus, tapferer Drachentöter, kämpfe mit dem Leo rugiens Ruge, welcher umhergeht und suchet wen er verschlinge, vernichte die verdammte Straußenbrut und pflanze das Banner des Kreuzes auf dem Sinai der spekulativen Theologie auf!

Daß Dich erschlehen; siehe, die Gläubigen warten schon seit fünf Jahren auf den, der der Straußischen Schlange den Kopf zertreten soll, sie haben sich abgeplackt, mit Steinen und Kot, ja mit Mist nach ihr geworfen, aber immer höher schwillt ihr der giftstrotzende Kamm; da Dir das Widerlegen so leicht wird, daß all die schönen Gebäude von selbst über den Haufen stürzen, so mache Dich auf und widerlege das Leben Jesu und den ersten Band der Dogmatik; denn die Gefahr wird immer dringender, das Leben Jesu hat bereits mehr Auflagen erlebt als alle Schriften Hengstenbergs und Tholucks zusammen, und es wird schon Comment, jeden der kein Straußianer ist, aus der Literatur herauszuschmeißen. Und die Hallischen Jahrbücher sind das verbreitetste Journal Norddeutschlands, so verbreitet, daß seine preussische Majestät es nicht mehr verbieten kann, so gern er es möchte. Das Verbot der Hallischen Jahrbücher, die ihm alle Tage die größten Grobheiten sagen, würde ihm auf der Stelle eine Million Preußen, die jetzt noch nicht wissen, was sie von ihm denken sollen, zu Feinden machen. Und es ist für Euch die höchste Zeit, sonst werdet Ihr von uns, trotz der frommen Gesinnungen des Königs von Preußen, zum ewigen Stillschweigen verwiesen. Überhaupt solltet Ihr Euch ein wenig mehr Courage aufschnallen, damit die Paukerei einmal recht los geht. Aber da schreibt Ihr so ruhig und gelassen, als ob die orthodox-christlichen Aktien hundert Prozent Ugio ständen, als ob der Strom der Philosophie ruhig und gelassen, wie zu Zeiten der Scholastiker, zwischen seinen kirchlichen Dämmen flösse, als ob sich zwischen den Mond der Dogmatik und die Sonne der Wahrheit nicht die unvereschämte Erde zu einer graufigen Mondfinsternis eingedrängt hätte. Merkt Ihr denn nicht, daß der Sturm durch die Wälder fährt und alle abgestorbenen Bäume umschmeißt, daß statt des alten ad acta gelegten Teufels der kritisch-spekulative Teufel erstanden ist und einen enormen Anhang hat? Wir fordern Euch alle Tage heraus mit Übermut und Spott, laßt Euch doch auch einmal durch die dicke Haut — sie ist freilich 1800 Jahre alt und etwas lederhart geworden — stechen, und besteigt das Kampfroß. Aber alle Eure Neander, Tholuck, Nitsch, Blenk, Erdmann und wie sie heißen, das sind so weiche, gefühlvolle Kerls, denen der Degen so possierlich stehen würde, die sind alle so ruhig und bedächtig, so bange vor dem Skandal, daß garnichts mit ihnen anzufangen ist. Der Hengstenberg und der Leo haben doch noch Courage, aber der Hengstenberg ist so oft aus dem Sattel geworfen worden, daß er ganz leundenlahm ist und der Leo hat sich bei der letzten Kauferei mit den Hegelingen den ganzen Bart austupfen lassen, so daß er sich jetzt mit Anstand nicht mehr sehen lassen kann. Übrigens hat sich der Strauß gar nicht blamiert, denn wenn er vor ein paar Jahren noch glaubte, daß durch sein Leben Jesu der Kirchenlehre kein Eintrag geschähe, so hätte er allerdings ohne sich etwas zu vergeben, ein „System der ortho=

doxen Theologie“ lesen können, wie so mancher Orthodoxe ein „System der Hegelschen Philosophie“ liest, wenn er aber, wie das Leben Jesu zeigt, wirklich glaubte, daß der Dogmatik überhaupt durch seine Ansichten kein Eintrag geschehe, so mußte jeder vorher, daß er bald von solchen Ideen zurückkommen würde, wenn er nur einmal die Dogmatik ernstlich vornähme. Er sagt's ja auch gerade heraus in der Dogmatik, was er von der Kirchenlehre hält. Es ist übrigens sehr gut, daß er sich in Berlin angesiedelt hat, da ist er an seinem Platze und kann durch Wort und Schrift mehr wirken als in Stuttgart.

Daß ich als Poet auf den Hund gekommen sein soll, wird von mehreren Seiten bestritten, und übrigens hat der Freiligrath meine Verse nicht aus poetischen, sondern aus Tendenz- und räumlichen Gründen nicht drucken lassen. Erstens ist er nicht eben liberal, und zweitens sind sie zu spät gekommen; drittens war so wenig Raum da, daß von den für die letzten Bogen bestimmten Gedichten Bedeutendes gestrichen werden mußte. Das Rheinlied von N. Becker ist übrigens doch wahrhaftig ein ganz ordinäres Ding und schon so auf den Hund gekommen, daß man es in keinem Journal mehr loben darf. Da ist doch der Rhein von R. C. Prutz ein ganz andres Lied; und andre Gedichte von Becker sind auch weit besser. Die Rede, die er bei dem Fackelzuge gehalten hat, ist das verworrenste, was mir je vorgekommen ist. Für die Ehrenbezeugungen von den Königen bedanke ich mich. Was soll all das? Ein Orden, eine goldene Tabatière, ein Ehrenbecher von einem Könige, das ist heutzutage eher eine Schande als eine Ehre. Wir bedanken uns alle für dergleichen und sind gottlob sicher, denn seit ich meinen letzten Artikel über E. M. Arndt im Zelegr. drucken ließ, wird es selbst dem verrückten König von Bayern nicht einfallen, mir eine solche Narrenschelle anzuhängen oder den Stempel des Servilismus auf den Hintern zu drücken. Je schuftiger, je kriechender, je serviler Einer heutzutage ist, desto mehr Orden kriegt er.

Ich fechte jetzt wütend und werde Euch demnächst alle zusammenhauen. Zwei Duelle hab ich hier in den letzten vier Wochen gehabt, der Erste hat revociert, nämlich den dummen Jungen, den er mir, nachdem ich ihn geohrfeigt, aufbrummte, und hat die Ohrfeige noch ungesühnt sitzen; mit dem Zweiten habe ich mich gestern geschlagen und ihm einen famosen Abschiß über die Stirn beigebracht, so recht von oben herunter, eine ausgezeichnete Prime.

Fare well,

Dein F. Engels.

Herausgeber der in diesem und dem Septemberheft veröffentlichten Briefe von Friedrich Engels ist Gustav Mayer.

Freundinnen

Novelle von Otto Mfcher

Rapp vor der Brücke zügelte sie das Pferd. Sie konnte das Gepolter der schlechtgefügten Bohlen nicht leiden, die unter den Tritten kippten und lärmten, und dann zog sie auch das Wasser an, dieses seichte, jetzt im Hochsommer so zahme Gebirgsflüßchen, auf dessen Grunde man die grauen Steinforellen huschen sah.

Das Pferd schnob mit geweiteten Nüstern, als sie es ins Wasser lenkte. Und dann scharrete es mit dem Vorderhuf, das Wasser spritzte und gluckste, nun bog es die Kruppe, trank ein paar Züge und schritt darauf in das Wasser hinein, mit hohen Füßen und vorgestrecktem Kopfe.

Sie aber neigte sich leicht vor und schaute auf das Blinken. Etwas Freudiges war in ihren Zügen, etwas angenehmes Erregtes; sie hob auch nicht den Fuß aus dem Steigbügel, als das Wasser hinauflangte und leicht ihre Fußspitzen bespritzte. Dann aber, als das Pferd in die Strömung gelangte, das Wasser in Wellen vor sich aufwarf, die oft hoch aufschnellten und einmal auch ihr Gesicht benetzten, beugte sie sich im Sattel hinab und suchte mit gespreizten Fingern die Wellen zu haschen. Da kam das Pferd in seichtes Wasser und stieg auch schon das Ufer hinauf.

Ein Zögern spielte in den Zügen der Reiterin, wie es wieder der Straße zugin. Sie blickte das graue Band entlang, das einförmig und schattenlos zwischen Feldern hinlief und auf dem ein Ochsenkarren mit Geknarre heranwankte, dann wandte sie mit raschem Entschlusse das Pferd wieder dem Ufer zu, lenkte es unter die hohen Erlen und Ulmen, wo ein schmaler Pfad mit dem Flusse gleichlief. Und plötzlich spornte sie es heftig an und galoppierte in fliegendem Ritt den Pfad fort.

Als das Pferd wieder in Trab verfiel, schaute sie tiefatmend umher. Auf den Fluß, der bald glatt, bald in kurzen Kräuselwellen sie begleitend durch das Laubwerk schaute, in die satten Schatten hinein, die unter den Bäumen zwischen Fluß und Feldern festsaßen, und über das Gewoge der Maiswedel hinaus, das im Gelände auf- und abstieg, von einem blendenden, flirrenden Leuchten übergoßen.

Sie begann eben des Schauens müde zu werden, da hörte sie ein Plätschern vor sich. Sah auch unter einem Gebüsch ein Bündel heller Frauentleider liegen, einen sattroten Sonnenschirm darübergespannt, lächelte und lenkte ihr Pferd mitten ins Gebüsch hinein. Dicht über einer der Badenden hielt sie, das Pferd schnob, die Badende wandte sich erschreckt, schrie auf, erkannte die Freundin, und nun begannen die zwei Mädchen die Reiterin wie toll zu bespritzen, bis diese lachend rief: „Hört auf, oder ich reite ins Wasser!“

Da schrien die Mädchen wieder und flüchteten. Und nun erst fragte die ältere der Badenden erstaunt: „Wie kommst du hierher, Sidi?“

Diese klopfte lächelnd auf den Hals ihres Pferdes.

„Na ja, aber bei dieser Hitze reiten!“ sagte die Freundin wieder.

Da meinte Sidi: „Weißt du was, Mena, ich hätte Lust, mich mit dem Pferd im Wasser herumzuwälzen.“

„Was dir einfällt! Aber baden solltest du, wir sind auch erst jetzt ins Wasser gestiegen.“

„Ja, ich will mich abkühlen, mir ist fürchterlich heiß. Ich hab zwar kein Badekostüm, aber hierher kommt doch niemand und vor euch . . .“

„Aber Sidi!“ Die Freundin schaute sie groß an.

Sidi lachte. „Du meinst wohl, vor meinem Rappen sollt ich mich genieren?! Ach, den binden wir abseits fest.“

„Nein, nein, das geht nicht!“ Mena warf einen raschen Seitenblick auf ihre junge Schwester. „Ich kann dir ja mein Badekostüm leihen, wenn du eine Weile wartest.“

„Brr! Nasse Wäsche anziehen! Nein — ich nehme mein Hemd, das genügt auch.“ „Und wie willst du dann nach Hause kommen?“

„Wie?! Ich winde das Hemd gut aus, da schlägt die Nässe nicht durch — oder ich hänge es fünf Minuten an die Sonne.“

Mena war noch immernicht recht einverstanden und sagte zögernd: „Wenn du nichts anderes hast . . . du hättest auch deinen Badeanzug mitbringen können!“

Doch Sidi war schon vom Pferd geglitten, hatte dessen Zügel im Gebüsch festgeknotet und begann sich rasch zu entkleiden.

Sie badeten, bis es nahe an Mittag war. Dann stand Sidi eine Weile im hellen Sonnenschein, unbeweglich wie eine Statue, schlank und groß, und von dem weißen Leinen umflossen, ihr etwas hageres Gesicht schärfer und dunkler wirkend, als es war.

Die anderen hatten sich inzwischen angekleidet und Mena sagte: „Wir gehen voraus, du holst uns doch rasch genug ein.“

Das Mädchen nickte und stand noch immer nachdenklich in der Sonne. Kaum aber waren die anderen verschwunden, kam es wie weiche Träumerei über sie, sie warf auch das Hemd ab, dann ging sie zum Pferd hin, schaute es einen Moment an und führte es dann ins Wasser, wo sie es am seichten Rand halten ließ. Noch immer seltsam bewegt, tätschelte sie den Hengst, machte noch leicht und frei einige Schwimmbewegungen, lief ans Ufer und kleidete sich rasch an. Und nach wenigen Minuten sprengte sie den Vorangegangenen nach.

Die kleine Schwester ging ein Stück voran, Mena und Sidi schritten beisammen; letztere führte das Pferd am Zügel. Da sagte Sidi, während sie zu Boden und auf ihre Fußspitzen schaute, die unter dem engen Reitkleid bei jedem Schritt weit vorlugten: „Du solltest eigentlich auch reiten!“

„Ich?!“ Die Freundin drehte sich erstaunt um.

„Nun ja. Was hat man denn in diesem siebenbürgischen Nest anderes? Dieses Reiten gibt einem eine gewisse Herrschaft über sich selbst, man kann freier umherstreifen, man hat an solch einem Pferd fast einen Freund . . . wir sind ja einsam genug.“

Mena seufzte. „Ja, einen Freund . . . aber ich darf doch nicht daran denken.“

„Und warum nicht?“

„Schau, bei dir ist das etwas anderes. Man weiß, du bist eine Offiziers-tochter, bist die Postmeisterin hier, hast keinen Anhang, keine Verwandten, kannst tun, was du willst, mein Vater aber ist hier Kaufmann, mein Großvater schon war es hier, wir stammen aus dem Ort, sind mit dem halben Ort verwandt, der Pope ist ein guter Freund meines Vaters — so darf ich denn nichts tun, was die Töchter des Popen nicht auch täten, was die des Sitarin oder eines anderen Dorfmannaten nicht wagten. Wenn ich mich heute als Reiterin zeigte, würde ich geächtet.“

„Ächtet man vielleicht deshalb auch mich?“

„Du bist ja nicht eine der unseren. Du stammst aus einer anderen Welt, über deren Sitten zu richten man sich vorsichtig herumdrückt — du darfst es nicht mißverstehen — die Honoratioren des Ortes sehen dich nicht für ebenbürtig an, aber eben deshalb ist man auch weniger streng mit dir.“

Sidi schwieg erst und sagte dann trostlos: „Man kann über mich reden, was man will, ich würde doch das Reiten nicht aufgeben, mich von meinem Rappen nicht trennen. Denn weißt du, er ist mir ein Freund!“

„Geh, wie kann einem ein Pferd ein Freund sein?“

„Wenn man als Mädchen die Hoffnung aufgegeben hat, einen Mann als Freund zu finden, da klammert man sich sogar an die Zärtlichkeit eines Hundes.“

„Du mit deinen achtundzwanzig Jahren bist doch noch keine alte Jungfer.“

„Was denn? Ich hätte schon vor zehn Jahren heiraten mögen, zersehne mich seit dieser Zeit und das zerstört rasch genug die Jugend.“ Sie war voll Erregung.

„Was kann man tun, wir müssen doch warten!“ sagte Mena traurig.

„Warten!“ höhnte Sidi. „Und nähert sich uns wirklich ein Mann, von dem wir annehmen dürfen, daß er irgendeines Vortheiles willen eine Verbindung mit uns beabsichtigt, so müssen wir kühl und erwägend sein und wieder nur den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Vorteil bedenken.“

„Freilich, da wäre man bald verheiratet, wenn man einen Mann bloß nähme, weil er uns gefällt,“ sagte Mena.

Sidi streifte sie mit einem mitleidigen Blick, dann schaute sie wieder seitwärts über die Felber hinaus. Und als spräche sie zur Landschaft, zu dem glühenden Sommertag, in dem alles Leuchten und Reifen war, fuhr sie fort: „Es ist ein Zittern in uns, wenn uns ein Mann naht, der uns gern möchte.“

Es braust in uns auf, es erhebt sich etwas — das ist unser Mädchenblut, und das brennt nicht gleich nach einem dauernden Zusammensein, nur nach dem ersten Besitz des Mannes. Daraus erst möchten wir das Erkennen und Erwägen des Mannes für den Lebensbesitz ziehen, möchten erst dauernd wählen, wenn unser Mädchenblut beruhigt ist . . . Warum schließt eine Verlobung nicht eine kurze Zeit gegenseitigen Besitzes in sich, damit wir die Eignung für die Ehe besser erkennen!“

Mena wandte sich um und schaute in hilfloser Überraschung die Freundin an. Dann grub sich eine scharfe Falte um ihre Mundwinkel und sie sagte: „Nein, was du sprichst! Wie kann man nur so etwas so offen sagen? Das ist ja, das ist ja — zynisch!“

Wieder war Hohn in Sidis Worten. „Also du meinst, ein solches Verlangen wäre Zynismus!? Gut, dann will ich dir etwas erzählen, was dich darüber beruhigen soll. Siehst du, ich war einmal verlobt, neunzehn Jahre war ich damals und mein Bräutigam war ein Leutnant aus Vaters Regiment. Anfangs waren wir so rechte Durchschnittsbrautleute, verliebt, närrisch ausgelassen und sentimental. Aber nach und nach kam ein anderer Ton auf. Die Küsse sättigten uns nicht mehr, das Vorspiel dauerte uns zu lang. Die Küsse wurden wie ein Aufschreiben des anderen und wenn ich mich wieder aus seinen Armen wand, war es mir, als wäre ich kein Mädchen mehr. Und küßten wir uns dann doch nur wieder, war es, als wiesen wir uns die Zähne in geheimem Hass gegenseitigen Ungenügens. Als wie zwei Eheleute, die sich von einander getäuscht fühlen. Doch wieder stürmte es in uns, wieder kam das Verlangen, das leidenschaftliche Fragen. Und jeder meiner Küsse war dann eine bewusste, körperliche Hingabe. Dann kam plötzlich wieder das gegenseitige Quälen, das Müdewerden. Doch endlich war alles aus, die Tante gab die Kaution nicht her. Unsere Entlobung war eine Erlösung. Ich aber kam mir vor wie eine geschiedene Frau, die, seelisch und körperlich erschöpft, froh ist, wieder frei zu sein . . . Und war doch vor der Gesellschaft nur ein Mädchen wie vorher. Aber für mich . . . Dabei hab ich nichts weiter durchgemacht als eine Verlobung, in der schon die Grenzen gewahrt wurden. Die Grenzen . . . Glaubst du jetzt noch, daß unsere Verlobungen die richtige Form haben, ja? Meinst du jetzt nicht auch, daß unsere Verlobungen der Ruin der meisten Ehen sind, nicht?“

Mena war peinlich still. Dann warf sie auf einmal den Kopf zurück, wieder erschien der verbissene Stolz auf ihrem Gesicht und sie sagte kühl: „Ich glaube, daß du immer zu zügellos warst. Das Reiten hat dir nie gut getan, du solltest auch jetzt nicht reiten. Es bringt dich nur auf verkehrte Gedanken.“

Sidi lachte laut auf. „So, meinst du?“ Sie lachte noch eine ganze Weile nun hell und ausgelassen, brach dann jäh ab und sagte: „Ich vergesse ganz, daß ich noch essen soll, bevor ich ins Amt gehe. Du entschuldigst

deshalb wohl, wenn ich voraus muß.“ Sie saß auf, winkte noch einmal Mena zu und flog dann in leicht geneigter Haltung und immer toller werdendem Ritt dem Orte zu. — — —

Abends ging Sidi zu Mena hinüber. Die Post befand sich auf dem Hauptplatze des Ortes, wo rechts eine Baumanlage war, hinter der das Forstamt und das Bezirksgericht lagen, während gegenüber das Gemeindehaus und die größeren Kaufgeschäfte standen. Das Postamt selbst war in einem alten, weitläufigen Gebäude untergebracht, das zur Zeit der Militär-grenze für ein starkes Wachkommando erbaut worden war, wie ja damals überall an der siebenbürgisch-rumänischen und der Banater Grenze größere Truppenabteilungen versammelt waren. Heute faßte die alte Kaserne außer dem Postamt noch das Stuhlamt, die Gendarmerie und Finanzwache.

Sidi durchschritt langsam die Anlagen, in denen es jetzt, trotz der Kleinheit des Marktfleckens recht lebhaft zging. Bekannte plauderten mit ihr, eine Strecke begleitete sie auch der Stuhlrichter, dann trat sie in das Vorgärtchen, hinter dem das Haus des Esendarin, Menas Vater, lag. Die Freundin war allein und unterhielt sich damit, durch die Hecke geborgen, die Promenierenden zu beobachten.

Es wurde langsam dunkler. Drüben, vom Laub der Linden halb verdeckt, flammten Lichter auf, die aber nur einen kurzen trüben Schein warfen. Und in diesem Schein sah man Gestalten sich bewegen, Paare hingleiten, auf einer heller beschienenen Bank einige ältere Frauen, mit unnatürlich deutlichen und nichts sagenden Gesichtern sitzen. Und sah, wie sie unaufhörlich und doch gelangweilt plauderten, nach Vorbeigehenden die Köpfe wandten und dann wieder schwafelten, träg und doch so wichtig.

Mena reckte sich, als die Freundin eintrat, und sagte: „Man sieht dich jetzt oft mit dem jungen Stuhlrichter zusammen.“

„Findest du?“

„Ja, wo es nur möglich ist, spricht er mit dir . . . Und er ist doch ein verheirateter Mann.“

Zerstreut sagte Sidi: „Ich bedaure ihn.“

„Warum?“

„Wegen seiner Frau. Immer schleppt sie ihre drei Kinder mit sich, er kann mit ihr nie reden, ohne Kinderlärm zu hören. Drei Kinder — — hast du sie je anders als in hoffnungsvollem Zustand gesehen?“

„Aber Sidi, sie ist doch eine verheiratete Frau!“

„Der Mann sollte sich überhaupt nie mit den Kindern als Anhängsel zeigen. In großer Familie sieht er aus wie das eingefangene Raubtier, als wären die Kinder das Gitter, an dem vorbei er die Welt betrachten darf. — Manche Männer sollten überhaupt nicht heiraten.“

Mena mußte ihre Gedanken sammeln, bevor sie sagen konnte: „Und es

wollen doch alle Mädchen heiraten!“ Sie lauschte hinaus, wo ein geziertes Männerlachen aufflang, sann wieder, dann sagte sie: „Heute hat mir Adamovits wieder geschrieben.“ „Ach, dein alter Verehrer?“

„Er schwärmt und schmachtet wieder und weiß doch, daß alles zwecklos ist. Vater gibt die Einwilligung doch nicht.“

„Wegen seiner Schulden?“

„Ja. Wenn er noch ein Offizier wäre oder ein Kaufmann, der Geld fürs Geschäft braucht. Aber ein Lehrer, den man sich durch eine solche Summe kaufen soll? . . .“

„Ihr verkehrtet aber doch weiter, als ihn dein Vater schon zurückgewiesen hatte.“

„Freilich. Ich war so betört, weil ich ihn gerne hatte. Aber später kam eine Mißstimmung zwischen uns, er wurde so sonderbar, sagte, wir sollten Vater zwingen, daß er in unsere Heirat willige; sollten ihn überrumpeln. Und ich war nahe daran, ihm nachzugeben, so dumm war ich und so groß war mein Troß . . .“ Sie sprach bedrückt und tonlos, so daß Sidi sie kaum verstand.

Sie schwiegen eine Weile. Man sah ihre Gesichter nicht, denn es war fast völlig dunkel geworden. Nebenan fiel aus der geöffneten Geschäftstüre ein breiter Lichtschein, zwei Stimmen, von behaglichem Humor erfüllt, schwirrten in dem Schein, hin und wieder hörte man auch das Flattern eines Nachtfalters, der geblendet in den Lichtstreif hineintaumelte.

Auf einmal sagte Sidi hart: „Es ist doch eigentümlich, daß fast jedes Mädchen, welches über fünfundzwanzig ist, seine Tragödie erlebte.“

„Ja, und stets mit einer leidenden Rolle darin.“

„Die es aber weiter leiden muß, in fortwährender, zerstörender Wiederholung, solange noch eine Spur Jugend und Begehren in ihm lebt.“

Nun schwiegen sie wieder. Beide schienen sie hinauszustarren, nach dem Pindenvogel hin, wo es allmählich still geworden war. Da wandte sich Sidi und fragte: „Du weinst?“ In einem müden, mitleidslosen Erstaunen sprach sie es. Und wieder war es still zwischen ihnen.

Möglichlich hatte sich Sidi erhoben, den Stuhl zurückgeschoben, neigte sich weit im Dunkel gegen die Freundin vor und sagte: „Ich will nicht bloß ein Werkzeug in dieser Tragödie des Alterns sein! Ich empöre mich! Und wenn ich auch noch mehr leiden sollte! Wenn ich nur nicht stumm bleiben muß! Wenn ich nur bewußt ins Unglück gehe.“

Nebenan traten die Sprecher aus der Türe. Da verstummte Sidi. Eine Gesellschaft kam, schritt laut und scherzend vorüber. Und als diese verschwunden war, ging auch Sidi.

Einige Tage schon hatten die Freundinnen sich nicht gesprochen. Mena wunderte sich, daß Sidi nicht einmal abends herüberkam, was sie doch

sonst täglich tat. Ein-, zweimal sah sie die Freundin drüben promenieren, hörte sie lebhaft und angeregt plaudern, ins Vorgärtchen trat sie aber nicht.

Dann fiel es auch Mena auf, daß sie zeitig morgens oder um die Mittagsstunde nicht mehr den Hufschlag von Sidis Pferd hörte, wenn diese ins Freie ritt, meist in raschem Trab, um bald aus den Straßen zu kommen. Mena machte sich über diese Zurückhaltung der Freundin weiter keine Gedanken, sie hatten sich ja nicht entzweit, obwohl sonst öfters zwischen ihnen kleine Verstimmungen herrschten, wie sie bei alternden Mädchen nur zu leicht vorkommen. Die Tage waren so drückend heiß, ein träger Wind schien immer glühendere Wogen über die Berge aus dem rumänischen Tiefland im Süden herüberzuzwängen, da war alles Sinnen und Grübeln von einer matten Schwere befangen und die Gedanken schweiften nicht weit aus.

Mena hatte noch nie einen Sommer so lähmend empfunden wie diesen. Sie war zu allem unlustig, war mürrisch, sehnte sich fort und war doch zu träge sich zu bewegen. Die Tage schienen sich ihr wie ein umschnürender Fieberatem hinzuziehen, in dem ein starres Warten nach einer Entspannung lechzte.

Nur die Morgen waren anders. Mit dem ersten Tagesgrauen rasselten die Bauernwagen aus den Straßen. Es war ein aufgeschrecktes Fahren oder ein kreischendes Achzen der Ochsenkarren, mit Kettengelirr und Geclapper der Hauen und Sensen im Wagen. Stimmen zogen noch im Zwielicht unter dem Fenster vorbei, von Leuten, die aufs Feld gingen, und diese Stimmen klangen abgehakt und erwartungsfroh, wie von öfterem Aufschaukeln unterbrochen. Wenn es aber völlig hell geworden war, kam eine Weile Stille, bis die erste Milchbäuerin, der erste Bäckerjunge erschien. Dann knarrten Geschäftstüren, Fenster wurden geöffnet, immer reichhaltiger wurden die Töne, bis es auf einmal völlig Tag war, ein Tag wie jeder, wie er gestern war und morgen sein wird.

Mit den ersten Fenstern öffnete auch Mena das ihre. Sie schaute stets eine Weile in die erwachende Gasse hinaus, fühlte es kühl über ihr Gesicht rieseln und begann dann das Zimmer in Ordnung zu bringen. Hörte sie Schritte, so blickte sie neugierig aus, denn ihr war, als gäben sich am frühen Morgen die Menschen natürlicher, als seien sie da mehr wie sonst mit sich beschäftigt, schritten nur zu sich selbst den Weg und schauten mit Augen aus, die den Tag, wie er ihnen kommen sollte, erhofften.

Da sah sie auf einmal Sidi die Straße heraufkommen. Sonst ritt diese doch am Morgen aus, jetzt ging sie, langsam, mit noch kaum vom Schlafe gelösten Gliedern, und ihr sonst so braunes Gesicht war etwas bleich.

Mena erwartete, daß Sidi herüberschaue und sie bemerke. Doch diese war wie von fremden Gedanken befangen und ging, als ahne sie nicht, daß sie an der Freundin Fenster vorbeikomme. Da rief Mena sie an, überrascht schaute Sidi auf, lächelte und sagte: „Ach du bist auch schon wach?“

„Ich bin doch jeden Morgen so früh munter.“

„Wirklich! Es gibt auch nichts Schöneres als das Tagwerden im Sommer.“

„Ja. Doch sag, Sidi, warum reitest du nicht mehr?“

„Ich reite doch noch immer. Nur heute wollte ich einen ruhigen Spaziergang machen. Gerade heute fiel mir das ein.“

„Ich sah dich aber schon eine Woche lang nicht zu Pferde.“

„Ist das möglich?! Schau, ich weiß es selbst nicht . . . Aber vielleicht ist es doch wahr.“

„Du erscheinst mir überhaupt jetzt so verändert . . .“

„Was du alles sehn willst! Aber das macht vielleicht der Morgen, er verjüngt einen förmlich.“ Sie reckte sich froh. „So herrlich wie heute war es schon lange nicht.“

Mena seufzte. „Ach, es ist ein Tag wie jeder andere. Die Frische ist doch nur eine falsche Vorpiegelung — später wird es ja doch unerträglich.“

„Kind, du bist unverbesserlich. Immer griesgrämig, immer verdrossen — du solltest wirklich heiraten!“

„Was du sprichst!“ Sie sagte es ganz entrüstet. Dann flog ihr Blick gelangweilt die Straße hinab und sie meinte: „Ach, ich hab mich ja doch schon abgefunden!“

Sidi schaute sie tief an, so eigentümlich, daß Mena den Blick abwandte.

„Vielleicht sehen wir uns heute noch,“ sagte da Sidi und ging.

Mena blickte ihr noch eine Weile nach, indem sie dachte: sonst sagte sie: „Ich komme abends zu dir,“ jetzt „Vielleicht sehen wir uns heute noch!“ Und sagt es so, als wäre es ihr gleichgültig, ob wir uns überhaupt je wieder sprechen.

Sie begann neuerdings im Zimmer zu räumen. Langsam, zerstreut, bis sie plötzlich innehielt und dachte: Daß doch alles von uns abfällt, wenn wir Mädchen alt werden! Oder zerfallen wir bloß mit uns selbst?

Erst eine Woche später traf sie wieder Sidi. Es war am Vormittag in den Feldern gegen den Fluß zu und beide wollten baden gehen.

„Du hättest mich auch abholen können, du weißt ja, daß ich gerne baden gehe,“ sagte Mena etwas beleidigt.

„Das hätte ich freilich können, aber verzeihe, ich dachte nicht daran.“

„Du denkst überhaupt jetzt so wenig an mich.“

„Bist du verletzt dadurch? Es geschieht nicht wissentlich. Und dann meinte ich, du hättest jetzt anderes zu denken.“

Mena grollte noch ein wenig, streifte langsam mit der Hand über die Halme, die sich in den Pfad neigten. Dann sagte sie mit raschem Aufblicken: „Denk dir, Adamovits will in den nächsten Tagen hier eintreffen und bis zum Schulbeginn hier bleiben.“

„Hat er vielleicht seine Schulden bezahlt?“

„Ich glaube kaum. Aber er meint, Vater wird endlich nachgiebiger sein, da sich doch kein anderer Freier zeigt. Ich verstehe nur nicht, daß er noch immer an mir hängt. Es soll ihm ja eine Lehrerin den Hof machen, die sogar Vermögen hat.“

Sidi schloß halb die Augen und schaute gegen die Sonne. Und sagte: „Die Treue der Männer ist vielleicht das einzig Unverständliche an ihnen.“

Mena sah eine Weile grübelnd darein, dann seufzte sie: „Ja, sie sind so eigenfönnig.“ Aber sie dachte wieder an anderes. Sie schaute immerzu in das Blaugrün der Halme hinein und an den schlanken Schäften hinab, bis zu dem braunen Boden, aus dem sie sproßten. Plötzlich sagte sie ängstlich: „Sidi, ich fürchte mich so, da er wieder kommt!“ „Warum?“

„Vater widerseht sich wohl noch immer, und er wird mich dann wieder betören wollen, wird das verlangen, wodurch wir Vater zwingen könnten.“

Sidi schaute gelangweilt drein. „Und das fürchtest du?“

„Ja, es stößt mich ab.“

Da wandte Sidi den Blick ihr zu. „Das stößt dich ab?! Aber ihr liebt euch doch?“

„Ja. Doch daß man sich einander gibt, hängt ja nicht von Liebe ab. Darum darf ich nicht auf ihn hören.“ Sie hatte Tränen in den Augen.

Sidi schaute in die Landschaft hinaus, auf eine Baumreihe in der Ferne, die sich lange zu den Bergen hinwand, blickte dann auf die grau-grünen Hänge mit den hellgelben Flecken der vom Sommer verbrannten Wiesen. Auf einmal fragte sie: „Darfst du oder kannst du nicht?“

„Ich — ich kann auch nicht.“

Sidi warf die Oberlippe auf. „So müde bist du? . . .“

Mena senkte wie schuldbewußt den Kopf, plötzlich zog sie die Brauen zusammen, wandte sich zur Freundin und fragte mit eigentümlichem Blick: „Und was würdest du tun?“

Etwas ungeduldig war die Antwort: „Nur fragen, ob wir uns lieben.“

„Sonst gäbe es für dich kein Widerstreben?“

Da flammte es in Sidis Blick auf. „In dieser Sache heuchle ich nicht!“ Ihr Gesicht hatte sich dunkler getönt und wie das scharfgeschnittene Relief einer Gemme hob es sich von der Landschaft ab. Doch aufrecht trug sie das Haupt.

Sie schwiegen eine Weile. Sie schritten nebeneinander und doch war es wie eine leichte Abwehr zwischen ihnen. Ihre Schritte klangen gleichmäßig, etwas hart der Menas, lang und wiegend der Sidis. Am Boden zischten scharf und schneidend die Schaumzifaden und es war, als näherte sich damit ein schleichendes warnendes Etwas von überall.

Mena schien von einem Gedanken beschäftigt, der ein lauerndes Forschen in ihr Gesicht prägte. Scheinbar gleichgültig fragte sie plötzlich: „Sag, be-dauerst du den Stuhlrichter noch immer?“

„Ihn — ich bedauere doch sie.“

Da wandte sich Mena scharf. „Aber nein, vor kurzem erst hast du gesagt, daß du ihn bedauerst.“

„Wozu sollte ich ihn bedauern? Weil er eine Frau und Kinder hat. Das ist ja für das Ansehen in unseren Augen gleichgültig, ein Mann wird ja durch das Resultat seiner Männlichkeit nicht entwertet, nur das Weib. Wir sind überhaupt von unserer ersten weiblichen Regung an einer fortschreitenden Entwertung unterworfen, verzögern können wir diese nur, wenn wir unsern Willen all den weiblichen Nöten voranstellen.“

Der Pfad war schmaler geworden und Mena schritt voraus. Sie ging etwas rascher und wandte auch nicht um einen Schatten ihr Gesicht, als sie sagte: „Es gibt keinen Willen des Weibes. Es gibt nur ein Vereinen ihrer und der allgemeinen Moral.“

Da lachte Sidi auf. Dann wurde sie wieder ernster und sagte: „Ach, die Moral . . . Da werden wir geboren, schon vom ersten Keime an ganz unserer Bestimmung zustrebend. Und wachsen heran, ein Kind, und doch schon ein Weib, denn nur das männliche Individuum kann wirklich Kind sein. Und dann bricht es plötzlich in uns aus, wenn wir unseres Ich bewußt werden, es ist wie ein Elementarereignis, denn unser Weibwerden ist die Katastrophe unseres Lebens. Wir werden gerüttelt, hilflos hin- und hergeworfen, stehen voll großer Angst, voll tödlicher Ergebenheit vor unserem Weibtum da und zittern nach Erlösung, sehen nur eine Befreiung von dieser überschweren Last: die Entfesselung des Weibes in uns. Und in dieser schwersten Zeit unseres Lebens, in diesem uns hilflos machenden Sturm sollen wir noch mit Geseßen liebäugeln, welche die Naturgewalt in uns mit gesellschaftlichen Zweckmäßigkeiten versehen sollen? . . .“

Von der Vorangehenden kam keine Antwort. Es war in ihren Schritten wie ein hastiges Entstreben, wie eine furchtsame Flucht.

Sidi ging nun ganz ruhig und voll von einer Heiterkeit. Und still vor sich hinlächelnd, wiederholte sie nach einer Weile: „Schau, Mena, doch nur die Klarheit, mit der wir unsere Bestimmung erkennen und uns ihr hingeben, ist unser schönstes Eigentum.“

Diese aber antwortete nicht. Sie ging nun steif und gemessen, sah gerade vor sich hin in den Staub auf den harten, unfruchtbaren Boden, auf den sie den Fuß zu setzen hatte. Es war eine gespreizte Mühe und doch eine kraftlose Schwäche in diesem Geradevorsichhinschauen.

Sidi aber schien keinen Weg unter den Füßen zu fühlen. Sie schaute nach rechts und links, sah alles so deutlich und so farbig, genoß den Tag und genoß ihr Sehen. Und da wieder der Zikaden Gesang steigend und sinkend herandrang, war es ihr, als wäre dies ein Atmen der sommerstarken Erde, mit dem sich auch ihre Brust heben und senken müsse.

Jagd auf Götter

von Friedrich Perzynski

Ich bin das zweite Mal in Schou.

Schou muß jeder Tourist gesehen haben. Denn hier befinden sich Kaisergräber der letzten Dynastie (Hsiling), angelegt in einem Maßstabe, daß man glauben möchte, China hätte lediglich für sein Herrscherhaus existiert. Nung Ch'engs Grab (das ist ein Name, bei dem das Herz des Porzellansammlers höher schlägt) zeigt den monumentalen Baugedanken höchst zugänglichen Sinn der Chinesen, die hier aus einem Naturpark ein Mausoleum freiesten Stiles geschaffen haben, in besonders günstigem Lichte. Chinas Architektur sei ohne Monumentalität, heißt es in den Kunsthandbüchern. Ihre Kompilatoren urteilen nach Ausschnitten. Nicht sehr viel später, als Pöppelmann in Dresden den Zwinger schuf, entstanden im Norden Chinas die Riesenanlagen des Yüan Ming Yüan, des chinesischen Versailles, die Lungling und Hsiling-Mausoleen, die Marmorterrassen des gelben Tempels und des Pi yün Hse bei Peking, deren Monumentalität nicht an den Proportionen einer gotischen Kirche, sondern an denen eines antiken Tempels gemessen werden sollte. In Nikko, wo man dem bekannten japanischen Spruche nach erst die wahre Bedeutung des Wortes „keffo“ (herrlich) erfaßt, hat sich im Rokoko-Jahrhundert das Tokugawa-Herrscherhaus Grabstätten errichtet. Ihr lauter Prunk und zuckerbäckerhafter Ornamentenschwulst sticht von der Einfachheit, der Besonnenheit gleichzeitiger chinesischer Architekturanlagen dieser Gattung eigentümlich ab.

Wer nach Schou kommt, quartiert sich artigerweise beim Mandarin ein, der dann für sachkundige Führung durch die Mausoleen sorgt. Ich klappe den Pelztragen hoch, beschütze meine Augen durch eine riesige schwarze Staubbrille und enteile von der Station in den nahen Lamatempel. Ein Gewehr habe ich nicht mitgenommen, obwohl hier die Fasanen- und Hasenjagd blüht, wohl aber Patronen und zwei geladene Revolver, Stricke zum Anfeilen und eine Art. Ich bin auf der Jagd nach Göttern.

Chinas Götter sind, da der Staat noch nicht auf sie Beschlag gelegt hat, ein schwungvoller Handelsartikel. Von Schou aus gelangte vor Monaten ein überlebensgroßer Buddhajünger nach Peking. Seine Besitzer weideten sich, als sie ihn mir zeigten, an meinem tiefen Staunen. Nie hatte ich ähnliches gesehen. Wir nannten ihn damals einen Priester, denn er hatte trotz der traditionell großen Ohren die schlagende Bildkraft eines Porträts. Seine Augen, Augen mit dunkelbraunen, glänzenden Pupillen, sahen in eine andere Welt. Er lebte, sprach, träumte; er war die Vermittlung meiner Hoffnung, daß auf dem alten Kunstboden Chinas Monumentalplastik

gewachsen war, die alle unsere Vorstellungen von ostasiatischer Schöpferkraft, bisher lediglich an japanischen Skulpturen gemessen, über den Haufen würcfen. Ich fühlte diesen Triumph Chinas über Japan wie ein freudiges Ereignis.

Wäre er nicht schon durch die Wucht und Feierlichkeit des Ausdruckes, durch die hinreißend wahre Silhouette, die ein leiser archaischer Zug über vulgären Realismus erhob, wäre er nicht durch die Beherrschung der Form, die Hand eines Meisters verratend, der bis zu den Knien in Gnade watete, ein erschütterndes Zeugnis künstlerisch-religiöser Versenkung gewesen, das Material hätte ihn zu einer Art Weltwunder gestempelt. Dieser überlebensgroße Asket bestand aus steinhart gebranntem Ton, der in einem gigantischen Ofen mit drei delikaten Zönen, grün, gelb und braun, glasiert worden war, den San ts'ai der Tang-Periode, aus der jetzt, wo die chinesischen Gräber von den Hacken der Eisenbahnarbeiter aufgerissen werden, nach mehr als tausend Jahren tanagrahafte Plastik in erstaunlicher Konservierung ans Licht gerettet wird.

Eine kunstgeschichtliche Entdeckung ist eine Entdeckung wie jede andere. Sie hat ihr Glücksfieber für den Finder, der lange zögert, bis er sie der Welt preisgibt; sie hat die seltsamsten seelischen Entzückungen. Wer noch nie ein Gemälde, eine Plastik, die ein neues Licht auf die Psyche eines ganzen Jahrhunderts werfen, allein besessen und sie mit geizigen Augen vor den Blicken selbst der Freunde behütet hat, kann das berauschende Machtgefühl, das den Finder bei der Betrachtung überkommt, nur schwer nachkosten. Der Besitz einer Legion von Sklaven ist ein mageres Äquivalent für das Bewußtsein, Herr des verklärtesten geistigen Ausdrucks dessen zu sein, was die Besten eines ganzen Zeitalters durchwogte, was ihr Medium, der Künstler, in unablässigem Ringen aus chaotischer Zerflossenheit in klar untrifffene Formen goß.

Die Besitzer des Buddhajüngers waren Kunsthändler, die naturgemäß ihren ihnen durch geschickte Mittelsmänner in die Hände gespielten Schatz in erster Linie von kaufmännischen Gesichtspunkten bewerteten. Haben sie geahnt, welche Feuerbrände von Neid sie in mir entfachten, als sie die Umhüllung von der Skulptur lösten? Mich quälte es nachts: der Priester-Aскет erschien in seiner weltabgewandten Versommenheit, sein kantiger Schädel leuchtete, die Augen trafen mich und sahen doch an mir vorbei.

Nun bin ich das zweite Mal in Tchou. Es werden zu Hause Bücher über chinesische Kunstgeschichte geschrieben, und eine Autorität wie Bussell überspringt bei der Behandlung chinesischer Skulpturen in kühnem Bogen acht Jahrhunderte, weil er nichts aus ihnen anzuführen weiß. Hier in den Bergen bei Hsiling haben, freilich nicht leicht erreichbar, einmal acht oder achtzehn überlebensgroße Skulpturen gestanden, und englische Japansen-

jäger sind unter ihnen entlanggeklettert, ohne von ihrer Existenz etwas zu ahnen. Unsere Archäologen aber graben in den Wüsten nach verschütteten Kulturzentren.

Es ist jungfräulicher Boden (denn kein Europäer, die Kunsthändler eingeschlossen, hat eine Vorstellung, woher die Lohan eigentlich stammen), und dieses Gefühl macht mich heiß vor Freude, wärmt mich in meinem kalten Tempelgastzimmer, wo, wie man mir sagt, chinesische Prinzen bei ihrem Besuche der Kaisergräber domizilieren. Das Niveau der chinesischen Lebenshaltung ist erheblich niedriger als das europäische oder gar amerikanische, und wo ein Prinz Ostasiens sich bescheidet, würde ein wohlhabender Bürger unseres Kontinents, sich höchlichst bedauernd, von Entbehrung jeglichen Komforts nach Hause melden. Papierfensterscheiben, Steinfußboden, harte Känge zum Schlafen, ein giftige Gase entwickelnder kleiner Schamotteofen, das will im Winter alles überwunden, europäischer Verwöhnung angepaßt sein. Doch Bivakleben und „camping“ sind gute Brücken.

Ich kann nicht erwarten, die Buddhajünger noch in ihren Höhlen zu finden. Wer zuerst darauf verfallen ist, sie aus ihren Verstecken herauszuholen, wird vielleicht niemals festzustellen sein. Die Einwohner Schous sicherlich nicht. Es sind ungefähr fünfundachtzigtausend, ein paar tausend Chinesen und chinesische Mohammedaner, der Rest Mandschu. Mandschu sind tapfer, gut erzogen, ritterlich, aber sie sind, was ihr beredtester chinesischer Verteidiger, Ku Hung Ming, sogar zugibt, unwissende und hilflose Schafsköpfe. Unter ihnen herrscht, da die vor der Revolution regelmäßig gelieferte Reispenion längst abgeschafft und der Bau des Mausoleums für den Kaiser Kwang Sü eingestellt ist (bei dem Millionen von Squeezegeldern in die Mandschusäckel geflossen wären) die bitterste Armut, eine Armut, die nicht bertelt, sondern hinter zerbröckelnden Lehmmauern stumpf und stolz wie ein Skizmet ertragen wird.

Ein Japaner prätendiert, als erster den (kaufmännischen) Wert dieser Halbgötter des buddhistischen Pantheons entdeckt zu haben, einer jener Schakale, die unter allen möglichen Vorwänden das asiatische Festland durchstreifen, um sich aus der Haut der Ärmsten ein reichliches und dauerhaftes Wams zurechtzuschneiden. Kein Amerikaner ist gerissener, kein Deutscher brutaler, kein Engländer strupelloser als diese Menschenpest, die das wie eine Drachenklaue den asiatischen Kontinent umklammernde Inselreich aus einer überzähligen Bevölkerung eiterartig absondert, und keine Physiognomie niedriger, von allen Teufeln der Habgier und Tücke sichtbarer gezeichnet als ihre, die des japanischen Emigranten, dem das Wort vom survival of the fittest in monumentalen Lettern auf den Leib geschrieben zu sein scheint.

Nein, die Jünger Buddhas sind längst aus dem Samādhi, der tiefsten

abstrakten Versenkung, herausgerissen; nachts, als die nordwestlichen Berge in Schweigen lagen, haben Mohammedaner und nach ihnen Tölpel aller Art diese tönernen Kolosse auf langen Bambusstangen verladen, ins Tal getragen und sie dort verscharrt. Viele Statuen sind dabei in Trümmer gegangen. Der Kommandant von Hsiling rettete durch seine Soldaten, was noch zu retten war, steckte, wen er ertappt hatte, auf Jahre ins Gefängnis und ließ die Kuriohändler Peking's, die auf die Kunde von dem Fund in Scharen herbeiströmten, einen nach dem andern ins Gewahrsam nehmen, bis sich eine ganze Wolke von Furcht unter den Einwohnern bis in die weiteste Umgebung verbreitete.

Auch ich, dessen Reisepaß noch nicht eingetroffen ist, bin nicht ganz ohne Bedenken. Ich habe seit langer Zeit meine Spione hier. Einer hat mich Monate lang gegen hübsches Entgelt mit Anekdoten und Lügen gespeist. Es war ein Mohammedaner, und er machte dem Rufe seiner Glaubensgenossen, deren Unehrllichkeit unter den Chinesen sprichwörtlich ist, Ehre. Einem andern gelang es, den Aufenthaltsort von zwei Statuen auszukundschaften, die unter den Steinfliesen eines Mandschuhauses vergraben sein sollten. Ich beauftragte ihn, eine dieser Plastiken für mich in Augenschein zu nehmen. Es gelang ihm trotz der sorgfältigen Bewachung des als verdächtig geltenden Hauses; aber als man die *disiecta membra* aus jenem Hause in ein sichereres Quartier tragen wollte, kamen Polizeisoldaten entlang. Alles entfloh; einer mit dem Kopf, die anderen mit Armen und Rumpf, und jeder betrachtete, was er gerettet hatte, von nun ab als sein Eigentum. Aus einem Besitzer waren sechs geworden, die sich nach guter Chinesenart gegenseitig mißtrauten und sich wahrscheinlich in einem Jahrzehnt über ihren Anteil am Gewinn einigen werden. Meinem Vertrauensmann aber nahm man die Banknoten weg. Man schleppte ihn zum Verhör ins Yamèn, wo er seine Unschuld mit Erfolg für seine Freiheit, nicht aber für meine Banknoten beteuerte.

Unverdroffen entsandte ich abermals einen Chinesen, diesmal einen Akademiker, nach Tchou. Mit ihm hatte ich einen großen Telegrammcode vereinbart, den er auf der Brust trug. Damit mein Emissionär im Notfalle sein „Gesicht wahren“ konnte, war im Code stets nur von den „Gemälden“ einer „Göttin“ die Rede. Das erste Telegramm erhielt ich frühmorgens im Bett in Peking. Nachtsüßig eilte ich an meinen Schreibtisch, wo ich es klopfenden Herzens entzifferte.

○○○6: Ich habe das zerrissene Gemälde ausgekundschaftet und weiß, wo das Gesicht ist.

Hurra! dachte ich.

3054: Gesicht der Göttin und andere Teile des zerrissenen Gemäldes sind vollzählig vorhanden, sind aber an unsicherem Ort, habe sie nicht gesehen.

Die Chinesen sind alle Schafsköpfe, sagte eines Tages der japanische Bandit zu mir, der diese viel umstrittenen Skulpturen aufgepörscht haben will. — Noch eine Zahl:

1165: Das vollständige Gemälde ist noch an altem Ort, nicht fortgeschafft.

So ruht denn diese unzerbrochene Skulptur noch unter den Steinfliesen des Mandschubannermann-Hauses, und nichts hat sich in der ganzen Zeit begeben.

Mein neuer Emissionär hat indessen ein paar wertvolle Bekanntschaften angeknüpft, einen wegen Diebstahls aus dem Kloster entlassenen Lamapriester, der hinter einem Teehause nächtigt und nicht schreiben kann, und eine andere nicht minder verrufene Existenz, der der Kopf ebenfalls ein wenig wacklig auf dem Rumpfe sitzt. Beide wollen für mich Spionierdienste leisten. Nach guter Scholarenart bringt er edlere Kunde nach Haus: ein alter Lamapriester will wissen, daß die Buddhajünger auf Veranlassung des großen Chinesischen Reisenden Hsüan Tsang entstanden seien. Dieser ist im Anfang des siebenten Jahrhunderts nach Indien gereist und mit Kunstwerken und Manuskripten beladen in seine Heimat zurückgekehrt. Die Landschaft von Tchou hätte ihn begeistert und er habe durch seine Schüler hier einen Tempel gründen und von ihnen Götterbildnisse herstellen lassen. Ich schlage in meiner Erregung mit der Faust auf den Tisch. Hsüan Tsang, dessen unschätzbare Manuskripte Mark Aurel Stein in einem Tempel an der Kansu-Grenze aufgefunden hat, die jetzt von allen großen Sinologen Europas überseht werden, Hsüan Tsangs Spuren in den Bergen von Tchou! Wenn wir das beweisen können! Wenn das wahr wäre! Ich gehe wie berauscht in meinem Zimmer herum. Diese Entdeckung wäre schöner als Mark Aurel Steins Fund, wertvoller für unser Wissen von ostasiatischer Kunst als sämtliche bisher gemachten wissenschaftlichen Expeditionen!

Nein, der alte Priester besäße kein Buch, keinerlei Dokumente. Alles sei mündliche Tradition, ihm überliefert von einem alten Mönch, seinem Lehrer.

Mir verrinnen ein paar Tage in Untätigkeit.

Nun bin ich mitten auf dem Kampfplatz. Ich blicke voller Erwartung über die Mauern der terrassenartig ansteigenden Tempelhöfe hinunter auf die stille Ortschaft. Die Kälte erscheint hier weniger peinlich als im staubigen Peking. Die Luft ist rein, durchsichtig; schöngeschwungene Hügel blauen vom Westen hernieder, der Rauch von Bergfeuern steigt wie Weihrauch ins Thal. Mächtige alte Koniferen strecken Äste und Gezweig mit ausdrucksvoller Geste zum Himmel. Kaiser Ch'ien lung, der einen edlen Baum als ästhetisch vollkommenes Lebewesen nicht weniger genossen hat als

hundert Jahre später der Bostoner Oliver Holmes, gab einigen Namen, die noch heute wiederholt werden: Zwerg, Schiefhals, Drachenklaue. Unterhalb des Tempels ragen ein paar andere Baumriesen in die mullartige Luft; ein Vogelneft klebt wie ein Wollbausch in den kraus verwirrten Gipfeln. Die Schönheit des winterlich nackten Baumes haben die chinesischen Maler wie ein tiefes seelisches Erlebnis empfunden.

Wir halten Kriegsrat ab. Ich beschliesse, mich vorerst nirgendwo zu zeigen. Mein chinesischer Freund zieht einen häßlichen tütenblauen Kittel über seine aristokratische Seidenrobe und begibt sich auf eine Inspektionstour. Nach anderthalb Stunden, bei seiner Rückkehr, während ich vor Neugier platze, setzt sich ein höherer Lama zu uns. Die Kunst der Chinesen, nichts-sagende Dinge durch Detailerörterung in die Länge zu ziehen, sie durch onomatopoetische Zutaten zu schmücken, bis sie beladen sind wie der Busen einer Levantinerin, erstaunt mich immer wieder aufs neue. Mehr noch die ungeheure Höflichkeit, mit der über jede Äußerung, auch die banalste, des Gegenübers quittiert wird. Mein Freund übertrifft einen österreichischen Hofmarschall an Artigkeit. Er sitzt mit fest geschlossenen Beinen auf dem Stuhl, den Oberkörper verbindlich vorgeneigt, mit liebenswürdigem Lächeln seine weißen Zähne zeigend, die Porzellanaugen wie in dankbarer Erwartung auf seinen Interviewer gerichtet. Ich sei ein Fremder mit angegriffener Gesundheit, so erfährt der Priester von meinem chinesischen Freund, der sich durch ein paar Bergtouren inwendig lüften wolle. Ob er den Achtlohanberg bestiegen habe? Der Lama verneint.

Man bringt sich über die Schwelle, verneigt sich, und ich erkundige mich ungeduldig nach dem Resultat seines Spazierganges. Eine gewaltige Skulptur, die Gestalt der Kwanyin auf dem Kwanyinberge, sei von einem Einwohner Tchous in Stücke geschlagen und in Sicherheit gebracht worden. Was für ein Wahnsinn! Sie besteht aus Erde und Lumpen und ist nur übermalt und vergoldet! Man hat sie mir vor Monaten gezeigt, ich verzichtete auf sie, sie war nicht transportabel und herrlich an ihrem Plaze, als Überraschung für den Wanderer. Vandalen, Vandalen!

Sie sei nicht aus Schlamm und Lumpen. Das sei nur ein Überzug, darunter befände sich der Fayencekörper der Göttin, dekoriert mit drei Glasuren wie der der Buddhajünger. Der Räuber wolle uns heute abend Fasanen und Hasen bringen, und den Fuß der Kwanyin, den er von dem Überzug gereinigt habe, ins Haus schmuggeln. Ich solle mich überzeugen, ob es dasselbe Material sei wie das, aus dem die Lohan beständen.

Kurz nach acht Uhr kommt der Fasanenjäger. Er schleppt einen schweren Sack in mein Zimmer und verschwindet. Wir öffnen; ich betrachte den Fuß der Göttin mit Bangigkeit. Es ist dasselbe Material, kreidigweiß gebrannter Ton, steinhart, mit einem Überzug von weißgrünlicher Glasur, die

engmaschige Alterssprünge zeigt. Von dem mächtigen schöngeformten Fuß sind ein paar Zehen abgebrochen. Ob er die ganze Skulptur besäße? Ja, aber nur in etwa sechzig Stücken. Der verwegene Jüngling schlägt den Vorhang des Zimmers zurück, und das Kerzenlicht fällt auf sein Gesicht: es ist braun und rissig von Sonne und Bergwind, in den Augen loht schwer zurückdämmendes Feuer. Die Pelzmütze mit den Ohrenklappen gibt diesem Kopf, der verwirrt ist, wenn der Kommandant von der Tempelschändung erfährt, einen fast friderizianischen Charakter.

Unser Versuch, für morgen einen Führer zum Achtlohanberge zu bekommen, schlägt fehl. Niemand im Tempel will ihn erstiegen haben. Es ist zum Lachen. Endlich erwirken wir uns einen Mann, der die „Berge kennt“. Die Nacht knistert vor Kälte, ich braue mir einen steifen Grog, hülle mich in meine Schlafdecken, und höre, von Göttern träumend, den süßklagenden Schall einer Mandschuflöte, die durch das Mondlicht zu mir in das Tempeldunkel dringt . . .

Der Morgen ist kalt und klar wie Gebirgswasser, die Glocken der Esel läuten, Reisigsammler bleiben stehen, wo unser langer Troß vorüberhüpft. Vor den Kasernen werfen uns Soldaten peinlich interessierte Blicke nach. Es geht durch halbgefrorene Bäche, körr, körr, rufen, um ihre Tiere vor falschen Tritten zu warnen, die Eseltreiber, Mohammedaner sämtlich mit recht unchinesischem Gesichtsausdruck, ein kleiner Hain von Elnen ist die Pforte zu dem wilden Naturpark, der sich vor unseren ausgeschlafenen Augen wie ein bunt gerönter Fächer öffnet. Kantiger und kantiger werden die weichgeschwungenen Linien der Hügelketten, vorsichtig sucht der Eselhuf einen Halt zwischen Steingeröll, die Stiefel näßt betautes Gestrüpp, das im Sommer bis zu den Hüften der Bauern und bis an den Bauch des Esels reicht. Im Nordwesten türmt sich in gewaltigen nackten Blöcken das Gebirge auf, ganz Tchou in weitem Halbkreise umfassend. Eine große Grotte, die wie ein Felsentempel wirkt, zieht mich an wie ein Magnet. Wie dort hinaufgelangen? Mein Führer, der auf einer Schindmähre, ihm vom Tempel geliehen, vorantrabt, schüttelt den Kopf; niemand war dort oben, und auf dem Gebirgsrücken selbst hausen Wölfe und Steinböcke.

Am Tage laufen die Wölfe vor Menschen davon, bemerkt mein Chinesischer Freund lächelnd.

Der Weg wird beschwerlicher, und vor dem Basowa, dem Achtlohanberge, unserem Ziele, hört er ganz auf. Oh Tai Schan in Schantung, wo man wie auf eleganten Steintreppen bis zum Gipfel klettern konnte und wo ich ächzte, weil der Buddhismus seine Segnungen gar zu beschwerlich spendet! Wir laden unsere Esel ab, packen Kamera, Proviant und Kochgeschirr auf die Rücken unserer Leute und beginnen zu klettern. Der Boden

ist glatt, Dornbüsche verfangen sich in unseren Kleidern, verschlungene Zweige bilden Fußfallen, in denen der eine nach dem andren hängen bleibt. Oft rutschen wir auf allen Vieren vorwärts. Ich sehe an dem Gesicht, der Haltung unseres Führers, daß er unschlüssig ist.

Dort ist die erste Grotte! Er zeigt hoch über uns.

Sie ist zu klein für die großen Skulpturen! Vielleicht klettern wir einen ganz falschen Berg hinauf! Nur Genssen können hier entlang.

Unser Führer opponiert; ich nage ärgerlich an meiner Unterlippe. Ganz Tchou hat ein Interesse daran, mich irrezuführen. Ein Gedanke durchzuckt mich; der Schrein der Kwanyin ist in der Nähe. Im Sommer habe ich ihn besucht. Ihr Fuß liegt in meinem Koffer; stammt er wirklich von ihr? Vor Monaten war sie noch intakt; sie hockte, als ich sie besuchte, in ihrer seltsamen, fast rohen Schönheit, ein Gemisch zweier Stile, auf einem mächtigen dreifarbigem Fayencesockel, deren Material und Farben merkwürdig von der vergänglichen lehmartigen Körpersubstanz abstach. Mein Führer, ein junger Mohammedaner mit Diebsaugen, war damals auf den Sockel geklettert und reichte gerade bis zu den Schultern der Göttin. Roh und respektlos, wie er war, schlug er ihr den Finger der einen Hand ab. —

Der Kwanyinberg liegt auf dem westlichen Flügel des langen Gebirgszuges, und man kann ihn, auf allen Vieren kriechend, in einer guten halben Stunde erklimmen. Wir ziehen uns gegenseitig die steilen Felsblöcke hinauf; schmaler und schmaler wird der Pfad, ich laufe atemlos voran. In halber Höhe der Kuppe, auf einem Felsvorsprunge, steht das in den Block gehauene Tempelchen. Unser Führer, den wir unten ließen, damit er nicht die Kunde von der Zertrümmerung der Göttin in Tchou verbreitet und meine Pläne gefährdet, macht Anstalten, uns zu folgen. Wie ein Trompetensignal schallt mein dang i dang (warten Sie!) von den Bergwänden zurück.

Und nun bin ich oben. Schutt versperrt den Weg, ich klettere hinüber und gewahre ein Bild herzbrechender Verwüstung. Die Göttin ruht noch auf dem Rest ihres Sockels. Aber die Beine hat ihr der Vandale vom Kumpf geschlagen, der rechte Arm besteht aus einem Stumpf, ein tiefes Loch klappt in der Brust. Die Nase fehlt, und das Antlitz ist nicht einmal mehr ein schwacher Abglanz ehemaliger spröder, aber eindrucksvoller Schönheit. Mein chinesischer Freund kommt angekeucht; er stößt Verwünschungen gegen die Räuber aus, als er die trübseiligen Reste des Idoles erblickt.

Nach einer Weile brechen wir beide in Gelächter aus.

Die Göttin hat den Tempelhänder grausam genarrt. Rund um den Felsvorsprung läuft ein schmaler Pfad. Zwei steinerne Erinnerungstafeln erzählen dort, wie ein frommer Einwohner des Bezirkes die Göttin zer-

brochen vorgefunden und sie mit Hilfe mildtätiger Landsleute im Jahre 1624 hat reparieren und vergolden lassen. Der Räuber war augenscheinlich Analphabet. Aus Fußtritten, Zigarettenresten und anderen schlecht wiederzugebenden Beweisen ersehen wir, daß die Zertümmernng des Schreins während der letzten sechsunddreißig Stunden vor sich gegangen sein muß. Der Bilderstürmer ist nachts auf den Berg geklettert, hat beim Halblicht einer Laterne den Lehmüberzug abgeschlagen und ist glücklich auf den Fayencekern gestoßen. Welch edle Arbeit, ihn abzuschälen, des besten Museumsrestaurators würdig! Er hat die Beine amputiert. Keine Menschenseele in der Nähe, das Pfeifen der Japansen ist längst verstummt. Dröhnend hallen die Urtschläge durch die Nacht. Dann hat er das Loch in den Götterleib geschlagen. Das Idol bleibt still, zeigt sein undurchdringliches Lächeln, es donnert nicht, kein Menetekel erscheint in Phosphorflammen an der Wand. Der Räuber fährt mit der Hand in die offene Brust; ein Holzpflock hält den Kopf am Halse fest. Er schlägt die Nase ab; der Kopf besteht aus Holz! Er trennt den Arm von der Schulter: Holz! Es ist eine kopf- und armlose Göttin, nachträglich mit einem Überzug aus einer Art Lehm versehen, mit neuem Kopf und neuen Armen, ein fromm zusammengeslickter Rest, an dem sich die Hand eines Narren veründigte. Urtschläge der Wut haben den Sockel zertümmert, diesen veräckerischen Sockel, der Duzende von Kuriohändlern Pekings nach Tchoujog, weil sie mit Recht hinter diesem aufgepappten Götterbilde einen kostbareren Kern vermuteten.

Wir sitzen, China beklagend, das in nagender Armut seine edelsten Kunstschätze zerstört, auf den Trümmern. Wie unbegreiflich schön muß diese Kwanyin einst gewesen sein! Ich reinige Bruchstücke der Gewandfalten, schlage mit der Urtschläge ein Stück der Haarschleife frei, die auf dem Rücken der Göttin in langen Bändern herunterfällt. Ihr Gewand ist mit zärtlicher Liebe modelliert, bedeckt mit einem unter der Glasur eingravierten Muster von Wolken und Blumen. Ein Perlstabfries mit fünfblättrigen Blüten, in hohem Relief in gelb auf grünem Grunde aufgesetzt, scheint den vorderen Saum der in breiten Falten herniederfließenden Robe gebildet zu haben. Das über drei Meter hohe Idol stand auf einem meterhohen Sockel, der zwei Meter in der Breite mißt.

In welchem Riesenofen hat man diesen Kolos gebrannt, wie hat man ihn hier herauf geschafft? Auf der steinernen Erinnerungstafel, errichtet zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, hat der Restaurator ein Poem eingravieren lassen, in dem er der Schwierigkeit des Aufstiegs gedenkt:

Lung-men-ssu ist ein alter Tempel.

Wie ein gewaltiger Schirm faßt das Gebirge ihn ein.

Schan-ke-tung liegt nicht weit von hier im Osten.

Im Westen fällt das Gebirge steil in die Ebene. Dort ist es still.
Von allen Bergen gilt dies hier als heilige und berühmte Stätte.
Doch Furcht packt den Wanderer, wenn er hierher gelangt.
Sein Schädel zerschellt, klimmt er ängstlich herauf.
Wolken und Nebel steigen vom Tal auf.
Menschliche Stimmen sind selten zu vernehmen.
Bäume spreizen sich, Krähen schreien darin.

Holzfäller kommen und gehen. Wilde Affen jagen um Bäume herum.
Immer seltsamer wird die Geschichte dieser Skulpturen. Auf der Erinnerungstafel findet sich der merkwürdige Satz: alle diese Buddhas kommen von weither. Sind sie aus Honan, der alten Kunstprovinz Chinas, von frommen Pilgern hierhergebracht, hat man sie vor dem Mongolensturm im dreizehnten Jahrhundert retten wollen und in diesen fast unzugänglichen Grotten versteckt?

Könnte nicht irgendein Dokument im Körper der Göttin oder im Sockel verborgen sein? Eine Viertelstunde krame ich im Schutt herum. Plötzlich stoße ich auf einen Papierfetzen. Ich reiche ihn meinem chinesischen Freunde. Doch dieser schüttelt lächelnd den Kopf. Ein Gebet für die kranke Mutter, ohne Datum, kaum noch leserlich.

Neugier, die ostasiatische Kardinaltugend, zaubert unseren Führer auf den Bergvorsprung. Er sieht unsere Art liegen, sagt aber kein Wort. Die Art, unser langer Aufenthalt hier oben, der Fuß der Kwanyin in meinem Koffer, das ergäbe einen hübschen Indizienbeweis.

Es geht im Schnecken tempo hinab. Schweigend traben wir zurück, stundenlang durch menschenleere Felder. Wir kommen am Grabe des Kaisers Kwang Sü vorbei; die Dächer der kaum begonnenen Hallen leuchten grell im Mondenschein. Behauene Steine liegen umher, Ziegel, Hölzer, sauber zu Haufen geschichtet. Wenn es kälter wird und die Götter alle verkauft sind, stiehlt man sich Holz für den Herd vom Mausoleum des Kaisers. Frost und Hunger zerreiben alle Ehrfurcht. Tze Hsi hat besser für ihre sterblichen Reste vorgesorgt; ihr Leichnam ruht in den prunkenden Palästen der westlichen Gräber (Tung ling), die fertiggestellt waren, ehe sie starb. Weihgefäße aus Gold und Silber und aus Jade hat sie in ihre Totenkammer schaffen lassen wie eine antike Herrscherin, und ihr Sarg ist auf einem juwelengeschmückten Katafalk aufgebahrt. Für ihres Neffen Mausoleum blieb nur das Defizit der Oberrechnungskammer übrig. Er hat hundert Tage selbständig und nicht unmannlich regiert; während des Restes seines Lebens sah er ständig einem mittelalterlich-gewaltsamen Tode ins Auge. Seine gebrechlichen Gebeine hätten unter einem schönen menschenfernen Baume behaglich genug geruht: aber das ist nicht großzügig, ist nicht Mandschuart. So maß man für sein Mausoleum den Umkreis einer halben Stadt ab.

Sie liegt, mitleidlos beleuchtet vom Mond, heute wie ein Trümmerhaufen da, und ihr einziger Wächter, im kalten Licht zu riesenhafter Silhouette wachsend, ist ein rändiger Hund, der auf einem Zement Hügel thront.

Bewölkt sich der Horizont?

Am Morgen erfahre ich, daß tagsüber fortwährend von der Obrigkeit nach dem Zweck meines Aufenthaltes Erkundigungen eingezogen wurden, daß Soldaten den Tempel nachts umstellt hätten, daß der Kommandant von Hsiling die Einwohner von Schou davor gewarnt hat, Götter an mich zu verkaufen. Nein, mir ist ohne Paß nicht ganz wohl zumute. Der Fuß der Kwanyin wanderte schon gestern abend mit einem neuen Angebot von Fasanen und Hasen zu seinem Eigentümer zurück; wir essen allabendlich Fasanen. Das erinnert mich an das Geschick eines Konsulatsbeamten im hohen Norden Chinas, der nach Hause klagte, er könne doch nicht jeden Tag Schnepfen essen. Von Berlin aus hat sich darauf ein Geheimer Rat erboren, mit ihm zu tauschen.

Das Nachwort des Kommandanten scheint zu wirken: in der ganzen Ortschaft ist kein Führer „zu den Bergen“ aufzutreiben. Der Zertrümmerer der Kwanyin lehnt, weil ihm sein Kopf zu lose hängt, rundweg ab, sich in jener Gegend überhaupt blicken zu lassen. Die Sonne steigt höher und höher; ich laufe unmutig auf der Tempelterrasse auf und ab. Überall passiver Widerstand, ein Lächeln, das im Grunde Abwehr ist, Versprechungen, die niemand hält.

Um meinen Aufenthalt globetrotterisch zu bemänteln, traben wir zum Grabe Jung Ch'êngs. Im Elmehain sitzen wir ab, ich ziehe das Stativ auseinander, und der entlassene Lamapriester mit den diebischen Neigungen, der uns von der Ortschaft aus gefolgt ist, kann sich unauffällig zu uns gesellen. Ein stattlicher Zopf schmückt sein einst geschorenes Haupt, Nase und Mund begegnen sich fast, die Stirn ist ein Spiegel erbaulicher seelischer Niedrigkeit. Ich bedeute ihm, nicht die Augen niederzuschlagen, wenn er mit uns rede; er begreift hurtig genug. Er überschüttet mich mit einem Füllhorn von Versprechungen: morgen will er uns zum Achtlohanberge geleiten, will mir heute abend den Kopf der vor Wochen aus dem Mandschuhause „geretteten“ Skulptur zeigen, will mich mit den „Eigentümern“ eines neuen unbeschädigten Lohan bekannt machen. Ich lege zwei blinkende Dollar ins Gras.

Kirchhofsfriede herrscht im weiten Mausoleumsparke Jung Ch'êngs. Reizend ist der in amüsanten Windungen verlaufende, sauber ausgemauerte Graben ringsherum; Ch'ien lung, der dieses Grab seinem Vater errichtete, wußte so hübsch mit der Natur zu spielen. Die Mausoleumsanlage selbst, dem Schema der Minggräber folgend, bietet keine Überraschung, und alle

die Tore, die Brücken, die von alten Koniferen eingefassten Wege wiederholen nur Aspekte des Peking-Himmelstempels oder des Jung Lo-Mausoleums. Wie in den Minggräbern säumen Steinfiguren von Mandarinen und Tieren den Weg: Alterspatina wird sie verschönern. Kein Reh huscht durch das Gehölz, die Schritte schallen, die Stille in diesem klaren sonnedurchwärmten Novembertage durchbricht kein Windhauch, und wie eine starre, jeden weltlichen Laut zurückhaltende Wand rahmt das Gebirge diesen einer abgeschiedenen Seele gewidmeten Park ein. Chinesische Architektur ist in die Landschaft hineinkomponiert, ein geringes Stück nur von ihr; eine Bogenbrücke, die plötzlich im Westen, halb von Koniferen verdeckt, aufsteht, ist mit dem Auge des Malers vor einem Hintergrunde grüner Nadeln und blauer Hügelwellen gesetzt, und dort, und wo am Ende des Parkes noch einmal die Nord-Südachse durch ein fünfgliedriges offenes Steintor, flankiert von zwei östlich und westlich abschließenden Seitentoren, betont wird, hemmt keine künstliche Mauer den letzten Blick. Durch die mittlere Öffnung des Tores läuft er weiter, über eine Balustradenbrücke, deren leichte Wölbung lyrisch berechnet ist. Bis hinan an einen unmittelbar hinter ihr aufsteigenden sanften Bergkegel, hinter dem die Phantasie alles vermuten darf, über den die Seele sich träumend hinaus-schwingt, „über Berge, über Klüfte, über ein fernes Meer . . .“

Natürlich haben wir gestern abend nichts zu sehen bekommen. Mein Herz hungert nach einem Lohan, und meine Banknoten brennen in der Brusttasche. Nach unserer Japansenahlzeit promenierten wir gemächlich zu dem armseligen Teehause, wo der würdige Lama-bruder nächtigt. Ich tat, als suchte ich den großen Wagen, Kassiopea und das Siebengestirn, mein Freund trat in die Schenke. Dort saßen Soldaten, und kein Lama war zu sehen. Heute morgen frühstücken wir zu einer Zeit, da der Himmel wie mit einer transparenten Haut übersponnen ist, die jeden Augenblick zu zerreißen droht, und kurz nach sieben stehen unsere Esel vor der Tür.

Koch und Boy galoppieren munter voran, der ewig heitere Himmel Chinas füllt sich mit Bläue, ich singe laut und gänzlich respektlos vor dem Wert jeder Note. Die Bergszenerie tut sich auf, Grotten erscheinen abermals mit verheißungsvollem hellen Glänzen darin, ein Wässerchen schlängelt sich quer durch das Feld. Hier wolle uns der Lama erwarten, sagt mein Freund. Wir wühlen mit den Blicken in den fernsten Falten des Tales: nur ein paar Reisig-sammler sind zu entdecken.

Nach einer Stunde, vor einer Teeschenke, sitze ich ab, schicke einen meiner Verschworenen mit dem schnellsten Esel nach Tschou, der nach dem Lama-bruder fahnden soll, und schreite dann allein fürbaß. Rufe hinter mir: Wir haben einen Führer gefunden! Ein Bauer macht seinen Krachfuß. Wo der

Zugang wäre zum Achtlohanberg? Von Osten her. Ob er oben gewesen sei? Zweimal. Wir bepacken uns mit unseren Ranzen und klettern pfadlose steile Hänge hinauf. Es ist abscheulich. Dornen dringen durch die Handschuhe, einer meiner Kuli fällt, sein Ballen blutet heftig, ich reiße mein Taschentuch in zwei Stücke. Weiter, weiter. Wir rutschen, straucheln, umarmen Felsblöcke, die weiß sind von den Excrementen der Vögel, wir werfen uns Seile zu, wir trocknen mit den Ärmeln den Schweiß, der in Strömen aus der Stirne bricht.

Hoch oben auf dem Berggrat halten wir erschöpft Rast. Die Stille wird nur noch fühlbarer durch das weiche Zwitschern der Fasanen; Hügelwellen breiten sich in der Tiefe aus wie ein braunes brandendes Meer. Nordöstlich, gradlinig und klein wie ein Steinbaukastendorf, entdecken wir Gehöfte; es ist das Dorf Hsia kau sze. Seine Einwohner hätten einen Lohan ins Tal zu schaffen versucht, ihn an Stricken heruntergelassen, doch sei er dabei in tausend Trümmer gegangen.

Und nun wandern wir, verhältnismäßig bequem, einen Fußpfad dicht unterhalb des Gebirgskammes entlang, mit beschleunigten Schritten, denn die Sonne steht hoch. Werden wir diese ganze, in mächtigen Einschnürungen zurückweichende Kette in den wenigen Stunden bis zur Dämmerung abschreiten können, bis zum Achtlohanberge vordringen? Ein Freudenschrei, hier ist die erste Grotte! Wir klettern hinauf, ich jage fast, und als ich oben bin, in einer Höhe, wo Tiere sich vor Menschen verbergen, fällt Enttäuschung abermals bleischwer auf mein Herz. Eine Grotte ist es, mit einem Quell süßen Wassers, aber auf einem kümmerlichen Altar hocken drei roh bemalte Götzen, wie sie ähnlich jede Dorfkapelle aufweist.

Ich sitze auf der Felsbrüstung, lasse die Beine und den Kopf hängen und übe mich in Selbstbeherrschung. Mein chinesischer Freund, blaß zwar vom Aufstieg, redet dennoch tapfer auf den Führer ein. Wir marschieren weiter, ich langsam, die beiden Chinesen in beschleunigtem Tempo. Sie sind plötzlich im Gestrüpp verschwunden, ich rufe, eine Stimme antwortet über mir: Hierher! Ich sehe ein mächtiges Loch, rutsche auf allen Vieren empor und stehe in einer tiefen Höhle. Sie heißt Schan Tze Lung und ist in dem Gedicht des Kwanyinrestaurators erwähnt. Zu meinen Füßen liegen ein paar Scherben; ich betrachte sie und lache wie ein Kind: Lohan!

Die Grotte steigt estradenartig an; eine steinerne Erinnerungstafel aus der Zeit Kang hsi im Vorraum erzählt breit, aber wenig präzis von der Herschaffung und der Renovierung der Buddhas und des Schreins. Dieser selbst, mit einer roh behauenen Wand als Hintergrund und der Grottenwölbung als Plafond, ist bis auf einen unglasierten tönernen Milefo, der gemütlich lacht und mit den Augenlein zwinkert, und seinen beiden Begleitfiguren nur noch ein einziger Trümmerhaufen. Auf dem getreppten Altar

stehen Räuchergefäße, ich hebe eines empor, es zerbricht unter meinen Händen. Mir entfährt ein Laut des Jubels: die prächtigste hellblaue Glasur bedeckt den Scherben! Es ist Yuan tzu, Keramik des dreizehnten Jahrhunderts. Und ein Scherben nach dem andern wandert in meinen Sack.

Ich bestürme unseren biederen Führer mit Fragen. Wieviel Lohan standen hier? Drei hätte er vor einem halben Jahre etwa gesehen. Nein, vor mir sei niemals ein Europäer hier oben gewesen. Und ich lege mir selbst Frage auf Frage vor. Warum und wie sind diese Kolossalstatuen in ihre weltabgeschiedenen Höhen geschafft worden? Gewiß, der Buddhismus weiß die Sehnsucht der Gläubigen künstlich zu steigern, indem er seine Idole auf die Höhen der Berge schafft, wo der Geist sich Kleinmenschlichem von selbst abwendet. Und der Berg an sich ist dem Naturkinde Göttlichem wesensverwandt. Aber zu so unbequemen Andachtsübungen versteigt sich chinesische Frömmigkeit ungern. Nein, diese Höhlen sind Verstecke, und immer wieder muß ich an Bilderstürmerepochen wie die Zeit der Mongolenherrschaft oder an das neunte Jahrhundert denken, in dem kaiserliche Verfolgungsdekrete die Zerstörung von Zehntausenden buddhistischer Tempel und die Vernichtung der herrlichsten Kunstschätze zur Folge hatten.

Wir finden ein neues Dokument aus Stein, das über die Renovierung der Altäre zur Zeit des Kaisers Chéng Tê (Anfang des sechzehnten Jahrhunderts) berichtet. Was damals renoviert worden war, muß Jahrhunderte vorher bestanden haben. Ich laufe förmlich den schmalen Pfad entlang, glaube neue Grotten an der gegenüberliegenden Felswand zu sehen, aber unser Führer schüttelt den Kopf: niemand war je dort! Es geht kein Weg dorthin.

Die Dämmerung bricht herein; wir steigen einen besseren Pfad hinab, und mir wird klar, daß unser Führer, so einfältig er dreinschaut, sein Möglichstes getan hat, um mein Lagerwerk zu verlangsamen. Unten erwartet uns der Lamabruder mit einem Komplizen. In der nach fauligem Stroh duftenden Teeschenke stellt er mir den Besitzer des Kopfes der einen Lohan-Skulptur vor. Ich tariere ihn auf einen Dungkärrner oder einen Charcutier, der mit Eselsfleisch handelt. Die Inhaber der Schenke bringen Tee, halten sich aber hübsch draußen, sie sind natürlich, wie das ganze Gesindel ringsherum in den Bergen, die Polizei mit eingeschlossen (wohlverstanden nicht die uniformierte, sondern die in geflickten Lumpen drapierte Ortspolizei der Berge) im Einverständnis mit der Räuberbande. Den Kopf also des Lohan soll ich morgen früh spätestens zu Gesicht bekommen, er muß erst in den Bergen ausgegraben werden.

Die kleine, zu unserem Tempel führende Brücke ist von Soldaten besetzt. Nur der Paß schützt mich vor Schikanen des Kommandanten. Ich drahte

nach Tientsin an unser Konsulat. Dann halten wir unsere Fasanenmahlzeit ab. —

Wir sehen keinen Kopf. Wir werden auf das erbärmlichste und unverständlichste hingehalten. Der Morgen ist abermals blau, die Sonne schwingt sich strahlend empor. Zwei Führer folgen uns diesmal: der Lamaspriester, der uns heute, gereizt durch mein Versprechen einer Doppelkrone, eine Grotte mit drei unangetasteten Skulpturen zeigen will, und ein Fasanenjäger, der sein Maul aufreißt, um eine Zahnlücke zu entblößen, die er einer Kletterpartie auf dem Achlohanberge verdankt. Das klingt empfehlend. Vor dem Aufstieg nehme ich den Lamabruder ins Gebet: habe er wirklich die drei Skulpturen selbst gesehen? Nein, der Fasanenjäger hätte ihm davon erzählt. Dann bekommt er zehn Dollar und nicht du!

Ich lasse ihn zurück, und der Jäger mit der Zahnlücke übernimmt die Führung. Er ist kundig, er schreitet wie auf Sprungfedern voran. Den Kwanyinberg läßt er links liegen. Er zeigt auf zwei Grotten des sogenannten Achlohanberges. Sie seien größer als sie erscheinen, dort hätten zweimal zwei Lohan gestanden. Nicht weit davon, nördlicher und höher, hockte ein anderer. Als man ihn rauben wollte, kamen Soldaten, und man kippte ihn über den Abgrund, wo er zerfiel.

Der Führer, geschmeichelt durch meine Aufmerksamkeit, redet unaufhörlich. Er macht halt und deutet auf einen nicht übermäßig hohen Felsen. Dort sei die Grotte, die er zeigen wolle. Er weist auf die Stellen, wo ich den Fuß hinsetzen solle. Sand lockert sich, Steine, wir winden uns an den Wurzeln kahler Sträucher hoch. Die Steigung verläuft in einem Winkel von 80 Grad. Ich werde schwindlig und verfluche meine Mission. Der Führer zieht mich in die Grotte. Ich schliesse für eine Weile die Augen, man sieht nichts als riesige Felsblöcke, steil übereinander gefeilt; eine mächtige tempelartige Grotte mit etwas glänzendem darin hängt dicht unter dem Kamm gerade gegenüber. Der Himmel ist von hier nur eine schmale Fläche blassen Blaus.

Die Grotte hat für fünf Menschen Raum. Der Lohan war hier, Scherben von ihm liegen überall herum. Ein Stück Kinn, ein paar Finger, nachdenklich an die Schläfe gelegt, ein Auge, gesenkt, ohne Pupille. Wie hat man diese Skulpturen heraufgeschafft? Immer wieder lege ich mir diese Frage vor.

Wir sterben vor Hunger, zögernd wie Greise lassen wir uns herab. Nur der Führer windet sich wie eine Eidechse herunter. Mein Bruder kann 200 Cäties die Berge herabtragen, sagt er stolz.

In der Teeschenke des Kwanyinberges, die von der halbverhungerten Ortspolizei unterhalten wird, verzehren wir unser schweigsames Mittags-

mahl. Wir kauen kaum, wir schlingen das Konservenfleisch in großen Stücken hinunter. Ein schwarzer Spitz kriecht verwegend zwischen meinen Beinen, er starrt von Staub und Sand, er frisst selbst kleine Fischgräten, auf die die Ortspolizei neidische Blicke wirft, und als ich ihn an den Vorderpfoten hochhebe, sprudelt ein Springbrunnenstrahl auf das chinesische Backwerk meines Photographen. Die Eseltreiber wiehern vor Lachen, doch der Photograph liest seelenruhig die angefeuchteten Stücke aus und stopft sich den Rest in den Mund.

Nach Tisch erscheinen allerlei unfrisierte Gestalten. Mein chinesischer Freund erhebt sich, und ich folge ihm. Im kleinen Tempelchen hinter der Schenke hat sich eine saubere Gesellschaft versammelt. Ihr Sprachführer ist ein Achtzehnjähriger mit finsternen Nägeln. Diese Ritter von Plundersweilen besitzen einen Lohan, hockend, mit Bart, aber er sei nicht in Tchou, sei vergraben. Man hätte ihn, als man Warnungssignale bekommen hätte, allnächtlich von Ort zu Ort geschafft und jetzt sei er schon fast in Paotingfu. Ob ich ihn sehen wolle?

Danke, nein, ein paar Tagereisen auf einem chinesischen Karren mit diesem Gefindel locken mich nicht. Mein Photograph bleibe zurück, er solle die Skulptur aufnehmen und dann würde ich mich entscheiden.

Wir reiten zurück, morgen mittag geht es nach Peking. Meine Mission ist erfüllt. Kaufen kann ich jetzt nichts hier (fürchtet der Kommandant die Konkurrenz?) Ich habe in den Grotten gesehen, wo die Lohan hockten, die erstaunlichsten und lebendigsten Skulpturen, die Chinas Bildhauer hervorgebracht. Ich habe mich durch ein Dschungel von Lügen hindurchgewunden, bin der halben Wahrheit auf der Spur. Die ganze Wahrheit erfährt niemand in China.

Am Morgen darauf trifft mein Reisepaß ein. Mein chinesischer Freund atmet hörbar auf. Jetzt rücken wir unserem Erzwiderräuber, dem Kommandanten, zu Leibe, der alles einstecken läßt, was sich für die Lohan interessiert. Er hätte etwa Majorsrang, so sagt man mir. Ich kenne diesen Typ des chinesischen Generals, der hauptsächlich durch gewaltige Stiefel wirkt und begonnen hat, für China die Vorsehung zu spielen.

Bevor wir gehen, bieten uns Mandtschu-Banner männer allerlei Monstre-Skulpturen an und der Fasanenjäger von gestern einen neuen Lohan, der irgendwo vergaben sei. Er wisse den Ort. Mein Freund lächelt, verteilt Adressen und drängt zum Aufbruch.

In den Straßen bilden die Einwohner förmlich Spalier für mich. „Das ist der Europäer, der die Lohan kaufen will.“ Ich lese es von ihren Lippen. Ein Hotelwirt macht seinen Krastfuß und ladet uns ein, in seine niedrige Hütte zu kommen, wo unser wichtige und vertrauliche Mitteilungen warteten.

Wir machen, als wir mit tapferen Schritten ins Yamèn, in die Höhle des Löwen schreiten, einen imposanten Eindruck. Vor zwanzig Jahren hätte man uns wohl schon am ersten Tage zwangsweise mit Eskorte hierhergebracht. Jetzt braucht man die Europäer in China allzusehr. Ich gebe Karte und Paß ab, wir warten in einem Häuschen, wo mein Freund auf wundervoll legere Art Konversation macht. Acht Japancaugen glänzen sich an. Meldung: der Kommandant läßt bitten. Es geht durch Höfe, Höfe, Höfe, der Unkundige verlöre sein Herz dabei. Aber ich habe selbst Höfe; die Großartigkeit ist billig. Wir werden in ein blissauberes Zimmer geführt, ich lasse mich auf dem Ehrenplatz (links) des Kang nieder, mein Freund setzt sich artig auf ein Stühlchen und schließt die Beine. Durch das Gazefensterchen des Vorhangs blicken achtzehn Augen neugierig auf uns; alles ist öffentlich in China. Eine Tür fällt, der Major erscheint. Oh, er ist alt! ruft mein Freund überrascht.

Ein Herr mit weißem Knebelbart und dem herrlichsten Aristokratenkopf, ganz in tiefblaue Seide gekleidet, erscheint. Er begrüßt uns mit einer Würde, deren Freiheit mich sofort die Waffen strecken läßt. Wir ändern im Augenblick unsere Taktik.

Wundervolle Kunst ostasiatischer Konversation! Ich hänge an den Lippen meines Freundes und bewundere ihn. Er erzählt, als ob er Walzer tanzte, in leichtestem Tone von gemeinsamen Bekannten. Dort hänge ein Schriftbild: sei das nicht von dem ehemaligen Vizeminister des Landwirtschaftsministeriums? (der natürlich von Klassikern mehr weiß als von Schweinezucht). Pekinger Klatsch wird unter verschwenderischem Blitzen von vier Augen erörtert. Der alte Herr, voller Freude, etwas Großstadtlust mitgebracht zu bekommen, läßt Tee bringen, trinkt selbst, steckt sich die Wasserpeife an. Ich erhalte eine „Pirate“-Zigarette.

Sacht schwingt mein Freund sich auf einen bedenklicheren Pfad. Ich sei nach China gekommen, um alte Monumente zu studieren, hätte schon viele dicke Bücher geschrieben, kurzum, sei eine europäische Berühmtheit. Wie alt ich sei, fragt der Kommandant. Neunundvierzig. Oh, er sei über siebenzig. Ich werfe etwas ein, auf das lächerlichste in meiner Eigenliebe gekränkt. Mein Freund halblaut: Wenn man so viele Bücher geschrieben hat, ist man wenigstens fünfzig in China. Nur alte weise Leute schreiben bei uns Bücher.

Ich hätte, so fährt mein artiger Münchhausen mit epischer Breite fort, in einem Pariser Museum einen großen Lohan gesehen, vor dem sich alltäglich eine riesige Menschenmenge, Männer, Frauen, Kinder, stauten. Man sei der Bewunderung voll gewesen. Neben diese Skulptur hätte die Museumsverwaltung eine Tafel aufgehängt: dies ist die einzige Skulptur ihrer Art in der ganzen Welt, und sie kommt aus China.

Der Kommandant steht, als er das Wort „Lohan“ hört, vom Kang

auf, als stäche ihn etwas, und setzt sich auf einen kleinen Stuhl. Er blickt jetzt nur auf meinen Freund. Seinen Lippen folgen draußen achtzehn Augen, die vor Neugier durch das kleine Gaze Fenster des Vorhanges hindurchbrennen.

Nun hätte ich, der große Gelehrte, von sehr autoritativer deutscher Seite in Peking gehört, daß mehrere Lohan existierten und zwar führe die Spur nach Hsiling. Bei meinem Besuche der Kaisergräber sei mir von den Einwohnern erzählt worden, zwei Lohan befänden sich noch im Yamén.

Der Kommandant pafft mächtig aus seiner Wasserpfeife. Auf meinen Lippen steht die ganze Zeit über ein kleines Lächeln. Ich genieße die Kunst, mit der mein Freund den Zertrümmerer meiner Pläne langsam röstet.

Ich wohne im Lamatempel. Lamapriester seien Dummköpfe. Ein alter Mönch indes, so hätte man mir gesagt, wisse einiges über die Geschichte der Skulpturen, aber er sei nicht in Tchou und so hätte man mich an den Kommandanten verwiesen, der sicherlich über die Vergangenheit der Lohan am besten orientiert sei. So sei ich denn gekommen, einerseits, um meinen Respekt zu bezeugen (drei Menschen verbeugen sich), andererseits, weil ich mich der Hoffnung hingäbe, die beiden Lohan zu sehen und über ihre Geschichte Autoritatives zu erfahren.

Der Kommandant nickt, pafft, fährt sich durch den weißen Zwickelbart, wobei seine Hand zu zittern scheint. Er bittet um Entschuldigung, daß er meine Aufmerksamkeiten nicht gebührend erwidern könne, aber er sei sehr rheumatisch. Die Lohan, ja, die hätten ihm schwere Sorgen bereitet. Räuberisches Volk hätte sie aus ihren Verstecken geholt, die meisten zererschlagen, er hätte alle Scherben sammeln und durch Soldaten das Letzte von den Bergen holen lassen. Einige Schächer, die ertappt worden wären, seien auf zehn Jahre ins Gefängnis geflogen. Er habe alle Erinnerungstafeln abschreiben lassen, sie nach Peking gesandt, wo sie aufgezogen würden, er wolle sie aber für mich kopieren lassen. Und er wolle mir gern seinen Lohan zeigen.

Wir erheben uns, durchschreiten ein paar Höfe unter ermüdenden Höflichkeiten, wir stehen vor dem Lohanrumpf. Sein Hals ist abgeschlagen, ein Stück der Schulterblätter, die Füße. In der Hand hält er eine Schriftrolle. Der Kopf ist neben dem Rumpf an die Wand gelehnt. Er wirkt, in seinem Ton von vergilbten Elfenbein, wie der Kopf eines Enthaupteten. Wieder durchzuckt mich das mächtige Leben dieses Antlitzes wie ein elektrischer Schlag. Es ist ältlich, mager, die Lippen sind fest geschlossen. Ich muß an japanische Nomasken denken, an den yase otoko, der vergrämt von unfreiwilliger Askese ist.

Nein, er habe nur einen Lohan, berichtet mich der Kommandant. Das

andere sei alles zerbrochen, es seien mehrere Körbe voll, und der Rest seien kleinere Skulpturen, wohl aus der Mingzeit. Er selbst könne den Lohan nicht im Yamén behalten, er wolle ihn zu einem Tempel senden (wo Sie ihn kaufen können, fügt mein Freund draußen hinzu).

Zu Haus liegt schon die Karte des Kommandanten auf dem Tisch. Wir essen noch einmal Jasan, dann geht es zum Bahnhof. Auf dem Bahusteig umringen mich drei Duzend Bettelkinder, die ich mit Kuchen füttere und die mir vor Gier nach den Fingern schnappen. Ein Herr von vierzig mit merkwürdig listigen Augen und glänzenden Backen erweist meinem Freunde tiefe Reverenz, die dieser ebenso ehrerbietig erwidert. Es ist ein Dieb, der seine Physiognomie beliebig wechseln könne. Er will natürlich zwei neue Lohan von den Bergen herunterbringen. Wir versprechen goldene Berge, wir winken unseren Kreaturen zu, wir versenden inmitten dieser Operettenszene einen letzten Blick auf die Höhenzüge, die in veilchenblauem Dunste schimmern, auf die Berge, in deren Grotten die Lohan vielleicht ein Jahrtausend menschenentrückt vor sich hinstarrten, in die Weite blickten, durch Basaltblöcke hindurch, sehend und nicht sehend, zerrieben förmlich von soviel Konzentration, von soviel ekstatischer Anspannung des Geistes, der droht, aus diesem wuchtigen Schädel, aus dieser mächtig vorgewölbten Stirn wie ein glühender Lavaström, alles versengend, herauszutreten.

Schweftern

von Albrecht Schaeffer

Langsam wird die Stunde blaß;
Wind noch läuft im hohen Gras;
Aber sieh nur, er ist müd,
Weil die Abendrose glüht.

Schatten fallen schwarz und lang,
Tönender Sonnenuntergang!
Lebt nicht alles? steigt empor?
Regt, bewegt sich und geht vor?

Kimmt der Reich? Was seh ich nahn?
An das Ufer steigt der Schwan.
Durch die Dämmerung wankt er schwer
Wie ein trunkner Gott daher.

Nun! Was hat ihn aufgeschreckt?
Riesenhaft emporgerect,
Weißer Schatten, steht und braust
Er vorm Dickicht, drin er haust.

In den Wipfeln jagts und gießt,
Goldne Wolke niederfließt. .
Nacht, du lebst! du wandelst dich!
Nacht, o Nacht, umarme mich!

Sie fand die Wiese hin als wie im Traum
Und glitt hinunter am Goldregenbaum.

Sie fühlte Wiesengrün und Himmelsplan
An diesem Tag unsäglich aufgetan.

Sich selbst wie eine Schale hingecrollt,
Und Luft und Flur war alles helles Gold.

Da ging ein Ton die Lüfte hin, ein Wink. .
Das goldne Dolddenk, das niederhing,

Ein tausendfaches blaues Aug umspann . .
Da fing es über ihr zu rieseln an, —

Da tropfte Gold in ihren weißen Schoß,
Da schmolz der Gott aus tausend Lüften los.

Nachtüberhangen der Reich, gefüllt mit den Bildern der Sterne;
Uferwärts dorten und hier kommen zwei Frauen herab.
Haltend im kühlen Gezweig der Ufergebüsch, die eine
Fragt mit versuchendem Laut: Schwester, wie kam er zu dir? —
— Kam in dem goldenen Regen, indes ich im Schatten mich kühlte,
Mittags, am Goldregenbaum. Schwester, wie kam er zu dir? —
— Kam als ein himmlisches Tier, ein erschreckendes, über die Wasser,
Doch sein Gefieder war weich. Schwester, wie kam er als Schwan. —
Plätschernd gerann es im See; es rauschten die Ulmen; die Welle,
Fließend, bewegte das Gold tief in der schwärzlichen Hand.
Schweigsam standen die Frauen und staunten. Aber ein Klingen
Floß aus der Ferne; es hob ein um die andre das Haupt, —
Siehe, ein Goldregenbaum, ein riesiger, reckte die Äste
Tausendfältig bis tief nieder das Nachtfirmament.
Und in der goldenen Kuppel, mit mächtigen Fittichen rudern,
Zog ein silberner Schwan singend hinweg durch die Nacht.

R u n d s c h a u

Taylorismus

von Kurt Eisner

Im Taylorsystem vereinigt sich die fruchtbare Wissenschaft von der höchsten Produktivität der Handarbeit mit der gaukelnden Lehre von der Technik höchster Ausbeutung. Demgemäß gesellen sich in der Person Taylors die Seele des spürenden und regelnden Ingenieurs mit der kalten Leidenschaft eines Propheten des Kapitalismus. Taylor läßt sich also nicht so einfach abtun wie der leichte Berliner Professor der schweren Industrie. Es stecken Probleme in ihm. Man muß den Ingenieur von dem Kapitalisten abspalten. Übrigens mag seine Schrift* auch den Sprachpsychologen Vergnügen gewähren; denn wir finden uns hier an der Quelle klingender Wort- und Begriffsbildungen, die nur den einen Zweck verfolgen, das wirkliche Interesse und die tatsächliche Absicht zu verbergen. Taylor ist auch ein findiger Techniker der Terminologie des idealistischen Menschenfreundes, der nach dem Worte des Shawschen Herrn Sartorius handelt: Wenn etwas moralisch ist und außerdem noch ein gutes Geschäft, warum soll man es nicht tun?

Die Technik hat sich seither nur um die Vervollkommnung der Maschine geforgt. Die Bemühungen Taylors sind seit einem Menschenalter darauf gerichtet, die Technik der menschlichen Hand-, Muskel- und auch Hirnarbeit zu höchster maschineller Leistungsfähigkeit zu entwickeln.

Der Arbeiter führt gemeinhin selbständig die ihm übertragene Leistung aus, nach dem Herkommen, nach „Faustregeln“, nach eigenen Erfahrungen und Erfindungen. Taylor belehrt ihn, wie er arbeiten soll und wie er arbeiten muß. In jeder Teilarbeit steckt eine Wissenschaft. Es gibt eine Wissenschaft des Lastentragens, des Schaufelns, des Mauerns, auch der Prüfung von Fahrradkugeln. In jeder Hantierung ist das Gesetz der höchsten Leistung bei geringstem Kraftverbrauch zu entdecken. Es erfordert jahrelang hindurch betriebene, oft mit großen Geldmitteln unterstützte Beobachtungen, Versuche, Rechnungen, um die Technik jeder einzelnen Arbeit zu

* Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung von F. W. Taylor. Deutsche autorisierte Ausgabe von Rudolf Koesler. München und Berlin (N. Oldenbourg) 1913.

ermitteln und die individuelle Ausbildung des Arbeiters zu vollziehen. Wie schwer muß das einzelne Eisenstück sein, wie muß es getragen werden, in welchem Tempo, wann müssen Ruhepausen eingelegt werden und wie lange — damit der größte Nutzeffekt herauskommt? Es ist sehr wesentlich, wie die Schaufel in einen Kohlenhaufen gestossen, welche Durchschnittslast am zweckmäßigsten auf die Schaufel genommen wird. Aus diesen Beobachtungen, die auch die Methoden der Experimentalpsychologie wie die Leistungen der höheren Mathematik zur Verarbeitung heranziehen, ergeben sich Konstruktionen der tauglichsten, vielspältig anpassungsfähigen Werkzeuge. Keine Bewegung darf überflüssig sein. So gelang es beim Mauern die Handgriffe und Bewegungen, die zur Legung eines Ziegels notwendig sind, von achtzehn auf fünf und sogar auf zwei zu vermindern. Einfache Apparate ermöglichten es dem Arbeiter, ohne jede Körperbewegung stetig einen Stein nach dem andern zu legen.

Das ist Scientific Management, aber es ist leider nicht nur das. Handelte es sich nur um solche Feststellungen, wie die Produktivität der Handarbeit bei geringster Kraftaufwendung zum höchsten Grad gesteigert werden könnte, so wäre Taylor ein sozialer Erlöser; denn sein System würde uns dem Ziel nähern, die gesellschaftlich notwendige mechanische Arbeit auf ein Mindestmaß herabzusetzen, das für jeden erträglich ist, aber auch jedem Arbeitsfähigen zugemutet werden müßte, ohne Unterschied.

Aber die technische Vervollkommnung ist nur die leuchtende Schutzhülle des Systems. Der wirkliche Zweck ist, aus jedem Arbeiter die denkbar höchste Leistung herauszupressen, die überhaupt möglich ist. Und damit wird das System zur Kulturgefahr. Der Ingenieur wird Sachwalter des Kapitals und obendrein Politiker, der sich vermißt, die Interessenharmonie zwischen Unternehmern, Arbeitern und Verbrauchern herzustellen.

Taylor verspricht den Unternehmern höhere Profite, gesteigerte Arbeitswilligkeit, Befreiung von den unbequemen Organisationen des proletarischen Klassenkampfes. Er spendet den Arbeitern höhere Löhne und bisweilen kürzere Arbeitszeit, zudem Arbeitsfreude und fröhliche Gesundheit ohne Ermüdung und Erschöpfung. Er führt endlich für die Konsumenten Verbilligung der Waren herbei. Die Harmonie aller ist vollkommen und unwiderstehlich. Jeder muß in die Harmonie hinein. Und alles dies lediglich durch sein System. Man braucht es nur anzunehmen und der ganze ungeheure Segen quillt automatisch und unerschöpflich. Einmal über das System belehrt, müssen es alle Teile annehmen, ob sie wollen oder nicht. Scientific Management — das sind die neuen Sirenen, deren Gefang niemand trogen kann. Oder auch: Die feindlichen Vertragsgegner im kapitalistischen Lohnbetrieb werden zu Partnern des Schiebetanzes, in dem jede Bewegung des einen unrettbar die harmonische des andern erzwingt.

Und Scientific Management ward zuerst erprobt auf dem Stahlwerk, das sich Bethlehem nennt. Schon dieser Name heiligt die Sache und verpflichtet, allen Menschen Frieden und Wohlgefallen, wenn nicht zu bringen, so doch zu verkünden. Es ist der neue Ruf der Erlösung von der Qual der Arbeit und der Himmelfahrt zur erhöhten Jubruust der Profite.

Gemeinhin gilt als die schärfste Methode der Ausbeutung die Akkordarbeit. Taylor verwirft das Locksystem des Stücklohns durchaus. Das ist lediglich organisierte Faulheit. Der Arbeiter entzieht dem Unternehmer vorsätzlich seine Arbeitskraft, weil jede Steigerung seiner Produktion unweigerlich Herabsetzung des Akkordlohns veranlassen würde. Also verabreden sich die Arbeiter, im künstlichen Schweiße ihres Angesichts so wenig wie möglich zu arbeiten.

Taylor ersetzt das Akkordsystem durch das Pensum. Freilich keine neue Erfindung, denn das Pensum ist der Schrecken der Strafanstalten und Zuchthäuser. Aber das Pensum der Sträflinge ist noch eine bescheidene Anspannung in Vergleich zu dem Taylorpensum. Denn dieses Pensum wird wissenschaftlich ermittelt. Jede Arbeit und jedes Pensum taugt nicht für alle. Folglich bedarf das Taylorsystem zu seiner Vollendung auch der wissenschaftlichen Ausbildung jedes einzelnen Arbeiters zum höchsten Grade der in ihm verborgenen Anlagen. Wie hat man doch die kapitalistische Lohnarbeit bisher verleumdet, als eine Räuberin aller freudig schaffenden Fähigkeiten, die alles Menschentum erstickt! Erlöser Taylor lehrt den Menschen sich selbst erkennen, seine tiefsten Fähigkeiten bis zur letzten Meisterschaft entwickeln. Individuelle Ausbildung — der Staat der Kultur aller ist im Bethlehem Taylors erreicht! Man hat vordem nur nicht gewußt, wie viel individuelle Anlagen es gibt. Nicht nur für Musik und Malerei, für Philosophie und Mathematik, für Schauspiel und Lyrik, in jedem Menschen steckt eine ganz besondere Tüchtigkeit, die entwicklungs-, das heißt ausbeutungsfähig ist. Man braucht sich auch nicht mehr zu quälen und zu bangen, ob das Genie auch sich durchsetze. Die Betriebsleitung ist die Vorsehung für alle, die unfehlbar jedes Genie herausholt. Es gibt zum Beispiel Genies des Tragens von Erzbarren. Sie haben keinen andern Drang und keinen andern Lebenszweck, als soviel Sonnen wie möglich täglich aus einem Haufen auf einen Eisenbahnwagen zu laden. Der Ingenieur mustert die Arbeiter. Mit Adlerblick (er ist auch bereits getaylor!) erkennt er das Erzladegenie — an den schwellenden Muskeln und an dem stupiden Ausdruck. Dieses Genie, Schmidt mit Namen, wird nun beiseite genommen. Es wird ihm eine Steigerung des Lohnes um die Hälfte versprochen, wenn er sich bereit erklärt, genau nach den Weisungen seines Lehrmeisters zu arbeiten: zu

gehen, wenn es ihm befohlen wird, zu heben, wenn es ihm befohlen wird, zu verschrauben, wenn es ihm befohlen wird. Er darf keine Bewegung mehr nach eigenem Kopfe verrichten. Und er muß sich verpflichten, alle in ihm vorrätige Kraft restlos herzugeben. Denn wird er ertappt, daß er künstlich seine Arbeitskraft einschränkt, so wird er unweigerlich entlassen. Jetzt kann das Experiment beginnen. Schmidt hebt und trägt, geht und rastet. Und es gelingt ihm, statt bisher $12\frac{1}{2}$ Tonnen $47\frac{1}{2}$ Tonnen täglich zu verladen, und statt 1 Dollar 15 1 Dollar 85 zu verdienen. Damit ist das Pensum des Lastengenies festgestellt. Das hat nun jeder Arbeiter dieses Fachs täglich zu leisten. Es wird niemand angestellt, der das Pensum nicht zu erledigen vermag, und jeder entlassen, der es nicht bis zu dieser Stufe individueller Entwicklung bringt. Aber das Wichtigste ist nicht zu vergessen, das Menschenfreundliche: Es darf keinerlei Erschöpfung und Ermüdung mit dieser Arbeit verbunden sein! Selbstverständlich, sonst könnte ja das Pensum nicht erfüllt werden. So kann es in Bethlehem trotz solcher ungeheuren Steigerung der Arbeitsleistung keine erschöpften Arbeiter geben; sie sind alle jenseits von Bethlehem, irgendwo, außerhalb der wissenschaftlichen Trainingung. Es ist klar, daß damit jede Einwirkung der Arbeiter oder gar der Arbeiterorganisationen auf die Arbeitsbedingungen aufhört. Das Pensum wird wie der angemessene Lohn objektiv wissenschaftlich von den Unternehmern und deren Organen festgestellt. Wer das Pensum bewältigen kann und will, darf arbeiten; andere werden nicht geduldet.

Unser Genie der muskulösen Stupidität, Schmidt, trägt also an jedem zehnstündigen Arbeitstag 47500 Kilogramm Erz vom Stapel zum Waggon, legt täglich 13 Kilometer in 252 Minuten mit und 13 Kilometer ohne Last zurück. Die Verladung jedes etwa einen halben Zentner wiegenden Barren beträgt 0,22 Minuten. Dabei bleibt Schmidt so frisch, daß er vor der Arbeit an seinem durch die Lohnsteigerung ermöglichten Häuschen baut und nach der Arbeit den Bau fortsetzt. Welch ein ausgerechnetes Leben! Unsere bessere Gesellschaft, die sich am Sechstagerennen ergötzt, sollte sich dem unnützlichern Sport des getaylorten Schmidt zuwenden und täglich 47500 Kilogramm Erz verladen.

In gleicher Weise wird für jede Handtierung das Normalpensum ermittelt. Bei den Maurern wird durch solche Verbindung von Wissenschaft und individueller Genieentwicklung die Stundenleistung von 120 auf 350 Ziegel erhöht.

Wie sind die wirtschaftlichen Ergebnisse? Obwohl das Taylorsystem einen gewaltigen Aufwand von Aufsichtspersonen verlangt, werden große Ersparnisse erzielt. Zur Leistung der Schaufelarbeiten wurden auf den Bethlehemwerken nach dem alten System 400 bis 600 Arbeiter gebraucht.

Unter der Pensumarbeit waren nur noch 140 notwendig. Die Durchschnittsleistung eines Mannes stieg von 16 auf 59 Tonnen, der Durchschnittslohn von 4,81 Mark auf 7,80 Mark, und die Durchschnittskosten sanken pro Tonne von 0,291 auf 0,138 Mark. Nach der Einführung des Taylorsystems wurden trotz der erhöhten Löhne, trotz der Steigerung der Bureau- und Werkzeugspesen, der Gehälter für Meister, Beamte, Bureauangestellte, Zeitstudienleute, nur am Schaufeln mehr als 300000 Mark erspart.

Aus der angeführten Rechnung erkennt man, daß die Arbeitsleistung fast vervierfacht ist, der Lohn aber nur um die Hälfte erhöht ist. Damit ist von dem Erfinder selbst, und das ist ja auch der Reiz für den Unternehmer, nachgewiesen, daß dies System eine unerhörte, ungelohnte Steigerung der Ausbeutung der Arbeitskraft bedeutet. Mit einem in seiner Art großartigen Humor entzieht sich Taylor der peinlichen Frage, warum denn der Lohn nicht wenigstens in gleicher Weise gesteigert wird wie die Arbeitsleistung. Auch hier gibt die rettende Wissenschaft die gewünschte Antwort. Es hat sich nämlich wissenschaftlich ergeben, daß größere Lohnsteigerungen die Arbeitskraft und die Moral des Arbeiters gefährden. Und Mr. Taylor zieht aus solchen wissenschaftlichen Feststellungen den moralischen Lehrsatz, es sei nicht gut, wenn man zu schnell reich würde. Das bezieht sich aber nur auf die Psyche des Proletariats; denn dem Unternehmer, dem Aktionär, wird umgekehrt das System dadurch empfohlen, daß er noch schneller reich werden kann wie zuvor, wie denn schließlich auch das ganze Volk das Taylorsystem gebieterisch fordern muß, — die Interessen der Allgemeinheit gehen über die der Arbeiter und der Unternehmer! — weil dadurch die Waren verbilligt werden. Von Organisationen und Spekulationen der Kapitalisten zur künstlichen Preissteigerung hat Taylor offenbar noch nie ein Wort gehört. Wie sollte man auch in Amerika!

Dem begeistertsten deutschen Übersetzer der genannten Schrift ist bei den Taylorbilanzen nicht ganz wohl. Er fühlt dunkel, daß die Marxisten geradezu als Paradigma zur Veranschaulichung kapitalistischer Ausbeutung jene Taylorsche Rechnung verwenden könnten, aus der so klar das Mißverhältnis zwischen Profit- und Lohnsteigerung bei erhöhter Arbeitsleistung hervorgeht. Der Übersetzer hat nicht den gleichmütigen Witz des Originals. Er wagt nicht, das Mißverhältnis dadurch zu rechtfertigen, daß er die wissenschaftliche Entdeckung vorführt, eine mehr als fünfzigprozentige Lohn-erhöhung sei für den Arbeiter nicht bekömmlich. Und er ersinnt darum das andere Argument, daß natürlich der Lohn deshalb nicht wie die Leistung gleich steigen könnte, weil die jetzt gezahlten Löhne zu hoch im Verhältnis zur Leistung wären; man dürfe also die jetzigen Sätze nicht zugrunde legen. Es ist selten Gelegenheit, so hübsch zu demonstrieren, wie das Interesse die Logik umnebelt. Denn die Rechtfertigung der stärkeren Ausbeutung durch

den Hinweis auf die Überzahlung der heutigen Arbeitsleistung würde, auf die erwähnte Taylorsche Bilanz angewendet, sich so auflösen: Steigerung der Arbeitsleistung 400 Prozent, Erhöhung der Löhne 50 Prozent, Überzahlung der Arbeit vor der Einführung des Taylorsystems 350 Prozent. Der Arbeiter hätte also, ehe Taylor alles wissenschaftlich richtig machte, das dreieinhalbfache seines Lohns an den Unternehmer herauszahlen müssen; so viel hätte er mehr erhalten, als seine Arbeit verdient hätte. . . .

Würde sich das Taylorsystem durchsetzen, so wären alle bisherigen Bemühungen des Proletariats, durch solidarisches Handeln Einfluß auf die Arbeitsbedingungen zu gewinnen und ein das Menschentum des Arbeiters nicht völlig ausaugendes Normalmaß der Arbeit herbeizuführen, mit einem Schlage vereitelt. Die Arbeiter würden völlig atomisiert und jeder müßte sich willen- und wehrlos den durch die wissenschaftlichen Helfer der Kapitalisten festgesetzten Bedingungen fügen. Wir erfahren wohl, daß Schmidt frisch und munter ist, solange er seine 47 500 Kilogramm Erz schleppt. Wir erfahren aber nicht, wieviel Jahre er diese Art von Munterkeit aushält. Der zur Maschine erstarrte Mensch wird eben auch nach den normalen Abnutzungsquoten der stählernen Maschinen rasch — amortisiert. Und ist er amortisiert, so wird eine neue Menschmaschine eingestellt, ohne daß sich jemand darum kümmert, was aus den amortisierten Menschen wird. Und dann wird Herr Bernhard, der Berliner Professor, die Aufhebung aller sozialpolitischen Schutz- und Versicherungsmaßnahmen verlangen, weil man doch nicht die Hysterie der Menschen fördern darf, die sich — amortisiert fühlen.

Lehrte uns nicht einmal die Religion von Bethlehem, daß alle Menschen Brüder seien? und gab es nicht auch irgend einmal einen Philosophen, der als den Inbegriff aller menschlichen Sittlichkeit den Satz aufstellte, daß kein Mensch nur als das Werkzeug eines andern gebraucht werden dürfe? Verlorene Träumer, entschwebende Wolkenwanderer! Mr. Taylor nennt auch seine Lehre von Bethlehem mit starkem Nachdruck Philosophie. Er könnte sie auch Religion nennen. Philosophie, Religion und — Wirklichkeit.

Mystik im jungen Frankreich

von Fritz Schorthoefer

Das junge Frankreich stampft vor Ungeduld auf der Schwelle eines neuen Glaubens.“ Einer, der mit Recht sich selbst dazuzählt, sagt das, der Protestant Gaston Riou. Er betitelt ein Buch: „Lauschend nach dem Frankreich, das da kommt.“ Ein anderer, in dem die schaffende literarische Generation einen Fahnenträger sieht, Romain Rolland, gesteht,

tief religiös zu sein. Ein dritter, in seiner Art hochbegabt, Charles Péguy, singt im Vitaneienton die Seelenstimmungen der Jeanne d'Arc. Paul Claudel dichtet Mysterien in der heitern Glaubenskraft eines gotischen Kirchenbauers. Der klarste Denker, der feinste Stilist von allen, der lyrische Kritiker Suarès, sagt: Die Liebe ist größer als der Geist, sie ist das Größte, sie demütigt sich.

Man kann diese Stimmen nicht mehr überhören. Sie klingen jetzt voll. Wie eine Orgel dröhnen sie in die Literaturliteratur hinein, welche vor der Welt das moderne Franzosentum vertritt. Man nennt sie die „Jungen“, sie selber nennen sich so. Vorgestern wußte man noch nichts von ihnen, sie waren nur die Götzenbilder einer Gemeinde, heute sind sie die Propheten einer nationalen Zukunft. Ihrer eigenen Zukunft vielleicht nur, aber sie haben Vertrauen zu sich wie Kömmer, nicht wie Sehnsüchtige. Sie graben die Gräber ihrer geistigen Väter und stürmen darüber hinweg. Vom Erbe nehmen sie nicht viel, nur was ihnen gefällt. Selten hat eine Generation sich fester auf die eigenen Füße gestellt. So warf Chateaubriand seinen Geist des Christentums in die Ruinen der Enzyklopädie und der Revolution und ebnete der Restauration den Weg.

Der Aufstand dieses zweiten Jung-Frankreich ist mehr als der ästhetische Umsturzdang der Jeune France der Romantik. Das war die Befreiung der Kunst von der Moral, der Kultus der Kunst für die Kunst. Heute geht eine neue Ethisierung der Dichtung vor sich. Die Quelle der Erneuerung fließt tief unter der Schicht, welche die „Literatur“ trägt. Man will keineswegs wieder zum frommen Diener der Moral, der Religion, der Kirche werden, auch die bekenntnistreuen Katholiken nicht, die in der Gruppe stehen. Man will das Leben durch die Kunst wahr, wahrhaftig machen, man geht zu allen Kräften zurück, aus denen Leben spriest, und aus dem Leben selber holt man die Kunst, die es heiligen soll. Das ist etwas anderes als ein bloßes Wiedererwachen des religiösen Sinnes. Das religiöse Empfinden spielt nur eine zweite Rolle in dieser Wandlung der Geister.

Dieser heiße vertrauensvolle Glaube an das Leben allein ist es, der das einigende Band um die Gruppe schlingt. Bei jedem nimmt er eine andere Form an. Romain Rolland liebt den stürmischen faustischen Drang, er ringt um ein allumfassendes Kredo des Lebens. Claudel gestaltet voll Ruhe, wie in einem stillen umfriedeten Garten. Die Dichter finden ermunternde Hilfe bei den Philosophen. Bergson und Voutroux predigen den Respekt vor dem Leben. Ihre Philosophie ist nur eine Anerkennung der ungeheuren Tatsachen des Lebens, für die wir keine Erklärung haben. Wir sind Menschen, ehe wir Denker sind, wir leben, und das Leben stellt Forderungen, die nichts mit der Vernunft zu tun haben. Selbst die Mathematiker stimmen ein. Für Henri Poincaré war die Wissenschaft nur ein ungeheures Symbol

der Wirklichkeit. Überall schwindet das Vertrauen zu der reinen Verstandesherrschaft. Man sucht die schöpferischen Mächte im Dunkel der Gefühle.

Das sind mystische Klänge. Die Mystik war immer die Überspannung eines Gefühls, die Durchdringung des ganzen Menschen mit einer einzigen Empfindung, der Verzicht auf das freie Spiel des Geistes, auf die Kritik, das demütige Beugen vor Unerklärtem, vor Geheimnisvollem. Die älteren Mystiker konnten Visionäre werden, das neue Jung-Frankreich bleibt realistisch. Es sucht keine asketische Verfeinerung, es liebt das Kraftvolle, das Derbe sogar, es strebt in keine Verzüchtung hinein, seine Ekstase bringt in den Alltag, in die Arbeit, in die Probleme, die dem Einzelnen und der Nation gestellt sind. Mystisch ist nur die unbedingte, unerschütterliche Anbetung des Lebens und aller Werte und aller Kräfte des Lebens.

Wir wollen den Fortschritt, nicht die Reaktion, hat einer der neuen Mystiker gesagt. Ihr Ziel ist eine Emanzipation. Sie entwinden sich dem Drucke der methodischen Wissenschaftlichkeit, die zwei Generationen lang das Leben zu meistern suchte. Taine, der geniale Pedant, bedeutete den Höhepunkt dieser Geistesrichtung. Renan, der das Seminar nie ganz losgeworden war, träufelte skeptische Ideen hinein, aber im Grunde änderte es nichts an den Präentionen der Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft zu sein.

Die Söhne Taines und Renans stemmten sich schon gegen die Tyrannei. Barrès und Bourget klirrten in ihren Ketten, ohne sie zu sprengen. „Frankreich stirbt,“ hatte Renan zu Deroulède gesagt, „junger Mann, stören Sie seinen Zodeskampf nicht!“ Die ungeheure Gelehrtenarbeit Taines war in einer entmutigenden Analyse ausgeklungen. Die junge Generation aber wollte Leben, forschte nach Gründen zur Bejahung ihrer Instinkte. Bourget kam nicht weiter, als über den lähmenden Widerspruch zwischen Denken und Tat zu philosophieren. Er war nicht stark genug, ein neues Evangelium zu schaffen, und kehrte wie Lemaitre, wie Coppée etwas kleinlaut in den Schoß der Kirche zurück. Bei Maurice Barrès ging die Anstrengung tiefer. Zuerst fand er Trost in der Franzöfisierung der Weltanschauung Goethes, in seinem „Ich-Kultus“, der dem Leben einen neuen Wert geben konnte. Später klammerte er sich krampfhaft an die „énergie nationale“, um die Wiedergeburt herbeizuführen. In der letzten Phase, in der „Colline inspirée“ bewundert er an Priesterfiguren einen grundlosen religiösen Enthusiasmus, der aber unfruchtbar bleibt, wenn er nicht die Gesamtheit zu ergreifen vermag. Huysmans Klosterflucht hat nichts mit dieser Ideenströmung zu tun. Das war eine Frage der Nerven.

Es war nur Räumungsarbeit, was die abtretende Generation geleistet hat, eine laboriöse Produktion, welcher die Frische, das Ursprüngliche fehlen. Die Jungen fangen an zu bauen mit der Heiterkeit der Schöpferischen.

Sie bauen zum Teil mit fremden Steinen. Wenn nicht alles trägt, sind sie daran, die fremden Einflüsse in jener genialen Weise zu französisieren, die immer die Stärke der französischen Kultur war. Der Flame Maeterlinck brachte die zarte Gefühlswärme der deutschen Romantik herein. Er gab der Sprache klangliche und rhythmische Reize, die dem Alexandriner und der stolzierenden Deklamation widerstreben. Seine Poesie, seine legendenhaft transparente Dramatik, seine sanfte positive Lebensweisheit waren wie die verschwiegene Einschmuggelung fremder Elemente. Vor ihm noch hatten Verlaine und Rimbaud, die beiden Ardennensprößlinge, einen germanischen Hauch über die Nordgrenze hereinwehen lassen. Auch Walt Whitman muß hier genannt werden. Es waren rein künstlerische Werte, die so, fast unbemerkt, Eingang fanden. Daneben kam der donnernde moralische Einschlag, Tolstoi, Dostojewski, Ibsen. Man hat oft gesagt, dieser neue Nor-manneneinbruch sei völlig abgeglitten an der harten Politur der französischen Kultur. Lemaitre sah in Ibsen eine verspätete Georges Sand. Tolstoi wurde für eine russische Kopie Rousseaus ausgegeben. Das war ein rasches Urteil. Doch erst die kommende Generation darf mit Sicherheit sagen, ob wirklich nichts geblieben ist von jenen Einflüssen. Die gewaltige Verehrung, die ein Rolland, Suarès, Charles-Louis Philippe für die großen Russen bezeugen, sprechen dafür, daß die Samenkörner in tiefes Erdreich gefallen waren. Einer der Fremden, die am eindringlichsten wirkten, ist Richard Wagner. Die neuen Mystiker sind oder waren fanatische Bayreuthianer. Im Lebensgang Wagners und in dem „reinen Loren“ fand Romain Rolland die Themen zu seinem „Jean-Christophe“, der wie eine aus Siegfried und Parsifal komponierte Figur durch die moderne Welt schreitet.

Ich tue Rolland ein bißchen Gewalt an, wenn ich ihn einen Mystiker nenne. Er ist ein Dilettant des Mystizismus und ein Prophet des echten Menschentums. Der mystische Anflug kommt aus seinem schwärmerischen Kult des Lebens. Das ist nicht mehr der Ich-Kult von Maurice Barrès, nicht der künstliche Troß des „homme libre“. Der tiefe musikalische Sinn, der rhythmische Schwung seiner Seele bewahrt Rolland vor solchen mühsamen Abstraktionen. Er wirft das Ich in den Strom des Lebens, er sucht im Kampfe die bildende, veredelnde Kraft, er will, wie Beethoven, durch Leiden zur sieghaften Freude gelangen, die alle Werte anerkennt. So unentgleisbar an die reinigende Wunderkraft des Lebens zu glauben ist nicht möglich ohne eine halb mystische Intensität des Empfindens. Rolland fühlt das Elementare seines Glaubens vor allem in der eigenen Seele. Er erlebt selbst die „tragédies de la foi“, die er an historischen Figuren beschreibt. Er wird nicht leicht fertig mit den Ideen, mit den Persönlichkeiten, die auf ihn wirken. Tolstois Beurteilung der Kunst treibt ihn in eine moralische Krisis hinein, er ringt mit dem russischen Apostel wie Jakob mit dem Engel.

Rolland rettet seinen eigenen Glauben an die Kunst, und auch darin bewahrt er eine heimliche Zähigkeit, welche mystische Abgründe verrät, eine Stärke, welche zum religiösen Empfinden gehört. Die Kunst wird ihm eine Art Heiland, der die Menschheit erlösen kann. Er träumt davon, durch die Kunst das Volk und das Volk durch die Kunst zu regenerieren.

Wie sein Jean-Christophe hat Rolland sich fortreißen lassen, die Grenzen der Heimat zu überschreiten, den nationalen Rahmen der Persönlichkeit zu sprengen. Aus dem Franzosen ist, halb im Sinne Nietzsche, ein Europäer geworden. Rolland ließ das Beste aus Frankreich, Deutschland, Italien über sich hinstürmen. Über der Nation, über der Rasse sucht er einen neuen Menschen, der nicht der Übermensch einer Zukunft, sondern nur der künstlerische Vollmensch der Gegenwart ist. Eine unstillbare Sehnsucht nach Wahrheit und tätigem Erleben befeelt diesen neuen Menschen. Hier erscheint der tiefste mystische Zug in Rollands Dichten: der Mensch, der sich ewig erneut in seinen Kämpfen, in seinen Niederlagen und seinen Siegen, in nie erfüllter Sehnsucht.

Und es kann die ewige Schönheit

Nur die ewige Sehnsucht nähren.

So singt der mystische Perser Dschelaluddin. Bei Rolland wird die Schönheit zur Wahrheit, und sein Held greift noch im Tode nach ihr. Sterbend sieht er neue Weiten sich aufstun. Seine Seele überspannt Leben und Tod. Hosanna à la vie! Hosanna à la mort! Das ist das Schlußwort des zehnbändigen Romans.

In Romain Rolland ist die Fülle der Gedanken stärker als die Kraft zur Gestaltung. Er meistert den Stoff nicht mit jenem „fini“, das die künstlerische Eigenheit der Franzosen ist. Er läßt die Form offen und den Inhalt überfließen. Auch sein Glaube ist offen, empfänglich für neue Werte.

Anders Paul Claudel. Er hat nach allen Seiten feste, geschlossene Umrisse. Sein Lyrismus verströmt nicht in Weiten, er schießt wie ein Springbrunnen empor, in einem Strahl, der die Richtung nie verändert. Das ist der gläubige Katholik, der an den ewigen Problemen nicht rüttelt, weil sie in unverrückbaren Formen vor ihm stehen. Die zweifelsfreie Seele sieht mit verdoppelter Kraft in die Welt. Sie ist stark durch ihren Glauben, sie erleuchtet durch ihre dichterische Hellsichtigkeit.

Man darf den katholischen Lyrismus Claudels nicht auf die gleiche Stufe setzen mit der Poesie von Francis Jammes, des frommen Dufaliklers aus den Pyrenäen. Jammes ist von Religiosität durchdrungen, vom Geiste der Kirche, die für alle Schmerzen des Lebens eine Heilsbotschaft hat. Claudel steht höher. Er ist von seinem Gott durchdrungen, nicht von einem Kredo.

Soyez béni, mon Dieu, qui m'avez délivré
des idoles

Et qui faites que je n'adore que Vous seul,
et non point Isis et Osiris,

Ou la Justice, ou le Progrès, ou la Vérité,
ou la Divinité, ou l'Humanité, ou les Lois
de la Nature, ou l'Art, ou la Beauté . . .

bekannt er in der Ode „Magnificat“.

In diesem mystischen Gottesempfinden spiegelt Claudel das Leben und die Welt. Das gibt seinen Figuren eine monumentale Linie, den Charakteren eine übernatürliche Festigkeit, seinen Oden und Hymnen einen ehernen Glanz. Die Mystik Claudels ist kein aufregender, sondern ein beruhigender stärkender Trank. Alles wird dieser gotterfüllten Seele ein freudiger Akt des Lebens, auch das Entsagen, die Aufopferung, der Tod selbst. Aus diesen Gefühlselementen sind die zwei entzückenden Frauen der „Annonce faite à Marie“ und des „Orage“ geschaffen. Violaine sagt: „Wie schön ist es zu leben . . ., aber wie schön ist es auch zu sterben.“ Snygne bringt noch größere Opfer und stirbt noch lieber, aus andern Gründen freilich.

Hinter Claudels Dichten steht die katholische Theologie, die ihn bis zur Scholastik des Denkens führt. Nur selten tritt das Werk menschlich klar aus diesem Gedankengerüste hervor. Das mystische Gepräge der Form ist bei Claudel freilich eine Absicht. Auf eine rudimentäre Erkenntnistheorie, die von fern an Bergsons Intuition erinnern kann, hat er eine scholastische Ästhetik aufgebaut. Die Metapher ersetzt ihm die logische Erklärung. Sie verbindet zwei verschiedene Dinge mit einem geheimen innern Sinn, und eine Reihe von Metaphern bringt den fortschreitenden Gedanken.

Tu n'expliques rien, ô poète, mais toutes choses par toi nous deviennent explicables.

So wird Claudels Stil eine unendliche metaphorische Ausrufung und Anrufung. Er findet Bilder von serener Pracht und vom nüchternsten Realismus der Volkssprache, beide sehr weit sich entfernend von der Umgangssprache der Gebildeten und darum oft mystischer klingend, als sie in Wirklichkeit sind. Geheimnisvoll wirkt auch die Gliederung seiner Prosa. Er folgt dem Rhythmus der Lunge. Die Satzteilung entspricht dem Einholen und Aushauchen des Atems. Claudel möchte wohl einen mystischen Zusammenhang zwischen diesem Bewegungsgesetz des Sprechens und dem Sinn der Worte erkennen.

Rolland ist Europäer, Claudel ein Mann des Universums. Er hat lange Jahre als französischer Konsul in Amerika, in China, in Österreich, in Deutschland gelebt. Aber die Einflüsse dieses weltumspannenden Lebensgangs haben ihn nicht verändert, sie haben ihn in seiner Art bestärkt.

Vielleicht gewann sein Katholizismus dadurch die strenge Konzentration auf die Gottesidee, hinter welcher das Dogma nur in Transparenz erscheint.

Mit Charles Péguy wird die Mystik national und nationalistisch. Sie bewahrt auch nicht mehr die Form eines majestätischen Lyriismus, sie wird zur Inbrunst. Sein Christentum hat eine fieberhafte Intensität. Er stammelt Vitaneien. Er wird eindringlich durch ewige Wiederholung. Sein Stil hat etwas Ermüdendes, aber bleibt immer höchst persönlich.

Péguy ist Mystiker geworden aus eigenem Erleben. Die große moralische Krise Frankreichs, die Dreyfus-Affäre, trieb ihn als Kämpfer fürs Recht aus der Schule in die politische Arena. Die Enttäuschung über die Mistreiter führte ihn in sich selbst zurück. Der begabte „normalien“, der durch eine bedeutende Geistesbildung hindurchgegangen war, griff plötzlich in sein christliches und bauerliches Jugendermpfinden zurück, um ein Streiter für das katholische Frankreich zu werden. Man kann ihn nicht mehr aus der Ideenentwicklung des verflohenen Jahrzehnts wegstreichen. Durch seine Publikation „Cahiers de la Quinzaine“ hat er Rolland, Suarès und andere Talente ans Licht gebracht. Er selbst entwickelte sich zu einem Polemisten von zersetzender Schärfe der Kritik. Dabei gelang ihm das Paradoxon, zugleich ein Dichter von mystischer Innigkeit zu werden. In Jeanne d'Arc erblickt er ein Symbol des wahren, des christlichen Frankreich. Er schreibt das „Mystère de la Charité de Jeanne d'Arc“, in dem er die Innerlichkeit, die Gedanken- und Gefühlswelt der lothringischen Hirtin schildert. Es ist viel fein Menschliches, Modernes darin. Jeanne wird zu einem Wesen von entzückender Einfachheit und Natürlichkeit, in dem die Barmherzigkeit höchste Kräfte löst. Im „Porche du Mystère de la deuxième Vertu“ philosophiert er über die „Hoffnung“, die zwischen „Glaube“ und „Liebe“ nur unscheinbar dasteht, aber zuletzt alle mit sich reißt. Das „Mystère des Saints Innocents“ ist eine brünstige Proklamation der Freiheit des Menschen. Es enthält eine Glorifikation der Franzosen. Sie sind das auserwählte Volk der modernen Welt.

C'est embêtant, dit Dieu. Quand il n'y aura plus ces Français,

Il y a des choses que je fais, il n'y aura plus personne pour les comprendre

Mit diesem Vaterlandskultus Péguy's berührt sich Gaston Riou, der aus Sehnsucht ein neues Frankreich schaffen will. Er braucht keine Bizarrerien des Stiles. Er destilliert seine Gedanken nicht in einem christlich-verzückten Empfinden. Er ist der Schwärmer der französischen Zivilisation: Une patrie qui se sent responsable d'une civilisation est invincible. Dem Ultramontanismus und dem reinen Traditionsismus setzt er einen „rêve français“ entgegen. Er bekämpft die Restaurationsgelüste der Monarchisten und bleibt Republikaner. Er möchte das alte Gesta Dei

per Francos im Sinne der Zivilisation erneuern. Auch ihm ist Frankreich das auserwählte Land. „Klarheit, Sinn für den Glanz der Ideen, Freimütigkeit, Generosität, wie kann das mit solchen Marken gezeichnete Volk je aufhören, dem menschlichen Geist zu dienen und sein Wachstum zu beschleunigen.“

Wie eine klare Durcharbeitung dieser mystischen Regungen erscheint André Suarès. Nach dem Muster Carlyles, Nietzsches revidiert er die Werte des Lebens. Über Doktrinen stellt er die Persönlichkeiten, über die Intelligenz die Kräfte des Gefühls. „Nietzsche kann bestenfalls der Welt der Intelligenz genug sein.“ Er lacht über eine Weisheit, welche das Glück zerstört, und Athen hat darum recht getan, Sokrates den Giftbecher zu reichen. „Es handelt sich zuerst darum, zu leben,“ und „die Intuition ist der Ort aller Intelligenz.“

So holen sie alle den Esprit, den funkelnden Geist, das Eigenste der Franzosen, vom Throne herab und suchen in mystischer Empfindungswelt die Kraft des Aufschwungs. Sie leugnen nicht alle die hohe Geisteskultur, aber sie bekennen sich mehr oder weniger zur Losung Charles-Louis Philippes, der den geistweisen Anatole France für eine aussterbende Spezies des Schriftstellers erklärt und proklamiert: „Jetzt bedarf es der Barbaren. Man muß ganz nahe bei Gott gelebt haben, ohne ihn in Büchern zu studieren, man muß die Anschauung des natürlichen Lebens haben, die Kraft dazu, die Mut sogar. Die Zeit des Dilettantismus ist vorüber. Wir stehen heute am Anfang der Leidenschaft.“

Juristenzucht

von Albrecht Mendelssohn-Bartholdy

Wozu soll die Zucht dem Rechtsjünger dienen? Es soll eine Zucht zur Gerechtigkeit sein, meine ich. Darob allgemeines Schütteln des Kopfes. Pilatus verlangt nach einem Waschbecken und will erst eine Definition des Begriffs Gerechtigkeit haben, ehe er sich auf Weiteres einläßt. Aber nicht nur der Landpfleger — oder wie man den hohen Chef der Verwaltung heute heißt — auch die Priester und Schriftgelehrten, wenigstens die Wortführer oder Marktschreier unter ihnen, sind dieser Zucht abgeneigt. Sie würden wohl eine Zucht zum Staat oder zur Kirche gelten lassen, aber außer diesen beiden kennen sie keine Tugend, und was würden sie gar sagen, wenn einer die Gerechtigkeit über alle Macht der Welt stellen wollte! Das Volk aber murre schon beim Gedanken der Zucht. Nicht Zucht, sondern Anleitung; nicht Gerechtigkeit, sondern —?

Hier scheiden sich die Wege. Wer über die Reform des Universitätsunterrichts an den Rechtsfakultäten schreibt und spricht, der soll sich darüber vor allen Dingen klar sein, daß die Art des Unterrichts, der Erziehung, des „Betriebs“ nach dem Zweck bestimmt sein muß, dem die Hochschulzeit im Leben des Juristen dient.

Zwei Wege: die Pforte zum einen ist schmal und er ist eng und wenig begangen. Er ist überhaupt kein Weg, sagen die, die auf dem andern gehen, denn jeder Weg ist nur zum Vorwärtskommen da, und das, was wir und alle vernünftigen Leute unter vorwärtskommen verstehen, das kann man auf dem schmalen Weg nicht. Aber auf dem Weg, zu dem die breite Tür führt, da kommt man ganz von selbst voran, beinah wie auf einer von den wandernden Treppen in einem modernen Warenhaus. Man kann gar nicht stillstehen; so sicher man immer älter wird, so sicher avanciert man auch. Und das Schönste ist, daß, wenn einer von den vielen Wanderern stirbt, das für die andern ganz von selbst einen kleinen Ruck oder gar Sprung im Vorankommen bedeutet. Die zwei Pforten sind verschiedene Arten des Rechtsunterrichts an der Universität.

Bei der einen Art lernt man so viel als man eben vermag und die Wissenschaft selber darüber weiß vom Wesen der Gerechtigkeit und von dem, was in ihr der Staat, die geschriebenen Gesetze, die Justiz bedeuten. Man lernt das, in dem man Männer darüber sprechen hört, deren Lebensarbeit die Wissenschaft vom Recht ist. Man lernt da nur etwas, wenn man um des Wissens willen lernen will.

Bei der andern Art lernt man ein gutes juristisches Staatsexamen machen und fernerhin ein tüchtiger Beamter oder geschickter Anwalt werden. Man lernt, daß Spekulationen über das Wesen des Rechts für den Juristen etwas Überflüssiges und vielleicht sogar Irreführendes sind. Er hat das Gesetz, und wo dieses Lücken läßt oder unklar ist, da hat er einen maßgebenden Kommentar zu dem Gesetz, in dessen Benützung er eben auf der Universität, im Seminar unterwiesen worden ist.

Wenn man sich nun über diesen Gegensatz, der ja recht peinlich ist, auf bequeme Weise hinwegsetzen will, so sagt man: das ist ja alles Einbildung; der Professor hat sich die zwei Türen, um im Bild zu bleiben, aus den Fingern gezogen. Wo ist denn beim heutigen Hochschulbetrieb diese rechte und linke Art? Haben wir denn nicht eine einheitliche Studienordnung wenigstens in jedem Bundesstaat? Kommt in ihr nicht das, was in jeder der angeblich unvereinbaren Auffassungen des Rechtsunterrichts an gutem Kern steckt, zur vollen und ganzen Geltung? Nämlich erstens und einerseits, daß die Studenten durch das Gerichtsverfassungsgesetz gezwungen werden, Vorlesungen von Leuten zu hören, die sich zu dieser Lehrtätigkeit durch wissenschaftliche Arbeiten qualifiziert haben, zweitens aber und andererseits,

daß nach demselben Gesetz den Abschluß dieser Lehrzeit ein Staatsexamen bildet, durch dessen Ablegung die Fähigkeit zur fernern juristischen Laufbahn erwiesen wird, woraus sich ergibt, daß die Lehrzeit dem Erwerb dieser im Examen zu erweisenden Fähigkeit zu dienen hat!

So ist es. Und noch mehr: in den Vorlesungen der Dozenten einer und derselben Universität herrscht heute kunterbunt einmal der eine und dann wieder der andere Zweck des Rechtsunterrichts. Der eine will seinen Hörern zeigen, wie das Recht lebt, wie es sich wandelt, oft unter den Händen dessen, der es anwenden will, wie das geschriebene Gesetz nur eine oft recht unbeholfene Ausdrucksform des Rechtes ist, wie verschiedene rechtliche Bewertung der gleichen Ereignisse und Handlungen sich bei Menschen verschiedener Volksart, verschiedenen Geschlechts, verschiedenen Standes einstellt. Ihnen ist eine klare Gesetzesvorschrift, die keinen Grund hat als den Willen des Gesetzgebers, das gleichgültigste im ganzen großen Rechtswesen. Der andere sagt seinen Hörern: So und so ist das Recht, das ihr werdet anzuwenden haben. Schreibt euch das auf und lernt es auswendig. Wenn ihr darin angefochten werdet, so beruft euch auf die und die Autoritäten, am liebsten eine vor möglichst kurzer Zeit ergangene Entscheidung des höchsten Gerichts oder eine Ministerialbekanntmachung. In jeder Streitfrage gibt es eine herrschende Meinung. Schreibt sie euch auf und lernt sie auswendig. (Wenn an einer Universität zwei Professoren über das gleiche Fach lesen, so gibt es zwei herrschende Meinungen; wenn dann ein Repetitor in der Universitätsstadt sich auf sein Handwerk versteht, so läßt er seine Schüler die beiden Meinungen aufschreiben und macht dann beim Abfragen bald den einen, bald den andern Professor; das ist wegen der ungewissen Zusammensetzung der Examenkommission sehr nützlich.)

So ist es. Aber ein dunkles Gefühl davon, daß dieser Zustand nicht ganz richtig ist und plötzlich zu einer gewaltsamen Erschütterung führen kann, läßt eben die Reform dieses Universitätsunterrichts wünschenswert erscheinen. Man will aus der Halbheit und Unwahrheit heraus, will absolut die eine oder die andere Art. Ich spreche von denen, die ernstlich und aus gutem Willen zur Besserung die Reform fordern.

Freilich kann man das alles auch mit viel größeren Worten sagen und unter höherem Aspekt betrachten. Man bildet sich wohl ein, das zu tun, wenn man fordert, der Rechtsunterricht solle naturwissenschaftliche Methoden annehmen. Oft versteckt sich darin etwas sehr Kleinliches, nämlich die Bewunderung und der Neid des Professors, der kein Institut und insolgedessen auch keinen „Etat“ hat, gegenüber dem glücklicheren Kollegen, oder umgekehrt das gehobene Selbstbewußtsein dieses letztern gegenüber dem Professor der Jurisprudenz, der nur seinen Kopf anstatt einer ganzen Instrumentensammlung und einiger Assistenten und Anstaltsdiener be-

herrscht. Aber ich sehe in jener Forderung der naturwissenschaftlichen Methode für den Rechtsunterricht etwas viel Größeres und Gefährlicheres als solche kleinere Professoren=Velleitäten, nämlich ein Aufwerden der innern Krankheit, die unsere Universitätskörper früher oder später einmal zum Besten bringen wird. Die Geisteswissenschaften und die Naturwissenschaften gehören nicht mehr zusammen und vertragen sich nicht mehr.

Man glaubt die Theologie schon abgetan. Die Philosophie wird auf dem Weg der experimentellen Psychologie zu den Naturwissenschaften hinübergeholt, während umgekehrt schüchterne Versuche von der andern Richtung her, etwa die Gründung von Lehrstühlen für Geschichte der Medizin, ganz fehlgeschlagen sind. Sollen die Juristen mit den Philologen auf der verlierenden Seite bleiben? Den Philologen kann ja vielleicht geholfen werden, indem man sie zu Physiologen in partibus infidelium macht. Die Juristen aber mögen die „naturwissenschaftliche Methode“ annehmen. Sonst fliegen sie mit den Theologen.

Jener „andern Art“, von der vorhin die Rede war, wird diese löbliche Unterwerfung nicht sehr schwer fallen können. Denn sie will ja im Grund ihren Jüngern zu dem Gleichen verhelfen, was Medizin und Naturwissenschaft den übrigen so herrlich verschafft: Macht. Das ist, was man unter dem Erfolg der Wissenschaft versteht: Macht. Und wer möchte diesen Erfolg den Medizinern und Naturwissenschaftlern abstreiten?

Aber beneiden mag ich sie auch nicht darum. Wenn ich den Bericht über die Eröffnung eines Weltkongresses lese, auf dem sich siebentausend Mediziner als die wahren Wohltäter der Menschheit, als die Träger des größten Fortschritts in der kürzesten Zeit und als die Männer mit der durchfurchten Denkerstirn gegenseitig lobpreisen und feiern lassen, dann werde ich sehr stolz darauf, daß im Unterschied zu solchen Prozeduren die Jurisprudenz den wahren Anstand der Wissenschaft hat, die Bescheidenheit, die dem Sucher nach Wahrheit zu eigen ist. Was ist denn an all jener Londoner Ruhmredigkeit?

Der ehrliche, prachtrvolle John Morley hat am Vorabend des Kongresses als Lordpräsident die Gäste begrüßt und ihnen unter anderm gesagt, daß sie diesmal sich in einem Land versammelten, in dem man von altersher das unbeschränkte Experimentieren an der lebenden Kreatur mit Mißtrauen angesehen habe, und es ist schade, daß die langen Gesichter, die es da gegeben hat, nicht auf einer Momentphotographie festgehalten worden sind. Als am zweiten Tag ein Professor Chunnings aus Amerika eine Propagandarede gegen jede gesetzliche Einschränkung der Divisektion hielt, war man in besser bekömmlicher Luft und es gab herzlichen Beifall, als der Redner rühmte, wie sie, die am Tier experimentierten, auch bereit seien, ihren eigenen Leib zu Versuchen zur Verfügung zu stellen. Wenn

ein Jurist in der erleuchteten Versammlung gewesen wäre, hätte er sich am Ende unterstanden, einen unliebsamen Vergleich zu ziehen zwischen den Experimenten, die am festgeschnallten Tier gemacht werden, und den Diätstudien, die opferwillige Ärzte an sich haben vornehmen lassen, oder zwischen dem Wegwerfen, Verscharren und Vergeffenwerden des Hundes, der zu Tod experimentiert worden ist, und dem hysterischen Geschrei der ganzen Presse über einen Leibschaden, den der Mann der Wissenschaft in seinem Laboratorium erlitten hat. Man hat in London, vor einem der großen Vivisektionshäuser, den Hund, die ihr Leben für die Menschen gelassen haben, ein Denkmal gesetzt. Aber der übelste Mob der Großstadt, die Londoner Medizinstudenten, haben durchgesetzt, daß dieses Denkmal entfernt wurde; als ihnen, nach einer besonders gröblichen Exhibition der Roheit, ein Polizeirichter die verdiente Strafe — die jeden andern härter getroffen hätte — nach Pflicht und Recht zuerkannt hatte, haben sie ihn auf öffentlichem Platz in effigie verbrannt. Das sind Mediziner und Juristen.

Am Eröffnungstag des Weltkongresses hat Sir Edward Grey die Begrüßungsworte gesprochen. Er gehört zu den Leuten, die sich auf ihre eigentliche Aufgabe so ausnehmend gut verstehen, daß sie für etwas anderes nicht zu brauchen sind. Er hat einen Ton angeschlagen, der dann in andern Reden weiterklang: den Ton der wachsenden Dankbarkeit der Menschen für alles, was die Wissenschaft ihnen Gutes tut. Wer seine alten Schriftsteller kennt, dem fällt dabei die Moralität von der Frau Wahrheit ein, die bei den Menschen nach einem Obdach sucht als Lohn dafür, daß sie ihr Licht zu ihnen bringt, und die von Hof und Gericht, von Kirche und hoher Schule, vom Rathhaus und vom Tanzsaal und zuletzt von der elendesten Bauernkate fortgejagt und mit Hundesgeheiß wird. Sind die Menschen wirklich so gut geworden, daß sie für Wahrheit und für die Wissenschaft, die nach Wahrheit sucht, dankbar sind? Die Dankbarkeit soll nicht gescholten werden; aber ich möchte doch mein Sach nicht auf sie stellen, auch als Arzt nicht. Mir wäre bang davor, daß die Gesundgebeteten der Christian Science und die Klientel des großen Scharlatans und des kleinen Dorfschäfers noch mehr Dankbarkeit aufbringen als die Patienten des ordentlichsten Mediziners. Sollen darum Quacksalberei und Bauernregeln echter und mehr wert sein als die Heilkunst der Ärzte?

Der Vorsitzende des Kongresses hat kaum Atem genug gefunden, um die Fortschritte zu loben, die auf jedem Gebiet der Medizin gemacht worden sind. Ich weiß nicht, ob er selbst die Arzneikunde und überhaupt das Wissen von den lebendigen Heilkräften der Natur dabei im Sinn gehabt hat. Ich finde in seiner Rede nichts davon. Aber wer wollte ihm nicht gern folgen, wenn er die Taten der Chirurgie, die kühnen und sicheren Augenoperationen der neueren Zeit rühmt? Dem Operateur, der in stundenlanger angespannter

Tätigkeit die gewaltigste Überwindung körperlicher Schwäche, die höchste Selbstzucht zeigt, beugen wir uns alle. Aber ich meine, wir bewundern in ihm den Mann der Tat, nicht den des Gedankens, einen Mann, für den der schärfste Verstand und das tiefste Wissen zuletzt Diener des Handelns sind, einen Stein oder Bismarck, nicht einen Kant oder Schopenhauer oder Nietzsche. Ihm gilt auch nicht der lauteste Lobpreis des Kongresses, sondern der Serum- und Vakzitherapie. Wenn ich diese Stellen in dem Pöan des Sir Thomas Barlow lese, dann schaudert mir vor der Hybris, die aus ihnen spricht. Was wissen wir denn von diesen „Erfolgen“ sicher? Wir wissen sicher eine furchtbare Summe namenlosen Elends, die über die stumme Kreatur gekommen ist, wenn wir auch nicht annähernd ermessen, welche Folgen die Vergiftung der Tierwelt für spätere Zeiten haben wird. Wir wissen sicher, daß auch Menschenopfer den neuen Heilmethoden in nicht ganz kleiner Zahl gefallen sind — das ist notwendig und niemand hat das Recht, die Ärzte anzuklagen, die im besten Glauben ihr neues Mittel angewandt haben. Wir wissen auch, daß in vielen tausend Fällen durch die Serumbehandlung eine akute Krankheit zurückgedrängt worden ist. Aber was wir nicht wissen und nicht wissen können, das ist, welche Neben- und Nachwirkungen diese Zurückdrängung hat.

Eins bleibt freilich unbestritten; auch die bösesten Naturheilsfanatiker können sich dem nicht entziehen: the fifteen sections of the 1881 congress have become twenty-three sections and three sub-sections in 1913. Oder fassen wir es höher: die Medizin hat die Welt gewonnen (hoffen wir, daß sie keine Seele hatte, die dabei Schaden genommen haben könnte). Die Organisation ihrer Diener ist so mächtig, daß sie es mit der stärksten politischen Partei, ja mit dem Staat selbst aufnehmen kann. An Einfluß auf den Gesetzgeber ist ihr nur vielleicht der Kaiserliche Automobil-Klub ebenbürtig. Sie gibt Macht: wollen die Juristen nicht auch den gleichen Weg gehen?

Die Naturwissenschaften weisen ihn ja ebenso wie die Medizin. Ihre Errungenschaften stehen auch unter dem Zeichen Experiment. Beobachtung hat man in Großvaters Zeiten für das Richtige gehalten und heute noch machen sich Outsider, etwa gar einfache Leute vom Land und katholische Geistliche, mit ihr viel zu schaffen. Aber die offizielle Wissenschaft experimentiert. Sie veranstaltet Experimente, wie unsere Sprache mit einer feinen Wendung sagt: man übersehe die „Anstalt“ in das wissenschaftliche „Institut“ und man hat den ganzen Zusammenhang. Der Beobachter hatte die Aufgabe, sich selbst möglichst auszuschalten und unter keinen Umständen in das Wesen des beobachteten Gegenstandes einzugreifen; so verringerte er nach menschlicher Möglichkeit die Fehlerquellen der Erkenntnis. Der Experimentator handelt, greift in die Natur ein, zerstört, und es gelingt ihm wohl, neue tote Stoffe in überraschender Mannigfaltigkeit zu schaffen,

aber jede Erkenntnis der Lebensvorgänge ist ihm versagt, um so sicherer versagt, je stärker das Bewußtsein des Objektes ist, an dem das Experiment gemacht wird, weshalb denn auch die experimentelle Psychologie unter allen Disziplinen der modernen Naturwissenschaft am allergeringsten zu schätzen ist.

In einer großen Tageszeitung, die häufig offiziöse Nachrichten der Meißner-Schule bringt, war dieser Tage zu lesen, daß ein kleines Ungeheuer von Naturwissenschaft — japanischer Nationalität — aus Kaninchen ein Serum ziehe, mit dem man die Echtheit von Kaviar sicher feststellen könne. Die großen Kaviarhändler wurden aufgefordert, sich das nicht entgehen zu lassen; der Preis war in der Notiz nicht genannt, aber es war angedeutet, daß die Sache ziemlich kostspielig sei. Wenn man nun noch dazu nimmt, daß die Möglichkeit täuschender Fälschung des Kaviars ebenfalls der modernen Naturwissenschaft zu verdanken ist, so hat man eine schöne Allegorie für sie.

Die lebendige Natur immer mehr zu verwüsten und an ihre Stelle Produkte der experimentellen Forschung zu setzen — lockt das den Juristen nicht auch für seine Fakultät?

Wenn die Professoren der Jurisprudenz sich erst nach dem Bild ihrer modernen Kollegen umgeschaffen, Geschichte, klassische Philologie und etwaige kanonistische Belleitäten resolut abgeschworen, den Institutsbetrieb eingeführt und — wofür sie ja noch eine besonders günstige Vorhand im Spiel haben — sich ein möglichst vorteilhaftes Recht der Privatverwertung ihrer wissenschaftlichen Entdeckungen gesichert haben, dann ist nicht wohl daran zu zweifeln, daß ihre Schüler ebenfalls praktische Beamte, Direktoren, Anstaltsleiter, Syndizi, Oberbürgermeister und andere Weltbeherrscher werden; und wenn sie sich erst organisieren, so werden sie vielleicht die allermächtigste Gruppe im Staat sein.

Ich persönlich ziehe den Professor aus den „Liegenden Blättern“ vor. Er mag immerhin besser lateinisch verstehen als Kontoforrent und einen Teil des Tages damit zubringen, daß er die Brille sucht, die er auf der Nase hat. Ich verhoffe mit immer noch, daß die, die bei ihm die Lehre vom Recht gehört haben, eher lernen, wie man im Leben der Gerechtigkeit dient.

Der Preußenkönig von Lucia Dora Frost

Was meinen Sie mit Militarismus? Meinen Sie mit Militarismus unsere Armee?“ so fragte in den letzten Heeresdebatten der Reichskanzler die Sozialdemokraten; und die blieben die Antwort schuldig. Also nicht einmal unsere Hauptbegriffe sind jedem klar, und mancher scheint

Lust zu haben, sie zu leugnen. Unser Militarismus ist eine Schöpfung Friedrichs des Großen; vielleicht nimmt man Gelegenheit, sein System rückwärts und vorwärts zu studieren an der Hand der ersten großen deutschen Ausgabe der Schriften des Preußenkönigs, die jetzt in zehn Bänden (bei Reimar Hobbing, Berlin) erscheint.

Im Kriege und zwischen den Kriegen ist ihm sein System erwachsen. Sich anzupassen, um zu siegen, das herrische Eingehen in den Geist der Situation: diese dämonische Gabe aller großen Männer der Tat erfuhr er in der Schlacht. Erst als er sich dem Dämon des Siegenwollens verschrieb, arbeiteten Sinne und Gedanken zusammen; die Schätzung des Geländes, der Räume, des Feindes, seiner Stimmung und Dynamik wurden genauer; Hilfen wurden sichtbar, boten sich an; auf einem schwachen Punkt baute sich ein Gebäude von Angriffsgedanken auf, Ketten von Gefahren wurden vor-
ausgesehen, und aus der virtuellen Architektur der Situation in Raum und Zeit kristallisierte sich eine Schlachtenanlage, aus der sich Details entwickeln ließen: eine fruchtbare Anlage, die sich von einem Plan unterscheidet wie Einfall von Idee; der Einfall ist sofort zu Ende, die Idee gibt unerschöpflich Details her. Die erzwungene gewollte Überlegung endet vor Schwierigkeiten in Unsicherheit oder Verzicht; der Dämon aber ist offensiv, er arbeitet naturalistisch, mit mehrdeutigen Bewegungen, mit Drohstellungen, mit Masken, Bluff und Amorcen. Er ist schneller als die Überlegung, springt und denkt in Resultaten. In primitiver Form erscheint er jedem in der Gefahr, drängt den bewußten Willen bei Seite, handelt für ihn, mit der Kraft der Natur, der Wollen und Können eins ist. Aber im ausgebildeten Gehirn erreicht er höhere Grade, weil dort alles für ihn vorbereitet und aufgestellt ist.

Sucht man in den Schriften Friedrichs nach den Spuren des Dämons, so findet man ihn in den historischen Darstellungen der Kriege und Schlachten nicht. Da reitet er einen sachlichen Trab, freilich einen ausgezeichneten, Boden deckenden, vorwärts federnden Trab. Nur in den Instruktionen und Befehlen an die Generale, in den Testamenten, in den hastigen Entwürfen und Denkschriften, die andere auf einem fernen Schauplatz erleuchten sollen, blickt das Dämonische auf: da wirft er die Dinge auf den Platz, wohin sie gehören, da läßt sich erkennen, wie unbeugsam der kalte Blick seiner Augen das Schlachtfeld beherrschte. Aber die Erweiterung der Schlachtdämonie ins Politische, zur offensiven Anpassung an die Situation seines Landes, lebt in der Gesamtheit der Schriften. Darin überragt er noch alle großen Feldherren. Er hat seinen Dämon materialisiert und ihn über seine Lebenszeit hinaus gebannt in eine Organisation: das preußische Heer und seinen weiteren Körper, den preußischen Staat. Diese Absicht bildet die Quintessenz seiner Werke. Er hat das Offensiv-, Unbeugsame, die Unfähigkeit, ein Defres-

zendo zu ertragen und kampflos zu weichen, aus sich heraus gestellt in eine Nation. Nach welcher Methode?

Die Inspiration des Dämons ist an den ersten Rang gebunden; den Geruch der Abhängigkeit kann er nicht ausstehen. Das mußte der König; und wir wissen es aus der Geschichte. Alle großen Feldherren waren Souveräne, waren entweder in Purpur geboren oder standen irgendwie in königlicher Einsamkeit; sie waren die ersten oder waren unvergleichlich. Schlieffen hat in seinen Schriften daran erinnert, ihre Erfolge aber rationalistisch erklärt. Das Dämonische zu bekennen scheuen die Dichter weniger. So sagt Rilke von Karl dem Kühnen: als sein Blut merkte, daß der Leib, in dem es floß, nicht der Kaiser war, wurde es mißmutig und wollte nichts mehr für ihn tun. Das muß man gelten lassen. Der Dämon will genährt werden, und die einzige Speise, die er liebt, ist das Bewußtsein, der Erste zu sein. Friedrich hatte das erfahren an seinen Generalen; die selbständig Verwertbaren, die dem Dämon Herberge geben konnten, waren zugleich die innerlich Unabhängigen, die es an Selbstbewußtsein mit dem König wohl aufnahmen. Als Schwerin in Oberschlesien weit vorausstand, befahl ihm der König zurückzugehen. Schwerin war anderer Meinung. „Statt mir zu gehorchen hat er um Verstärkung.“ Der König mußte nachgeben, sonst wäre Schwerin wie gewöhnlich krank geworden und hätte die Armee verlassen. Wie er bei Mollwitz den König vom Schlachtfeld entfernte und dann die Schlacht gewann, ist bekannt. Auch der Fürst von Anhalt-Deßau schlug bei Kesselsdorf den Feind schleunigst, bevor der König ihm zu Hilfe kommen konnte. Man wird selbstverständlich überall, wo es ernst ist, denselben Vorgang finden. Goethe entfernte alle, die irgendwie zu ihm aufrücken wollten. Denn das Größte leistet der nicht mehr, der im Schatten eines andern steht. Auf diesem psychologischen Grundsatz baute Friedrich seine Armee auf.

Um ein möglichst großes Maß von Leistung zu erzielen wäre also nötig gewesen, daß sich jeder Offizier wie ein König fühlen konnte. Das war sein Ziel. Er rodete jede Knechtsgefömmung aus dem Offiziercorps aus; Bürger konnten keine Offiziere sein, Bauern auch nicht; nur die als Herren Gewachsenen waren zu brauchen. Und auch denen mußte er noch das Selbstgeföhl stärken gegenüber den Herren anderer Länder mit stärkerem, älterem Nationalgeföhl. Der Hebung des Selbstgeföhl bei seinen Offizieren, bei seinem Adel opferte er alles: er vindizierte ihnen den Ruhm an der Schlacht bei Leuthen; er stellte sich zurück, tadelte sich, ließ sich verkleinern, lobte seine Generale für ganz mittelmäßige Leistungen, rühmte den Adel, nach Provinzen, die fähigen Ostpreußen, die zuverlässigen Pommern, die lebensfrohen Märker. (Sie haben auch alles wörtlich genommen.) Er forderte Selbständigkeit und Verantwortlichkeit, er gab ihnen das Pathos der Distanz durch Vertiefung der Kluft zwischen Adel und Bürgertum, zwischen dem Heer

und dem Volk. Er nannte sich selbst mit Ostentation einen preußischen Offizier und verlangte von den Offizieren, sich als seine Stellvertreter zu fühlen, zu handeln, wie der König von Preußen an ihrer Stelle handeln würde. Er nahm jede Hemmung von ihrem Selbstgefühl durch peinliches Verbot jeder zweifelhaften, selbst jeder unethischen Tat, die das Ehrgefühl herabsetzen könnte; „in einem Heer muß es ehrbarer zugehen als in einem Mönchskloster“; er wußte, man rechnet sich die Opfer an. Auf Hubertusburg wurde ihm die Mäßigung leicht, weil er wußte, der unschätzbare Gewinn der drei Kriege ist nicht Schlessien, nicht die Abrundung und Finanzerhöhung, sondern die Zunahme an Selbstbewußtsein: „Jetzt wird sich niemand mehr des Namens Preußen schämen.“ Seine Methode hat Recht behalten. An dem Selbstbewußtsein der preußischen Junker, an dem Dämonischen, das er dem Staat Preußen eingehaucht hatte, an dessen Repräsentanten, den Bülow, York, Blücher, ist der Dämon der Revolution und Napoleons gescheitert; auch bei Leipzig siegte noch der Preußenkönig.

Ein böses System. Denn es verschärft die Unterschiede in der Bevölkerung, gräbt Abgründe auf, wo Abstufungen sind, und spannt das ganze Leben der Nation. Man kann sagen, daß der ganze preußische Staat bewußt und folgerichtig bis ins Kleinste hinein auf die Schlachttage berechnet wurde, und dieses System darf man schon Militarismus nennen. Aber es ist ein lebenspendendes und war sicherlich ein notwendiges System. Seit 1520 war bestimmt, daß das Reich von Norden neu konsolidiert werden müsse. Wallenstein hatte es berechnet, als er sich in Mecklenburg erblich festsetzte und Stralsund als Kriegshafen in Aussicht nahm. Und, wie der Große Kurfürst, wußte auch der König, daß der arme, verachtete, allen offene Norden seine Aufgabe nur erfüllen könnte, wenn „bei ihm alles Nerv, Kraft und Spannung würde“. Diese Notwendigkeiten drückte sich der König ins Herz und gab sie zurück als Geist und System; er verwandelte das Schicksal, das über dem Lande lag, in Willen. Das ist die Ethik dieses Systems: die Hingabe an eine realistische Idee, an die Gesetze des überantworteten Stoffes. „Nach seinem Sinne leben ist gemein: der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz.“ Dieser Goethesche Spruch ist auch Frikisch.

Eine eindringlichere Orientierung über den Sinn und Gehalt der preußischen Institutionen als die Schriften Friedrichs gibt es heute nicht. Durch die Verdeutschung der neuen vollständigen, sorgfältigen Ausgabe (mit Menzelzeichnungen und allen nötigen Beigaben) sind sie jetzt jedem zugänglich geworden.

Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Ich habe keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um mich von Bewohnern der habsburgischen Erblande über die politischen, sozialen und kulturellen Verhältnisse in Österreich-Ungarn belehren zu lassen. Habe Zeitungen, Zeitschriften, Bücher und kluge, sachmännisch gefärbte Abhandlungen mit heißem Bemühen studiert und versucht, die so gewonnene Kenntnis in Erkenntnis zu wandeln, eine Synthese des krausen und verzweifelt disparaten Materials zu gewinnen. Vergebens. Unter annoch einheitlicher: will sagen dynastischer Fassade wühlt und wütet ein wirres Nebeneinander zentrifugaler Kräfte; das Alte zerfällt, das Neue gewinnt noch keine Gestalt. Die öffentliche Meinung im Deutschen Reich nahm, außerhalb der Kreise des deutsch-österreichischen Schulvereins, wenig oder mit billiger alldeutscher Sentimentalität getränkte Notiz von diesem Wirrwarr. Über die Gefahren eines Schutz- und Trugbündnisses mit einem in sich brüchigen Großstaat ohne auch nur annähernd nationale Grundlage täuschte sich sein Schöpfer Bismarck selber nicht, aber der geniale Zynismus, mit dem er es in den „Gedanken- und Erinnerungen“ kennzeichnet und der in der russischen Rückversicherung gegen den mit — Slawen über und über geladenen Freund gipfelt, kam, in seiner Bedeutung für unsere internationale Orientierung, erst sehr allmählich zu Bewußtsein. Man fing zu ahnen an, daß der souveräne Dünkel der deutschen Herrenrasse ein Bluff sei, wenn auch nur ganz ehrliche Beobachter sich von der Ära Taaffe an eingestanden, wie dumm das Spiel mit deutsch-nationalen Moralitäten in einem elementaren Machtkampf sei, und wie gefährlich und unklug das bequeme Sichsperrn gegen die offenbare Tendenz der Bewegung war: gegen den Versuch, eine einheitliche Wirtschaftsansordnung, einen in sich geschlossenen Handelsstaat zu bilden und die habsburgische Großmacht auf Grundlage von Autonomien der einzelnen nationalen Gruppen neu zu organisieren. Wollte man das Gebrodel und die Gärung, mit ihren dem fernen Beobachter blöb erscheinenden Einzelgehden und Badenischen Sprachenordnungen und dem studentischen Bummel auf dem Prager Graben und den Schönerer-Farcen und Sokolismen und den tausend kleinen nationalen Efeleien, nicht für sinnlos halten: so war dies der Sinn, die „immanente Logik“ jener Bewegung. Aber so grotesk es klingt: von der deutschen Presse in Österreich und Ungarn wurde sie entweder nicht verstanden oder grob-absichtlich entstellt, und wenn ich rückblickend die seit zwanzig Jahren gespendete Belehrung summiere, die von dem Wiener „Weltblatt“, der als deutsch-österreichische Vorsehung und Nebenregierung organisierten „Neuen Freien Presse“ des Herrn Dr. Moriz Benedikt ausging, so kann ich ehrlicherweise nur sagen: sie hat fast immer das Licht verdunkelt und den Ausblick durch Riesenblöcke unschöpfe-

rischer Anmaßung versperrt. So prachtvoll deutsche Männer wie Schmerling in Ehren (es gab und gibt ihrer recht viele zwischen den schwarzen gelben Pfählen): sie haben sich lange gegen das Fatum gesperrt, als ob es mit Entrüstung und der Berufung auf verwesende Traditionen und Verdienste zu bezwingen wäre, haben nicht begreifen wollen, daß ein Gesamtpatriotismus, wenn er in dem zusammengeheirateten Staate überhaupt hinfort möglich sein sollte, nicht deutsch-national, aber natürlich ebensowenig magyarisches oder böhmisch oder polnisch sein dürfe. Ihn allmählich zu schaffen, ihn durch innere Ordnung klug und besonnen vorzubereiten, durch Umbau des Staatsrechts in föderalistischer Richtung zu erzeugen: das war die Aufgabe von Staatsmännern, die ihren Lohn wert waren. In dem bewundernswert aus gleichfalls sehr disparaten Elementen gefügten englischen Imperium und der Leistung seiner Baumeister war ein nicht gar zu fernes und fremdes Vorbild gegeben. Aber diese Staatsmänner fehlen; und nicht einmal das Bewußtsein ihrer eigentlichen Aufgaben scheint allgemein. Selbst ein so kluger und ehrlicher Politiker wie Viktor Adler, der Organisator der österreichischen Sozialdemokratie, übersah das Wesentliche: er wollte den Gesamtstaat durch Internationalität retten, durch Verbrüderung der proletarischen Massen; sein geschichtlicher Materialismus, ätherisch geraten wie der vieler ähnlicher Denker, sah an der derben Realität der Sprache und der Rasse vorbei. Auch die Geschichte macht, wie die Natur, keine Sprünge: die Nationalität steht vor der Internationalität, die sie voraussetzt. Der Riß in Adlers Gruppe ist unheilbar. Die deutschen und die böhmischen Genossen gehen getrennte Wege.

Diese Wahrnehmung macht uns im Reiche so betrübt, so bestürzt. Wir wissen recht gut, daß wir unsere südöstlichen Bundesgenossen politisch und wirtschaftlich nötig haben; aber das Vertrauen auf einen Staat mußte schwinden, in dem unter besonderer Beihilfe der deutschen Intelligenz und des deutschen Kapitals die schlechteste Politik die normale geworden war. Da habe ich als eine Erlösung begrüßt, daß ein schottischer Publizist es unternahm, bei der denkbar gründlichsten Betrachtung der südslawischen Frage den Deutschen zu zeigen, wie leicht sie in die Lage kommen können, Österreichs Schulden zu bezahlen. Ich sprach schon von R. W. Seton-Watson und seinem bei Meyer und Jessen in Berlin erschienenen Werke. Während die Spalten von Dr. Moriz Benedikts Weltblatt — dem die deutsche Publizistik aus patriotisch drapierter Gedankenlosigkeit und Faulheit einen unbegreiflichen Kredit allzu lange gewährte — während die „Neue Freie Presse“ von Geschwollenheiten und schiefen Einstellungen strokte und die reiche Skala westeuropäischer Gefühle zur Verschleierung staatsgefährlicher Zustände benutzte: hat Seton-Watson Österreich vor Ausbruch des ersten Balkankrieges gewarnt. Er hat die Schmach des Cuvajs Regiments enthüllt. Er

hat die Selbstmordpolitik Ährenthals geschildert: des Mannes, den die Wiener und Budapester Feuilletonisten als den Erwecker und Schöpfer eines austro-ungarischen Imperialismus und Gesamtpatriotismus priesen, und dem die Geschichte den Vorwurf zu machen hat, mit den übelsten Tricks des agent provocateur-Systems gearbeitet zu haben und die treibende Kraft im unseligen Friedjung-Reichspost-Prozesse gewesen zu sein. Er legt die verschlungenen Fäden des ungarischen Einflusses und die Brutalitäten der ungarischen Vergewaltigungspolitik in Kroatien, Istrien und Dalmatien bloß. Er schreibt die Geschichte jener südslawischen Völker in der Monarchie, der Slowenen, Kroaten und Serben, von insgesamt also sieben Millionen begabter und strebend bemühter Menschen, denen Ungarn und Deutsche aus übersteigertem Herrcentum die Säfte des Bodens und das Licht der Sonne zu rauben bemüht waren. Das Buch ist schwer und trüchtig von Aufklärungen, es zeigt das geschichtliche Leben wie es ist, in seiner ungeheueren Aktivität, von Druck und Gegendruck vorwärts getrieben, über alle Ohnmächte des Hasses, des blinden weil nutzlosen Eigennuzes und der Diplomaten- und Zeitungslügen hinaus. Das Bild des mit bester deutscher Bildung genährten Bischofs Stosmayer, des Erneuerers der kroatischen Kultur und Freundes von Gladstone, leuchtet hell durch die mit Sumpflust erfüllten Kapitel, in denen die Raubrittermethoden der Fälscher um Vera von Ährenthal dargestellt werden . . . Ich weiß nicht, ob die Zukunft, nach der Auflösung des Balkanbundes und der nun beginnenden Ära der Bruderorde, unfres Gewährsmannes These rechtfertigen wird: daß Serbien und Montenegro jenen Entwicklungsprozeß nicht aufhalten werden, der zur Vereinigung von Kroaten und Serben unter dem Habsburger Zepter führen wird, und daß der Schwerpunkt des südslawischen Lebens nicht außerhalb sondern innerhalb der Donaumonarchie zu suchen sei. Die Widerstände in Böhmen, in Ungarn, bei den Polen und Deutschen scheinen außerordentlich stark, eine zwingende politische Intelligenz und Autorität meldet sich nicht: die moralische Unterstützung, die Ährenthals gutgläubiges Werkzeug Friedjung in der Umgebung von Franz Ferdinand gefunden hat, und die verwirrende Macht des den Thronfolger umdrängenden Klerikalismus machen einem den Glauben schwer. Und wer wird ihn gar auf die befreiende Wirkung des allgemeinen Wahlrechts in den einzelnen Ländern stützen wollen? Die bürgerliche Solidarität versagt, und selbst die Gefahren der internationalen Lage und das Schwergewicht der empfindlichsten Wirtschaftsinteressen können die bockige Befessenheit nicht austreiben: Böhmen, das reichste Land der Monarchie, gibt das beschämendste Beispiel. Auch dort soll die Masse mobil gemacht werden, ihre Wahlzettel-Intelligenz soll die Erlösung bringen . . . Es ist unnütz, es ist beinahe unanständig, den armen Grafen Berchtold zweimal täg-

lich einen Zauderer, einen Schwächling, einen Schädling am Gemeinwohl zu nennen: solange im Innern der Kampf aller gegen alle wüter, solange das Schaukelspiel einer Politik geübt wird, die nur bevorrechtete und unterdrückte Völker kennt, solange das behördliche Mißtrauen Millionen treuer und hingebungsvoller Untertanen (die Südslawen und auch Böhmen waren es so gut wie die Deutschen) systematisch zu Landesverrätern erzieht: so lange wird kein Diplomat im Wiener Ballhaus das problematische Gesamtinteresse mit sicherer Hand nach außen vertreten können.

Wir in Deutschland konstatieren alles dieses mit Betrübnis. Wir bewundern den unendlichen, wenn auch oft noch ungeweckten Reichtum der Donaumenschheit, wir wünschen ihn uns zur Ergänzung; und den von Osten andrängenden Panславismus brauchen wir nicht zu fürchten, wenn das Haus der Habsburger die Heimat in sich gesunder und durch nationale Gleichberechtigung miteinander verkitteter Autonomien wäre. Dann würden auch die Irrtümer des letzten Jahrzehnts leicht verschmerzt sein, der Vukarester Friede leitete eine neue, eine segensvollere Zeit österreichischer Geschichte ein, der Unmut über die Bloßstellung durch unsre gebärdenreiche Depeschendiplomatik würde übermorgen verraucht und die Drohung, in der Bündnisorientierung Rußland mit Deutschland zu vertauschen, ein Scherz von vorgestern sein.

Carl Peters, einer der meist gerühmten, meist gelästerten und am wenigsten gekannten deutschen Zeitgenossen, soll ein Denkmal erhalten. Ob es in der deutschen Heimat oder in seiner großen Schöpfung Ostafrika den passendsten Platz finde, ist eine Frage, die uns wenig ansieht: ich gehöre nicht zu den kolonialen Schwarmgeistern. Aber es freut uns trotzdem, bei diesem Anlaß festzustellen, daß selbst demokratische und entschieden liberale Blätter einlenken und für ihre Schätzung der starken Lebensleistung von Peters die parteiblinde Einstellung aufzugeben beginnen. Wir haben nun einmal ein immerhin recht ansehnliches Kolonialreich, viele Tausende deutscher Menschen und deutschen Millionen fließen dahin ab, in der Flotte, die seinem Schutze dient, stecken Milliardenwerte, aus dem wirtschaftlichen und politischen Vorstellen selbst des Kleindeutschen ist es nicht mehr zu streichen: und über einen der Hauptschöpfer dieser großen und fruchtbaren, meinerwegen auch furchtbaren Realität rümpfte man prüde die Nase, weil man für seine von der tropischen Sonne ausgebrüteten Sexuallästerchen und die derbe Art seiner Eingeborenenbehandlung keine Entschuldigung fand. Leute aber, die laut so dachten und noch lauter urteilten, streuten dem „Napoleonismus“ von Cecil Rhodes Weihrauch und bestaunten den Heroismus der anderen englischen Kolonial-Ausbeuter oder -Verwalter, der Kitchener, Roberts, Curzon, Milner, Cromer uneingeschränkt, ohne zu ahnen, auf welchen soliden Fonds von Immoralismus der holländische

und englische Kolonismus von Lord Clives und Warren Hastings' Tagen an sich aufgebaut hat und trotz zeitgemäßer Milderungen fortlebt. Carl Peters' Verfehlungen wiegen daneben federleicht und kämen gegen das Gewicht seiner Verdienste gar nicht in Betracht. Wie dieser kleine Mann und gründliche Kopf, der sich als Schopenhauerianer in die Wissenschaft eingeführt hatte, in aller Stille mit seinem Freund Karl Zühlke von Sansibar aus die Expedition für das gegenüberliegende Festland rüstete, mit bescheidenen Mitteln, die die Gesellschaft für deutsche Kolonisation spendete, mit lautloser Regsamkeit, damit die nahen und mißtrauischen Ohren der Engländer nichts hörten, mit dem festen Vorsatz, diesen Weltenträubern ein Stück aus dem dunklen Herzen Afrikas zu rauben: das ist schon wert, als mannbare Tat genossen, wenn nicht bestaunt zu werden. Er ist nicht vom feinen Schlage des Nachtigal, der ja ein paar Monate vor Peters (Frühjahr 1884) Togoland und Kamerun erwarb, er darf als Kolonialforscher nicht beanspruchen, den Barth, Wissmann, Rohlf's und Schweinfurt beigesellt zu werden, und an die zauberische Romantik in Emin Paschas Leben darf man bei Carl Peters schon gar nicht denken; aber eine echte Eroberernatur steckt doch in diesem harten Realisten, er warf die Weltanschauungsmisere und die philosophisch-professorale Rednerei weit von sich, um zu handeln, vielmehr: um seinen wimmelnden Volksgenossen neuen Baugrund zu schaffen. Er ist, ein Opfer kleinlicher Bureaukratie und enger Politikaster, ins Privatleben abgedrängt worden; er hat, dieser Todfeind englischer Weltherrschaftsansprüche, seine nimmermüde Tatkraft zeitweilig sogar in englische Dienste gestellt: für diesen Kenner und Schöpfer unseres Kolonialreichs ist in unserem Kolonial-Affessorismus kein Platz. Eher werden diesem Millionen in den Rachen geworfen. Aber man gestattet sogar Peters großmütig, kluge Artikel im „Tag“ zu veröffentlichen (die ihn ab und zu auch über dem Strich lesbar machen), läßt offiziell noch heute die Reize des Sansibarvertrages rühmen, wodurch wegen Helgolands Peters' Werk um die große Insel und das kostbare Uganda verstümmelt wurde, und gibt gnädig die Erlaubnis, zu Ehren des geächteten Namens Sammellisten in Umlauf zu setzen.

U n m e r k u n g e n

Gelegentliches

Die Menschen sollen einander lieben, aber damit ist nicht gesagt, daß ihnen dies nicht so schwer wie möglich gemacht wird und fallen soll, denn es gibt keine wohlfeile Liebe. Es gibt nirgends in Kosmos des Kreuzes billige Erzungenschaften, und wie wäre er sonst auch seines Meisters und seiner Bestimmung würdig.

Werden wir krank, weil es einem plötzlichen Gewitterregen oder einem herabruhschenden Dachziegel so gefällt? Oder weil unsere Eltern krank waren oder weil rings um uns Krankheit herrscht? Oder weil wir uns selbst die Krankheit irgendwie verschrieben haben, auf daß sie uns von etwas Schlimmem, von einer Leidenschaft oder einem Irrtum etwa — heile? Wer der Geburt schon verschrieben, aus einer obzwar nicht minder individuellen aber zugleich viel höheren Erkenntnis und Weisheit heraus, als deren wir uns in unserer gegenwärtigen Wiederverkörperung bewußt sind?

Was gegen die höchsten, reinsten Empfindungen ausgespielt wird, sind nichts als die gleichen Empfindungen, nur noch mehr oder minder vor ihrer Katharsis. Wie kann man den Satz nachsprechen: Gott ist die Liebe, und an anderer Stelle der Meinung sein, eine vom Tierischen ganz losgekettete seelisch-geistige Liebe sei — wohl vielleicht eine reinere, aber auch eine kühlere, blässere, ohnmächtigere Liebe.

Übe dich an dem Worte: Mit der einen Hand wird gegeben, mit der anderen genommen. Alle Erziehung verläuft unter diesem Pendelgesetz. Alles Erzensein besteht in der endlich errungenen

inneren Ruhe dem einen wie dem andern Schicksal gegenüber und einer Liebe und einem Vertrauen, die höher sind als alle Vernunft zwischen Geburt und Tod.

Wer wollte den Gutartigen, den Begabten, den Wunderlichen nicht lieben. Aber den Böswilligen, den Ungeistigen, den Langweiligen zu lieben gilt es. Nicht so sehr ein jovialer Wirt sein allen, die ihre Zeche mehr oder minder bezahlen, als der baumbergige Samariter derer, die nichts mehr haben als ihr schmerzliches Schicksal.

Christian Morgenstern

Otto Stößls Lebensbilderbuch

In Otto Stößls neuem Roman „Norgenrot“*, der die Entwicklungsgeschichte eines jungen Menschen schreiben will, ist nicht ein Ziel die Hauptsache, sondern der Weg. Und eigentlich auch nicht der Weg, sondern die Fülle der Nebenwege, die, abbiegend zu versunkenem Gehäus, zu versteckten verwilderten Waldwinkeln führen, zu pittoresken Aussichten. Und auch von der Entwicklung, von einer aus höherer Warte geführten demüthigen Schicksalsleitung merkt man nicht viel; es erfüllt sich nicht das, was in dem leider viel zu unbekannt gebliebenen Buch „In den Mauern“** so stark gestaltet wird, diese Lebensläufe eines Jünglings und Mannes, der „tätig und leidend an sich die ganze lebendige Zeit verüberwandeln sieht und von ihr in starker unvermeidlicher Beziehung gleichsam unmittelbar geformt wird, so

* München, Georg Müller.

** Berlin, Julius Bard.

daß er selbst wieder ein Typus seiner Gesellschaft und seiner Zeit ist.“

In diesem neuen Buch ist die Hauptperson, der junge Dieter, schon fast von Kindesbeinen an eine konstante Größe, und das Wesentliche an ihm ist nicht sein Tun und Handeln, sondern seine Art, die Dinge anzuschauen. Nach den eigenen Worten der Geschichte faßt er alles als ein merkwürdiges Abenteuer auf, und wie die Schule, so durchlebt er die Militärzeit und die scheinbare Banalität als junger Mann in der Kaufmannsbranche und später dann als kleiner Beamter „in einem heiteren Traumleben, als müsse er, auch hier nur ein neugieriger Gast, dies Treiben wie so manches andere versuchen“. Verwandt wird er damit den märchenhaften Alltags-Landfahrern Robert Balsers, die in der plattesten Spießwelt mit dem Verwandlungsblick sich eine reiche unsichtbare Existenz von eigenen Gnaden schaffen:

So seh ich in allen
Die ewige Zier
Und wie mirs gefallen
Gefall ich auch mir.

Das Buch, das eine solche Natur in Bewegung setzt und sich betätigen läßt, ist nun ganz organisch ein Schenaritätenkasten geworden, ein an Kuriositäten übervolles Bilderbuch, ein Orbis pictus voll Schweifwerk, allerlei Getier und kunterbunter krauser Kreaturen Gottes.

Stößls bastelnde, mit der frommen Werkfreude eines irdischen Mönches malende und strichelnde Schilderei tut sich hier Gemüge. In einer Arche Noah fängt er sich Stadt und Land, und was da kreucht und fleucht, ein.

Und gerade die frühen Kindheitszenen, da ein Menschlein sich mit großen Augen die Umwelt entdeckt und sie für seinen eigenen Gebrauch selbstschöpferisch umprägt, sind voll erlebnisstärkstem Gefühl.

Die Gründe und Höfe von Alt-Wien mit Durchgängen und Galerien; die kleinen Gastwirtschaften, die mit ihren Ofenröcken wie in einem Schachte liegen; die

verschrobenen Großmütterhäuser mit ihren Sagenmamen, „der goldene Brunnen“, „die drei Husaren“; die Großväterkirchen mit ihren Falten, Gewölben, runzeligen Quadern, schrulligen Umrissen, Schatten und Buckeln, das alles bekommt unter Schleieren eine eigene ahnungs- und deutvolle Gegenwart.

Und um die Phantasien seines Knaben schnitzt Stößl dann immer noch einen lieblich einfallsreichen Rahmen aus goldenem Holzwerk, wie bei jenem Auszug, da die Mutter mit dem Kinde auf hochgetürmtem Leiterwagen sitzt, eine heilige Familie. Auf diesen Auszug durch die Schluchten alter Gassen, aus der engen Winkelwelt zu den großen Plätzen und freien Straßen und ragenden Kirchen fällt ein Legendenschimmer, und es ist wie auf einem alten Bibelkupfer, wo über die Länglichtverrichtung der Menschentinder das Auge Gottes aus den Wolken schaut.

Wo dieser Dichter hinblickt, blüht es auf unter seinen Augen; und alle Dinge erhöht er durch die Zutat seiner Einbildung mit einem magischen Firnis. An Mörke denkt man oft, wie er gleich diesem hinter jedem Ding „es sei was es wolle, ein Holz, ein Stein, der Hahn und Knopf auf dem Turm, ein Unerreichbares, hinter jeder toten Sache ein geistiges Etwas, voll verborgenem Leben fühlt“; und das Wort von David Friedrich Strauß:

„Mörke nimmt eine Hand voll Erde, drückt sie ein wenig — und alsbald fliegt ein Bögelnchen davon“, kann man auch auf Stößl anwenden.

Wie die Stadt, so wird nachher auch die Landschaft umfangen mit treuen Wirklichkeitslinien, und gleichzeitig doch mit Phantasiegerank umspannen. Erlebnisse gleich dem romantischen Taugenichts werden dem jungen Dieter, und die böhmischen Flecken mit Markt und farbigen Holzgiebeln, versunken und geschachtelt, erinnern dabei an Ortschaften Holzschnitte solcher Ortschaften, die auch naturgetreu aufgenommen und doch dabei etwas Entrücktes, in die

künstlerische Spieltrieb-Sphäre Transponiertes haben.

Stößls Buch umfaßt vierhundert Seiten, und soviel Seiten, soviel Bilder. Aus dem kleinen Dieter wird äußerlich ein strammer Bursche, dann ein junger Herr mit praktischem und gänzlich unpoetischem Beruf, merkwürdig hagestolz geartet, etwas graunzer- und schmollerhaft dabei; aber innerlich bleibt er immer der gleiche: „er schloß sich in seine eigene schützende Einsamkeit ein, beobachtete, lernte und wanderte allein, wie er von je das Treiben der Welt als eine Folge von Bildern an sich vorüberziehen zu lassen geliebt hatte, die eigens für den betrachtenden Dieter so gemalt und erfunden worden.“

Das Buch entläßt ihn nach dem Tod des einzigen Freundes, der ihm im Grunde ja auch nur ein Anderer war, als einen Einsamen, in jungen Jahren untergetaucht in einer kleinen Beamtenstellung ohne weiteren Ausblick.

Ich glaube aber nicht, daß der Dieter genügsam bei den Aktenbündeln und den Privatlustschlößern im stillen Kämmerlein geblieben. Ich glaube, was Stößl aus verschämter Scheu vor dem zu deutlich Autobiographischen verhält, daß Dieter vom heimlich unberuften Fabulierer ein wirklich schreibender, öffentlicher Dichter geworden.

Und vermutlich ist er es, der die Bücher „Jonjas letzter Name“, „Hinter den Mauern“, dieses „Morgenrot“ und manch andere schöne und sinnierliche Geschichte unter dem Pseudonym Otto Stößl verfaßte.

Felix Poppenberg

Rachilde*

Es war eine Frau, die in der symbolistischen Blütezeit Frankreichs die symbolistische Epopee schrieb, eine seltsame

* Rachilde: Der Wölfinnen Aufruhr. Bruns, Minden, 1913.

Frau, deren Dichtungen verspottet wurden, der heftige Feinde erwuchsen und die von nahezu allen doch als geniale Frau hingenommen wird. Daß man in Deutschland jetzt ihre Briefe überträgt, nicht gerade kongenial überträgt, soll uns eine Gelegenheit sein, von ihr zu sprechen.

Rachilde, geborene Marguerite Gymery und jetzige Frau Alfred Valette, die Gattin des Herausgebers des „Mercur de France“, lief zu siebzehn Jahren von Hause weg, schrieb frühreife Feuilletons in Provinzblätter und gab zu zwanzig Jahren – 1880 war es – ein fürchterliches Buch heraus, das „Monsieur Bemus“ hieß und in Belgien, wo es verlegt ward, konfisziert wurde. Ein Mädchen, das zu zwanzig Jahren dieses Buch, an dem kein Stigma des Frühwerkes fehlt, schrieb, konnte nur zweierlei sein: abgrundtief verderbt oder genial. Ein böser Traum ist es, ein Alp, eine Entladung von einer zerebralen Sinnlichkeit, wie sie in keinem Buch des Marquis de Sade schlummert. So wertete dieses sonderbare, von vielen verwünschte junge Mädchen, das keine Zeile dieses Buches materiell erlebt haben konnte, alles um, was seit den Tagen des Naturalismus Gebot und Verbot schien. Aus ihrer Reinheit heraus dichtete sie das blutige Poem der Unreinheit, als wollte sie sagen, die Dichtung sei Lüge, die Kunst des Romans sei Verwirrung und Verführung.

Doch dabei blieb es nicht. Man warf mit Rot nach diesem kühnen Mädchen; es schloß seine Fenster ab nach der Menschenseite hin und schrieb und schrieb. Durch eine vermessene Beharrlichkeit überwand es die Widerstände und heute steht Mademoiselle Baudelaire, wie Barrès sie einst genannt, nicht mehr wie eine Sphinx da, sondern wie eine Eroberin: ihr Kunsttraum hat gesiegt. Unmöglich lernte man auch erkennen, wie bei ihr Leben und Dichten zusammenhängen. Sie schilderte die Urfrau, die in ihr liegt, die Urfrau, die der Anlage nach alles ist. Was sie nicht tut, das träumt sie. Und was sie tut oder

träumt, ist entweder die animalische Entfesselung der Instinkte, bis sie sich überschlagen und gegenseitig auffressen oder die Wollust der Keuschheit und Stärke, der zerebrale Genuß dessen, was sie ihrem Leib und ihrer Seele versagt. Wie nahe aber liegen diese Dinge beieinander, wie wenig weit ist es von der Jungfrau und der Heiligen bis zur Dirne.

Jean Verrains Kuriositätengalerie sieht neben der Traumrealität der Rachilde aus wie ein gutgepflegter Gartenteich neben dem wilden Meer. Wenn in der Dichtung nichts über die starke unterjochende Phantasie geht, hat Rachilde eine hohe Stellung; sie ist Muphantasie; wie im Sturm umfängt sie das Leben, daß es droht, sich in den Jugen zu lösen. Aus Fleisch und Seelen, aus Tieren, Blumen und Menschen baut sie sich hoch oben eine Welt, in der sie allein souverän herrscht. Sie senkt sie hernieder, sie stellt sie vor uns hin, und wir zittern und fühlen kaum mehr unsere Füße. Denn sie hat aus sich eine wilde Epik geboren, gegen die Zolas Epik liliputanerhaft scheint; wie Steinblöcke stellt sie ihre Sätze hin; sie sind grob und ehelich und sie liegen uns auf den Herzen, solange es ihr gefällt, uns nicht loszulassen; die Grenzen von Schönheit und Gräßlichkeit hat sie verwischt, und doch bäumt die an solche Extreme ungewohnte französische Sprache sich nicht auf.

Dekadenz? wo ist der starke Dichter unserer Zeit, den die Philisterei nicht mit diesem Wort nicht toteschlagen wollte? Es war lange unmöglich, gesund zu schreiben, ohne daß man nicht dekadent genannt wurde. Rachilde hat die Stärke und Gesundheit der Kühnen, den Weltstump der Wollust löst sie aus dem Zufälligen und Historischen heraus. Sie kehrt zurück zum Primitiven, weil das Primitiv alles enthält, weil jede Lebensäußerung in ihrem Uberschwang und in ihrer verzweigtesten Raffiniertheit so elementar wird wie der Instinkt.

Ich sehe das Eigentümliche, die Genialität dieser Dichterin besonders in ihren

drei Romanen „La Tour d'Amour“, „Le Dessous“ und „Le Meneur de Lonols“.

„La Tour d'Amour“ ist ein Buch so toll und schrecklich wie der Wahnsinn. Ein Leuchtturm steht in ihm, einer jener Leuchttürme, die an den Küsten allabendlich weiße Seeschlangen auf die dunkeln Wellen zeichnen. Der Leuchtturm wird das Symbol der Einsamkeit, des freiwilligen Gefängnisses. Die Leuchtturmwächter tragen nicht allein ihr Schicksal; auf ihnen liegt das jahrhundertalte Schicksal all derer, die ihre Sinne knechten müssen, bis deren Entladungen in der letzten Erschlaffung grauenerregende Formen von Verrottung annehmen: der unheimliche Alte auf dem Turm freut sich einer perversen Nekrophilie; in dem Jungen rauscht zwar das Blut jedesmal, wenn er das Land betritt, aber er findet nicht den Mut, etwas für sich zu tun; der Leuchtturm hat ihn schon gebrochen, und als er vom sterbenden Alten dessen Geheimnis vernimmt, kann er sich nicht mehr wehren. Darcin ertönt der Sirenenruf untergehender Schiffe, tost das uralte Meer.

Die Atmosphäre des Romans „Le Dessous“ ist etwas so Verwundenes, so Perverfes, der Einfall, in eine solche Atmosphäre Menschen hineinzusetzen, ist so tragisch humorvoll, daß man sich zunächst an den Kopf greift. Das Milieu dieser Bücher sind nämlich die Beriefelungsfelder bei Paris, jene Felder, in denen die feinsten Gemüse ausgebrütet werden, in denen aber auch eine verpestete Luft zermürbende Kräfte in Menschen und Dinge legt. Hier wächst eine Jungfrau auf, eine Sumpfpflanze, die schlimmer ist als das Laster der großen Städte. Dieses heitere starke Laster kommt zu ihr und möchte sie zu ihrem Heile enturzeln, aber es unterliegt ihrer fauligen Niederträchtigkeit.

Man traut Rachilde alles zu, wenn man nach diesen beiden, mit zwingender Erzählkraft gefügten Büchern „Le Meneur de Lonols“ das Buch, das der Brunsche Verlag vor kurzem heraus-

gebracht, lieft, denn hier ist neben der Uppigkeit die starke Linie, ohne die der großzügige historische Roman undenkbar ist. Dort die künstlichen Stümpfe der Kultur, hier die strogenden Wälder des alten Galliciens, Leidenschaften und Kräfte, die wild und selbstherrlich gegeneinander losziehen. Zwei junge und naive Frauen sind in diesem Buche: die Jungfrau und die Hetäre. Die Jungfrau ist das, was sie ist, weil die erste Liebestat, in die sie verwickelt war, eine Vergewaltigung gewesen. Die Mämerklavin ist das, was sie ist, weil einige Jahre Klosternechtung ihr den Maßstab nahmen für das, was ihr heilsam oder schädlich werden kann.

Rachildes Novellen und Dramen, die im „Démon de l'Absurde“ gesammelt sind, zeigen ihre Qualitäten auf begrenzterem Raum, und diese Qualitäten verlieren nichts in der Konzentrierung. Darf ich daneben noch sagen, daß Rachilde eine Meisterin der impressionistischen Kritik ist und alle vierzehn Tage im „Mercure de France“ über zwanzig bis dreißig Romane außerordentlich kluge und drollige Dinge sagt? Wir haben diese epische Künstlerin noch nicht gekannt. Wir müssen sie zu kennen versuchen.

Frantz Clement

1813

Das Vorurteil des gebildeten Europäers gegen Jubiläumspoesie ist beim ästhetischen Licht besehen ein wenig begründetes. Wenn die Ursache aller Kunst immer die innere Natur des Künstlers bleibt, so bedarf doch ziemlich alle Kunst eines Anlasses aus der äußeren Natur, einer auslösenden Gelegenheit — alle Dichtung ist Gelegenheitsdichtung. Erinnerung aber ist auch Erlebnis — für den Künstler sogar oft genug die stärkere Form des Erlebens. Und wer nicht, mit Shaw zu reden, eine „hoffnungslos private Natur“ ist, für den ist das Erlebnis und die Erinnerung der Gesellschaft, der er angehört,

nicht weniger zündend, als sein privatestes Schicksal. Der nationale, der geschichtliche Stoff ist an sich keine schlechtere „Gelegenheit“ als die körperlich nächste Privaterfahrung, vorausgesetzt, daß man eben ein Mensch ist, dem überpersönliche Zusammenhänge „liegen“. Wir finden es selbstverständlich, daß bestellte Porträte große Meisterwerke geworden sind, wir wissen, daß Pindars berühmte Oden Auftragsarbeiten waren, und es ist nicht einzusehen, warum der Gedenktag seines Volkes dem Dichter ein unkräftigerer Anlaß sein soll, als irgendein individueller Geburtstag oder Sterbetag, die doch zu so mancher echter und starker Poesie Anlaß gaben.

Freilich, wenn das Vorurteil keinen Grund hat, so hat es eine Entschuldigung. Weil nämlich hier der Jubilar ein ganzes Volk ist, welches zugleich das Kunst konsumierende Publikum bedeutet, so erhält hier der konventionellste, unkünstlerischste Festgratulant zugleich eine Publizität, die dem Verfasser von sinnigen Gedichten zur „Silberhochzeit der lieben Eltern“ usw. gottlob versagt ist. Es tritt also wirklich bei der Jubiläumsdichtung die ursachenlose, die lediglich veranlaßte Poesie in einem stärkeren Prozentsatz hervor als auf irgendeinem anderen Gebiete; das erklärt ihren schlechten Ruf. Es beweist aber keineswegs, daß die nationale Reminiszenz nicht in einer entsprechend disponierten Natur Auslösung sehr echter Dichtung werden kann. Der Maler Hodler hat für die Universität Jena den Auszug der Studenten in die Freiheitskriege gemalt, und dabei ein Monumentalwerk geschaffen, das den Rhythmus des Sich Aufstreckens, Müstens, Marschierens so gewaltig gibt, daß der historische Stoff und in ihm die Leidenschaft einer künstlerischen Individualität gleich vollkommen zum Ausdruck gelangen. Es scheint deshalb durchaus geboten, sich in der deutschen Sprachkunst der Gegenwart umzusehen, ob in ihr die nationale Jahrhundertserinnerung Werke, wenn nicht

gleichen Ranges, so doch gleicher Art reifen läßt. Und da finden wir ein Lyrikbuch, das Hodlers Bild als Wappen gewählt hat und doch nicht allzu unbescheiden scheint. Es hat den Titel „1813“, ist verfaßt von Ernst Lissauer und erschienen im Verlage von Diederichs. Des Lyrikers ästhetische Pflicht und einzige Möglichkeit ist leidenschaftliche Parteimahme. Der Lyriker darf nicht, wie der Erzähler, im großen Überblick die vielfältige Erscheinung umfassen, er hat die Möglichkeit zu wirken nur, wenn er ganz und gar in einem der Zeitströme untertauchen kann, wenn er ganz aus der Seele, nicht einer Partei, sondern bestimmter, beteiligter Menschen herausreden darf, wenn er einen individuellen durch die geschichtliche Erinnerung heraufgebrachten Lebenszustand wie seinen eigenen zu fühlen vermag. Dem Lyriker Lissauer ist dies bis zu einem gewissen Grade gelungen, weil er die große Volksbewegung von 1813 als Symbol persönlicher Leidenschaft betrachten konnte. Der junge Dichter, in dessen „Adler“ und „Strom“ demokratischer Sinn im weitesten und tiefsten Sinne des Wortes lebt, der nichts so stark empfindet als die Verbundenheit des Menschen mit dem Raum, seinen notwendigen Anspruch auf den Boden, den er tritt, er besitzt für den Zorn, die Vaterlandsliebe, das Freiheitsverlangen der deutschen Bürger und Bauern von 1813 ein sehr entwickeltes Organ. Die kriegsgerisch trotzige, rachsüchtige, mordlustige Liebe zur eigenen Schelle, sie ist das Grundgefühl, von dem diese Befreiungsgedichte leben. Nicht in der formalen Einkleidung, aber in der geistigen Einstellung sind sie ganz und gar aus der Seele eines preussischen Landwehrmanns von 1813 geschrieben. Das erste Gedicht zeigt die Erscheinung Napoleons, wie er mit Satan, seinem Erzeuger, und seinem Kriegsbrand bedeutenden Adler als widerheiliger Geist über den Wolken thronet, und das letzte Gedicht zeigt die Erscheinung Napoleons den Blicken des angstvoll aufschauenden Bauern, gleich dem wilden

Jäger über den Wolken ziehend. Zwischen diesen beiden Visionen liegen zu mythisch packenden Bildern zusammengedrängt die Ereignisse von Moskau bis Leipzig. Lissauers freie und straffe, bewegliche und harte Rhythmen rufen mit Trommelrühren und Kanonenschlag das Leben der Zeit empor. Wenn er historisch Gegebenes lediglich durch das Pathos des Vortrags zu mythischer Größe aufrichten kann, ist er am glücklichsten: das allein bevölkerte Irenhaus in dem verlassenem Moskau, die mit lapidarem Tert gesandte „Opfergabe“, die mörderische Entladung des Landwehrzorns im Gefecht bei Hagelberg sind solche Stücke. Ihnen reihen sich Erfindungen wie die im nächtlichen Schein mahrende Mühle von Pöscherrin, das von wirklich sozialem Geist geheiligte „Volkspfingsten“, und der phantastische „Aufstand der Flüsse“ glücklich an. Andere Erfindungen wie die von der „Erscheinung der Vögel“, die — Barbarossas Raben wider Napoleons Adler — in den Lüften die Leipziger Schlacht entscheiden, sind für das künstlerische Gefühl zu bedeutsam dünn, für das historische zu naiv kühn. Es fehlt auch nicht an Stücken, die (eine beinahe notwendige Folge solches von vornherein abgesteckten Stoffkreises) nicht völlig vom persönlichen Gefühl genährt, sondern nur mit artistischem Talent fertig gemacht und deshalb gleichgültig geblieben sind. Und die letzten Stücke, an sich ganz glückliche ironische Balladen von der Reaktion, sprengen den lyrischen Rahmen der Stimmungseinheit und bedrohen das Ganze des Buches dadurch mit dem unliebsamen Schein bloßer Geschichtsab-dichtung. Aber trotz alledem setzt sich der Eindruck eines innerlich gerechtfertigten Buches, eines Kunstwerkes durch. Die Erinnerung an 1813 ist bei Lissauer vielfach wirklich zu einem Erlebnis, die Gestalten des Befreiungskampfes sind ihm zu Symbolen ganz gegenwärtiger Leidenschaften geworden: Ein lyrisches Gedicht über soziales Leben in Not, Zorn, Kampf und Sieg ist entstanden. Julius Bab

Der Bourgeois einst und jetzt

von Werner Sombart

I

Aus Erwerbstrieb und Unternehmungsgeist, aus Bürgerlichkeit und Rechenhaftigkeit baut sich die komplizierte Psyche eines Bourgeois auf, und diese Bestandteile können selbst wieder in zahlreichen Nuancen sich darstellen und in ganz verschiedenen Mischungsverhältnissen sich in einer und derselben Person vorfinden. Wir unterscheiden deshalb schon verschiedene Typen kapitalistischer Unternehmer, die sich während der Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft herausbilden, und stehen vor der Frage: ob es denn überhaupt einen kapitalistischen Geist, ob es den Bourgeois gibt. Das heißt also doch wohl, ob sich in den verschiedenen Typen, die wir uns zunächst weiter bestehend denken müssen, gemeinsame Züge aufweisen lassen, aus denen wir uns das Bild eines Bourgeois zurechtleger können.

Diese Frage dürfen wir unbedingt bejahen, wenn wir eine Einschränkung machen: wenn wir die Epochen der kapitalistischen Entwicklung und in ihnen jeweils den einer bestimmten Epoche charakteristischen „Geist“, den dieser Epoche seinem Wesen nach angehörigen Unternehmer- oder Bourgeoistyp unterscheiden.

Das heißt: wenn wir nicht einen Typ für alle Zeiten, sondern je einen besonderen für verschiedene Zeiten aufstellen. Soweit ich nun sehe, tragen die kapitalistischen Unternehmer vom Beginn der kapitalistischen Entwicklung an bis etwa gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, das heißt während jener Epoche, die ich die frühkapitalistische genannt habe, bei aller Unterschiedlichkeit im einzelnen doch in vielen Beziehungen ein einheitliches Gepräge, das sie scharf abhebt von dem modernen Unternehmertyp. Dieses Bild, von dem Bourgeois alten Stils, will ich hier in den Umrissen zu zeichnen versuchen, ehe ich angebe, worin ich die dem letzten Jahrhundert eigenrümlichen Züge des kapitalistischen Geistes erblicke.

Kapitalistischer Unternehmer war dieser alte Bourgeois also auch: der Erwerb war sein Ziel, die Begründung von Unternehmungen sein Mittel; er spekulierte und kalkulierte; und schließlich nahmen auch die bürgerlichen

Zugenden (freilich in einem sehr verschiedenen Grade!) von seinem Wesen Besitz. Was ihm aber sein eigentümliches (uns heute so fremd gewordenes) Gesicht gibt, war dieses — wenn man in einem Satze den „alten Stil“ bezeichnen will —: daß in allem seinem Denken und Planen, in allem seinem Lassen und Tun das Wohl und Wehe des lebendigen Menschen die Bestimmung abgab. Noch hatte die vorkapitalistische Leitidee ihre Wirkung nicht eingebüßt: *omnium rerum mensura homo*: das Maß aller Dinge ist der Mensch. Genauer: ist die natürliche, sinnvolle Auswirkung des Lebens. Noch schreitet selbst der Bourgeois auf seinen beiden Beinen breitspurig dahin, noch geht er nicht auf den Händen.

Freilich: von dem vorkapitalistischen Menschen, wie wir ihn noch in den ersten Anfängen des Kapitalismus antreffen, als die Genueser abligen „Kaufleute“ sich Burgen bauten oder als Sir Walter Raleigh das Goldland suchen ging: freilich von ihm haben sich bis zu den Defoe und Benjamin Franklin nur Teile erhalten. Der natürliche Vollmensch mit seiner gesunden Triebhaftigkeit hat schon viele Einbußen erlitten; hat sich an die Zwangsjacke der bürgerlichen Wohlstandigkeit gewöhnen; hat rechnen lernen müssen. Seine Klauen sind gestutzt; seine Raubtierzähne abgeseilt; seine Hörner mit Lederpolstern versehen.

Über alle, die dem Kapitalismus dienen: der große Grundherr, wie der große Überseekaufmann, der Bankier wie der Spekulant, der Manufakturier wie der Wollhändler: sie alle haben doch nicht aufgehört, ihre geschäftliche Tätigkeit den Anforderungen gesunder Menschlichkeit anzupassen; für sie alle ist das Geschäft nur Mittel zum Zweck des Lebens geblieben; für sie alle entscheiden ihre eigenen Lebensinteressen und die der anderen Menschen, für die sie, mit denen sie tätig sind, über die Richtung und das Ausmaß ihres Wirkens.

Daß sie so dachten, die Bourgeois alten Stils, bezeugt zunächst und vor allem ihre Auffassung vom Sinn des Reichtums; ihre innere Stellung zum eigenen Erwerb. Der Reichtum wird geschätzt, ihn zu erwerben ist das heißersehnte Ziel, aber er soll nicht Selbstzweck sein; er soll nur dazu dienen, Lebenswerte zu schaffen oder zu erhalten. So klingt es uns aus den Schriften unserer Gewährsmänner entgegen: von Alberti bis auf Defoe und Franklin sind alle Betrachtungen über den Reichtum auf diesen selben Ton abgestimmt.

Wie wertvoll Reichtum ist, meint Alberti, das weiß nur der zu beurteilen, der einmal gezwungen ist, zu einem anderen jenes „bittere und freien Geistes auf's tiefste verhaßte Wort zu sprechen: ich bitte Dich“. Der Reichtum soll uns frei und unabhängig machen; er soll dazu dienen, Freunde zu erwerben und angesehen und berühmt zu machen. Aber „was man nicht nutzt, ist eine schwere Last“.

Es wird genügen, wenn ich diesen Äußerungen aus den Kindheitsjahren des Kapitalismus einige gegenüberstelle aus der letzten Periode unserer Epoche: man wird die Übereinstimmung sofort erkennen. Benjamin Franklin und

seine Verehrer lassen sich wie folgt vernehmen: „Der Mann, dem Gott Reichtum und eine Seele verliehen hat, ihn recht zu gebrauchen, hat daran eine besondere und vorzügliche Gnadenbezeugung erhalten“. Folgen Anweisungen, den Reichtum gut anzuwenden. „Reichtum muß durch Fleiß und Geschicklichkeit beständig wuchern. Nie darf man ihn müßig liegen lassen; immer muß er das Vermögen seines Besitzers vermehren und Glück weit und breit verbreiten . . . Die Nichtbenutzung des Reichtums widerspricht ebensowohl seiner Bestimmung als dies gegen die Pflicht der Menschheit verstößt . . . Geld und Güter zu sammeln ist verständig; aber sie zweckmäßig zu gebrauchen, vernünftig. Nicht der Reichtum macht glücklich, sondern seine weise Anwendung, und was hülfte es dem Menschen, wenn er alle Güter dieser Welt gewönne und nicht . . . ein Biedermann wäre?“

„Reichtum gibt Ansehen, gewährt Zuversicht und schafft Mittel (!) zu mancherlei nützlichen und ehrenvollen Unternehmungen . . . Der Reichtum verschucht Sorgen, die Tag und Nacht an unserem Leben nagen. Heiter sehen wir in die Zukunft, sobald wir ein gutes Gewissen dabei bewahren. Dieses muß die Grundlage jedes Erwerbes sein.

Immer rechtlich zu handeln, das Gute zu tun aus Ehrfurcht gegen Gott und aus Achtung gegen die Menschheit, gibt Freudigkeit zu jedem Unternehmen. Gott stets vor Augen und im Herzen zu haben, nebst verständiger Arbeit, ist der Anfang der Kunst, reich zu werden; denn was hülfte aller Gewinn, wenn wir ihn scheuen müßten, den Herrn der Welten, und was nützte uns das Geld, wenn wir nicht heiter auf zum Himmel blicken könnten.“

Diese letzten Bemerkungen weisen schon auf eine andere Ansicht hin, die wir bei dem Bourgeois alten Stils ebenfalls allgemein verbreitet finden und die seiner Erwerbsstätigkeit ebenfalls eine ganz bestimmte Färbung gibt: die Ansicht: nur auf anständige Weise, „onestamente“, „honestly“ erworbener Reichtum mache froh.

„Verkaufst du etwas um Gewinn, so höre das Lispeln des Gewissens und begnüge dich mit einem mäßigen Gewinnte: und mache dir die Unwissenheit des Käufers nicht zunutze.“

Man könnte nun vielleicht einwenden, solche weisen Lehren seien leicht geäußert. Sie drückten vielleicht nur die Auffassung der Stunden ruhigen Besinnens aus, sie seien vielleicht nur die Stimme des Gewissens, die in der Stille der Studierstube vernommen, im Lärm des Tages aber überhört würde. Sie hätten deshalb keine Beweiskraft. Einen solchen Einwand würde ich zu entkräften versuchen mit dem Hinweis auf die Tatsache, daß ihre Stellung zum Geschäftsleben selber, ihr Benehmen als Geschäftsleute, die Art und Weise ihrer Geschäftsführung, daß das, was man ihren Geschäftsstil nennen könnte, durchaus von demselben Geiste zeugen, aus dem jene Äußerungen über den Sinn des Erwerbens geboren sind. Das Tempo

ihrer geschäftlichen Tätigkeit war noch ein gemächliches; ihr ganzes Gehaben ein geruhames. Noch war kein Sturm in ihrem Tun.

Wir sahen, wie Franklin darauf bedacht war, seine Zeit so nützlich wie möglich zu verwenden, wie er den Fleiß als oberste Tugend pries. Und wie schaute sein Arbeitstag aus: sechs ganze Stunden sind dem Geschäft gewidmet; sieben Stunden schläft er; die übrige Zeit beschäftigt er sich mit Beten, mit Lektüre, mit geselligen Zerstreuungen. Und er war der Typus eines strebsamen, damals noch kleinen Unternehmers. Hier ist der überaus lehrreiche Plan seiner Tageseinteilung, den er im Anschluß an sein Tugend= schema entworfen hatte:

„Da die Vorschrift der Ordnung verlangte, daß jeder Teil meines Geschäfts seine zugewiesene Zeit habe, so enthielt eine Seite in meinem Büchlein folgenden Stundenplan für die Verwendung der vierundzwanzig Stunden eines natürlichen Tages:

Der Morgen:

Frage:	$\left\{ \begin{array}{l} 5 \\ 6 \\ 7 \end{array} \right\}$	Steh auf, wasche dich, bete zum Allmächtigen!
Was werde ich		Richte dir das Geschäft des Tages ein und fasse
heute Gutes		deine Entschlüsse für denselben, setze das jeweilige
tun?		Studium fort und frühstücke.

	$\left\{ \begin{array}{l} 8 \\ 9 \\ 10 \\ 11 \end{array} \right\}$	Arbeite.
Der Mittag:	$\left\{ \begin{array}{l} 12 \\ 1 \end{array} \right\}$	lies oder überlies deine Geschäftsbücher, iß zu
		Mittag.

	$\left\{ \begin{array}{l} 2 \\ 3 \\ 4 \\ 5 \\ 6 \end{array} \right\}$	Arbeite.
Der Abend:	$\left\{ \begin{array}{l} 7 \\ 8 \\ 9 \\ 10 \end{array} \right\}$	Bring alle Dinge wieder an ihre Stelle. Nimm das
		Abendbrot ein. Unterhalte dich mit Musik, Lesen,
		Gespräch und Zerstreuung. Prüfe den verlebten Tag.

Die Nacht:	$\left\{ \begin{array}{l} 11 \\ 12 \\ 1 \\ 2 \\ 3 \\ 4 \end{array} \right\}$	Schlafe.“

Die Bozener Großhändler sperrten den ganzen Sommer über ihre Geschäfte zu und lebten in der Sommerfrische in Ober-Bozen.

Und wie man den Tag über, das Jahr über sich Muße ließ, so auch im Leben als Ganzes genommen. Es war wohl die allgemeine Gepflogenheit, daß Leute, die sich in Handel und Produktion ein — bescheidenes — Vermögen erworben hatten, sich in noch guten Jahren zur Ruhe setzten und wenn irgendmöglich sich ein Landgut kauften, um auf ihm ihren Lebensnachmittag in beschaulicher Ruhe zu verbringen. Jacob Fugger, dessen Ausspruch: „er wollte gewinnen, die weil er könnte“ ich selbst einmal als typisch-charakteristisch für eine vollendet-kapitalistische Wirtschaftsgesinnung (was er sicher auch ist) einer Darstellung der Genesis des modernen Kapitalismus als Motto vorgesezt habe, ist seiner Zeit sicherlich vorausgeeilt. Wie ihn denn ja auch Anton Fugger als einen sonderbaren Kauz mit dieser Auffassung kennzeichnen will. Er war nicht „normal“. Das waren vielmehr diejenigen, die im Rucksack ihrer Lebensanschauung von vornherein das Rentnerideal mitgebracht hatten.

Durch alle italienischen Kaufmannsbücher geht das Sehnen nach einem ruhigen Leben in der Villa, die deutsche Renaissance hat denselben Zug, die Geschäftsleute zu feudalisieren; und diesen Zug treffen wir unverändert an noch in den Gewohnheiten der englischen Kaufleute im achtzehnten Jahrhundert. Das Rentnerideal erscheint uns also hier (wir werden sehen, daß es noch einen ganz anderen Sinn haben, daß es in einer ganz anderen Kaufreihe seinen Platz finden kann) als ein gemeinsames Merkmal frühkapitalistischer Wirtschaftsgesinnung. Wie durchaus es noch die englische Geschäftswelt in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beherrschte, dafür bringt uns wieder Defoe den Beweis bei durch seine Betrachtungen, mit denen er die offenbar allgemeine Gepflogenheit der englischen Kaufleute, sich bei Zeiten zurückzuziehen, begleitet. Er meint: wer sich zwanzigtausend Pfund Sterling erworben habe, für den sei es wohl an der Zeit, das Geschäft aufzugeben. Mit diesem Gelde kann er sich schon ein ganz hübsches Gut kaufen und damit tritt er in die Gentry ein. Er gibt diesem neugebackenen Gentleman nun folgende Lehren auf den Weg: 1. er soll sein häuslicherisches Leben auch in Zukunft weiter führen: von den tausend Pfund Sterling Rente soll er höchstens fünfhundert verzehren und mit dem Ersparten seinen Besitz vergrößern; 2. soll er sich nicht in Spekulationen einlassen und nicht an Gründungen beteiligen: er habe sich doch zurückgezogen, um das zu genießen, was er erworben: warum es da in gewagten Unternehmungen wieder aufs Spiel setzen? Welcher andere Grund als reine Habsucht kann solch einen Mann überhaupt veranlassen, sich in neue Abenteuer zu stürzen? So einer hat nichts anderes zu tun, als sich ruhig zu verhalten, nachdem er in solche Lebenslage gekommen ist (such an one has nothing to do but to be quiet, when he is arrived at this situation in life). Vorher mußte er allerdings, um sein Vermögen zu erwerben, fleißig und tätig sein; jetzt hat er aber

nichts zu tun als den Entschluß zu fassen, faul und untätig zu sein. Staatsrenten und Landbesitz sind die einzig richtige Anlage für seine Ersparnisse.

Wenn diese Bourgeois alten Stils nun aber arbeiteten, so war die Geschäftsführung selbst derart, daß sich in einer gegebenen Zeit eine möglichst geringe Anzahl von Geschäftsakten abspielte. Der geringen extensiven Entwicklung der Geschäftstätigkeit entsprach eine ebenso geringe intensive Entwicklung. Bezeichnend für den Geist, in dem man Geschäfte betrieb, erscheint mir der Umstand, daß alle frühere Geschäftsweisheit darauf hinauslief, möglichst hohe Preise zu erzielen, damit man mit einem möglichst geringen Umsatz einen hohen Profit erreiche: kleiner Umsatz, großer Nutzen ist das Geschäftsprinzip der Unternehmer von damals. Nicht nur etwa der kleinen, halb handwerksmäßigen Existenzen; nein selbst der ganz großen Erwerbsgesellschaften. Es war der Grundsatz beispielsweise der holländisch-ostindischen Kompanie: „Kleine Geschäfte mit großem Nutzen“ zu treiben. Daher ihre Politik: die Gewürzbäume auszurotten oder reichliche Ernten zu verbrennen. Dies tat man auch deshalb, um den schädlichen Genuß der Kolonialwaren nicht den Armen zuteil werden zu lassen. Es war im wesentlichen ein Absatz an die Reichen, den man im Auge hatte, und der ist immer bequemer als ein Absatz an die große Masse. Ein Spiegelbild dieser Auffassung war die Theorie der ökonomischen Schriftsteller, die (wie überall) während des ganzen siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts Verteidiger hoher Preise waren.

Nur ein äußerer Ausdruck dieser inneren Ruhe und Gemessenheit war das würdevolle Auftreten, war die etwas steife und pedantische Erscheinung des Bourgeois alten Stils. Wir können uns weder im langen Pelzmantel der Renaissancezeit noch in den Kniehosen und der Perücke der späteren Jahrhunderte einen hastigen Menschen recht vorstellen. Und glaubwürdige Zeitgenossen schildern uns denn auch den Geschäftsmann als einen bedächtig dahinschreitenden Menschen, der niemals Eile hat, gerade weil er etwas tut. „Messer Alberto, selbst ein sehr beschäftigter Mann, pflegte zu sagen: er habe noch nie einen fleißigen Menschen anders als langsam gehen sehen,“ erfahren wir aus dem Florenz des fünfzehnten Jahrhunderts. Und ein guter Gewährsmann berichtet uns über die Industriestadt Lyon im achtzehnten Jahrhundert: „hier in Lyon geht man ruhigen Schritts, weil man beschäftigt ist, während man in Paris rennt, weil man müßig geht“. Lebendig vor uns sehen wir die Großkaufleute Glasgows im achtzehnten Jahrhundert, „wie sie in roten Röcken und dem Dreimaster und gepuderten Perücken auf und ab die Planistanes stapften, das einzige Stückchen Pflaster im damaligen Glasgow, das drei- oder vierhundert Meter Straße vor der Stadthalle bedeckte, — würdevoll einer zum andern

sprechend und hochmütig dem niederen Volke zunickeend, das ihnen zu huldigen kam“.

Die Stellung zur Konkurrenz und zur Kundschaft entspricht der eigenen Geschäftsführung: man will doch vor allem seine Ruhe haben: dieses „statische Prinzip“, das alles vorkapitalistische Wirtschaftsleben ausschließlich beherrscht hatte, nimmt doch auch im Gefüge des frühkapitalistischen Geistes noch immer eine bedeutende Stellung ein. Die „Kundschaft“ gilt noch wie ein umfriedeter Bezirk, der dem einzelnen zugesprochen ist: wie das Territorium im überseeischen Lande, das der Handelsgesellschaft als abgegrenztes Gebiet zur alleinigen Ausbeutung überlassen ist.

Auf das strengste verpönt war aller „Kundenfang“: es galt als „unchristlich“, als unsittlich, seinem Nachbarn die Käufer abspenstig zu machen. Unter den „Regeln der Kaufleute, die mit Waren handeln“, befindet sich eine, die lautet: „Wende keinem seine Kunden oder Handelsmann weder münd- noch schriftlich ab; und tue einem andern auch nicht, was du wilt, daß dir nicht gescheh“. Diesen Grundsatz schärfen denn auch die Kaufmannsordnungen immer wieder von neuem ein: in der „Mantuischen Policey Ordnung“ (achtzehntes Jahrhundert) heißt es, „daß niemand den andern vom Kauff abtreiben oder mit höherem Bieten demselben eine Ware verteuern soll, bey Verlust der gekauften Ware; niemand sollte sich in des andern Handel eindringen oder seinen eigenen so stark führen, daß andere Bürger darüber zu Grunde gehen“. Die Sächsischen Kramerordnungen von 1672, 1682, 1692 bestimmen in Artikel 18: „Soll kein Cramer dem andern seine Kaufleute von seinen Buden oder Cram Laden abruffen noch mit Winden oder andern Geberden und Zeichen vom Kauf abhalten weniger die Kaufleute für eines andern Buden oder Gewölben mahnen, ob sie ihm gleich mit Schulden verhaftet seyn“.

Ganz folgerichtig waren dann aber auch alle Praktiken im einzelnen verpönt, die darauf hinausliefen, seine Kundschaft zu vergrößern. Bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein besteht bei vornehmen Häusern eine Abneigung selbst gegen einfache Geschäftsanzeigen: so sind wir beispielsweise gerade von den Newyorker Firmen unterrichtet, daß sie diese Abneigung noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hegten.

Als durchaus verwerflich galt aber noch lange Zeit, während welcher die Geschäftsanzeige schon bestand, die Geschäftsreklame; das heißt die Anpreisung, der Hinweis auf besondere Vorzüge, die ein Geschäft etwa vor andern aufzuweisen sich anmaßte. Als den höchsten Grad kaufmännischer Unanständigkeit aber betrachtete man die Ankündigung: daß man billigere Preise nehme als die Konkurrenz.

Das „Unterbieten“, das „underselling“ galt in jeder Gestalt als un-

schildlich: „Seinem Nebenbürger zu Schaden verkaufen, und allzusehr zu schleudern, bringt keinen Segen“.

Als eine geradezu schmutzige Praktik aber galt der öffentliche Hinweis darauf. In der fünften Auflage des „Complete English Tradesman“ (1745) findet sich eine Anmerkung der Herausgeber folgenden Inhalts: „Seit unser Autor schrieb (Defoe starb 1731), ist die Unsitte des Unterbietens so schamlos entwickelt (this underselling practice is grown to such a shameful height), daß gewisse Leute öffentlich bekannt machen: daß sie ihre Waren billiger als die übrige Kaufmannschaft abgeben (that particular persons publicly advertise that they undersell the rest of the trade).“

Ein besonders wertvolles Dokument besitzen wir für Frankreich, sogar aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, woraus mit aller Deutlichkeit hervorgeht, wie unerhört die Preisunterbietung und deren öffentliche Bekanntmachung damals selbst in Paris noch waren. Es heißt darin (einer Ordonnanz des Jahres 1761), daß derartige Manipulationen nur als die letzte Verzweiflungstat eines unsoliden Geschäftsmanns angesehen werden müsse. Die Ordonnanz verbietet auf das strengste allen en gros- und en detail-Kaufleuten in Paris und seinen Vororten, „daß einer hinter dem andern herlaufe“, um ihren Waren Absatz zu verschaffen; insbesondere aber Zettel zu verteilen, um darauf auf ihre Waren hinzuweisen.

Aber auch andere Weisen, sich auf Kosten anderer Wirtschaften zu bereichern, die Kreise anderer Wirtschaftssubjekte zu stören, um sich einen Vorteil zu verschaffen, gelten als verwerflich. Der Verfasser des „Vollkommenen englischen Kaufmanns“ stellt über die Unzweckmäßigkeit und Unstatthaftigkeit solchen Niederkonkurrierens folgende Betrachtungen an, die überaus lehrreich sind für die Erkenntnis damaliger Wirtschaftsgrundsätze und uns wiederum einen deutlichen Beweis dafür erbringen, daß alles noch in statischen und wenn man will traditionalistischen Anschauungen befangen war. Wir müssen immer bedenken, daß der Verfasser des berühmten Kaufmannsbuches ein durchaus fortgeschrittener Geschäftsmann war und in durchaus kapitalistischem Geiste dachte.

Der Fall, den er uns vorführt, ist folgender: Am Absatz des Wiltshirer Luches an den Ladenbesitzer in Northampton sind folgende Personen beteiligt: 1. Der Kärtnner, der die Luche von Warminster nach London führt; 2. Mr. A., der Kommissionär oder Faktor, der die Luche in Blackwellhall feil bietet; 3. Mr. B., der Wollendraper, der Grossist, der sie an Mr. C., den Ladenbesitzer in Northampton, verkauft; 4. Der Northamptoner Fuhrmann, der sie nach Northampton führt.

Nun ist da ein Mr. F. G., ein anderer Detaillist, in Northampton, ein reicher Mann (an over-grown tradesman), der mehr Geld als sein Nachbar hat und insolgedessen keinen Kredit in Anspruch zu nehmen

braucht. Dieser findet aus, wo die Luche gemacht werden, und knüpft nun mit dem Warminsterer Luchfabrikanten direkte Beziehungen an. Er kauft die Ware beim Produzenten und läßt sie auf eigenen Saumtieren direkt nach Northampton schaffen. Und weil er vielleicht bar bezahlt, gibt ihm der Luchfabrikant die Luche einen Penny pro Elle billiger, als er sie dem Londoner Grossisten verkauft hatte.

Was wird nun die Folge dieses Vorgehens sein? Der reiche Luchhändler in Northampton spart zunächst an den Transportkosten. Allerdings wird er für den Transport von Warminster nach Northampton etwas mehr bezahlen müssen, weil der Weg weiter ist als nach London und abseits von der gewöhnlichen Route liegt; aber da er vielleicht drei bis vier Saumlasten auf einmal bezieht, wird er diesen Verlust wieder einbringen. Wenn er dann noch die Pferde mit Wolle belädt, die er dem Warminsterer Luchfabrikanten liefert, so kostet ihn der Transport der Luche gar nichts. Er bekommt also die Luche zwei Sechstel billiger in seinen Laden herein als sein Nachbar; und indem er sie um diesen Preis billiger an D. E. Esq. und die andere Kundschaft verkauft, zieht er diese sämtlich von seinem ärmeren Konkurrenten ab, der nur noch an solche Kunden verkaufen kann, die vielleicht bei ihm in der Kreide stehen und deshalb bei ihm kaufen müssen, weil sie sein Geld brauchen.

Aber das ist noch nicht alles: dieses Mr. F. G. von Northampton wegen, der nun direkt vom Produzenten kauft, werden der Fuhrmann von Warminster, der Fuhrmann von Northampton und Mr. A., der Blackwellhall Faktor, ganz ausgeschaltet; und Mr. B., der Luchgrossoist, der eine große Familie hat, eine hohe Miete bezahlt, wird ruiniert, weil er den Zwischenhandel verliert. Auf diese Weise ist der Kanal des Handels abgelenkt; der Strom ist abgeschnitten und alle Familien, die früher von dem Handel lebten, sind brotlos geworden und irren in der Welt herum, um ihren Unterhalt anderswo zu suchen und ihn vielleicht überhaupt nicht zu finden.

Und was ist der Gewinn, der bei diesem ganzen Veraubungssystem herauspringt? Ausschließlich dieser: einen habgierigen Mann reich zu machen; und daß der Herr D. E. in Northamptonshire den Stoff für seine Anzüge um so und so viel die Elle billiger einkauft: ein ganz belangloser Vorteil für ihn, den er gar nicht übermäßig hoch bewertet, und der sicher in keinem Verhältnis zu den Wunden steht, die der Handel empfangen hat.

Das heißt, schließt unser Gewährsmann seine Darstellung, die Warenzirkulation unterbinden; das heißt Handel treiben mit wenig Händen (*This is managing trade with a few hands*), und wenn eine derartige Praxis, wie sie allem Anschein nach sich einzubürgern begonnen hat, allgemein wird, so wird eine Million Menschen in England,

die jetzt ihr gutes Auskommen im Handel findet, beschäftigungslos werden und ihre Familien werden mit der Zeit betteln gehn müssen. Diese Sätze, scheint mir, sprechen Bände. Wie völlig unverständlich müssen diese Gedankengänge einem modernen Geschäftsmann vorkommen!

Über dem Produzenten und Händler wurde nun aber auch der Konsument nicht vergessen. Ja in gewissem Sinne blieb dieser die Hauptperson, da ja noch die Anschauung nicht ganz aus der Welt verschwunden war: daß Gütererzeugung und Güterhandel am Ende für den Güterverzehr, um diesen gut zu gestalten, da seien.

Die naturale Orientierung, wie man es nennen könnte, waltete auch hier noch ob: Gebrauchsgüterbeschaffung ist noch immer Zweck aller wirtschaftlichen Tätigkeit, noch ist nicht die reine Warenproduktion deren Inhalt geworden. Daher denn vor allem während der ganzen frühkapitalistischen Epoche immer noch das Bestreben deutlich zutage tritt: gute Waren herzustellen; Waren, die das sind, was sie scheinen: also auch echte Waren. Von diesem Bestreben sind alle die unzähligen Reglementationen der Warenerzeugung getragen, die gerade das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert wie keine Zeit zuvor ausfüllen. Nur daß der Staat jetzt die Kontrolle in die Hand nahm und an seinen Amtsstellen die Waren der obrigkeitlichen Schau unterwarf.

Diese staatliche Fürsorge für ordentliche Ware, könnte man nun freilich sagen, sei gerade ein Beweis dafür, daß die Wirtschaftsgesinnung der Zeit nicht mehr auf Herstellung guter Gebrauchsgüter gerichtet gewesen sei. Der Einwand wäre aber unberechtigt. Die staatliche Kontrolle sollte doch nur das Vorgehen einzelner weniger gewissenhafter Produzenten unmöglich machen. Im allgemeinen war noch die Absicht vorhanden, gute und echte Ware zu liefern; die Absicht, die allem echten Handwerk eigen ist und die auch die frühkapitalistische Industrie zum guten Teil übernommen hatte.

Wie langsam sich der reinkapitalistische Grundsatz durchsetzte; daß allein der Tauschwert der Waren für den Unternehmer entschied, daß also das kapitalistische Interesse indifferent gegenüber der Gebrauchsgütereigenschaft sei, vermögen wir beispielsweise aus den Meinungskämpfen zu ersehen, die in England noch während des achtzehnten Jahrhunderts deswegen ausgefochten wurden. Offenbar stand Jos. Child, wie in so vielen Dingen, im Gegensatz zu der großen Mehrzahl seiner Zeitgenossen und wohl auch seiner Berufskollegen, wenn er dafür eintrat, daß es der Einsicht des Unternehmers zu überlassen sei, welcher Art Waren und von welcher Güte er sie auf den Markt bringen wolle. Wie seltsam mutet es uns heute an, wenn Child noch für das Recht des Fabrikanten auf Schundwarenproduktion kämpft! „Wenn wir,“ ruft er aus, „den Weltmarkt erobern wollen, müssen wir es den Holländern nachmachen, die die schlechteste Ware

ebenso wie die beste produzieren, damit wir in den Stand gesetzt werden, alle Märkte und alle Geschmäcker zufrieden zu stellen."

Endlich scheint mir bezeichnend für den Geist, der den Bourgeois alten Stils beseelte, seine Stellung zur Technik. Auch hier kehrt derselbe Gedanke wie überall wieder: Fortschritte in der Technik sind nur wünschenswert, wenn sie kein Menschenglück zerstören. Die paar Pfennige, die sie das Produkt vielleicht verbilligen, sind die Tränen nicht wert, die sie den Familien durch sie arbeitslos gewordenen Arbeiter verursachen. Also auch hier steht im Mittelpunkte des Interesses der Mensch, der dieses Mal sogar „nur“ der Lohnarbeiter ist. Aber auch an diesen dachte man früher.

Wir haben eine Menge von Zeugnissen, aus denen mit voller Deutlichkeit hervorgeht, daß man namentlich gegen die Einführung „arbeitsparender“ Maschinen eine große Abneigung hatte. Ich führe ein paar besonders lehrreiche Fälle an, in denen diese Abneigung zutage tritt.

Im zweiten Jahr der Elisabeth (von England) unterbreitet ein Venezianer „Erfinder“ dem Vorstande der Tuchmacherszunft (in der aber schon damals im wesentlichen kapitalistische Verleger saßen) eine arbeitsparende Maschine zum Walken breiter Tuche. Nach reiflicher Überlegung kommt der Vorstand zu einem ablehnenden Bescheide: die Maschine würde zahlreiche Arbeiter brotlos machen.

Bis 1684 war in Frankreich der Strumpfwirkerstuhl verboten (auch in bereits kapitalistisch organisierten Gewerben), vorwiegend weil man fürchtete, es könne den armen Leuten den Verdienst schmälern.

Selbst ein berufsmäßiger Projektensmacher und „Erfinder“ wie Joh. Joach. Becher meint: „Wiewohl ich nicht rathen will instrumenta zu erfinden umb Menschen zu ersparen oder ihnen ihre Nahrung zu verkürzen, so will ich doch nicht abraten, instrumenta zu practicieren welche vorteilhaft und nützlich seyn . . . zumahlen in solchen Örtern wo viel Arbeit ist und wo man das Handwerks-Volk nicht wohl haben kann.“

Daß ein Mann von so vornehmer Gesinnung und so feinem Geschmack wie Montesquieu gegen allen technischen Fortschritt eingenommen war — er hielt den Gebrauch von Maschinen, selbst den der Wassermühlen, nicht ohne weiteres für einen Segen! — wird uns nicht in Erstaunen versetzen.

Aber selbst ein so waschechter business-man wie Postlethwait spricht sich noch sehr zurückhaltend gegenüber neuen Erfindungen aus. Arbeitssparende Maschinen seien in Staaten ohne auswärtigen Handel auf alle Fälle verderblich; selbst Handelsstaaten dürften nur bestimmte Maschinen zulassen und sollten alle verbieten, die Güter für den Inlandkonsum erzeugen: „was wir an Schnelligkeit in der Ausführung gewinnen, verlieren wir an Kraft (what we gain in expedition, we loose in strength)“.

Bald ist es, sehen wir, die uralte Idee der Nahrung, bald ist es der

Traditionalismus, bald sind es ethische Bedenken: immer aber ist es irgend etwas, das die freie Entfaltung des Erwerbstriebes, des Unternehmungsgeistes und des ökonomischen Rationalismus hemmt.

Das sollte sich nun ändern ungefähr mit dem Eintritt ins neunzehnte Jahrhundert; langsam und allmählich zunächst, dann rasch und plötzlich. Diese Wandlungen des kapitalistischen Geistes in unserer Zeit wollen wir im nächsten Abschnitt verfolgen.

II.

Was hat sich in der Wirtschaftsgesinnung während des letzten Jahrhunderts verändert? Was kennzeichnet den kapitalistischen Geist unserer Tage, der der hochkapitalistische ist, und unterscheidet ihn von dem, den wir im Bourgeois alten Stils lebendig fanden?

Ehe ich auf diese Frage eine Antwort zu geben versuche, wollen wir uns gegenwärtig halten, daß auch heute noch es keineswegs nur einen Unternehmertyp gibt, daß vielmehr heute noch wie in der Periode des Frühkapitalismus ein sehr verschiedener Geist je in verschiedenen kapitalistischen Unternehmern herrscht, daß wir also erst einmal die Gruppen von Unternehmern unterscheiden müssen, die je einen besonderen Typus darstellen. Als solche treten uns zunächst die alten Bekannten entgegen, denen wir schon in den früheren Zeiten des Kapitalismus begegneten: da ist auch heute noch der Freibeuter, der Grundherr, der Bürokrat, der Spekulant, der Kaufmann, der Manufakturier, wie uns der Augenschein leicht überzeugen kann.

Wenn wir uns das Wirken eines Cecil Rhodes vor Augen halten: werden wir nicht unwillkürlich an die Genueser Kaufherren auf ihren Türmen, noch mehr vielleicht an Sir Walter Raleigh, an Francis Drake erinnert? Cecil Rhodes ist eine ausgesprochene Räubernatur: ein Entdecker, ein Eroberer, ein Überwinder ganz großen Stils, der freilich neben dem Säbel, der Haut, und der Plinte, die schießt, auch die Waffen der modernen Börsenspekulation für seine Unternehmungen ins Feld führt: halb Politiker, halb kapitalistischer Unternehmer, mehr Unterhändler als Händler, der keine andere Macht anerkennt als die brutale Gewalt. Seltsam, in ihm irgendwelchen puritanischen Geist verkörpert zu sehen. Wenn wir ihn schon mit früheren Geschlechtern vergleichen wollen, dann müssen wir ihn den Renaissancemenschen zurechnen.

Welche andere Welt als die des Cecil Rhodes ist die, in der etwa ein Mann wie der Freiherr von Stumm oder ein schlesischer Montanmagnat lebt. Da atmen wir noch die Luft der alten Grundherrschaften. Abhängigkeitsverhältnisse, hierarchische Gliederung des Personals, etwas schwerfälliges Geschäftsgebaren: das sind einige Züge im Wilde solcher Unternehmungen, deren Leute uns an die alten grundherrlich-kapitalistischen Unternehmer erinnern. Und treffen wir nicht zahlreiche Unternehmer an, die uns eher wie Bureaukraten wie als Kaufleute oder Händler anmuten? Korrekt in ihrem

Handeln, peinlich in ihrer Ordnung, wohl abgemessen in ihren Entschlüssen, mit starker Begabung für das Organisatorische, ohne starke draufgängerische Neigungen, vortreffliche Verwaltungsbeamte, die heute Oberbürgermeister einer Großstadt sind und morgen einer großen Bank vorstehen, die heute noch ein Ressort in einem Ministerium unter sich haben und morgen die Leitung eines Syndikates übernehmen. Von den Direktoren staatlicher und städtischer Werke und halböffentlicher Unternehmungen gar nicht zu reden, die doch in unserer Zeit immer mehr an Bedeutung gewinnen.

Und wie grundverschieden von allen den genannten Typen wiederum ist der Spekulant unserer Tage, der kaum in irgendeinem wesentlichen Punkte von dem Projektenmacher des achtzehnten Jahrhunderts sich unterscheidet. So ging unlängst von einem französischen Spekulanten folgende Nachricht durch die Blätter: „Der Millionenschwindler Rochette ist kaum dreißig Jahre alt. Er war zuerst Pikkolo in einem Bahnhofrestaurant, dann Kellner in einem Kaffeehaus in Melun. Er kam dann nach Paris, lernte Buchhaltung und trat bei dem Finanzschwindler Berger ein. Als Berger bankbrüchig wurde, übernahm Rochette seine Geschäfte mit fünftausend Franken, der Wittigst einer Maschinenschreiberin, die er heiratete. Hierauf begann er zu gründen, und gründete in kaum vier Jahren dreizehn Aktiengesellschaften. Zuerst den Crédit Minier mit fünfhunderttausend Franken, dann die Laviana-Kohlengruben mit zwei Millionen, die Viat-Kohlengruben mit ebensoviel, die Banque Franco-Espagnole mit zwanzig Millionen, das Syndikat Minier mit zehn Millionen, die Union Franco-Belge mit zweieinhalb Millionen, das Finanz-Zagblatt „Le Financier“ mit zwei Millionen, eine Reihe Kupfer- und Zinnminen-Gesellschaften, eine Island- und Marokkoffischerei, eine Glühstrumpfgesellschaft mit vierundeinhalb und Hella-Feuerbüsche mit fünfzehn Millionen. Im ganzen gab er rund sechzig Millionen Anteilscheine aus, die er zuletzt auf etwa zweihundert Millionen Kurswert trieb und die jetzt etwa zwanzig Millionen wert sein mögen. Er hatte siebenundfünfzig Zweiganstalten in der französischen Provinz. An den verschiedenen Banken und Gründungen Rochettes sind nicht weniger als vierzigtausend Personen beteiligt, und fast ebenso groß ist auch die Zahl der Opfer, deren Verluste insgesamt wahrscheinlich hundertundfünfzig Millionen übersteigen. Daß Rochette so lange und so intensiv sein unehrliches Handwerk treiben konnte, wird auf seine Geschicklichkeit zurückgeführt, sich mit respektablen Persönlichkeiten zu umgeben. Von der Geschicklichkeit Rochettes, seinen Opfern Sand in die Augen zu streuen, spricht die Gründung einer großen Fabrik zur Ausbeutung eines Patentes auf ein neues Glühlicht. Um die Aktien dieser jüngsten Gründung riß man sich förmlich in Paris, und man bewunderte die große Fabrik, die mehreren tausend Arbeitern Brot geben sollte und deren Schornstein Tag und Nacht

ununterbrochen dichte Rauchwolken ausstieß — zur großen Genugtuung der Aktionäre. In Wirklichkeit aber wurde in der Fabrik keine Hand gerührt mit Ausnahme der Heizer, welche Dampf machten. „Mutet uns das nicht gerade an, als ob wir einen Bericht aus dem England der 1720er Jahre lesen?

Daneben waltet der tüchtige Kaufmann, der sein Glück macht durch einen sicheren Blick für die Konjunktur oder auch nur durch gutes Rechnen und geschickte Vertragsabschlüsse mit seinen Lieferanten, seinen Kunden und seinen Arbeitern. Was hat ein Berliner Konfektionär mit Cecil Rhodes, was hat der Leiter eines großen Warenhauses mit dem Spekulant in Goldminen zu tun? Was sie alle mit dem Manufakturier, der heute noch wie vor hundert und zweihundert Jahren, seine kleine Fabrik in Bradford oder Sedan, in Forst oder Spremberg leitet?

Sie alle, die alten Freunde, sind noch da und scheinbar in unveränderter Gestalt. Und, damit das Bild, das das moderne Unternehmertum darstellt, gar bunt ausschäue, haben sich in unserer Zeit noch einige neue Typen dazu gefunden. Ich denke dabei nicht einmal in erster Linie an Mc Allan, den Helden in Kellermanns Roman „Der Tunnel“. Obwohl wir hier in der Tat einen ganz neuen Unternehmertyp vor uns sehen: eine Kreuzung von Spekulant und Techniker. Eine seltsame Mischung von Eroberer und Träumer; einen Mann, der nichts von Geldgeschäften versteht, der nur erfüllt ist von einer fixen technischen Idee, der aber gleichwohl ein Riesenunternehmen leitet und die Milliarden Amerikas und Europas kommandiert. Ich sage: ich denke nicht einmal an diesen Unternehmertyp, weil ich offen gestanden nicht weiß, ob er existiert. Möglich wäre es, daß es ihn gäbe. Die Zeichnung, die Kellermann von diesem Mc Allan entwirft, ist aber so lebendig, daß man glaubt, ihn vor sich zu sehen. Ich persönlich kenne keinen solchen Typ. Ich will aber gerne glauben, daß das nur an meiner mangelhaften Erfahrung liegt, und somit könnten wir den Typ Mc Allan als neuen (siebenten) Typ des modernen Unternehmers aufmarschieren lassen.

Eine Erscheinung aber, die immer häufiger wird, je mehr sich unsere Unternehmungen ausweiten, die am häufigsten in den Vereinigten Staaten beobachtet wird, ist das, was man den Großunternehmer nennen könnte, da das Wort Überunternehmer gar zu garstig klingt. Großunternehmer sind Männer, die verschiedene der sonst getrennten Unternehmertypen in sich vereinigen: die Freibeuter und gerissener Kalkulator, Feudalherr und Spekulant in Einem sind, wie wir es an den amerikanischen Trustmagnaten großen Stils wahrnehmen können.

Ebenfalls eine Erscheinung unserer Zeit ist der Kollektiv-Unternehmer: das ist ein Kollegium kapitalistischer Unternehmer, die unter dem Titel von Generaldirektoren an der Spitze von Riesenunternehmungen stehen, von denen jeder eine oder einzelne besondere Funktionen ausübt und die in ihrer

Gesamtheit erst den Ganz- oder Großunternehmer darstellen. Man denke an Organisationen, wie sie unsere großen Elektrizitätsunternehmungen, unsere Kanonenfabriken besitzen.

Also bunt genug ist das Bild, das das moderne Unternehmertum in seinen verschiedenen Typen darstellt. Gleichwohl wird man auch für unsere Zeit ebenso wie für die gute alte Zeit gemeinsame Züge in all diesen verschiedenen Vertretern des modernen Wirtschaftsmenschen aufweisen können und wird von einem Geiste einheitlichen Gepräges sprechen dürfen, der sie alle beherrscht. Wie schaut nun dieser hochkapitalistische Geist aus? Welche gemeinsamen Züge beobachten wir an dem Seelengefüge des modernen Wirtschaftsmenschen?

Ich denke, vor allem müssen wir nach dem Ideal Ausschau halten, nach den zentralen Lebenswerten, nach denen sich der moderne Wirtschaftsmensch orientiert. Und da stoßen wir denn allsobald auf eine seltsame Verschiebung in der Stellung des Menschen zu den im engeren Sinne persönlichen Werten: eine Verschiebung, die mir für die gesamte übrige Lebensgestaltung von entscheidender Bedeutung geworden zu sein scheint. Ich meine die Tatsache, daß der lebendige Mensch und sein Wohl und Wehe mit seinen Bedürfnissen und Anforderungen aus dem Mittelpunkt des Interessenkreises herausgedrängt worden ist und daß seine Stelle ein Paar Abstrakta eingenommen haben: der Erwerb und das Geschäft. Der Mensch hat also, was er bis zum Schlusse der frühkapitalistischen Epoche geblieben war, aufgehört, das Maß aller Dinge zu sein. Das Streben der Wirtschaftssubjekte ist vielmehr auf möglichst hohen Erwerb und möglichste Blüte des Geschäftes gerichtet: zwei Dinge, die im engsten unlöslichen Zusammenhange miteinander stehen, wie wir gleich sehen werden. Und zwar ist ihre Beziehung zueinander diese, daß die Unternehmer die Geschäftsblüte erstreben wollen und den Erwerb betreiben müssen (auch wenn sie ihn gar nicht mit Bewußtsein als Ziel sich vorgesetzt haben). Was überall als das lebendige Interesse des Unternehmers durchscheint, ist gewiß nicht immer — und sicher nicht bei den führenden Persönlichkeiten, die den Typus bestimmen — das Gewinnstreben. Ich glaube, Walther Rathenau hat durchaus recht, wenn er einmal sagt: „Ich habe noch niemals einen wahrhaft großen Geschäftsmann gekannt, dem das Verdienen die Hauptsache seines Berufes war, und ich möchte behaupten, daß, wer am persönlichen Geldgewinn hängt, ein großer Geschäftsmann überhaupt nicht sein kann.“ Was jedem Unternehmer vielmehr immer am nächsten am Herzen liegt, das ist etwas anderes; das, was ihn ganz erfüllt, ist das Interesse an seinem Geschäft. Das hat Walther Rathenau wieder in klassischer Form wie folgt ausgesprochen: „Das Objekt, auf das der Geschäftsmann seine Arbeit und seine Sorgen, seinen Stolz und seine Wünsche häuft, ist sein Unter-

nehmen; es heiÙe, wie es wolle: HandelsgeÙaft, Fabrik, Bank, Reederei, Theater, Eisenbahn. Dies Unternehmen steht ihm gegenüber wie ein körperlich lebendiges Wesen, das durch seine Buchführung, Organisation und Firma ein unabhängiges wirtschaftliches Dasein führt. Der Geschäftsmann kennt kein anderes Trachten, als daß dieses Geschäft zu einem blühenden, starken und zukunftsreichen Organismus erwachse. . .“ Dasselbe sagen, fast mit den gleichen Worten, alle Unternehmer unserer Tage, wo sie sich über den „Sinn“ ihrer Tätigkeit geäußert haben.

Nun müssen wir uns aber klar sein, daß die Blüte eines „Geschäftes“, das heißt also einer kapitalistischen Unternehmung, die immer mit einer Geldsumme anfängt und immer mit einer Geldsumme endigt, gebunden ist an die Erarbeitung eines Überschusses. Geschäftlicher Erfolg kann offenbar nur Überschufwirtschaft bedeuten. Ohne Profit keine Geschäftsblüte. Eine Fabrik mag die kostbarsten oder die wohlfeilsten Produkte herstellen, die Qualität ihrer Produkte mag ihr einen Weltruf verschafft haben: arbeitet sie dauernd mit Unterbilanz, so ist sie im kapitalistischen Sinne ein mißglücktes Unternehmen. Wenn dieses Geschöpf — auf dessen Gedeihen der Unternehmer sein ganzes Simmen und Trachten richtet —, wenn die kapitalistische Unternehmung wachsen und blühen soll, muß sie Profit abwerfen: Prosperieren heißt rentieren. Das ist es, was ich meinte, wenn ich vorhin sagte: der Unternehmer will die Blüte seines Geschäftes und er muß den Erwerb wollen.

Mit dieser Zielsetzung — das ist die Pointe — ist der Endpunkt des Strebens eines Unternehmers in die Unendlichkeit gerückt. Für den Erwerb ebensowenig wie für die Blüte eines Geschäftes gibt es irgendwelche natürliche Begrenzung, wie sie etwa durch den „standesgemäÙen“ Unterhalt einer Person aller früheren Wirtschaft gegeben war. An keinem noch so fernen Punkte kann der Gesamtgewinn so hoch steigen, daß man sagen könnte: es ist genug. Und wenn an irgendeinem Punkte der Entwicklung die Ausdehnung eines Geschäftes nicht mehr zur Steigerung seiner Prosperität beitrüge, so sorgt die Allseitigkeit des modernen Unternehmertums dafür, daß sich an das eine Geschäft ein zweites und drittes anreißt. Daher wir nicht nur ein Streben nach Expansion des einen Geschäftes, sondern ein ebenso starkes Streben nach Neubegründung anderer Geschäfte in unserer Zeit als dem auf der Höhe stehenden Unternehmer innewohnenden Drang wahrnehmen können. „Sie (die Erfolgsmannen Bloys auf der Roof-Terrasse des New Yorker Hotels) kamen nicht allein, weil sie ein Geschäft witterten (es war sogar möglich, daß sie bluten mußten!), sie kamen in erster Linie, weil sie erwarteten, ein Projekt mit starten helfen zu können, dessen Bedeutung ihren Unternehmungsgeist befriedigte, der sie groß gemacht hatte. Lloyd hatte jenes mysteriöse Projekt (den Tunnelbau) in seinem Sendschreiben ‚das größte und kühnste aller Zeiten‘ genannt. Das genügte,

um sie aus der Hölle herauszuholen; denn das Schaffen neuer Werke war für sie soviel wie Leben selbst.“

Immer stoßen wir auf eine Art von psychischem Zwang, wenn wir das Streben des modernen Unternehmers analysieren. Oft will er nicht weiter auf der Bahn; aber er muß wollen. Das bestätigen zahlreiche Ausprüche bedeutender Persönlichkeiten. „Immer hoffen wir,“ sagt Carnegie einmal, „daß wir uns nicht noch weiter auszudehnen brauchen, stets aber finden wir wieder, daß ein Aufschub weiterer Ausdehnung einen Rückschritt bedeuten würde.“

Als Rockefeller gefragt wurde, was ihn zu seinen Trust-Unternehmungen veranlaßt habe, antwortete er: „Der erste Grund zu der Gründung war der Wunsch, unser Können und unser Kapital zu vereinigen, um ein Geschäft von einiger Größe und Bedeutung an die Stelle vieler kleinen zu setzen (to carry on a business of some magnitude and importance in place of the small business that each separately had theretofore carried on.) Als einige Zeit vergangen war (fährt er fort) und die Möglichkeiten des Geschäftes zutage traten, fanden wir, daß mehr Kapital nötig war, fanden auch die nötigen Menschen, und die bedurften Kapitalsummen und gründeten die Standard Oil Company mit einem Kapital von einer Million Pfund Sterling. Später fanden wir aus, daß noch mehr Kapital gewinnbringend angelegt werden könne, . . . und erhöhten unser Kapital auf dreiundeinehalbe Million. Als das Geschäft sich ausdehnte . . . wurde mehr Kapital hineingesteckt: das Ziel blieb immer daselbe: unser Geschäft zu erweitern, indem wir die besten und billigsten Produkte lieferten (the object being always the same: to extend our business by furnishing the best and cheapest products).“ Das Monomanische tritt in dieser Zeugenaussage Rockefellers prachtvoll deutlich in die Erscheinung: Kapital wird auf Kapital gerührt, weil (!) das Geschäft wächst. „Ausdehnung des Geschäfts“ ist der leitende Gesichtspunkt. Billigkeit und Güte der Produktion Mittel zu diesem Zwecke.

Und noch die Äußerung eines Deutschen (Dr. Strausbergs): „Ein Keil treibt in der Regel den andern, und so brachte der große Eisenbahnbau, wie ich ihn betrieb, weitere Anforderungen mit sich. Diese zu befriedigen, erweiterte ich meinen Wirkungskreis, entfernte mich immer mehr von meinem ursprünglichen Plane, und dies gewährte mir so viel Aussicht, daß ich mich nun ganz meinen Geschäften hingab.“

Den meisten Unternehmern kommt etwas anderes als dieses (für den außenstehenden Betrachter völlig sinnlose) Streben nach Expansion wohl gar nicht zum Bewußtsein. Fragt man sie: wozu all dieses Bestreben eigentlich dienen solle, so schauen sie einen erstaunt an und antworten, ein wenig gereizt: das verstehe sich doch von selbst, das erheische doch das Gedeihen des Wirtschaftslebens, das erfordere doch der wirtschaftliche Fortschritt.

Forischt man nach, was sich hinter diesen meist ganz allgemein gehaltenen

und ziemlich stereotypen Wendungen wohl für eine Ideenassoziation verbergen möge, so findet man, daß sie mit „wirtschaftlichem Aufschwung“ oder „Fortschritt“ die Ausweitung dessen meinen, was man den wirtschaftlichen Apparat nennen könnte, also gleichsam die Gesamtheit oder den Inbegriff des Inhalts aller Unternehmertätigkeit: die Steigerung der Produktion — Lieferung immer größerer Mengen von Gütern zu den billigsten Preisen — riesige Absatzziffern — riesige Verkehrsziffern — raschster Güter-, Personen- und Nachrichtentransport.

Für den unbeteiligten Beobachter ist die erteilte Antwort nicht weniger sinnlos als das Unendlichkeitsstreben selbst, das er vorher beobachtet hatte und nach dessen Vernunftgründen er gefragt hatte. Begnügt man sich also bei dieser Antwort auch noch nicht, weil man das Bedürfnis fühlt, der Sinnlosigkeit doch irgend welchen Sinn unterzulegen, ist man der Meinung, daß schließlich doch irgend etwas wie ein Lebenswert die Grundlage aller dieser Strebungen bilden müsse (wenn er auch den beteiligten Menschen selber nicht zum Bewußtsein kommt, wenn er nur etwa in der Tiefe ihrer Seele wie ein Instinkt schlummert), da doch sonst ganze Generationen nicht geisteskrank, sondern sehr geistesstarker Menschen nicht von dem gleichen Drange erfüllt sein könnten, fängt man an, auf eigene Faust die Psyche des modernen Wirtschaftsmenschen zu analysieren, so stößt man bei seinen Nachforschungen auf — das Kind. In der Tat scheint mir die Seelenstruktur des modernen Unternehmers, wie des von seinem Geiste immer mehr angesteckten modernen Menschen überhaupt, am ehesten verständlich zu werden, wenn man sich in die Vorstellungs- und Wertewelt des Kindes versetzt und sich zum Bewußtsein bringt, daß in unsern überlebensgroß erscheinenden Unternehmern und allen echtmodernen Menschen die Triebkräfte ihres Handelns dieselben sind wie beim Kind. Die letzten Wertungen dieser Menschen bedeuten eine ungeheure Reduktion aller seelischen Prozesse auf ihre allereinfachsten Elemente, stellen sich als eine vollständige Simplifizierung der seelischen Vorgänge dar, sind also eine Art von Rückfall in die einfachen Zustände der Kinderseele.

Ich will diese Ansicht begründen. Das Kind hat vier elementare Wertekomplexe, vier „Ideale“ beherrschen sein Leben:

1. Das sinnlich Große: im erwachsenen Menschen und darüber hinaus im Riesen verkörpert.
2. Die rasche Bewegung: im raschen Laufen, im Treiben des Kreisels, im Drehen auf dem Karussell verwirklicht sich ihm dieses Ideal.
3. Das Neue: es wirft das Spielzeug weg, um ein anderes zu ergreifen, es fängt ein Werk an, um es unvollendet zu lassen, weil eine andere Beschäftigung es anzieht.
4. Das Machtgefühl: es reißt der Fliege die Beine aus, zwingt den Hund zum Schönmachen und Apportieren (immer wieder), läßt den Drachen in die Luft fliegen.

Diese — und wenn wir genau nachprüfen: nur diese — Ideale des Kindes stecken nun aber in allen spezifisch modernen Wertvorstellungen. 1. Also: Die Quantitätsbewertung. Im Mittelpunkt alles Interesses steht heute, darüber wird kein Zweifel aufkommen können, die Bewunderung jeder meß- oder wägbaren Größe. Es herrscht allgemein, wie ein urteilsvoller Engländer (Bryce) es ausgedrückt hat: „a tendency to mistake bigness for greatness“: „die Tendenz, äußere und innere Größe zu verwechseln“, wie wir übersetzen müssen, da die deutsche Sprache leider kein einziges Wort je für „bigness“ und „greatness“ besitzt. Worin sich die Größe darstellt, ist einerlei: es kann die Einwohnerzahl einer Stadt oder eines Landes, die Höhe eines Monumentes, die Breite eines Flusses, die Häufigkeit der Selbstmorde, die Menge der mit der Eisenbahn beförderten Personen, die Größe eines Schiffes oder sonst irgend etwas sein. Am höchsten freilich bewundert man die Größe einer Geldsumme. Im Geldausdruck hat man zudem den wunderbar bequemen Weg gefunden, fast alle an und für sich nicht meß- oder wägbaren Werte in Quantitäten zu verwandeln und sie damit in den Umkreis der Größenbeurteilung einzufügen. Wertvoll ist nunmehr das, was viel kostet. Und man kann nun sagen: dieses Bild, dieser Schmuck ist doppelt so wertvoll wie der andre. In Amerika, wo wir natürlich diesen „modernen“ Geist immer am besten studieren können, weil er hier seine einstweilen höchste Entwicklungsstufe erreicht hat, macht man kurzen Prozeß und setzt einfach den Kaufpreis für den zu bewertenden Gegenstand, den man damit ohne weiteres in eine meß- und wägbare Größe verwandelt. „Haben Sie den Fünfundzwanzigtausend-Dollar-Rembrandt im Hause des Herrn F. schon gesehen?“ — die oft gehörte Frage. „Heute früh ist die Fünfhunderttausend-Dollar-Nacht Carnegies im Hafen von Soundso eingelaufen (Zeitungsnotiz)“.

Wer sich gewöhnt hat, nur die Quantität einer Erscheinung zu werten, wird geneigt sein, zwei Erscheinungen miteinander zu vergleichen und sie aneinander zu messen und der größeren den höheren Wert beizumessen. Wenn die eine von zwei Erscheinungen in einem bestimmten Zeitablauf zur größeren wird, so nennen wir das Erfolg haben. Der Sinn für das meßbar Große hat also als notwendige Begleiterscheinung die Hochwertung des Erfolges. Auch der moderne Geschäftsmann wird nur nach seinem Erfolge bewertet. Erfolg haben heißt aber immer, andern vorauskommen, mehr werden, mehr leisten, mehr haben als andere: „größer“ sein. Im Streben nach Erfolg liegt also dasselbe Unendlichkeitsmoment eingeschlossen wie im Erwerbstreben: beide ergänzen einander.

Um welche eigentümlichen Seelenvorgänge es sich bei derartigen Wertverschiebungen, wie sie unsere Zeit vornimmt, handelt, zeigt vielleicht am deutlichsten die Stellung, die der moderne Mensch dem Sport gegenüber einnimmt. An ihm interessiert ihn im wesentlichen nur die Frage: wer wird in einem Wettkampf Sieger sein, wer vollbringt die meßbar höchste Leistung.

Eine reine Quantitätsbeziehung zwischen zwei Leistungen stellt die Wette her. Kann man sich denken, daß in einer griechischen Palästra gewettet wurde? Oder wäre dies auch nur denkbar bei einem spanischen Stiergefecht? Gewiß nicht. Weil hier wie dort die höchstpersönliche Betätigung einzelner Individuen künstlerisch — das heißt eben rein qualitativ, so daß eine Abschätzung nach Quantitäten nicht möglich ist — gewertet wird und wurde.

2. Die Schnelligkeit irgendeines Geschehnisses, einer Vornahme interessiert den modernen Menschen fast ebenso wie die Massenhaftigkeit. Im Automobil mit „tausend Kilometer Geschwindigkeit“ fahren: das gilt recht eigentlich unserer Zeit als ein Ziel aufs innigste zu wünschen. Und wer sich nicht selbst im Fluge vorwärts bewegen kann, der erfreut sich an den Ziffern, die er über irgendwelche irgendwo erreichte Schnelligkeiten liest: daß der Schnellzug zwischen Berlin und Hamburg noch um zehn Minuten seine Fahrzeit abgekürzt hat; daß der neueste Riesendampfer drei Stunden früher in New York angekommen ist; daß eine Zeitung eine (sicher falsche) Kriegsnachricht schon am Nachmittag um fünf bringen konnte, während die Konkurrentin erst um sechs damit herauskam: all das interessiert die merkwürdigen Menschen unserer Tage, all dem legen sie eine große Bedeutung bei.

Sie haben auch einen eigentümlichen Begriff geschaffen, um die jeweils schnellsten Leistungen als höchste Werte ihrem Gemüte wie ihrem Gedächtnisse einzuprägen: einen Begriff, der auch bei der Vergleichung der Quantitäten Anwendung findet und dem erst eine volle Wirklichkeit entspricht, wenn Größe und Schnelligkeit sich in einer Leistung verbinden: den Begriff des Rekords. Aller Größenwahn und aller Schnelligkeitswahn unserer Zeit findet seinen Ausdruck in diesem Begriffe des Rekords. Und ich halte es nicht für unwahrscheinlich, daß ein Geschichtschreiber, der die Gegenwart, in der wir heute leben, in ein paar hundert Jahren schildern soll, diesen Abschnitt seiner Darstellung überschreibt: „Das Zeitalter des Rekords.“

3. Das Neue reizt die Menschen unserer Zeit, weil es neu ist. Am liebsten: wenn es „noch nicht dagewesen“ ist. Wir nennen den Eindruck, den die Mitteilung des Neuen, am liebsten: des „noch nicht Dagewesenen“ auf die Menschen macht: Sensation. Unnötig Belege für die Tatsache anzuführen, daß unsere Zeit im höchsten Maße „sensationslüstern“ ist. Die moderne Zeitung ist ja ein einziger großer Beweis dafür. Die Art unserer Vergnügungen (Wechsel der Tänze in jedem Winter!), die Moden (Durchjagung aller Stilarten in zehn Jahren!), die Freude an neuen Erfindungen (Luftschiff!): alles und jedes spricht für dieses starke Interesse am Neuen, das in den modernen Menschen lebt und sie immer wieder Neues erstreben und aufsuchen läßt.

4. Der Machtkegel, den ich als weiteres Wahrzeichen modernen Geistes bezeichnen möchte, ist das Wohlbehagen, das die eigene Größe in uns wachruft. Er ist im letzten Grunde ein Eingeständnis der Schwäche; weshalb

ja auch, wie wir sahen, er einen wichtigen Bestandteil der kindlichen Wertewelt bildet. Ein Mensch mit wahrer innerer und natürlicher Größe wird niemals der äußeren Macht einen besonders hohen Wert beimessen. Für Siegfried hat die Macht keinen Reiz, wohl aber für Mime. Bismarck hat sicher niemals sich viel um die Macht gekümmert, die er selbstverständlich ausübte, wohl aber hat Lassalle kein stärkeres Sehnen erfüllt als das Streben nach Macht. Ein König hat die Macht, deshalb ist sie für ihn kein großer Wert: ein kleiner Händler von der polnischen Grenze, der einen König, weil dieser Geld von ihm braucht, antichambrieren läßt, sonnt sich in seiner Macht, weil sie ihm innerlich fehlt. Ein Unternehmer, der über zehntausend Menschen kommandiert und sich dieser Macht freut, gleicht dem Knaben, der seinen Hund immerfort zum Apportieren zwingt. Und wenn nun weder das Geld noch sonst ein äußeres Zwangsmittel uns eine unmittelbare Macht über Menschen verleiht, so begnügen wir uns mit dem stolzen Bewußtsein, die Elemente bezwingen zu haben. Daher die kindische Freude an neuen „epochemachenden“ „Erfindungen“, daher die merkwürdige Begeisterung beispielsweise für die „Beherrschung der Luft“ durch die Flugtechnik.

Einem Menschen, dem es

. „eingeboren,
 Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
 Wenn über uns im blauen Raum verloren
 Ihr schmetternd Lied die Lerche singt . . .“

dem wird es keinen übermäßig großen Eindruck machen, wenn nun Benzinmotoren in der Luft herumknattern. Ein wirklich großes Geschlecht, das mit den tiefen Problemen der Menschenseele ringt, wird nicht sich groß fühlen, weil ihm ein paar technische Erfindungen geglückt sind. Es wird diese Art von äußerlicher Macht gering schätzen. Unsere Zeit aber, der alle wahre innere Größe abgeht, ergötzt sich wie das Kind gerade an dieser Macht und überwertet diejenigen, die sie besitzen. Weshalb die Erfinder und die Millionäre heute am höchsten im Ansehen der Masse stehen.

Möglich, daß all diese Ideale dem Unternehmer deutlich oder verschwommen vor Augen schweben, der sein Werk vollbringen will. Sie alle verkörpern sich aber für ihn doch, gewinnen greifbare Gestalt für ihn doch nur in dem nächsten Ziele, auf dessen Erreichung sein Streben gerichtet ist: die Größe und Blüte seines Geschäftes, die ja immer die notwendige Voraussetzung für ihn bildet, um irgendeines jener allgemeinen Ideale zu verwirklichen. Das Erwerbstreben und das Geschäftsinteresse sind es also, die seiner Tätigkeit als Unternehmer Richtung und Maß geben. Welcher Art wird unter dem Einfluß dieser Mächte die Tätigkeit des modernen Unternehmers sich gestalten?

2. Die Tätigkeit. Der Art nach ist die Tätigkeit des modernen kapitalistischen Unternehmers in ihren Grundbestandteilen dieselbe wie früher: er

muß erobern, organisieren, verhandeln, spekulieren und kalkulieren. Aber es lassen sich doch in dem Artcharakter seiner Tätigkeit Veränderungen nachweisen, die von einer Verschiebung des Anteils der verschiedenen Einzelbetätigungen an der Gesamttätigkeit herrühren. Offenbar gewinnt in unserer Zeit immer mehr an Bedeutung in dem Gesamtwirken des Unternehmers die Funktion des „Händlers“ — wenn wir das Wort wie oben im Sinne von Verkäufer gebrauchen. Immer mehr hängen die Geschäftserfolge ab von der starken suggestiven Kraft und Geschicklichkeit, mit der die mannigfachen Verträge abgeschlossen werden. Die Knoten müssen immer mehr gelöst und können nicht mehr so oft wie früher durchhauen werden.

Sodann wird immer wichtiger für den Unternehmer die geschickte Spekulation; worunter ich hier die Vornahme von Börsentransaktionen verstehe. Die moderne Unternehmung wird immer mehr in den Börsennexus hineingezogen. Trustbildung beispielsweise in den Vereinigten Staaten heißt im Grunde nichts anderes als die Verwandlung von Produktions- und Handelsgeschäften in Börsengeschäfte, womit also auch für den Leiter eines Produktions- oder Warenhandels-Unternehmens ganz neue Aufgaben erwachsen, deren Bewältigung auch neue Formen der Betätigung erheischt. Die Kalkulation wird immer mehr verfeinert und sowohl durch ihre Vervollkommnung als auch durch ihre Ausweitung immer schwieriger. Endlich gestaltet sich die Tätigkeit des modernen Unternehmers, solange noch nicht jene Funktionsteilung, von der oben die Rede war, eingetreten ist, immer vielseitiger, in dem Maße namentlich, wie die aus allen Zweigen des Wirtschaftslebens „kombinierte“ Unternehmung sich ausdehnt.

Aber das entscheidend Neue in dem Wirken des modernen Wirtschaftsmenschen ist doch die Veränderung, die das Ausmaß seiner Tätigkeit erfahren hat. Weil jede natürliche Begrenzung des Strebens weggefallen ist, weil nicht mehr die Anforderungen des lebendigen Menschen, nicht mehr die Menge der zu erarbeitenden Güter dem Tun des Unternehmers Schranken setzen, so ist dieses „maßlos“, „grenzenlos“ geworden. Non sunt certi denique fines: Das bedeutet positiv, daß die Energieausgabe des modernen Wirtschaftsmenschen extensiv wie intensiv bis an die Grenze des Menschenmöglichen gesteigert wird. Alle Zeit des Tages, des Jahres, des Lebens wird der Arbeit gewidmet. Und während dieser Zeit werden alle Kräfte bis zum Äußersten angespannt. Vor den Augen jedermanns steht ja das Bild dieser bis zum Wahnsinn arbeitenden Menschen. Es ist ein allgemeines Kennzeichen dieser Menschen, sie mögen Unternehmer oder Arbeiter sein, daß sie beständig vor Überanstrengung zusammenzubrechen drohen. Und immer sind sie in Aufregung und Hast. Tempo, Tempo! Das ist das Lösungswort unserer Zeit geworden. Das bis zur Raserei gesteigerte Vorwärtsjagen und Stürmen ist ihre Eigenart; man weiß es ja.

Man weiß auch, wie dieses Übermaß von geschäftlicher Tätigkeit die

Körper zermürbt, die Seelen verdorren macht. Alle Lebenswerte sind dem Moloch der Arbeit geopfert, alle Regungen des Geistes und des Herzens dem einen Interesse: dem Geschäft zum Opfer gebracht. Das hat wiederum mit genialer Schau uns Kellermann in seinem Tunnel-Buch geschildert, wenn er von seinem Helden, der eine kraftstrotzende Vollnatur gewesen war, am Schlusse sagt: „Schöpfer des Tunnels, war er zu seinem Sklaven geworden. Sein Gehirn kannte keine anderen Ideenassoziationen mehr als Maschinen, Wagentypen, Stationen, Apparate, Zahlen, Kubikmeter und Pferdestärken. Fast alle menschlichen Empfindungen waren in ihm abgestumpft. Nur einen Freund hatte er noch, das war Lloyd. Die beiden verbrachten häufig die Abende zusammen. Da saßen sie in ihren Sesseln und schwiegen.“

Besonders deutlich tritt diese Zerrüttung des Seelenlebens im modernen Wirtschaftsmenschen zutage, wo es sich um den Kern des natürlichen Lebens: um die Beziehung zu den Frauen handelt. Zu einem intensiven Erfülltein mit zarten Liebesgefühlen fehlt diesen Männern ebenso die Zeit wie zu einem galanten Liebespiel, und die Fähigkeit der großen Leidenschaft besitzen sie nicht. Die beiden Formen, die ihr Liebesleben annimmt, sind entweder die völlige Apathie oder der kurze äußerliche Sinnenrausch. Entweder sie kümmern sich um Frauen überhaupt nicht, oder sie begnügen sich mit den äußern Liebesgenüssen, die die käufliche Liebe zu bieten vermag. (Wie weit bei diesem eigentümlichen und ganz typischen Verhältnis des Wirtschaftsmenschen zu den Frauen eine natürliche Veranlagung mitspielt, werden wir in einem andern Zusammenhange zu erörtern haben.)

3. Die Geschäftsgrundsätze haben naturgemäß, entsprechend den Verschiebungen, die das Ziel der Wirtschaft erfahren hat, ebenfalls eine Wandlung durchgemacht. Heute steht das wirtschaftliche Verhalten des modernen Unternehmers vornehmlich unter folgenden Regeln:

a) Die gesamte Tätigkeit untersteht einer höchst möglichen, einer tunlichst absoluten Rationalität. Diese Rationalität ist von jeher ein Bestandteil des kapitalistischen Geistes gewesen, wie wir im Verlaufe dieser Untersuchungen festgestellt haben. Sie hat sich von jeher geäußert in der Planmäßigkeit, Zweckmäßigkeit und Rechnungsmäßigkeit der Wirtschaftsführung. Aber was den modern-kapitalistischen Geist von dem früh-kapitalistischen in dieser Hinsicht unterscheidet, ist die strikte, folgerichtige, unbedingte Durchführung der rationalen Geschäftsgrundsätze auf allen Gebieten. Die letzten Spuren von Traditionalismus sind ausgetilgt. Den modernen Wirtschaftsmenschen (wie er immer im amerikanischen Unternehmer am reinsten in die Erscheinung tritt) erfüllt der Wille zur schlechthin rationalen Wirtschaftsführung und er besitzt auch die Entschlossenheit, diesen Willen durchzuführen; also jede vollkommenste Methode, sei es der kaufmännischen Organisation, sei es des Rechnungswesens, sei es der Produktionstechnik, sobald er sie als

solche erkannt hat, anzuwenden, was natürlich auf der andern Seite bedeutet, daß er unbekümmert um irgendwelche Schwierigkeiten die alte Methode aufgibt in dem Augenblick, in dem er eine bessere in Erfahrung gebracht hat.

b) Auf reine Tauschgüterproduktion ist die Wirtschaft eingerichtet. Da die Höhe des erzielten Gewinnes das einzig vernünftige Ziel der kapitalistischen Unternehmung ist, so entscheidet über die Richtung der Gütererzeugung nicht die Art und Güte der hergestellten Produkte, sondern allein ihre Absatzfähigkeit. Was den größten Erlös erzielt, ist selbstverständlich gleichgültig. Daher die Indifferenz des modernen Unternehmers sowohl gegen die Produktion von Schundwaren als gegen die Fabrikation von Surrogaten. Wenn mit schlechten Stiefeln mehr Profit erzielt wird als mit guten, so hieße es sich gegen den heiligen Geist des Kapitalismus versündigen, wenn man gute Stiefeln anfertigen wollte. Daß heute in manchen Produktionszweigen (Chemische Industrie!) eine Bewegung eingesetzt hat, die auf eine „Hebung der Qualität“ abzielt, bedeutet ebenso wenig gegen die Richtigkeit des eben geäußerten Gedankens wie etwa das Bemühen der Warenhausbesitzer, durch Prämienerteilung an die Angestellten den Verkauf der teureren Artikel zu befördern. Es beweist vielmehr nur, daß in solchen Fällen das kapitalistische (Profit-) Interesse in der Richtung der Qualitätsproduktion oder des Absatzes wertvollerer Gegenstände sich zu bewegen angefangen hat. In dem Augenblicke, in dem ein Unternehmer einsehen würde, daß ihm die Begünstigung der qualitativ höher stehenden Waren Schaden brächte, würde er natürlich sofort die minder gute Ware wieder herstellen oder vertreiben. Was ja im Grunde selbstverständlich erscheint, sobald man mit den Augen des kapitalistischen Unternehmers die Welt anzusehen sich bequemt.

Da die Größe des Absatzes über die Höhe des Profites entscheidet, da aber, wie wir sahen, es dem Erwerbstreben eigentümlich ist, die Möglichkeiten der Profiterzielung so sehr wie irgend tunlich auszuweiten, so ist also das Sinnen und Trachten des modernen Unternehmers notwendig auf die unausgesetzte Vergrößerung des Absatzes gerichtet, die auch noch deshalb ihm am Herzen liegt, weil sie ihm mannigfache Vorteile im Konkurrenzkampfe gewährt. Dieses krampfhafte Streben nach Erweiterung des Absatzgebietes und Vermehrung der Absatzmengen (das als die stärkste Triebkraft im modernen kapitalistischen Mechanismus erscheint) zeitigt dann eine Reihe von Geschäftsgrundsätzen, die alle den einen Zweck haben, das Publikum zum Kaufen zu veranlassen.

Ich nenne die wichtigsten: Der Kunde wird aufgesucht und angegriffen, wie man es nennen könnte: ein Grundsatz, der aller modernen Geschäftsführung ebenso selbstverständlich eigen ist, wie er aller früheren, auch noch der frühkapitalistischen, wie wir sahen, fremd war. Der Zweck, den man verfolgt, ist: 1. die Aufmerksamkeit; 2. die Kauflust des Kunden zu erregen. Das erste geschieht dadurch, daß man ihm möglichst laut in die

Ohren schreit oder mit möglichst grellen Farben in die Augen sticht. Das andre sucht man dadurch zu erreichen, daß man ihm die Überzeugung, die abzuführende Ware sei außerordentlich gut oder außerordentlich preiswert, zu suggerieren trachtet. Unnötig zu sagen, daß das Mittel zur Erreichung dieses Zweckes die Reklame ist. Unnötig auch zu sagen, daß die rücksichtslose Verfolgung dieses Zweckes alle Gefühle für Schicklichkeit, Geschmack, Anstand und Würde zerstören muß.

Daß die moderne Reklame in ihren letzten Konsequenzen ästhetisch abstoßend, sittlich schamlos ist, ist heute eine zu selbstverständliche Tatsache, als daß sie noch eines Wortes der Begründung bedürfte. Hier galt es nur, sie als einen charakteristischen Zug in dem Gesamtbild der modernen Wirtschaftsführung aufzuweisen.

c) Die größtmögliche Verbilligung der Produktion und des Absatzes wird erstrebt, um durch wirkliche Vorteile das Publikum anzulocken. Dieses Streben führt zu zahlreichen, unserem Wirtschaftsleben eigentümlichen Einrichtungen und Gepflogenheiten, die hier aufzuzählen ebenfalls nicht der Ort ist, da es sich für uns ja nur darum handelt, die Grundsätze der Wirtschaftsführung zu ermitteln. Wir sahen, wie alle frühkapitalistische Wirtschaftsgesinnung den billigen Preisen abhold war, wie in ihr die Maxime galt: an wenigen Geschäften viel zu verdienen. Dem gegenüber ist heute das Ziel: an vielen Geschäften wenig zu gewinnen, was sich in dem Leitsatze ausspricht, der das heutige Wirtschaftsleben in allen seinen Zweigen beherrscht: Großer Umsatz — kleiner Nutzen.

d) Ellbogenfreiheit wird gefordert, um die dem Erwerbstreben gesteckten Ziele ungehindert erreichen zu können. In dieser Ellbogenfreiheit steckt erstens die formelle Freiheit, tun und lassen zu können, was man im Geschäftsinteresse für notwendig erachtet. Man wünscht keine Beschränkung durch das Recht oder die Sitte; man wünscht keine Umfriedung anderer Wirtschaftssubjekte, sondern will das Recht haben, jeden andern niederzukonkurrieren zu können, wenn das eigene Bedürfnis es erheischt (dafür verzichtet man auf den eigenen Schutz); man wünscht nicht, daß der Staat oder etwa eine Vertreterschaft der Arbeit seine Hand bei der Gestaltung der Arbeitsverträge im Spiele habe. Alle „Gebundenheit“ der früheren Zeit wird verabscheut. Die freie Verätigung der eigenen Kraft soll allein über den wirtschaftlichen Erfolg entscheiden.

Zweitens steckt (materiell) in der Forderung der Ellbogenfreiheit die Idee eines völlig rücksichtslosen Erwerbes. Mit ihrer Herrschaft wird der Primat des Erwerbswertes über alle anderen Werte anerkannt. Bindungen irgendwelcher Art, Bedenken irgendwelcher Art: sittliche, ästhetische, gemütlige gibt es nicht mehr. Wir sagen dann: der Handelnde verfährt „skrupellos“ in der Wahl seiner Mittel.

Was rücksichtsloser Erwerb ist, lehrt uns heute am besten das Vorgehen

großer amerikanischer Trusts. In letzter Zeit haben uns die Schilderungen der Mächenschaften der American Tobacco Company wieder einmal die in Deutschland und überhaupt in Europa noch nicht so allgemein angewandte Geschäftspraxis skrupelloser Unternehmer besonders lebendig vor Augen gestellt. Wir erfuhren da, was es heißt, keine Rücksichten mehr zu nehmen und keinen Weg unbegangen zu lassen, der zum Ziele zu führen verspricht.

Um Absatzgebiete zu erwerben, verschleuderte der Trust seine Erzeugnisse. An Zwischenhändler gab er die größten Rabatte. Bekannte angesehene Marken wurden nachgeahmt und minderwertiges Fabrikat in dem trügerischen Gewand verkauft. Etwaige Prozesse konnte der Trust infolge seines finanziellen Übergewichtes so lange verschleppen, bis inzwischen der Gegner zugrunde gerichtet war. Auch den Kleinbetrieb brachte der Trust an sich, indem er einfach an geeigneten Punkten Konkurrenzgeschäfte errichtete, die so lange „schleuderten“, bis der altangestammte Laden zusperrern mußte. Der Trust monopolisierte schließlich auch den Einkauf der Rohprodukte, und aus diesem Anlaß ist es dann zum Kampfe mit den Tabakpflanzern in Kentucky gekommen. Als 1911 gegen den Tabaktrust nach dem Sherman-Gesetze vorgegangen wurde, erklärte der das Urteil verkündende Richter: „Die ganze Kampagne des Trusts gegen die Unabhängigen wurde mit staunenswerter Schlaueit, Vorsicht und Raffinement ausgedacht sowie durchgeführt. Im Felde der Konkurrenz wurde jedes menschliche Wesen, das infolge seiner Tatkraft oder seiner Fähigkeiten dem Truste Ungelegenheiten hätte bereiten können, unbarmherzig beiseite geschoben.“

Der vollendete Typus eines skrupellosen, „smarten“ Geschäftsmanns war der vor einigen Jahren verstorbene Edward H. Harriman, über dessen Wirksamkeit sich ein Nachruf wie folgt verbreitet: „Das Geheimnis seines Sieges bestand in der völligen Loslösung von moralischen Skrupeln. Hätte Harriman sich nicht von allen sittlichen Bedenken frei gemacht, so würde er gleich über die ersten Stufen seiner Entwicklung zum Großspekulanten gestolpert sein. Er begann damit, daß er dem Mann, der ihm die Pforten zum Paradies der Eisenbahnen geöffnet hatte, das Genick umdrehte; und die zweite Etappe der ruhmvollen Laufbahn wurde durch eine brutale Kampagne gegen Morgan eingeleitet. Der hat dann allerdings die Fähigkeiten seines Gegners für sich selbst nutzbringend angelegt. Die Auseinandersetzung mit Hill stand auch nicht im Zeichen der Rücksichtnahme. Und der Anschluß an die Standard-Oil-Gruppen vollzog sich gleichfalls durch einen Gewaltakt. Aber Dinge, die ein strenger Sittenrichter in das Schuldenkonto Harrimans einträgt, gehören zum eisernen Besitz der amerikanischen Spekulation. Mit der hat man wie mit einer gegebenen Größe zu rechnen: das Wesen solcher Faktoren erschöpft sich aber darin, daß sie unveränderlich sind. Harrimans Geschäfte mit der New York

Life Insurance und der National City Bank; die Ausschüttung hoher Dividenden, die erst durch Ausgabe von Schuldverschreibungen hervorgebracht wurden; kunstvolle Praktiken in den Büchern: das sind Dinge, vor denen den strengen Moralisten ein Grausen überkommt. Der amerikanische Spekulant gleitet rasch über derartige Erscheinungen hinweg; und der Gesetzgeber muß sich damit begnügen, den guten Willen zur Abhilfe zu zeigen."

Von den großen Siegern auf der Rennbahn des modernen Kapitalismus gilt wohl durchgehends, was man unlängst wieder von Rockefeller sagte, daß sie „mit einer fast naiven Rücksichtslosigkeit sich über jedes moralische Hemmnis hinwegzusetzen gewußt“ haben. John D. Rockefeller selbst, dessen Memoiren ein köstlicher Spiegel dieser fast kindlich-naiven Auffassung sind, soll sein Kredo einmal in die Worte zusammengefaßt haben: er sei bereit, einem Stellvertreter eine Million Dollar Gehalt zu zahlen: der aber müsse (natürlich neben mancher positiven Begabung) vor allem „nicht die geringsten Skrupel“ haben und bereit sein, „rücksichtslos Tausende von Opfern hinsterven zu lassen.“

Ein Mann, der selbst sich für einen sehr „rückständigen“ Unternehmer in dieser Hinsicht hielt, weil er „zu gutmütig“ sei, „zu viele Bedenken“ habe, Werner Siemens, ermahnt einmal seinen Bruder Karl zur „smarten“ Geschäftsführung mit folgenden Worten: „Sei nur immer streng und rücksichtslos. Das ist in einem so großen Geschäft nötig. Fängst du erst einmal an auf Privatverhältnisse Rücksicht zu nehmen, so kommst du in ein Labyrinth von Ansprüchen und Intrigen hinein.“ (Brief vom 31. März 1856.)

4) Die bürgerlichen Tugenden. Was ist aus ihnen geworden, die wir als so wesentliche Bestandteile beim Aufbau des kapitalistischen Geistes erkannt hatten? Haben Fleiß, Sparsamkeit, Ehrbarkeit, industry, frugality, honesty noch heute irgendwelche Bedeutung für die Gesinnungsbildung des kapitalistischen Unternehmers? Die Frage ist nicht ohne weiteres zu bejahen, aber ebensowenig zu verneinen. Weil nämlich die Stellung, die heute diese „Tugenden“ im Ganzen des wirtschaftlichen Gefüges einnehmen, eine grundfächlich andre ist, als sie in der frühkapitalistischen Epoche war. Jene Begriffe haben freilich aufgehört, wesentliche und notwendige Tugenden des kapitalistischen Unternehmers zu sein: aber darum haben sie keineswegs ihre Bedeutung für die Gestaltung der Wirtschaftsführung verloren. Sie sind nur aus der Sphäre persönlicher Willensbetätigung herausgetreten und sind zu Sachbestandteilen des Geschäftsmechanismus geworden. Sie haben aufgehört, Eigenschaften lebendiger Menschen zu sein, und sind statt dessen zu objektiven Prinzipien der Wirtschaft geworden.

Das klingt sonderbar und bedarf einer Erklärung. Was ich meine, will ich für jede einzelne der genannten Tugenden im besonderen ausführen.

Zu der Zeit, als tüchtige und pflichttreue Geschäftsleute dem jungen

Nachwuchs den Fleiß als oberste Tugend eines erfolgreichen Unternehmers priesen, da mußten sie bemüht sein, in das Triebleben ihrer Schüler gleichsam ein festes Fundament von Pflichten hineinzubauen, mußten sie bei jedem einzelnen eine persönliche Willensrichtung durch Ermahnung hervorzurufen versuchen. Und wenn die Ermahnung gefruchtet hatte, so arbeitete nun der fleißige Geschäftsmann in starker Selbstüberwindung sein Pensum ab. Der moderne Wirtschaftsmensch kommt zu seinem Rasen auf ganz anderem Wege: er wird in den Strudel des wirtschaftlichen Betriebes hineingezogen und wird mit ihm fortgerissen. Er übt nicht mehr eine Tugend, sondern steht in einem Zwangsverhältnis. Das Tempo des Betriebes entscheidet über sein eigenes Tempo. Er kann ebenso wenig faul sein wie der Arbeiter an einer Maschine, während es der Mann mit dem Werkzeug in seiner Hand hat, ob er fleißig sein will oder nicht.

Noch deutlicher tritt die Objektivierung der „Tugend“ Sparsamkeit zutage; weil sich ja die private Wirtschaftsführung des Unternehmers von der Wirtschaftsführung seines Geschäftes völlig trennt. Diese untersteht heute dem Sparsamkeitsprinzip mehr denn je. „Verschwendung ist auch im kleinsten zu bekämpfen, ist nicht kleinlich, denn sie ist eine fressende Krankheit, die sich nicht lokalisieren läßt. Es gibt große Unternehmungen, deren Existenz davon abhängt, ob die mit Erde gefüllten Kippwagen rein entleert werden, oder ob eine Schaufel voll Sand darin zurückbleibt.“ Bekannt ist die knickerige Sparsamkeit, die Rockefeller in der Geschäftsführung der Standard-Oil Company zur Anwendung bringt: die Metalltropfen, die beim Böten von den Kannen fallen, werden aufgefangen und wieder verwertet; der Kehricht auf den Höfen wird, ehe er fortgeschafft wird, genau untersucht; die kleinen Kisten, in denen das Zinn aus Europa kommt, verkauft man an Blumenhändler in der Stadt oder man benutzt sie zur Feuerung. Aber an diesem Sparfanatismus hat die Privatwirtschaft der Unternehmer selber nicht teil. Weder auf den Schlössern Walthers Rathenaus (dem der obige Ausspruch entnommen war) noch auf denen Rockefellers wird der Besucher Benjamins Franklinschen Geist verspüren, und „frugality“, „Genügsamkeit“ und „Mäßigkeit“ richten nicht mehr die Tafeln unserer reichen Unternehmer her. Selbst wenn die Männer noch nach altbürgerlichem Stile weiterleben: die Frauen und Söhne und Töchter sorgen dafür, daß der Luxus und das Wohlleben und die Prachtensaltung zu Bestandteilen bürgerlicher Lebensführung werden. Freilich: der Stil der Wirtschaftsführung wird auch beim reichen Bourgeois heute noch der „bürgerliche“ sein, wie ihn Alberti begründet hat: laßt nie die Ausgaben größer sein als die Einnahmen, hatte er seinen Schülern als letzte Weisheit mit auf den Weg gegeben. Und rechnet! In beidem folgt jeder echte Bourgeois jenem großen Lehrer. Und das wird

ihn und seine Wirtschaft immer vom Seigneur und der seinigen unterscheiden, in der man das Geld verachtet.

Endlich die kaufmännische „Solidität“. Wer möchte zweifeln, daß „solide“ Geschäftsführung auch heute noch, und heute vielleicht mehr denn je, einen unentbehrlichen Bestandteil der Praxis jedes großen Unternehmens ausmache. Aber wiederum ist das Gebaren des Unternehmers als Menschen von dem Gebaren des Geschäftes völlig getrennt. Die Maximen der „Solidität“ sind heute ein Komplex von Grundsätzen, die nicht mehr das persönliche Verhalten eines Wirtschaftssubjektes, sondern die Abwicklung geschäftlicher Beziehungen regeln sollen. Ein „solider“ Kaufmann kann persönlich durchaus moralisch minderwertig sein; die Kennzeichnung als „solide“ bezieht sich lediglich auf die von ihm getrennt gedachte Geschäftsführung. Diese ist gleichsam losgelöst von dem persönlichen Gehaben des Geschäftsleiters und unterliegt ganz besonderen Gesetzen. Ein Geschäft ist solide, sagen wir: es hat als solches den Ruf der Solidität, vielleicht seit Generationen. Wir kennen ihre Inhaber gar nicht; es ist vielleicht ein Gesellschaftsunternehmen, vielleicht eine ganz und gar unpersonliche Aktiengesellschaft mit wechselnden Direktoren an der Spitze, deren persönliche Moralität man nicht nachprüfen kann und nicht nachzuprüfen braucht. Der Ruf der „Firma“ bürgt für deren Charakter. Wir können diese Verschiebung des Begriffes der Solidität aus der Sphäre der persönlichen Charaktereigenschaften und ihre Übertragung auf einen Geschäftsmechanismus besonders deutlich verfolgen, wo es sich um die Kreditwürdigkeit eines Unternehmens handelt. Wenn früher das Vertrauen in die Solidität zum Beispiel einer Bank auf dem Ansehen alter Patrizierfamilien beruhte, so ist es heute im wesentlichen die Höhe des investierten Kapitals und der Reserven, was einer Aktienbank ihre Stellung in der Geschäftswelt und beim Publikum verschafft. Daß diese großen Geschäfte „solide“ geführt werden, nimmt man — bis etwa eine Schwindelei entdeckt wird — als selbstverständlich an. Also auch hier derselbe Prozeß der „Versachlichung“, den wir bei den andern „bürgerlichen“ Tugenden beobachten konnten.

Das gilt natürlich alles bloß für die großen Unternehmungen. Für mittlere und kleine Unternehmer bleibt auch heute noch in Geltung, was wir für die früheren Zeiten des Kapitalismus haben feststellen können. Da bilden die bürgerlichen Tugenden noch heute einen Bestandteil der Charaktereigenschaften des Unternehmers selbst, da sind sie als persönliche Tugenden noch immer die notwendigsten Voraussetzungen des wirtschaftlichen Vorwärtkommens. Aber der hochkapitalistische Geist tritt uns in seiner Reinheit doch nur in den großen Unternehmungen und ihren Leitern entgegen.

Die Gezeichneten

Roman von Aage Madelung

(Fortsetzung)

Als Hanne-Liebe im Sommer nach Hause kam, konnte jedermann es ihr ansehen, daß ihr etwas Außergewöhnliches begegnet sein mußte. Erstens mußte sie zweimal wöchentlich sich beim Polizeichef Swolin melden, der sie ruhig zwischen allen möglichen Menschen warten ließ, die wegen Trunkenheit, Schlägereien, Hausieren und Übertretung des Nahrungsgesetzes zitiert waren, welcher letzteren Fall die Juden repräsentierten. Ferner hatte sie zwei große Koffer nebst verschiedenen kleinen Handtaschen mitgebracht, und aus diesen kamen nach und nach allerhand Kleidungsstücke und Wäschegegenstände zutage, wie man dergleichen in der Stadt überhaupt noch nie gesehen hatte. Nicht einmal die Gymnasialvorsteherin, Anna Arkadijowna, besaß auch nur annähernd solche Kleider. Aber sie war auch freilich in letzter Zeit weder in russischen noch in französischen Großstädten gewesen.

Rima, die in Hanne-Liebes Abwesenheit Frau Segal dann und wann besucht hatte und nun, seit sie wieder daheim war, täglich kam, kämpfte tapfer für den guten Namen und Ruf ihrer Freundin. Aber als sogar ihre Mutter, die Doktorsfrau, an all die Gerüchte glaubte, die im Umlauf waren, gab sie es auf. Die Doktorsfrau hatte überhaupt einen geradezu krankhaften Haß gegen Hanne-Liebe. Sie war es, die ihren Sohn, ihren Sascha, ins Unglück gestürzt hatte. Schon immer hatte sie die Thren vor dieser intriganten, aufdringlichen Jüdinne gewarnt; aber niemand hatte auf sie hören wollen. Jetzt sah man die Folgen. Ihr Mann schüttelte den Kopf; zuletzt wurde er ärgerlich und verbat sich, daß von seiner kleinen Freundin Hanne-Liebe auf diese Weise geredet würde. Die Doktorsfrau beschränkte sich von da ab darauf, eine geheimnisvoll wissende Miene aufzusetzen und sich bedeutungsvoll zu räuspern, sooft Hannes-Liebes Name erwähnt wurde. Eines Tages beim Mittagessen legte Doktor Krasnow seinen Löffel in seinen Suppenteller und blickte seine Ehehälfte an:

„Vielleicht interessiert es dich zu hören, daß ich an Jakow Jakowlowitsch geschrieben und auch Antwort von ihm erhalten habe über Hanne-Liebe und ihre Verhältnisse?“

„Ich habe nicht die Ehre . . .“ antwortete die Frau spitz.

„Du wendest in diesem Fall einen vollkommen korrekten Ausdruck an. Es wird im allgemeinen als eine Ehre angesehen, Jakow Segal, eine der ersten juristischen Größen in Rußland, zu kennen.“

Darauf zog der Doktor einen Brief aus der Tasche und reichte ihn seiner Frau.

In dem Brief gab Segal kurz und bündig die Tatsachen, ohne weitere

Kommentare: Er habe es zweckmäßig gefunden, zugunsten von Hanne-Liebe über sein Vermögen zu verfügen. Er beklage sehr, daß die Verhältnisse es mit sich gebracht hätten, daß sie wieder in ihre Vaterstadt zurückkehren und inmitten all des Klatsches leben müsse, hoffe aber, daß es nur für kurze Zeit sein würde. An der Verhaftung Saschas trage sie keinerlei Schuld, was aus den Akten hervorgehe. Er danke dem Doktor für all seine Liebenswürdigkeit und alles Wohlwollen und hoffe, bei einer spätern Gelegenheit seinen Dank persönlich wiederholen zu können.

Die Doktorin las den Brief, und während sie ihn las, wurden ihre Augen runder und runder. Sie sah inquisitorisch nach der Unterschrift. Selbstverständlich kannte sie Jakow Segals Namen sehr gut. Der Brief machte den Eindruck, als wäre er echt. Ihr Gesicht nahm einen feierlichen Ausdruck an, und ihre Stimme klang salbungsvoll, als sie endlich Worte fand für das, was sie sagen wollte.

„Nun ja, hab' ich es nicht immer gesagt, daß in der Familie Möglichkeiten stecken, außergewöhnliche Eigenschaften, wenn man so will, auch wenn ich in gewissen Fällen mich zurückgehalten und einfach abgewartet habe! Selbstverständlich steht unser Haus Fräulein Segal stets offen. Ich hoffe, sie recht bald zu sehen . . . Den Brief hier will ich jedenfalls an mich nehmen, für alle Fälle . . .“

Der Doktor blickte seine Frau an, lächelte gleichsam entschuldigend, blickte von ihr auf Rima, griff darauf nach seinem Löffel und aß, ohne ein Wort zu sagen, die kalte Suppe.

Hanne-Liebe stattete einen kurzen Besuch im Hause des Doktors ab; aber sie kam, trotz der überströmenden Liebenswürdigkeit der Frau, nur das eine Mal.

Rima dagegen ging in der Regel jeden Nachmittag zu Hanne-Liebe hinüber. Entweder saßen sie im Garten und sprachen miteinander von Hanne-Liebes Erlebnissen in Petersburg, oder sie machten Spaziergänge in der Umgegend der Stadt. Selbst wenn Hanne-Liebe sich nicht geradezu der Freundin anvertraute, verstand Rima doch, daß Sascha und Hanne-Liebe einander lieb hatten und zusammen sein wollten, sobald sie unabhängig von Polizei und Gefängnis wären. Sie mochten ihre Unterhaltung beginnen, wie sie wollten, es endete immer damit, daß sie von Sascha sprachen.

Sein Name klang unablässig in Hanne-Liebe. Er war ein Teil ihrer selbst geworden, war stets mit ihr wie ein treuer und unentbehrlicher geliebter Gefährte. Jede Stunde des Tages stellte sie sich vor, was Sascha jetzt täte. Morgens erhob sie sich mit ihm. Abends schlief sie an seiner Seite ein. Sie wußte nicht, wie die Peter-Paul-Festung beschaffen war, außer, daß sie in der Newa lag, wie sie selber gesehen hatte, und grau und kalt und unheimlich war. Es hieß aber, inwendig sei sie nicht so schlimm, wie sie aussehe. Das

schlimmste sei die Feuchtigkeit: einzelne von den Zellen sollten mit dem Fußboden unter der Oberfläche der Nera liegen. Zu der Feuchtigkeit stimmte auch gut die Totenstille. Niemals ward dort ein Wort gesprochen. Jede Frage blieb ohne Antwort, bis die Fragen von selbst verstummten. Niemals klangen Schritte auf den Fliesen der Gänge. Gefangene und Wärter trugen weiche Filzschuhe und gingen den lautlosen und unsichtbaren Gang von Schatten . . . Wie lange mußte Sascha in diesem Grab bleiben? Und was würde er tun, wenn er heraus kam? Sie wußte es. Sie fühlte die Antwort in sich selbst. Er würde sich rächen, würde leben und sterben, um sich und sie und alle die andern, die Unrecht erlitten hatten, zu rächen. Und sie würde ihm folgen, ohne Wanken und beständig, bis zur letzten Stunde . . . Wie lang die Tage waren ohne ihn! Ob auch für ihn die Zeit so langsam ging? . . . Die Zeit ist immer lang in der Gefangenschaft, das wußte sie, und dachte dabei, wie die Tage langsam länger und länger geworden waren, damals, als sie eingesperrt war. Aber wenn man heraus kommt, ist es, als wäre die Zeit in ihrer beständigen Einförmigkeit merkwürdig kurz gewesen. Und er mußte ja bald frei kommen! Sie würde ihn sehen, wissen, daß er da war und lebte und sie liebte. Aber sie konnte nichts tun, ihm zu helfen. Der einzige, der etwas vermochte, war der Bruder, und selbst er hatte gesagt, nichts könne helfen, als Geduld . . . Und sie sah den Bruder im Sprechzimmer des Gefängnisses sitzen und mit den Beinen wippen, während er, als wäre es die gleichgültigste Sache von der Welt, ihr von seinen finanziellen Dispositionen in bezug auf sie erzählte. Sie wollte ihm ins Wort fallen, ihm widersprechen, ihn bitten, damit zu warten; aber er hob nur die Hand und fuhr fort zu reden. Er setzte ihr auseinander, auf welche Weise er ihr Vermögen angelegt und daß er seinen alten und erprobten Freund Florow zum Vormund ernannt hatte, bis sie selbst mündig wäre, erklärte ihr, wie Kapitalien sich mehrten, falls man nicht alle Zinsen verbrauchte, lenkte ihre Aufmerksamkeit auf die Tatsache, daß ökonomische Unabhängigkeit der einzige Freibrief ist, der gilt, solange die Welt und die Menschen so beschaffen sind, wie sie nun einmal sind, und daß dies hauptsächlich für die Juden galt, hauptsächlich für die Juden, hatte er wiederholt. Im übrigen sollte sie bei Anwendung ihres Geldes auch nicht die Spur von Rücksicht auf ihn oder seine Anschauungen nehmen. Keine Bürde sei es, die er ihr auferlegen wolle, sondern er statte seinem Geschlecht eine Schuld zurück. Sie, seine Schwester, hatte ihn aufgesucht, hatte vor dem fremden und ausgestoßenen Bruder keine Scheu gehabt. Er schuldete ihr weit mehr, als er ihr je wiedererstaten konnte. . . Hier hatte er angefangen, nach Worten zu suchen, hatte sich erhoben und sie geküßt und war gegangen, ehe sie Zeit gefunden hatte, etwas zu sagen.

Später hatte sie ihm geschrieben, und er beantwortete ihre Briefe um-

gehend, fragte liebevoll nach ihrem und der Mutter Ergehen, erzählte von sich selber, tröstete sie mit der Aussicht auf eine nahe politische Amnestie; aber von Geld sprach er nie, und tat, als hätte auch sie gar nicht davon geschrieben. Das war eine abgemachte Sache. Sie mußte sich an Florow wenden.

Hanne-Liebe schrieb also an Florow und bat ihn, ihr monatlich hundert Rubel zu schicken. Mehr brauchte sie nicht. Und da sie sah, daß ihre Freunde und Verwandten es ganz in der Ordnung fanden, daß sie dies Geld bezog, ward sie schließlich selber auch ruhig und begann, ohne es zu merken, in ihrem Auftreten nach außenhin eine Sicherheit zu entwickeln, wie sie Menschen ohne ökonomischen Hintergrund sich nur schwer aneignen können.

Obligleich sie sich zweimal wöchentlich der demütigenden Kontrolle des Polizeichefs Swolin unterwerfen, stundenlang in seinem Vorzimmer stehen, seine und seiner Untergebenen höhrende Bemerkungen anhören mußte, fiel es ihr gar nicht ein, seinen dienstlichen Eifer vermittelt einer kleinen Bestechung zu mildern. Und trotzdem begriff sie wohl, daß sein ganzes Benehmen darauf hinging, ihr eine Vorstellung von der Zweckmäßigkeit eines solchen Verfahrens beizubringen.

Sie wußte, was man sich von ihr erzählte. Aber es war nicht das erste mal, daß man sie verleumdet hatte, und sie nahm es sich nicht weiter zu Herzen. Im Gegenteil. Sie bewegte sich unbefangen in der ganzen Stadt umher und verblüffte sämtliche böse Zungen durch ihre überlegene Gleichgültigkeit ihrem Klatsch gegenüber. Und je gleichgültiger sie sich gab, desto mehr schäumten die bösen Zungen über, bis ihnen zuletzt die Kraft versagte und sie nicht mehr weiter konnten, eh sie neue Feuchtigkeit in ihren Drüsen gesammelt hatten.

Das einzige, was ihr weh tat, war, daß die alte Nastja nicht mehr so zu ihr war wie früher. Nicht, daß sie etwas gesagt hätte oder unfreundlich oder widerwillig gewesen wäre. Nein! Sie war die Aufmerksamkeit selbst, voll übertriebenen Eifers, das „Fräulein“ zu bedienen und ihr aufzuwarten; keine Schonung der alten, verbrauchten Glieder, wo sie auch nur die mindeste Gelegenheit sah, ihre Dienstwilligkeit zu beweisen. Aber Hanne-Liebe merkte wohl, daß all das nur der gewöhnliche Kraßfuß des Gesindes vor dem Reichtum war und daß das alte Mädchen im Innersten Verachtung und Unwillen gegen sie hegte. Das wurde auch nicht anders dadurch, daß Nastja wie ein Mitglied der Familie beschenkt ward; auch nicht dadurch, daß sie monatlich zehn Rubel zur Verteilung an die Bettler erhielt, die in immer größerer Anzahl das Haus aufsuchten, wo das abenteuerlich reiche Fräulein wohnte. Nastja fand es überflüssig, ja gefährlich, auf diese Weise zu verschenken.

„Wenn man erst einmal anfängt,“ meinte sie, „so kann man alles austheilen, was man hat. Ohne daß es nützt.“

Schließlich jagte sie die Bettler fort. Sie mochten ihrer Wege gehen. Hier war nichts zu holen.

Aber als an der Tür nichts mehr gegeben wurde, kamen Bettelbriefe an Hanne-Liebe, jeden Tag mehr. Langsam begann sie die Sorgen und Kümmernisse des Reichtums zu erfassen, sah ein, daß der einzelne Mensch nicht über seinen eigenen kleinen Kreis hinaus zu helfen vermag und daß selbst das größte Vermögen, alles Gold der Erde zusammen, nur ein Tropfen war in dem ewigen Durst nach Linderung für den Bedarf des Tages.

Der letzte Brief, den sie beantwortete, war mit großen, viereckigen Buchstaben auf graues Packpapier geschrieben oder richtiger gezeichnet:

„Wenn nicht Sonnabend abend fünfhundert Rubel unter dem großen Stein in der Wasserrinne liegen, geht Ihr Haus in Flammen auf; spioniert einer, so geht es ihm an den Kragen.“

Hanne-Liebe erriet, von wem der Brief stammte; aber ihrer Mutter sagte sie nichts davon. Deren Gesundheit schien von Tag zu Tag schwächer zu werden. Sie war merkwürdig zusammengesunken und sahl. Ihre Kräfte nahmen ab, als nage ein Wurm ihr am Herzen. Und wenn man sie fragte, was ihr fehle, wo es ihr weh tue, so schüttelte sie den Kopf und sagte, ihr fehle nichts: nur das Herz sei es, das drücke.

Am Sonnabend abend legte Hanne-Liebe ein Stück Papier unter den Stein in der Wasserrinne. Darauf hatte sie geschrieben:

„Das Geld liegt in der Bank von England. Wir sind nicht so dumm, Wertgegenstände im Haus aufzubewahren. Wir sind daran gewöhnt, daß man uns die Häuser über dem Kopf abbrennt und uns den Hals abschneidet.“

Am Sonntag morgen, als Hanne-Liebe nachsah, war der Zettel fort.

In den nächsten Tagen schaffte sie sich einen Revolver an und trug ihn stets bei sich.

Ein Stück aufwärts am Strom, da wo im Sommer die Haselbüsche wie eine dichte dunkelgrüne Hecke stehen, stieg zuzeiten ein leichter blauer Rauch zum Himmel auf. Es sah aus, als käme der Rauch aus dem steilen, senkrechten Hang über dem Wasser. Es war nichts Auffallendes daran. Fischer und Wanderer hielten sich an den Strom und zündeten ihre Lagerfeuer an, wo sie gerade für den Tag zu Hause waren. Aber der Rauch, der den ganzen Sommer über zu verschiedenen Tages- und Nachtzeiten von der Landzunge unter dem Nußgebüsch aufstieg, deutete darauf hin, daß ein Wanderzmann dauernden Aufenthalt an dieser Stelle genommen und Gefallen daran gefunden habe, da nicht einmal die kalten Nächte des Spät-

jahres ihn vertrieben. Die wenigsten wußten, wer sich da draußen unter dem Hang angesiedelt hatte. Es war nichts so Außergewöhnliches, daß es die Leute hätte neugierig machen können. Fedja war darum den ganzen Sommer über von unwillkommener Aufmerksamkeit verschont geblieben. Die wenigen, die wußten, daß er es war, der sich da draußen herumtrieb, hatten nichts Besonderes mit ihm zu reden, und die andern, die vorüberkamen, zogen es vor, ihre eigenen Wege zu gehen.

Im übrigen hatte Fedja seine Sommerwohnung nicht gerade zugänglich angelegt. Im Frühjahr, als der Strom anfing zu fallen, hatte er bemerkt, daß das Wasser einen tiefen Einschnitt in den steilen Abhang der Landzunge gerissen hatte. Und als das Wasser nach und nach sank, kam ein unterirdischer Laufgraben zutage, groß genug, daß ein Mensch darin sitzen konnte und festen Fußhalt und ein Dach über dem Kopf hatte. Und wenn man vorsichtig in dieser Rinne weiter kroch, bis man um die Landspitze herum war, mündete sie zu beiden Seiten auf einen Platz aus, wo der Hang nicht steiler war, als daß man zum Stromufer emporklettern konnte.

Dies hatte Fedja bei einem Ruderausflug im Frühjahr entdeckt und hatte sofort von der Landspitze mit ihrem unterirdischen Gang Besitz ergriffen. Das Boot hatte er verkauft, da er keine Verwendung dafür zu haben glaubte und auch nicht wünschte, es vor seiner neuen Sommerwohnung als Schild auszuhängen: ich muß sonst bloß darauf aufpassen, hatte er bei sich selbst gedacht. Man kann ja nichts in Frieden haben! Außerdem brauchte er das Boot für seine Fischerei nicht mehr, wenn er selber am Fischplatz anfässig war, sozusagen unmittelbar über ihm wohnte.

In der Stadt hatte er nichts zu schaffen. Er fand es im Gegenteil zweckmäßig, sich so wenig wie möglich blicken zu lassen, jedenfalls nicht am helllichten Tag. Er zog es vor, wenn es sein mußte, sich zur Nachtzeit darin umzusehen, um nicht nutzlos die Neugier der Leute zu wecken. Nach und nach trug er verschiedene Gegenstände zusammen, die er als unentbehrlich für einen Haushalt betrachtete. Tagüber arbeitete er eifrig an der Erweiterung seiner Wohnung, denn er konnte immerhin auf die Dauer nicht halb sitzend und halb liegend schlafen, namentlich, wenn man in Betracht zog, daß man im Schlaf das Unglück haben konnte, in den Fluß zu fallen. Die Uferschwalben, die ihre Nester rund im Hang hatten, hatten ihm den Gedanken eingegeben. Und so grub er sich wie sie ein Loch, das so groß war, daß er aufrecht darin sitzen und ausgestreckt darin liegen konnte. Den Sommer über hatte er sich äußerst wohl gefühlt. Die Morgensonne fiel unmittelbar in seine Höhle und erwärmte sie nach der Kühle der Nacht. Später am Tag, wenn die Hitze drückend wurde, hatte er es dafür kühl und frisch. An der Mündung der Höhle hatte er eine Feuerstelle angelegt und vermittelst eines kleinen Erdwalls ein Zugloch hergestellt, so daß der

Rauch hinauszog und nicht zu ihm hereinschlug. Er lebte hauptsächlich von Fischen, die er in dem tiefen Wasser unter sich angelte. Ein paarmal hatte er sich droben am Land ein Lamm geholt; aber er fand, es lohnte der Mühe nicht; denn erstlich setzte er sich dabei allerhand Unannehmlichkeiten aus, falls man ihm auf die Spur kam, und dann konnte er auch ein Lamm nicht auf einmal verzehren. Tee, Brot und Zucker holte er sich nachts in der Stadt. Seine Mutter, die wußte, wo er war, stellte an einem vereinbarten Platz in einem der Schuppen daheim etwas für ihn bereit. Verschlug das nicht, so nahm er sich, was er brauchte, wo er es fand. Außerdem hatte er sich mit einer Kaufmannswitwe angefreundet, die für seine andern Bedürfnisse wie Tabak, Branntwein und dergleichen sorgte. Aber er fand sie auf die Dauer nicht besonders unterhaltend und mußte darum auf andere Auswege sinnen. Namentlich als es dem Spätjahr zuing, begann Fedja seine Lage ernsthafter in Erwägung zu ziehen. Die Herbstnächte wurden verdammt kalt, und auch die Tage waren nicht so angenehm wie im Sommer. Noch konnte er die Nachtkälte aushalten, wenn er den Eingang zu seinem Loch mit Heu zustopfte und einen großen Lehmtopf mit Blut hereinstellte; aber auf die Länge war es unhaltbar. Die Erde begann auch von dem vielen Regen ziemlich feucht zu werden. Aber nach Hause konnte er nun einmal nicht zurückkehren, wenigstens vorläufig nicht. Die Geschichte mit Manja Swolin hatte eine unglückliche Wendung genommen; gewisse Umstände hatten sich auf die Dauer nicht verheimlichen lassen, und der Polizeichef hatte sich genötigt gesehen, da Fedja nicht zu sprechen war, sich an den alten Suchoswersky zu wenden. Aber der Polizeichef hatte kein Glück gehabt. Der alte Suchoswersky war nicht davon zu überzeugen, daß Fedja etwas mit der Sache zu tun hätte: als ob mein Fedja auf etwas derartiges verfallen könnte! hatte er gesagt. Er ist ja noch das halbe Kind. Das macht mir keiner weis! Es muß ein anderer sein. Sie sollten besser auf das junge Ding aufpassen und nicht in der Stadt umherrennen und ehrbare Leute der Vaterschaft bezichtigen! hatte er dem Polizeimeister geraten. Und als dieser sich nicht raten ließ und drohte und fluchte, hatte der Alte auf den Tisch geschlagen und erklärt, er beuge sich nur vor dem Richtspruch des Gesetzes, und wenn dieser gegen ihn ausfalle, so gehe das überhaupt nicht ihn an, sondern Fedja. Der Polizeichef konnte nichts anfangen mit dem Alten, und Manja mußte verreisen, um Verwandte in einer entlegenen Stadt zu besuchen. Fedja wich seinem Vater eine Zeitlang aus, bis er glaubte, die Geschichte sei vergessen. Aber als er sich wieder sehen ließ, hatte der Alte ihn mit einer Meßstange geprügelt, bis Fedja sich mit einem Zehnpfundgewicht verteidigte, das den Alten vor die Brust traf. Und jetzt fand Fedja, es sei das Klügste, sich nicht mehr als notwendig in der Stadt aufzuhalten: Kommst du mir noch einmal unter die Augen, hatte der Alte

geschrien, so laß ich dich von den Knechten binden und liefere dich der Polizei aus!

Das war im Frühjahr gewesen, und jetzt war es bereits Herbst. Fedja verspürte nicht die geringste Lust, nach Hause zurückzukehren. Aber da, wo er jetzt war, überwintern, das ließ sich auch nicht durchführen. Er hatte auf verschiedene Art versucht, sich Geld zu verschaffen, aber ohne Erfolg; und immer bedenkllicher saß er an seinem Lagerfeuer unter der Landzunge. Allerdings hatte er noch einen Haufen Nüsse, die er oben in seinem Rußgarten geerntet hatte; aber als Eichhörnchen leben, wenn erst der Frost kam, das konnte er nicht. Außerdem begann im Spätjahr das Wasser zu steigen, und wenn der Fluß einmal im November zufror, so wohnte Fedja sozusagen auf der Landstraße.

Fedja ward mehr und mehr unzufrieden mit seiner Sommerwohnung. Er saß und starrte ins Feuer, das knisternd unter dem rufigen Kessel brannte. Ab und zu hob er den Deckel auf und blickte prüfend auf den Fisch in dem kochenden Wasser. Und als er da weiter nichts zu bemerken fand, starrte er wieder gedankenvoll ins Feuer oder verfolgte den Rauch, der sich wie ein blaues Band den Hang emporwand.

Es war ein klarer, stiller Herbsttag, Anfang Oktober. Ein fahler Hauch herbstlichen Verfalls lag über dem Land. Die Blätter fielen gleich welk-gelben Kleidern zu Füßen der nackten Stämme nieder. Zugvögel wanderten in Scharen den warmen Ländern des Südens zu. Die Schwalben waren schon fort, und Fedja vermisse seine Nachbarn im Hang. Als sie fortzogen, hatte er etwas wie Rührung empfunden und Sehnsucht, mit ihnen zu ziehen. Er versuchte, sich das Land vorzustellen, dem sie zustrebten. Es muß das Land sein, aus dem die Wassermelonen kommen, meinte er. Und ihm lief das Wasser im Mund zusammen beim Gedanken an die große grüne Frucht. Er glaubte den rohkalten Geschmack zu verspüren und spitzte den Mund und tat, als spucke er die glatten Kerne von sich und schmelze in dem blaß-roten Fleisch.

Sooft eine neue Schar Zugvögel, auf der Flucht vor Nachtfrost und Laubfall, vorüberzog, wurde die Sehnsucht in Fedjas Herz größer und größer. Zuletzt beschloß er, sich in derselben Richtung wie die wilden Vögel aufzumachen, um zu sehen, wie sie während des Winters ihr Leben fristeten. Etwas müssen sie dort unten finden zum Leben, dachte er; und unter freiem Himmel schlafen auch sie.

Aber sie legen den Weg bedeutend schneller zurück, als er es zu Fuß vermochte. Sie flogen dem Winter gemächlich davon, während er von ihm überholt würde, wenn er nicht mit der Bahn reisen konnte. Und das konnte er nicht ohne Geld, und Geld war nicht aufzutreiben. Er hatte verschiedentlich Versuche gemacht; aber ohne Glück.

„Das Geld liegt in der Bank von England,“ murmelte er zornig. „Wer

zum Satan hat auch sein Geld dort liegen! Bank von England!" lachte Fedja kurz und trocken. „Wenn man ordentlich bei ihnen nachsieht, wer weiß, ob man nicht doch ein paar Scheine im Bettstroh findet . . ." „Freilich," fuhr er in seinen Betrachtungen fort, „man könnte auch die Gestalt eines frommen Pilgers annehmen und sich auf den Weg zum Kloster auf dem Berge Athos oder zum heiligen Grab nach Jerusalem machen. Das liegt auch in der Richtung, in der die Vögel ziehen. Und man hätte ein Ziel, und würde gut aufgenommen bei allem Christenvolk, wo man auch hinkäme" . . . Er spuckte tief sinnig ins Feuer und kam dabei auf andere Gedanken. Rasch zog er sein Taschenmesser aus der Tasche, wischte die Klinge an seiner Bluse ab und steckte sie dann in den Kessel, um zu sehen, ob der Fisch gar war. Auch Kartoffeln waren zu unterst im Kessel: „Die brauchen noch ein Weilchen," sagte er vor sich hin und wollte eben ein paar Äste aufs Feuer legen, als ein Haufe Erdklumpen vom Hang heruntergerollt kam, an ihm vorüberflog und dicht unter der Feuerstelle ins Wasser plumpste. Eine kleine Sandlawine folgte. Darauf kamen wieder ein paar Erdklumpen, einige kleine Steine und wieder ein kleines Gepolter.

„Was! kommt der Hang auf mich herunter?" brummte Fedja; und da von oben nichts mehr herabzukommen schien, streckte er sich mit dem Oberkörper aus seiner Höhle, um zu sehen, was los war. Und als er richtig zusah, entdeckte er einen Kopf, der über den oberen Rand des Hangs heraustragte. Bloß der Kopf war zu sehen und das lange blonde Haar. Fedja brachte kein Wort heraus, so erstaunt war er, diesen Kopf über den Hang herausragen zu sehen. Aber da der Kopf nicht verschwand und wieder ein paar Erdklumpen herabgerollt kamen, begriff er, daß etwas ganz Ungehörliches da vor sich ging, das er innerhalb seines Reichs nicht ohne weiteres dulden durfte.

„Wirfst du mir Erde in die Suppe, du Sohn einer Hündin!" schrie er den Mann an, dessen Kopf über dem Abhang hing. Und als keine Antwort kam, wiederholte er noch erboster:

„Hörst du? Wirfst du mir Erde in meine Suppe, du Sohn einer Hündin?"

„Gott segne dir deine Mahlzeit!" erwiderte jetzt der andere. „Wenn ich mich nicht mit den Händen stütze, falle ich hinunter."

„So laß los, zum Henker!" schrie Fedja, und fuhr einladend fort: „Die Fische im Fluß müssen doch auch zu leben haben!"

„Unstres Herrgotts Geschöpfen wird, was ihnen zukommt, ohne daß sie den Leib seines Dieners verzehren," klang es sanftmütig von oben.

„Was für ein Diener?" fragte Fedja.

„Gottes Diener."

„Was für einer?"

„Ein wandernder Bruder vom Korniljew-Kloster bei Petschora.“

„Was in Teufels Namen machst du hier am Fluß?“

„Nun, ich komme des Wegs entlang, und da seh ich Rauch aufsteigen vom Fluß und kann nicht begreifen, woher er kommt. Brennt denn das Wasser? denke ich, und wie ich nachsehe, rieche ich am Rauch, daß ein Bruder in Christo eine Mahlzeit bereitet. Kann sein, denke ich, daß er mit dir teilt und deinen Segen und ein geringes Scherflein zum Dank annimmt für Brot und Salz.“

Jedja räusperte sich gedankenvoll.

„Ich kann sonst das Volk nicht leiden, das auf die Art im Land herumstrolcht; aber da du einmal hier bist und ich den Kopf gesehen habe, könnte ich fast Lust verspüren, den ganzen Balg zu sehen.“

„Gott segne dich für deine Gastfreiheit, Bruder. Aber wie komm ich hinunter zu dir?“

„Geh' um die Landspitze herum, einerlei nach welcher Richtung, so kommst du zu einem Platz, wo du herunter kannst bis ans Wasser. Kriech dann die Rinne in der Böschung entlang; aber fall' nicht hinunter, ich zieh dich nicht heraus.“

Der Kopf verschwand und Jedja zog sich in sein Loch zurück. Wäre er nicht selbst mit dem Gedanken umgegangen, sich auf die Wanderschaft zu begeben, er hätte sich für diese Art von Besuch bedankt. Aber vielleicht konnte der Fremde ihm etwas von den Ländern im Süden sagen, überhaupt ihm ein paar nützliche Winke geben.

Aus der Erde und den Kieseln, die ins Wasser fielen, konnte Jedja schließen, daß sein Gast unterwegs war und von welcher Seite er kam. Er hörte ihn auch vor Anstrengung pusten, näher und näher.

„Du bist es wohl nicht gewöhnt, Maulwurf zu spielen,“ lachte Jedja und wies die Zähne, als der Mönch dicht vor der Höhle war; „wenn du auch schwarz bist.“

Der Mönch antwortete nicht. Er blieb auf den Knien liegen und blickte sich suchend um. Und als er das Heiligenbild entdeckt hatte, bekreuzte er sich mehrere Male und verneigte sich dabei jedesmal tief, obgleich Jedjas Heiligenbild just nicht den Eindruck besonderer Frömmigkeit machte. Es war ein Stück Papier, das die heilige Jungfrau mit dem Kinde darstellte. Jedja hatte es mit vier Lehmklumpen an der Erdwand der Höhle festgeklebt; und es war gelb und schimmelig von Feuchtigkeit.

„Gottes Frieden und guten Tag!“ sagte der Mönch, als er mit der Andacht fertig war, und bot Jedja die Hand. „Du wohnst allein, für dich, Bruder, fern von der Welt und den Kindern der Sünde.“

„Ja, bisher ist das so gewesen. Aber woher kommst du?“

„Ich komme vom Norden.“

„Und wohin gehst du?“

„Gen Süden, nach den heiligen Stätten.“

„So, so, freilich!“ gab Fedja verständnisinnig zurück. „Aber nimm Platz jetzt und is mit mir, so können wir des näheren miteinander reden.“

Der Mönch setzte sich und Fedja nahm den Kessel vom Feuer. Einen zweiten Kessel ließ er an einer Schnur in den Fluß hinab, zog ihn voll wieder herauf und stellte ihn übers Feuer.

„Das ist zum Tee,“ erklärte er. „Da hast du eine Tasse, mit der du den Fisch schlürfen kannst. Ich habe nur einen Löffel, und den brauche ich selber.“

Der Mönch nickte anerkennend, und er und Fedja bekreuzigten sich, eh sie anfangen zu essen. Der Mönch streckte bedächtig die Tasse in den Kessel und ergatterte einen Fischschwanz damit. Fedja arbeitete mit dem Löffel. Eine Weile saßen sie schweigend. Dann und wann blickte einer den andern wie zufällig an, untersuchend und prüfend, und aß weiter. Der Mönch fischte eine Kartoffel aus der Tiefe des Kessels und sah sie an, während er über die heiße, duftende Fischsuppe blies.

„Auch Kartoffeln hast du,“ sagte er mit einem Ausdruck, als hätte er seit langer Zeit keine Kartoffel mehr gesehen.

„Ja, ich habe einen Acker da droben,“ antwortete Fedja mit unerschütterlicher Ruhe und wies mit dem Kopf nach der Böschung zu.

„Einen Acker da droben,“ nickte der Mönch, als sähe auch er es als ganz selbstverständlich an, daß sein Wirt, der Höhlenbewohner, einen Kartoffelacker oben am Land besäße.

Mittlerweile hatten sie dem Fisch den Garaus gemacht, und Fedja konstatierte mit Zufriedenheit, daß sein Gast nicht unersättlich war und nicht mehr von der Mahlzeit beanspruchte, als ihm nach Recht und Billigkeit zukam. Das stimmte Fedja wohlwollend. Also war es ein Mann von Takt und Lebensart, den er vor sich hatte. Und während der Tee zog, holte Fedja aus der Tiefe der Höhle einen großen Sack voll Haselnüsse.

„Auch Nüsse hast du, Bruder,“ sagte der Mönch und ließ seine Hand liebevoll durch die blankbraunen Früchte gleiten.

„Ja, ich habe ein kleines Nußgehölz droben,“ und wieder wies Fedja mit dem Kopf landeinwärts.

„Ein kleines Nußgehölz droben,“ wiederholte der Mönch ohne eine Spur von Verwunderung.

„Dies Jahr hab' ich wenigstens allein ernten können,“ fuhr Fedja fort. „In früheren Jahren konnte ich die andern nicht davon abhalten. Aber diesen Sommer bin ich die ganze Zeit über selbst am Platz gewesen . . . Ein Haufe heruntergefallene liegt übrigens noch droben,“ fuhr er nachdenklich fort. „Aber mir genügt das, was ich hier habe“ . . . Er schlug mit der Hand auf den Sack . . . „Die jungen Dirnen drüben vom Hof sollen

auch was zu beißen haben. Man muß nicht unbillig sein. Und ich mag recht gern ab und zu so ein paar junge Dinger aus der Nähe sehen, wenn sie auch noch ein bißchen klein sind . . .“

Der Mönch schlug die Augen nieder.

„Lasset die Kindlein zu mir kommen,“ zitierte er und schloß sich damit gewissermaßen Fedjas Anschauung an.

„Ja, die Kleinen sind nicht zu verachten,“ fuhr Fedja augenscheinlich aufgemuntert in seinem Gedankengang fort. „Aber just mit ihnen gibt es so leicht Klatschereien und Unannehmlichkeiten. Sie verführen ein Geschrei für nichts und wider nichts!“

„Wer eines dieser Geringsten ärgert, dem wäre besser, ihm würde ein Mühlstein um seinen Hals gehängt und würde ersäuft im Meer, da es am tiefsten ist.“

„Das stimmt!“ lachte Fedja mit einem kreischenden Lachen und schlug sich auf die Lenden. „Aber woher nehmen wir den Mühlstein!“

Der Mönch starrte vor sich hin, als höre er nicht, was Fedja sagte. Halb in Gedanken steckte er die Hand in die Tasche seines weiten Raftans, und bei dieser Bewegung kam ein Flaschenhals zum Vorschein.

„Was hast du da, Brüderchen!“ rief Fedja eifrig und deutete auf den Flaschenhals. „So, so! mit solchen Dingen in der Tasche läufst du herum!“

Der Mönch schien nicht die Spur verwirrt über Fedjas Entdeckung. Ruhig zog er die Flasche aus der Tasche und reichte sie Fedja.

„Cognac fin-fin“, las Fedja auf der Etikette, das mit blau und gelben Sternen verziert war. „Wo des Teufels hast du den her? Kognak erster Güte! Hat man je von einem wandernden Mönch mit Kognak in der Tasche gehört! Er sieht fast aus, als stamme er aus unserem eigenen Laden . . .“

Und Fedja blickte den Mönch fragend an.

Dieser strich sinnend mit der Hand über sein langes, blondes, leicht gelocktes Haar, eh er antwortete:

„Man soll nicht das Gesetz des Maßhaltens übertreten, das die Schrift uns gibt. Ich nahm die Flasche einem betrunkenen Mann weg, der auf der Straße lag, auf daß ihm nicht daselbe geschehen möge wie Noah in seiner Trunkenheit.“

„Das war bedachtsam gehandelt von dir, Brüderchen,“ lachte Fedja und hustete anzüglich in die Hand. „Aber sage mir, was war es für ein Mann? Ein gewöhnlicher russischer Trunkenbold liegt nicht auf der Straße mit einer solchen Flasche neben sich.“

Der Mönch zögerte einen Augenblick; dann erwiderte er, indem er Fedja fest in die Augen sah:

„Wenn ich Noah nannte, so mußt du doch verstehen, daß es ein Jude war, der da betrunken dalag.“

„Ein Jude betrunken?“ entgegnete Fedja mit zweifelndem Ton . . .
„Na ja, wart' ein wenig! Es ist ja wahr. Sie halten Laubhüttenfest und allerlei Heidenschaft in diesen Tagen. Das stimmt! . . .“ Er spuckte zischend zwischen den Zähnen durch . . . „Ja, die Bande kann sichs leisten, sich an Cognac fin-fin voll zu saufen . . . Will doch sehen, ob er bei uns gekauft ist?“

Damit begann Fedja mit erstaunlicher Geübtheit den Flaschenboden gegen seine eine Handfläche zu stoßen, und als schließlich der Pfropfen herausflog, setzte er ohne Umstände die Flasche an den Mund und ließ den Inhalt in seinen Hals glucksen. Dann holte er Atem und reichte die Flasche dem Mönch . . . „Hab ichs nicht gesagt? Sie ist bei uns gekauft, darauf ver-wett' ich meine Seele . . .“

Der Mönch nahm die Flasche und blickte fragend auf Fedja.

„Bei euch gekauft?“

„Ja, weißt du nicht, daß wir einen Laden droben in der Stadt haben?“

Der Mönch schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Was! Du treibst dich hier in der Gegend herum und weißt nicht einmal das, kennst nicht einmal das Handelshaus ‚Suchoswersky & Sohn?‘ . . . Sohn, das bin ich,“ fügte Fedja mit Nachdruck hinzu.

Der Mönch beugte sich vornüber, hielt die Hand vor den Mund und hustete ein paarmal mit einem Klang, als strenge er sich an, nicht zu laut zu husten; als er sich wieder aufrichtete und die Hand vom Gesicht nahm, sagte er gleichgültig:

„So, also der Sohn, das bist du.“

„Zarwohl. Ich werd' dir sagen,“ beharrte Fedja, der einsah, daß seine Behauptung einer näheren Erklärung bedurfte, „die Sache ist die: ich fühlte mich im Frühjahr nicht recht wohl in der Stadt, fing geradewegs an zu kränkeln. Frische Luft und freier Himmel sagte der Doktor. Und weil ich immer meine Angelei und meine Nüsse gern für mich gehabt habe, so dachte ich: fängst zwei Fliegen mit einer Klappe: ziehst hinaus auf die Landzunge und lebst deiner Gesundheit und zugleich deiner Fischerei . . .“

Der Mönch blickte mit seinen blauen, stillstehenden Augen Fedja teilnehmend an und reichte ihm, als er schwieg, wiederum die Flasche.

„Nein, erst du! Glaubst du, ich will allein trinken? Koste bloß! Ich kenn' den Stoff und stehe dafür ein. Das ist kein Gift!“

„Er stammt aus dem Weinberg unseres Gottes und Schöpfers,“ sagte demütig der Mönch und tat einen Zug aus der Flasche, worauf Fedja ein paar Zoll des Inhaltes seine Gurgel hinunterglucksen ließ.

Während er trank, maß er mit dem Daumen an der Flasche ab, wieviel vom Inhalt verschwand.

„Aber,“ fuhr Fedja fort, denn er hatte wohl den teilnehmenden Ausdruck in den Augen des andern bemerkt, „es war nicht allein um der Gesundheit

willen — die Gott sei Dank nicht so schlimm ist — daß ich mich hier draußen ansiedelte; die verdammten Juden waren es, mit denen ich nicht zu Streiche kam . . . Wie ich eines Tags über die Straße gehe, begegne ich da ihrem Rabbiner und ein paar von seinen Handlangern. Es war just um die Zeit, die sie Ostern nennen. Nun weiß ja jedes Kind, daß sie Christenblut auf den Boden ihrer Synagogen schmieren, und noch mehr . . . Hör', du Blutlecker, sage ich darum zu ihm, jetzt hast du also wieder Christenblut auf den Boden deiner verfluchten Synagoge geschmiert und hast dich selber darauf herumgewälzt und es mit der Zunge aufgeschleckt. Wisch dir den Bart ab, alter Kinderschlächter, lauf nicht in der Stadt herum mit dem Blutschaum um die Fresse; sag' ich zu ihm und andern seines Schlags, die jedes Kind kennt . . . Aber das hättest du hören sollen, Brüderchen! Den Hallo und das Geschrei! Der Rabbiner und seine Handlanger raufen sich Haar und Bart aus bis auf die Wurzel und heulen wie besessen. Die Leute laufen zusammen, und ich geh meiner Wege. In der Nacht halten sie eine große Zusammenkunft in der Synagoge ab und sammeln tausend Rubel ein, für den Polizeichef. Nimm sie, sagten sie, und liefere uns Suchoswerskys Sohn aus. Der Polizeichef nahm das Geld und warnte mich: am besten, du hältst dich eine Zeitlang verborgen . . ."

Fedja schwieg und sah auf den Mönch, als wollte er sagen: hast du je etwas Derartiges gehört?

Aber der Mönch schenkte sich ruhig eine frische Tasse Tee ein, mit einem Ausdruck, als hätte er schon weit schlimmere Dinge gehört. Er räusperte sich und blickte gen Himmel.

„Die Stunde schlägt bald. Das Ende der Welt ist nahe. Überall, wohin ich auch komme, bereitet man sich in Furcht und Zittern. Bald wird ein Befehl ausgehen, daß die Juden das ganze heilige Rußland besetzen und alle Rechtgläubigen beschnitten werden sollen. Ihr Antichrist sitzt in einer verborgenen Kammer in der Synagoge in Wilna und wartet. Sie haben den Minister gekauft und noch viele andere, daß sie unserem Zaren-Väterchen das Befehl vorlegen und die Hand übers Papier halten, solange er unterschreibt . . . Auch in unserer Bruderschaft in Korniljew haben wir davon gehört, und unser Vorsteher sagte zu mir: Bruder Roman, zieh hinaus in die Welt, sagt er, und sammle in demütvoller Bitte Geld für unsere große Berglocke, die zersprungen ist voriges Jahr, als wir läuteten und in Inbrunst um Erleuchtung flehten . . ."

„Hat man so was gehört!“ rief Fedja . . . „Die Hand hat er über das Papier gehalten!“

„ . . . Und erkundige dich unterwegs, wohin du kommst, Bruder Roman, sagt er zu mir, nach allem, was in der Welt vorgeht, damit du uns Botschaft bringen kannst. Der Antichrist hat sein Drachenhaupt erhoben und

speit Geißel gegen unsere rechtgläubige Kirche. Des Teufels Brut schart sich um ihn und entblößt ihre Scham und besudelt mit ihrem stinkenden Ausfluß das Bild unseres Erlösers und trinkt das reine Blut unschuldiger Christenkinder . . .“

„Zawohl, hab ich es nicht immer gesagt!“ triumphierte Fedja.

„ . . . Begegnet dir aber ein Mensch, Bruder Roman, sagt er weiter zu mir, der leidet und schmachtet um unseres heiligen Glaubens willen, so hilf ihm mit Wort und Tat und verkündige, wo du dem Antichrist und all seinem Wesen begegnest, das Wort und die Wahrheit. Amen.“

Der Mönch beugte sich zu Fedja hinüber und machte das Zeichen des Kreuzes über seiner Brust:

„Dein Glaube ist stark, mein Bruder, und du vernimmst die Stimme der Wahrheit in der Wüste. Sei guten Muts! Die Rechtgläubigen stehen auf und erwürgen den Antichrist und seine Brut! Steh jedem, der da leidet und schmachtet um unseres Glaubens willen, bei in Wort und Tat! so hat man mir geboten, als ich auszog in die Welt.“

Der Mönch schwieg und reichte Fedja einen Silberrubel.

Fedja nahm die Münze, drehte sie mit einem halb verlegenen Grinsen in der Hand herum und steckte sie ein.

„Sag' mir,“ fragte er, „wann werden sich die Rechtgläubigen gegen die Juden erheben?“

Der Mönch zögerte einen Augenblick, eh' er antwortete:

„In ein paar Wochen oder so kommt das Gesetz heraus, daß die Judäer die Herren sein sollen und wir ihre Knechte. Die Rechtgläubigen lassen Vorschafte ergehen von Gemeinde zu Gemeinde: Seid bereit, wenn das Gesetz kommt! Versammelt euch in euren um eure Hirten! Zertretet den Gottesfeinden das Haupt und legt Hand an ihre Güter, die sie von euch und euren Vätern genommen haben!“

„Da bin ich dabei!“ erklärte Fedja bestimmt.

„Bleibe hier außen in Einsamkeit und Beschaulichkeit. Wenn die Stunde kommt, rufe ich dich. Du bist ausersehen, große Taten zu tun. Und hernach will ich dich in das Kloster im Süden führen, wo die Rechtgläubigen sich versammeln in Herrlichkeit und Freuden, Brüder und Schwestern in weißen Kleidern, rein wie die Tauben, voll von Liebe . . .“

„Darauf geb' ich dir die Hand!“ bekräftigte Fedja und drückte dem Mönch die Hand. „Das ist ein Wort! Du triffst mich die nächsten paar Wochen Tag und Nacht hier außen.“

„Gott sei mit dir! Und Dank für deine Gastfreundschaft gegen seinen geringsten Diener!“ sagte der Mönch und machte sich daran, denselben Weg zurückzutreiben, den er gekommen war.

„Sieh dich vor, daß du nicht fällst!“ rief ihm Fedja nach; aber der

Mönch antwortete nicht, und Fedja blieb lang in tiefen Gedanken sitzen, die er nur unterbrach, wenn er einen Schluck aus der zurückgelassenen Flasche des Mönchs nahm.

Rechtsanwalt Segal speiste spät zu Mittag, wie es in den Kreisen Sitte war, denen er angehörte. Neben seinem Teller lag eine zusammengefaltete Zeitung, die zu lesen er tagüber noch nicht Muße gefunden hatte. Sobald er mit der Suppe fertig war, faltete er die Zeitung auseinander und begann sie mit großer Aufmerksamkeit zu studieren. Auf die Fragen oder Bemerkungen seiner Frau über allerhand verschiedene Dinge antwortete er höflich, aber kurz, in einsilbigen Worten, ohne aufzublicken. Einzelne Bemerkungen und Ausrufe überhörte er, hinter seiner Zeitung versteckt, wenn er es zweckmäßig fand.

Er hatte seinerzeit zu dieser Zeitungslektüre seine Zuflucht genommen, um peinliche Zusammenstöße beim Mittagessen zu vermeiden. Seine Frau hatte einen gewissen krankhaften Drang, just beim Mittagmahl ihr Herz auszuschütten; und es hatte ihn auf die Dauer ermüdet, jedesmal, wenn sie bei Tisch saßen, Szenen und Keifereien zu erleben. Er legte Wert auf ruhigen Genuß beim Essen, und mit der Zeitung in der Hand war es ihm auch gelungen, sein Prinzip durchzusetzen. Er aß, las zwischen je zwei Bissen ein paar Sätze oder tat, als lese er, wenn er da anderes zu denken hatte, und die Monologe seiner Frau klangen in seinen Ohren so verschwommen und bedeutungslos, daß sie ihn nicht nennenswert zu erregen vermochten.

Segal war eben im Begriff, die Zeitung umzublätern, und hatte Messer und Gabel auf den Tisch gelegt, als das Mädchen mit einem Tablett eintrat.

„Ein Eiltelegramm für den Herrn,“ sagte sie, wie um zu erklären, wieso sie störte.

Segal nahm das Telegramm; und der Anblick dieses Stückes zusammengefalteten Papiers berührte ihn so seltsam, daß er, anstatt es zu öffnen, das Mädchen fragte:

„Wann ist es gekommen? Wer hat es gebracht? . . .“ als ob er nicht wüßte, wer es gebracht und wann es gekommen war. Er sah das auch gleich darauf ein und nickte dem Mädchen zu, zum Zeichen, daß er gehört hätte, was sie antwortete. Darauf riß er das Telegramm auf und las es, untersuchte, von wo und wann es aufgegeben war, und sah auf die Uhr, um zu konstatieren, wie lange es gebraucht hatte. Als er in Hinsicht auf die Zeit beruhigt war, las er das Ganze wieder von vorn, als hätte er es nicht verstanden und hätte es das erstemal nur als eine Art Vorbereitung durchgelesen. Da stand: „Sogleich kommen. Mutter sterbend. Will dich sehen.“

Segal faltete das Telegramm zusammen, steckte es in die Tasche und sah stillschweigend vor sich hin. Er fühlte sich nicht unruhig oder erschreckt durch diese Nachricht. Ihm kam es vor, als hätte er schon seit längerer Zeit gewußt, daß irgend etwas geschehen, irgendein oder das andere unerwartete Ereignis eintreten müsse, das ihn von seiner Tätigkeit abrufen und eine Veränderung in seinem Leben hervorbringen würde. Darum hatte er auch alle seine Angelegenheiten so geordnet, daß er jeden Augenblick auf längere Zeit verreisen konnte. Er hatte sich müde und verstimmt gefühlt, hatte das Interesse für all die kleinen und großen Dinge verloren, die sonst sein Leben ausgefüllt hatten, und sah sich in Gedanken oft unter Palmenalleen am blauen Mittelmeer wandern. Weshalb in aller Welt sollte er immerzu arbeiten, ohne sich je Ruhe zu gönnen? Er war ganz ohne Zweifel überanstrengt und aus dem Geleise geraten. Das konnte nicht fortgehen auf die Länge. Nein, er würde sich ein bißchen in der Welt umsehen und unterwegs Mutter und Schwester besuchen, um sie zu überreden, mitzugehen. Auch ihnen würde es gut tun, eine Zeitlang hinauszukommen aus der kleinen Judenstadt . . . So hatte er gedacht; aber weiter war er nie gekommen, als wartete er immer auf etwas, das erst geschehen mußte, ehe er aufbrach.

Segal blickte noch immer stumm vor sich hin. Es sah aus, als sei er versunken in Betrachtungen über irgendein oder das andere Problem. In Wirklichkeit dachte er an gar nichts, wie man so sagt. Er wußte, ohne darüber nachzudenken, daß er bald seine Vaterstadt sehen würde und seine sterbende Mutter, wenn sie noch lebte, bis er käme. Er wußte ferner, daß er von dort aus eine längere Reise antreten würde, allein oder in Gesellschaft von Hanne-Liebe. Vielleicht behagte ihm die neue Umgebung, und er kehrte nie wieder zurück. Die Abwicklung seiner letzten Geschäfte hatte er einem Kollegen übergeben. Alles war geordnet. Nichts war mehr zu bedenken. Er versuchte, sich vorzustellen, wie sein Kollege die eine oder andere Sache abwickeln würde, was die Leute sagen würden, wenn er nicht wiederkäme; aber er sah bloß nebelhafte und unklare Bilder und begriff, daß entweder diese Fragen sehr bedeutungslos für ihn sein mußten, oder auch, daß er sehr müde war. Allerhand gleichgültige kleine Dinge und Begebenheiten fielen ihm ein. So konnte er zum Beispiel nicht aufhören, an einen Knopf zu denken, der kürzlich an seiner Weste abgerissen war und der jetzt auf seinem Schreibzeug lag. Er hatte ihn selbst dorthin gelegt, hatte es aber nicht über sich vermocht, zu bitten, daß man ihn wieder annähe, sondern hatte eine andere Weste angezogen. Ja, er hatte eine andere Weste angezogen. Der Knopf der ersten lag auf dem Schreibzeug, ein brauner Hornknopf mit vier Löchern, nein, zwei. In den beiden andern steckte je ein Endchen schwarzer Zwirn. Er hatte sie herauszupfen wollen, hatte aber

bemerkte, daß, wenn sie stecken blieben, der Knopf einem Gesicht mit Mund und Augen glich . . . Segal fuhr sich über die Stirn, wie um seine Gedanken von derartigen lächerlichen Einfällen abzulenken; und im nächsten Augenblick dachte er daran, welche Folgen es haben würde, wenn die Regierung in einigen Tagen ein liberales Manifest erlasse, eine kaiserliche Kundgebung der Freiheit für alle russischen Bürger, auch die politischen Gefangenen. Aber er vermochte sich keine klare Vorstellung von den Folgen eines solchen Schrittes zu machen. Ihm war, als sähe er in nebelhaften Umrissen den Kaiser sitzen und das Manifest unterschreiben. Hinter ihm stand ein Haufe uniformierter Herren. Sie riefen alle durcheinander. Ein paar bestärkten den Kaiser in seinem Entschluß, zu unterschreiben, andere waren dagegen, alle drohten sie. Der Kaiser unterschrieb und wandte sich mit dem unterschriebenen Manifest in der zitternden Hand um. Segal sah, daß der Kaiser ein Gesicht hatte mit Mund und zwei Augen, und auch er selber begann vor Kälte zu zittern, weil er im selben Moment wieder an den Knopf denken mußte, der ebenfalls einen Mund und zwei Augen und eine unheimliche Ähnlichkeit hatte — nicht mit dem Gesicht des Kaisers, wie es für gewöhnlich war — er hatte es ja selbst mehrmals aus nächster Nähe gesehen — sondern mit dem Grauen und der Hoffnungslosigkeit, die sich in den Zügen jedes Menschen spiegeln, auch in seinen eigenen . . .

Segal griff nach der vor ihm stehenden Mineralwasserflasche, füllte sein Glas und trank das kalte, prickelnde Wasser mit einer Bier, als hätte er mehrere Tage lang gedurstet. Seine Frau, die es nicht gewagt hatte, ihn in seinem regungslosen, zusammengesunkenen Grübeln zu stören, benützte, als sie ihren Mann wieder lebendig werden sah, sofort die Gelegenheit, sich nach dem Inhalt des Telegramms zu erkundigen. Sie brannte vor Neugier, verzehrte sich fast vor Verlangen, zu erfahren, was ihren Mann in so anhaltende und tiefgehende Betrachtungen versenkt hatte. Ja, sie empfand es geradezu als eine Kränkung, daß er ihr keine Erklärung gab, sondern tat, als sei sie gar nicht vorhanden. Und mit einer Stimme, die freundlich interessiert und zugleich tugendhaft gekränkt klang, fragte sie:

„Sage mir, wenn es etwas ist, das ich wissen darf — was war das für ein Telegramm?“

Segal blickte sie mit unverstelltem Erstaunen an. Er hatte ihre Anwesenheit vollständig vergessen gehabt, obgleich ihm jetzt, als sie sprach, einfiel, daß er sie gesehen hatte, ohne es zu wissen, genau ebenso wie er das Tischtruch und die Teller auf dem Tisch, die hohe Standuhr, die ebenfalls tickte und schlug, ohne daß er es bemerkt hatte, und andere ähnliche gewohnte Gegenstände gesehen hatte. Sein Erstaunen hätte nicht größer sein können, wenn der Kachelofen zu ihm an den Tisch gekommen wäre und ihn gefragt hätte, was in dem Telegramm stünde. An alle andern Dinge, die im Zusammen-

hang mit seiner Abreise standen, hatte er gedacht oder zu denken versucht; aber an seine Frau hatte er nicht gedacht, auch nicht von fern. Das überraschte ihn so, daß er ein wenig aus der Fassung kam, und um seinen Fehler wieder gut zu machen, sagte er hastig und unmotiviert, wie um Tatsachen zu konstatieren, eh er sie wieder vergaß oder es zu spät war:

„Ich habe eine Leibrente für dich gekauft.“

Aber noch während er es sagte, fühlte er, daß es nicht das war, was er hätte sagen sollen, und daß sie es ja zeitig genug erfahren würde. Er hatte eine Ungeschicklichkeit begangen, ein Gefühl von Flaueheit und Unbehagen überkam ihn, und er erging sich darum hastig in einer näheren Auseinandersetzung über den Inhalt des Telegramms, noch eh seine Frau sich über die unerwartete und einigermaßen verblüffende Antwort besinnen konnte, die sie erhalten hatte.

„Also — man telegraphiert mir von daheim, daß meine Mutter im Sterben liegt und daß sie mich noch einmal sehen möchte. Es eilt, soviel ich sehe, und ich muß suchen, daß ich heute abend reisen kann . . .“

Seine Frau war ein paarmal nahe daran, ihn zu unterbrechen. Sie traute ihren eigenen Ohren nicht, glaubte falsch gehört zu haben: Was hast du gekauft? wollte sie fragen; aber sie brachte die Worte nicht heraus. Wenn er nun dasselbe noch einmal sagte?

Sie fand auch sogleich etwas anderes zu denken: Was für eine Mutter lag im Sterben? Ihr Mann hatte doch seinerzeit gesagt, seine beiden Eltern seien tot und er habe nur noch ein paar Geschwister irgendwo am Dnjepr.

„Ich glaubte, du hättest seinerzeit gesagt, deine Eltern seien tot?“ sagte sie prüfend und mißtrauisch.

„Hab' ich das gesagt?“ antwortete er ruhig. Der Widerspruch in seinen Aussagen schien ihn nicht weiter zu berühren. Aber er erinnerte sich jetzt recht wohl daran, daß er es gesagt hatte. Er hatte es damals für überflüssig gehalten, seine Familienverhältnisse näher auseinanderzusetzen. Auf eine Art waren die Eltern ja auch tot für ihn, wie er für sie. Er entsann sich jetzt auch, mit welcher Sorgfalt er während Hanne-Liebes kurzem Aufenthalt bei ihnen in Gegenwart seiner Frau jedes darauf hinzielende Gespräch vermieden hatte. Früher wäre ihm eine derartige Erklärung äußerst peinlich gewesen; jetzt mußte er unwillkürlich lächeln, als er das verwunderte und mißtrauische Gesicht seiner Frau sah.

„Es scheint kein sonderlicher Verlaß zu sein auf das, was du sagst,“ bemerkte sie spitz. „Vielleicht hast du auch sonst noch Familie, von der ich nichts weiß?“

Segal sah sie nachdenklich an, und in sein Gesicht kam langsam ein haßerfüllter Ausdruck, als verstehe er erst jetzt, daß sie zwei fremde Menschen waren, die lange Jahre hindurch Tisch und Bett miteinander geteilt hatten.

Aber seine Frau merkte nicht, was in ihm vorging. Sie war lediglich befeelt von einem brennenden Eifer, diesen geheimnisvollen Dingen auf den Grund zu kommen, um dadurch eine Macht über den Mann zu gewinnen.

„Wo lebt deine Mutter?“ fragte sie vorsichtig.

„Am Dnjepr,“ antwortete er bereitwillig und fügte gleichzeitig hinzu: „Sie ist eine ganz gewöhnliche alte Judenfrau, nicht einmal getauft, wie andere anständige Menschen.“

Die Frau lehnte sich reserviert und abweisend zurück, mit einem zugleich verächtlichen und mitleidigen Ausdruck. Der Mann betrachtete sie aufmerksam und fing plötzlich an zu lachen. Aber er lachte mit einem unangenehmen, bitteren Lachen, das keineswegs den Eindruck machte, als amüsierte er sich. Nichtsdestoweniger lachte er fast aus vollem Hals und es dauerte eine Weile, bis er wieder sprechen konnte:

„Ja, siehst du,“ begann er, „Kinder, die von einer ganz gewöhnlichen alten Judenfrau geboren sind, können auch aussehen wie Menschen. . . Ha—ha! . . . Ha—ha—ha! Das hättest du nie gedacht, was? . . . Ach Herr Jesus, ich glaube, so was Lachhaftes ist mir meiner Lebtag noch nie vorgekommen! Und noch mehr: eine solche ganz gewöhnliche alte Judenfrau kann auch aussehen wie ein Mensch, wie du und ich, mit Respekt zu vermelden! . . . Das hättest du nie gedacht, was?“

Er lachte wieder, daß er sich die Augen wischen mußte, ohne die Frau, die ihm gegenüber saß, weiter zu beachten. Er schenkte sich ein Glas Wein ein, zündete sich eine Zigarette an und zog einen Fahrplan aus seiner Brieftasche. Nachdem er ihn studiert hatte, sah er nach der Uhr und sagte:

„Ich reise mit dem Schnellzug 10 Uhr 30 heute abend.“

„Mit was für einem Schnellzug?“ fragte die Frau und sah ihn scheu an. „Hast du vergessen, daß seit fast vierzehn Tagen Generalstreik ist in ganz Rußland? . . . Du mußt deine Reise vorläufig aufschieben,“ fügte sie mit einer gewissen Befriedigung hinzu.

„Napoleon hat denselben Weg hin und zurück gemacht,“ antwortete der Mann in einem so gleichmütigen Tonfall, als fände er es eigentlich nicht der Mühe wert, etwas so Selbstverständliches zu sagen. Allerdings hatte er vergessen, daß kein Zug ging; aber während er vorhin, ohne an etwas zu denken, dagessen und vor sich hingestarrt hatte, hatte sein Gehirn unbewußt und unmerklich für ihn gearbeitet und alle hemmenden Bestandteile, die seinen einmal gefaßten Plan umgaben, ausgeschieden.

Die Frau begann über den Zustand des Mannes ängstlich zu werden. Noch nie war er so gewesen. Es mußte irgend etwas in seinem Kopf nicht stimmen.

„Ich glaube, du bist nicht ganz wohl,“ sagte sie bekümmert. „Du solltest zu Bett gehen und dich ausruhen. Du weißt selber nicht, was du sagst.“

„Sorge dafür, daß mein Reisepelz und meine Filzstiefel heruntergeschafft

werden, und laß den kleinen Lederkoffer in mein Zimmer bringen," antwortete Segal und drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel. Als gleich darauf das Zimmermädchen erschien, sagte er kurz:

„Sage Iwan, er soll augenblicklich zu mir aufs Bureau kommen! Nachher mußt du der gnädigen Frau helfen.“

Ohne sich weiter zu äußern verließ er das Speisezimmer und ging in sein Bureau. Er blieb vor seinem Schreibtisch stehen, bis er den Kutscher Iwan vorsichtig und zögernd die Tür öffnen und schließen hörte.

„Iwan," sagte er bestimmt, indem er sich umdrehte und den Kutscher ansah, der mit großen, nackten, bloßen Füßen an der Tür stand, weil er vor lauter Eile nicht Zeit gefunden hatte, die Stiefel anzuziehen. „Iwan, wer von den Privatposthaltern hat die besten Pferde und Wagen zu einer Fahrt über Land?"

Iwan, der bisher noch nie ins Bureau befohlen worden war, fühlte sich erleichtert bei dieser Frage. In Pferden und Wagen besaß er eine tiefe und gründliche Kenntnis. Er sah auf seine großen nackten Füße nieder und kratzte sich in seinem ölgänzenden, flachsgelben Haar, eh' er antwortete:

„Ich denke, Sobakin ist der Erste in seinem Handwerk.“

„Was kostet ein geschlossener Tarantas mit Hinterfedern? Er muß fünfhundert Werst schwere Landstraßenfahrt in einer Tour aushalten können.“

„Ungefähr ein paar hundert Rubel, je nachdem er abgenutzt ist.“

„Du gehst also augenblicklich zu Sobakin und kaufst einen Tarantas. Ich habe fünfhundert Werst von hier zu tun und will den Wagen nicht wechseln. Ferner mietest du Pferde bis zur ersten Station auf dem Weg nach Wjasma. Du kannst gern das Doppelte geben, wenn es nötig ist. Vergiß nicht, dem Kutscher ein gutes Trinkgeld zu versprechen. Sollte Sobakin sich wegen des Streiks nicht getrauen, Pferde herzugeben, so kaufst du ein Dreigespann und fährst selbst. Unter allen Umständen begleitest du mich. Um 10 Uhr 30 muß das Fuhrwerk bereit stehen. Sobald du alles geordnet hast, holst du hier mein Gepäck ab und wartest auf mich bei Sobakin. Nimm auch du Kleider mit für die Fahrt. Hier hast du achthundert Rubel; aber laß dir eine Quittung geben für deine Auslagen.“

„Sehr wohl, Barin," antwortete Iwan in bedingungslos gehorsamem Tonfall, nahm mit Ehrfurcht die achthundert Rubel entgegen und verschwand durch die Tür, die hinter ihm verriegelt wurde.

Segal sah sich einen Augenblick in seinem Bureau um und begann darauf seine Schiefächer zu untersuchen. Es herrschte eine mustergültige Ordnung in allen, und er wußte, was jedes von ihnen enthielt. Vor nicht langer Zeit hatte er sie alle durchgesehen; aber Gründlichkeit schadete nichts. So oft er mit einem Fach fertig war, drehte er den Schlüssel im Schloß um. Zuletzt öffnete er den Geldschrank und nahm die Geldkassette und das Kassenbuch

heraus. Der Inhalt stimmte. Es waren gut 7000 Rubel mit dem, was er in der Tasche hatte. Er schrieb: Persönlich 5800 Rubel, legte die 5000 in seine Brieftasche und den Rest samt dem Buch in den Schrank zurück. Darauf öffnete er ein Geheimfach und nahm ein Bündel vergilbter Akten heraus. Er wog sie in der Hand, ohne sie anzusehen. „In jedes Menschen Leben ist etwas, das verborgen bleiben muß,“ murmelte er, öffnete den Kachelofen und warf die Akten in die Glut. Er blieb unbeweglich stehen, bis der letzte der vergilbten Bogen sich unter dem Feuer krümmte; dann legte er seinen Schlüsselbund in den Geldschrank und schloß ihn ab. Weiter war nichts mehr. Doch, er wollte noch für alle Fälle ein paar Worte an Florow schreiben. Als er fertig war, steckte er den Brief in die Tasche, nahm den Schlüssel zum Geldschrank und ging hastig nach der Tür, blieb aber plötzlich stehen und zögerte einen Augenblick, als überlege er. Ein seltsames, verborgenes Lächeln stand auf seinem Gesicht, als er sich umwandte und sich fast verstoßen seinem Schreibtisch näherte. Es sah fast aus, als habe er Angst, man könne ihn beobachten, so rasch und vorsichtig streckte er die Hand nach seinem Schreibzeug aus, tastete ein paarmal mit den Fingern darüber hin, ohne darauf niederzusehen, bis er den Knopf erwischte und ihn blitzschnell in seiner Westentasche barg. Und sobald er den Knopf losgelassen und die Hand aus der Tasche gezogen hatte, rannte er beinahe aus dem Zimmer und in sein privates Schlafgemach. In diesem stand seine Frau und wartete auf ihn. Er blieb vor ihr stehen und sagte atemlos:

„Na, das ist gut, daß du da bist und mir beim Packen hilfst. Im übrigen brauche ich nicht viel mitzunehmen. Da ist der Schlüssel zum Geldschrank, falls etwas vorkommen sollte, während ich fort bin. Die andern Schlüssel liegen drinnen, damit du es weißt. Stell' die beiden obersten Scheiben auf b und Z, die untersten auf d und X, eh' du den Schlüssel ins Schloß steckst . . .“

Er sah sich um und sein Gesicht verzog sich zu einer wütenden Grimasse.

„Wo in drei Teufels Namen ist mein Koffer und der Pelz und die Stiefel? Hab' ich nicht meine Befehle gegeben? Drücke ich mich etwa nicht deutlich auf gut Russisch aus? Habe ich plötzlich einen Akzent in meiner Aussprache, daß man mich nicht versteht, was? . . .“

„Jakow!“ bat die Frau fast weinend und streckte die Hand nach ihm aus, „Jakow, du bist nicht wohl. Du hast Fieber. Komm, laß mich dir ins Bett helfen! Du redest ja irre. Ich habe dir doch nichts zuleide getan. . . Ich habe immer nur dein Bestes gewollt . . . Wir sind eben zwei verschiedene Menschen . . .“

„Laß mich in Frieden!“ schrie Segal und drohte der Frau mit geballten Fäusten. „Weshalb zum Henker befolgt man meine Befehle nicht! Ich dulde keinen weiteren Widerspruch! Ich hab es satt! . . . Geh zur Hölle!“ knirschte

er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor und stieß die Frau, die sich ihm näherte und ihm die Hand auf die Schulter legen wollte, von sich.

„Jakow, ich schicke nach dem Arzt. Du bist todkrank, ohne daß du es weißt,“ sagte die Frau und nahm sich zusammen, um nicht in Tränen auszubrechen. „Wenn du wüßtest, wie lieb ich dich habe, Jakow! . . . Aber du hast dir im Grunde nie etwas aus mir gemacht . . . Du hast mich genommen wie einen Gegenstand, für den du seinerzeit einmal Verwendung hattest . . .“

Aber Segal hörte nicht, was sie sagte. Er hatte bereits dem Zimmermädchen geklingelt.

„Ist Iwan da?“ rief er, als sie kam. „Schick' ihn sogleich hier herauf und komm selber mit. Aber rasch!“ Er begann Kissen und Decken vom Bett zu reißen.

Die Frau drückte die Hände vor die Augen und setzte sich auf einen Diwan; und so blieb sie sitzen, auch als Iwan und das Zimmermädchen erschienen.

„Hast du das Fuhrwerk beschafft?“

„Jarwohl, gnädiger Herr! Ich habe einen geschlossenen Tarantas gekauft für 193 Rubel, wie der gnädige Herr befohlen haben, und Pferde gemietet bis zur ersten Station auf dem Weg nach Wjasma. Hier ist das übrige Geld und die Quittung.“

„Gut! Hier ist ein Federbett, das legst du unten in den Wagen, und da sind Decken und Kissen.“

Segal deutete auf verschiedene seidengefütterte, daunengefüllte Decken und Kissen, und Iwan raffte sie zusammen, strich sie glatt, zog ein Stück Schnur aus der Tasche seiner weiten Beinkleider und schlang es um die Betttücher.

„Jetzt der Pelz und die Stiefel,“ wandte Segal sich an das Mädchen. „Wo sind sie?“

„In der großen Truhe,“ antwortete das Mädchen ängstlich und schielte nach ihrer Herrin.

„Hole sie und gib sie Iwan zum Mitnehmen.“

Er ging selbst mit hinaus zu der Truhe, und als Iwan das ganze Bündel mit seiner Schnur umwickelt hatte, nahm Segal seinen Überzieher, setzte seine Reiseumütze auf und ging zusammen mit Iwan die Küchentreppe hinunter und auf die Straße, ohne sich um Frau und Haus zu kümmern.

Als er in den nasskalten Oktoberabend hinaustrat, wurde er plötzlich ruhig. Er wollte umkehren, seiner Frau adieu sagen, gewann es aber nicht über sich, Iwans wegen. Er war ja doch ein Mann. — Ich sage ihm, ich hätte etwas vergessen, dachte er; meinen Paß zum Beispiel. Aber er brachte es nicht heraus. Na, was denn, fuhr er in seinen Betrachtungen fort, sei's um acht

Tage, so bin ich wieder daheim. Es kann nichts schaden, wenn man einmal zeigt, daß man will, was man will . . .

Die Straßen lagen im Dunkel, nur schwach erleuchtet vom Widerschein der Petroleumlampen, wo dieser matt und bleich durch die Fensterseiben fiel. Die Stadt war finster wie vor der Zeit der großen Erfinder. Alle Maschinen standen still. Alle Hände weigerten sich zu arbeiten. Kein Wagen fuhr rasselnd über die Steinbrücke. Kein Straßenbahnwagen saugte Strom aus den gespannten Stahlnerven. Die Läden waren geschlossen. Und über Moskau war der Himmel düster und kalt. Die Bogenlampen hingen erloschen an den gebogenen Eisenstengeln gleich toten, erfrorenen Früchten. Nur die weichen Tritte der Fußgänger klangen durch die Stille, näher und ferner, wie das dumpfe und schwerfällige Stapfen einer wandernden Rinderherde . . .

Bei Sobakin stand der Wagen bereit. Iwan bereitete aus einem Bund Heu und den mitgebrachten Decken und Bettstücken ein Lager auf dem Boden des Tarantas. Segal zog den Pelz und die Stiefel an, und mit Iwan auf dem Bock neben dem Kutscher ging es durch Seitengassen, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, aus Moskau hinaus.

Als die letzten kleinen Vorstadthäuser hinter ihnen lagen, sprang der Kutscher vom Wagen und löste den Klöppelring an der Glocke unter dem Krummholz des Mittelpferdes. Nun sollte sie den Sang der Landstraße singen!

Segal richtete sich in seinen Kissen auf und sagte zu Iwan:

„Wir fahren jetzt immer westwärts von Station zu Station, bis ich Stopp sage! Nacht und Tag, fünfzehn Werst in der Stunde! Sorge dafür, daß wir auf den Stationen die Pferde sofort wechseln können!“

„Jawohl, Barin!“ erwiderte Iwan in seinem stets gehorsamen Tonfall.

„Vorwärts!“ rief er dem Kutscher zu. „Und sperr die Augen auf!“

Der Kutscher riß an den Zügeln, stieß einen wilden Schrei aus und zog die Peitsche zischend über das Fleisch der Pferde. Das Dreigespann tat einen Ruck und sauste fast auf der Stelle in vollem Lauf davon. Der Wagen hüpfte in den Löchern, schlingerte in den Geleisen. Der Glockenklöppel tat ein paar ungleiche Schläge, bis er in die richtige Lage kam, und nun begann, mit einem beständigen, langgezogenen Ton, im Takt mit dem fünfzehn Werst-Lauf der Traber gegen das Glockenerz zu surren. Die Halsschellen der galoppierenden Seitenpferde rasselten hart und heßend in das betäubende Glockensolo des Trabers. Die Erde glitt unter den rollenden Rädern fort. Die prustenden Mäuler der Pferde spalteten die dunkle Oktobernacht und sättigten sie mit dem Dampf ihres Atems und dem Schweiß ihrer schäumenden Leiber.

Segal streckte sich auf dem Boden des Tarantas aus und ließ die Zeit stillestehn. Seine jungen Tage fielen ihm ein, als er noch Fahrten machte

für ältere Kollegen, denen es zu beschwerlich war, anders als mit der Eisenbahn zu reisen. Er entsann sich so deutlich, als wäre es gestern gewesen, eines betrunkenen Bauern, der mitten auf dem Weg hielt und abwechslungsweise sein Pferd und seine Frau mit der beißenden Peitschenschnur traktierte. Das Pferd sprang im Geschirr, ohne vom Fleck zu kommen, schlug hinten aus und bäumte sich, weil es nicht von dem Gebiß loskommen konnte, das ihm tief in Lezzen und Zunge schnitt; die Frau schrie und schimpfte und hielt die Arme über den Kopf, um die Peitschenhiebe aufzufangen. Solange er noch zurückblicken konnte, hatte der Bauer seine beiden Kreaturen gezüchtigt. Wer weiß, vielleicht steht er noch auf demselben Fleck und schwingt die Geißel, dachte Segal. Vielleicht begegnen wir ihnen hier auf dem Weg wieder? Ist es nicht derselbe Bauer, so ist es ein anderer. Alles wiederholt sich! . . . Und hierbei fiel Segal noch einmal die schroffe und verwirrende Art ein, in der er seine Frau verlassen hatte. Er holte so tief Atem, daß es wie ein Seufzer klang, und vergaß alles, was hinter ihm lag, obgleich das Dreigespann eilig und unverdrossen ihn in seine Vaterstadt zurückführte.

Er lag im Wagen und fühlte sich wie ein Schlafwandler, der in der Finsternis der Nacht an Abgründen wandert, ohne zu schwindeln, weil er weder von Höhe noch Tiefe, weder von Licht noch Dunkel weiß, sondern von einer Kraft getragen und geführt wird, deren Wesen er nicht kennt . . .

Der Glockenklöppel tanzte und sang im Glockenerz, durchlief ganze Skalen, ging in bestimmten Intervallen wieder zurück, blieb lang auf einem Ton stehen, lang, lang wie Rußlands endlose Wege, die niemals ein Ende nehmen, wenn der Schlaf sie nicht verkürzt.

Segal schlief. Manchmal merkte er es gar nicht, wenn sie zu einer Poststation kamen und die Pferde wechselten. Der Wagen, in dem er lag, war ja sein eigener. Am nächsten Tag saß er aufrecht und rauchte eine Zigarette um die andere, während strohgedeckte, niedere Dorfhäuser mit kahlen Feldern, entlaubten Birkenhagen und schwermütig dunkeln Tannenwäldern abwechselten. Wenn er dessen müde war, so legte er sich wieder hin und schlief. Verspürte er das Verlangen danach, so trank er Tee oder Fruchtlikör auf den Poststationen und aß weichgekochte Eier dazu, während die Pferde gewechselt wurden. Iwan aß und trank unterwegs und nickte dann und wann mit dem Kopf, wenn er ihm zu schwer wurde. Und jedesmal, wenn er vornübernickte, fuhr er mit einem Ruck wieder auf, als fürchte er, er könne zwischen die Pferde hinunterfallen. Zwei Nächte und zwei Tage . . . Der obere Lauf des Dnjepr . . . Werst auf Werst folgt das Dreigespann dem Strom. Morgen früh, dachte Segal, morgen früh bin ich da. Sein Körper schmerzte von der heftigen, ununterbrochenen Fahrt. Der Kopf war ihm schwer, und sein Hals brannte.

Er fühlte sich leer und zerbrochen, wach und doch schläfrig, voll Sehnsucht, das Ziel zu erreichen, und doch voll Angst, davor zu stehen: Bald bin ich da. Werde ich sie noch am Leben treffen? Was wird sie zu mir sagen, und ich zu ihr? . . .

Barin! . . . Barin!“ rief Iwan. Segal richtete sich hastig unter dem Leinwanddach des Tarantas auf und sah in den grauen Morgen hinaus. Er war daheim!

Sie hielten vor seiner Vaterstadt. Der Kutscher war aufgestanden, um den Aufbaum durch den Glockenring zu ziehen, damit sie in der Stadt nicht läuten sollte.

„Barin, wohin befehlen Sie? Über den Strom?“

„Ja, über den Strom . . . Und gerad aus die Straße hinauf, die Lesnajakasse!“ Er vermochte vor Bewegung fast nicht zu sprechen.

„Jawohl, Barin!“ erwiderte Iwan, gehorsam wie immer.

Segal sah ihn ganz zufällig an. Er war fast nicht wiederzuerkennen. Der Kasten war über und über bespritzt mit Morast von den aufgeweichten Wegen. Das Gesicht war grau und überwacht, hatte aber denselben willfährigen und unterwürfigen Ausdruck wie immer. Er wäre noch viele hundert West Nacht und Tag auf dem Bock sitzen geblieben, bis er an einer scharfen Drehung auf den Weg niedergestürzt wäre, wenn er nicht mehr konnte.

„Vorwärts!“ rief Iwan dem Kutscher zu. Sie fuhren durch die Stadt, gelangten zum Fahrweg nach der alten Flossbrücke. Die Pferde hielten von selbst zurück, damit ihnen der Wagen nicht über den Kopf käme. Als sie jedoch merkten, daß sie ihm davonlaufen konnten, ließen sie ihm freien Lauf den Hang hinunter, um den Anlauf für die Auffahrt am andern Ufer zu gewinnen. Hufe und Räder schlugen dröhnend gegen die Holzplanken. Im nächsten Augenblick nahmen sie den Hang, „jenseits des Dnjepr“, daß es Wagen und Tiere fast auseinander riß, und fuhren die Lesnajakasse entlang.

„Stopp!“ rief Segal. „Hier ist es! Fahr in den Hof ein!“

Der Kutscher bog in voller Fahrt gegen das kleine, verblaßte Holzhaus ein und hielt die Pferde jäh an. Iwan sprang ab und half Segal aussteigen. Er ging schwankend auf die Tür zu, schwindlig und mit Gliedern, die von dem langen Weg schmerzten. In der Tür stand die alte Nastja und grüßte unter tiefen Verbeugungen.

„Jakow Jakowlewitsch, guten Tag! Guten Tag, Väterchen! Willkommen zu Hause! Hätte nie geglaubt, daß ich Sie noch einmal sehen würde! Nein, weiß Gott, ich hätt es nie geglaubt! . . .“

Segal gab ihr die Hand.

„Ja, da bin ich, Nastja . . . So kann es gehen! Und Sie noch immer hier, am selben Ort . . . Aber wie steht es mit Mutter?“

„Ach ja, wo soll man wohl hingehen auf seine alten Tage,“ erwiderte Nastja und wischte sich die Augen . . . „Es steht recht schlecht mit ihr. Sie hat ja noch nie eine Krankheit gehabt. Daß die erste nur nicht auch die letzte wird, sag ich immer. Sie liegt die ganze Zeit nur da und wartet auf Sie, Väterchen, liegt die ganze Zeit und wartet auf Sie. Er kommt, sagte sie, er kommt dennoch . . .“

„Iwan,“ sagte Segal, „schaff den Tarantas in den Schuppen und laß den Kutscher heimreiten, wenn er gegessen und getrunken hat. Sorge auch für dich selbst. Du kannst es brauchen!“ Und ohne auf Antwort zu warten ging er, von Nastja geleitet, ins Haus.

Kein Laut war zu vernehmen. Niemand kam, ihn zu begrüßen.

„Sie sitzen droben bei ihr,“ flüsterte Nastja. Sie half ihm ablegen und öffnete die Tür zu dem Zimmer, wo die Sterbende lag.

Segal blieb einen Augenblick stehen und blickte in das schwach erhellte Gemach. Er vermochte nichts von drinnen zu hören, nichts anderes zu sehen als die weißen Tücher des Betts. Vorsichtig und zögernd trat er näher. Er sah das abgekehrte Anlitz der Mutter, unterschied die Züge, erkannte sie wieder, trotz der Jahre und Sorgen, die über sie dahingegangen waren. Die Augen waren geschlossen. Die kleinen, welken Hände lagen kraftlos auf dem dem weißen Laken. Es sah aus, als läge sie in einer tiefen Ohnmacht . . . oder auch als wäre sie schon tot. Aber plötzlich öffnete die Sterbende die Augen und blickte auf den Sohn, der über ihr Lager gebeugt stand. Mit einer Stimme, so still und klanglos, als sei sie ein Vogel, der über ein gewaltiges Meer geflogen war und nun todesmatt an der Küste niedersank, sagte sie:

„Das war ein langer Weg . . . Aber du bist dennoch gekommen . . .“

Sie wollte die Hand heben, vermochte es aber nicht. Der heimgekehrte Sohn kniete nieder und küßte der Mutter schwache Hand, und als er wieder aufblickte, wiederholte sie:

„Du bist dennoch gekommen . . . aber es war ein langer Weg, ich seh es dir an . . . fast das ganze Leben lang . . . ein langer Weg, ein schwerer Weg . . . Jakow, mein Sohn . . . du warst mein Erstgeborener . . .“ Der Sohn beugte wieder das Haupt. Ein glühender Schmerz brannte in seinen Augen. Ihm ward die Brust so eng, daß er schluchzen mußte, um Luft zu bekommen. Er lag vornübergebeugt mit dem Kopf auf dem Bett und weinte wie ein Kind, und seine Tränen rannen über die welke Hand der Mutter.

Als er nach einer Weile stille ward, sagte die Mutter:

„Jakow, ich habe bloß auf dich gewartet . . . dich zu sehen . . . Und noch eins . . . das Haus . . . Hanne-Liebe . . .“

Der Sohn hörte, wie jemand sich in der Stube bewegte, und als er sich umwandte, war es Hanne-Liebe, die er bisher nicht gesehen hatte. Jetzt unterschied er auch undeutlich zwei andere Menschen, die er ebenfalls nicht gesehen hatte und nicht kannte.

Hanne-Liebe trat sachte ans Bett und legte dem Bruder die Hand auf die Schulter. Er merkte, daß sie still und unaufhaltsam weinte.

„Hanne-Liebe,“ fuhr die Mutter fort, „gibst du deiner Schwester Zipe das Haus?“

„Ja, Mutter,“ flüsterte Hanne-Liebe.

„Jakow, kann sie so viel hergeben?“

„Ja, Mutter,“ antwortete der Sohn.

Jemand räusperte sich, wie um etwas zu sagen, und als Segal nach der Richtung hinblickte, gewährte er den rotthaarigen Abraham, der sich von seinem Platz erhoben hatte. Neben ihm saß eine Frau und weinte mit vor die Augen gedrücktem Taschentuch. Segal kannte sie nicht und tat, als sähe er sie nicht.

„Abraham,“ fuhr die Mutter fort, „ich habe gesagt, wenn sie es hier geloben, so ist es besser als geschrieben.“

„Wir geloben es hier,“ sagte Hanne-Liebe.

„Ja!“ bekräftigte der Bruder.

Abraham räusperte sich noch einmal resigniert und setzte sich wieder neben Zipe.

„Mutter, willst du nicht wieder ein paar Tropfen nehmen?“ fragte Hanne-Liebe. „Der Doktor hat gesagt . . .“

„Nein, mein Kind . . . Mir ist wohl jetzt . . . Jetzt will ich ruhen . . . Mir fehlt nichts. Geht ihr nur . . .“

Ihre Stimme klang schwächer und schwächer. Sie sah Hanne-Liebe und den Bruder mit einem eigentümlich zögernden Ausdruck an und schloß die Augen. Segal erhob sich vorsichtig und setzte sich auf einen Stuhl am Bett. Hanne-Liebe blieb mit der Hand auf seiner Schulter stehen und weinte leise und ununterbrochen.

Durch die Gardinen fiel ein matter Schimmer des grauen Oktobertags ins Zimmer. Hanne-Liebe löschte die Nachtlampe und setzte sich auf einen Stuhl neben dem Bruder. Niemand sagte etwas. Segal sah lange auf die Mutter, und je länger er sah, desto mehr schien er zu verstehen, daß alles umsonst ist, daß der Mensch den Kampf des Lebens vergebens kämpft, streitet und leidet, nur um zuletzt doch zu erliegen. Schwach und hilflos kommt der Mensch zur Welt, schwach und hilflos muß er sie wieder verlassen, einsam und auf sich selbst angewiesen, als wäre das Leben nie gewesen. Was nützte es ihr, der Sterbenden, in dieser Stunde, daß sie ihm und andern das Leben geschenkt hatte, wenn doch alles in die

Einsamkeit des Aufhörens mündet! Was halfen Glauben und Bertröstung, was alle Theorien gegenüber dieser beständigen Wiederholung von Aufhören des Einzelnen und Austilgung aus der Zahl der Lebenden! Seine Mutter lag hier und rang mit dem Tod. Bald würde die Erde sie umschließen, und die Überlebenden würden sie vergessen, wie ihr Vater und ihre Mutter und deren Väter und Mütter durch unendliche Generationen hindurch vergaßen und vergessen wurden . . . Eine entsetzliche und unbarmherzige Wiederholung . . . Blasen in der Materie . . . Staub des Staubs, zermalmt von der Vergänglichkeit der Vergänglichkeit . . . Hier in diesem Zimmer hatte seine Mutter ihn zum Leben geboren, und hier in demselben Zimmer saß er nun und geleitete sie zum Tod. Hier hatte er gelebt, eh er noch durch sein Bewußtsein eine Vorstellung vom Leben, von seinem Verhältnis zu andern und anderer Verhältnis zu ihm hatte. Von hier aus hatte er sich in die Welt hinaus getastet, erst auf den Hof und zur Wasserrinne und zum Fluß und zur Stadt, weiter und weiter, zuletzt so weit, daß niemand ihm mehr gefolgt war, nicht einmal die, die ihm das Leben gaben. Und jetzt saß er wieder hier, von wo er gekommen war. All das Dazwischenliegende war fort, als hätte er es nicht erlebt, sondern es gedacht oder von einem Fremden erzählen hören. Geschah überhaupt etwas in der Welt? War es nicht bloß ein Traum, eine Vorstellung im Bewußtsein, eine Fieberphantasie von einem Lebensinhalt, der bloß Unwirklichkeit war? Geschieht überhaupt etwas in der Welt außer in dem unklaren Bewußtsein des Menschen? Was ist das Leben und die Welt, wenn ein Kind und ein zum Kind gewordener Greis darüber nachdenken? Was ist das Leben und die Welt für den Neugeborenen oder den Sterbenden, die doch beide Menschen sind? Ein Nichts, ein Nichts . . . Füllkalk in der Leere . . . Angelernte Vorstellungen und Ausdrücke, wie die menschliche Sprache, die man nach Bedürfnis lernt und vergißt. Was für ein Unterschied war denn zwischen dem, der fortzog in ein anderes Land und einen neuen Glauben annahm und nie wieder von seinem Geschlecht hörte, und dem, der fortzog und nicht seinen Glauben wechselte, aber nie wieder von sich hören ließ? Was für ein Unterschied ist denn zwischen ihnen? Was für ein Unterschied ist es? fragte Segal unaufhörlich sich selber. Und an Stelle einer Antwort fühlte er, wie die Leere und die Nichtigkeit aller Dinge sich drückend und erstarrend um sein Herz legten. Er hatte plötzlich ein Empfinden, als wäre er es selber, der da starb, als stürbe er zugleich mit der Mutter und alle andern Menschen mit ihr . . . Ja, das ist es, dachte er. Eines Menschen Tod ist aller Menschen Tod, denn sie müssen alle sterben. Eines einzigen Menschen Tod ist der Menschheit und der Welt Tod; denn alles stirbt mit dem einen . . . Er beugte sich hastig über die Mutter und lauschte angespannt

und unruhig, als wäre es von ungeheurer Bedeutung für ihn, sie atmen zu hören, zu wissen, daß sie noch lebte. Und als er sich eine Weile über ihre fast unhörbaren Atemzüge gebeugt und sich vergewissert hatte, daß noch Leben in ihr wohnte, noch die Mutter mit dem Sohn, den Geborenen mit der Gebärenden verband, lehnte er sich wieder im Stuhl zurück. Er stieß zufällig an den Nachttisch neben dem Bett und bemerkte dabei die Arzneiflaschen, die darauf standen. Nacheinander nahm er sie in die Hand und las die Aufschriften: so und so viele Tropfen in so und so vielen Zwischenräumen, lauter die Herztätigkeit stimulierende Mittel. Auch ein kleines schwarzes Kästchen stand auf dem Tisch. Vorsichtig öffnete er es und erblickte eine kleine Spritze. Das Kästchen roch nach Kampfer, und er drückte hastig den Deckel wieder zu, so hastig, als hätten ihn dies kleine Kästchen und die Spritze, die nach Kampfer rochen, erschreckt. Er schloß die Augen und saß lange, ohne etwas zu sehen; wie lange, das wußte er nicht. . . Aber als er sie wieder öffnete, begegnete er dem Blick der Mutter; und im selben Moment erhob er sich und legte den Arm um ihre Schultern. Sie hatte sich ein wenig im Bett aufgerichtet und atmete kurz und angestrengt. Das Gesicht war graugrün und die Augen groß und unbeweglich, fragend, als läsen sie eine Antwort auf einem stummen und furchtbaren Anlitz. Der Mund war hart zusammengepreßt, die mageren Hände krampfhaft geballt. Der Sohn stützte seine Mutter. Er fühlte, wie Leben und Tod den letzten Kampf in ihr stritten. Hanne-Liebe und Zipe und ihr Mann waren dicht ans Bett getreten und folgten scheu und regungslos dem, was da vor sich ging, ohne zu wissen, was es war oder welchen Namen es trug. . . Die Sterbende öffnete ganz langsam die geballten Hände. Der Mund nahm einen milden und weichen Ausdruck an. Die Lippen bewegten sich leise, und sie hörten sie alle flüstern, als fahre sie in einem abgebrochenen Satz fort:

„. . . und die Aussteuer kann Hanne-Liebe trotzdem brauchen. . .“

Weiter sagte sie nichts. Die Hände öffneten sich immer mehr, bis sie völlig ausgestreckt mit den Handflächen fest gegen das Laken gepreßt dalagen. Darauf dehnte sich der Körper etwas, rechte sich und streckte sich zum Schlafen aus. Der Kopf sank langsam hintenüber, an die Brust des Sohnes, und die großen und unbeweglichen Augen starrten gebrochen und fragend hinaus in die große Stille. Vorsichtig ließ der Sohn die tote Mutter in die Kissen zurückgleiten und faßte nach ihrem Handgelenk. Das Herz hatte aufgehört zu schlagen. Er beugte sich über sie, drückte ihr die Augen zu und küßte sie auf die Stirn; und als er sich, auf den Tisch gestützt, wieder aufrichtete, sagte er mit einer undeutlichen und rostigen Stimme:

„Sie ist tot.“

Hanne-Liebe beugte sich schluchzend über die Tote. Aber Zipe und Abraham stießen laute Weherufe aus und einen Augenblick später hasteten sie davon: „Wir müssen den Doktor holen und noch vor Sonnenuntergang für das Begräbnis sorgen.“

Bruder und Schwester blieben bei der Toten. Hinter ihnen kam Nastja in die Stube. Sie kniete auf den Boden nieder, bekreuzte sich unter tiefen Verneigungen und betete zu ihrem Gott für den Seelenfrieden ihrer toten Herrin.

So saßen sie, als der Doktor kam. Er ging zum Bett hin, nahm die Hand der Toten, hielt sie einen Augenblick in der seinen und ließ sie wieder los.

Dann wandte er sich um und reichte Segal und Hanne-Liebe die Hand, ohne etwas zu sagen, beugte das Haupt und ging zur Tür. Dort stand Zipe mit vier fremden Weibern. Sie standen da, als warteten sie, bis sie ebenfalls eintreten konnten, und Segal begriff, daß er es war, der sie störte, um dessentwillen sie nicht eintreten konnten, weil er ein Fremder war, ein Mann von anderem Glauben, nein, ein toter Mann, dessen Name ausgetilgt und verflucht war. Einen Augenblick stand er ratlos, beugte sich dann noch einmal über seine Mutter und ging, ohne jemand anzusehen, nach der Tür. Hanne-Liebe ging mit ihm. Draußen in der andern Stube rührte sie ihn leicht an und sagte:

„Bruder, komm, hier ist mein Zimmer. Da kannst du ungestört sein.“

Er folgte ihr; aber als Hanne-Liebe bei ihm bleiben wollte und fragte, ob er nicht etwas essen wolle, ob sie ihm ein Bett zurecht machen solle, antwortete er:

„Kümmere dich nicht um mich, Schwester! Bleibe bei ihr heute. Wir haben später Zeit, miteinander zu sprechen . . .“ Und er fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen und versuchte, bestimmte und klare Gedanken zu denken, ohne daß es ihm doch gelang, wie so oft in der letzten Zeit: Jetzt war also seine Mutter tot. Er hatte sie sterben sehen, eine alte Frau mit grauen Haaren und einem kleinen, vergrämten Gesicht und großen gebrochenen Augen. Er hatte sie sich alle diese Jahre hindurch ganz anders vorgestellt. Damals, als er von Hause wegging, sah sie ganz anders aus. Was lag zwischen damals und jetzt? War sie in Wirklichkeit nicht vielleicht schon lange gestorben, damals, als er sie zum letztenmal sah? Oder war es nicht nur eine Einbildung, daß sie erst jetzt gestorben war und drinnen im andern Zimmer lag, wo er die fremden Menschen rumoren hörte? . . . Fremde? . . . Denn die Frau und der Mann, die er gesehen hatte, waren wohl ja doch seine Schwester und sein Schwager. Aber wo waren die andern Geschwister? Es waren ja noch ein paar Brüder und Schwestern? Vermutlich lebten sie in andern Städten und konnten nicht kommen, weil kein Zug und kein Schiff ging.

Nun ja, ihm war es einerlei; aber um der Toten willen. Sie hatten jedenfalls mit ihr darüber geredet und ihr erklärt, weshalb sie nicht kommen konnten . . . Ob sie sie auch wirklich gut gepflegt und für alles, was sie brauchte, gesorgt hatten? Jetzt zum Begeäbnis brauchten sie ein bißchen Erde aus Palästina, um sie ihr auf die Augen zu legen, damit sie am jüngsten Tag, wenn die Posaunen das Kommen des Messias verkündeten, nicht den langen Weg zum heiligen Land unter der Erde wandern mußte. Darüber wollte er doch Hanne=Liebe befragen! . . . Wenn man einem Erde aus Palästina auf die Augenlider legte, so war es ebensogut, als läge man da begraben. Ja, dafür mußte Hanne=Liebe sorgen. Der Rabbiner hatte sicher ein bißchen Erde von Palästina. Das war äußerst wichtig . . .

Segal zog Rock und Weste aus und legte sich auf ein Ruhebett. Er war so müde, daß er sich nicht mehr aufrecht halten konnte.

. . . Ja, wenn man Erde aus Palästina auf den geschlossenen Augenlidern hatte, konnte man ruhig schlafen. Das war ebensogut, als wenn man in der heiligen Erde begraben läge . . . So brauchte man nicht den langen Weg unter der Erde zu wandern, wenn die Posaunen . . .

Segal streckte sich auf dem Sofa, legte die Arme unter den Kopf und schlief ein. Ein großes und schweres Dunkel senkte sich über ihn.

Ihm war, als klopfe es an die Tür; aber er konnte nicht antworten . . . Es klopfte wieder, diesmal stärker.

„Herein!“ rief Segal.

Die Tür drehte sich langsam und lautlos in den Angeln. Ein hochgewachsener Mann in einem langen, stahlgrauen Mantel trat ein, schloß die Tür lautlos hinter sich und sah forschend auf die Gegenstände im Zimmer.

Segal glaubte, es sei ein Mann von der Synagoge, der irgend etwas suche, und richtete darum keine Frage an ihn.

Der Fremde stemmte den einen Arm in die Seite und fuhr fort, sich forschend umzuschauen. Aber da er nicht zu finden schien, was er suchte, blieb er in tiefen Gedanken stehen, als überlege er, was er nun beginnen sollte. Und Segal entdeckte jetzt, daß der Blick des Fremden unbeweglich und nachdenklich auf seinen Rock und seine Weste gerichtet war, die über einem Stuhlücken hingen. Segal konnte deutlich die Augen sehen. Sie hatten einen unheimlich tiefen und kühlen Glanz, blaugrün und hart wie zwei zugestorene Seen. Das Gesicht, in dem sie saßen, war gelb wie Pergament und von einer erstaunlichen Festigkeit und Glätte. Das Haar, stahlgrau wie der Mantel, war aus der steilen Stirn zurückgestrichen und schloß dicht um den Kopf wie eine Mütze.

Wo hab ich ihn schon gesehen? dachte Segal. Sein Gesicht kommt mir so bekannt vor! Und unwillkürlich begann er zu lächeln, weil ihm im selben Augenblick einfiel, daß er einmal geträumt hatte, ein ähnlicher Mann käme

zu ihm und gäbe ihm einen Rat in einer schwierigen Sache. Aber es war doch ein wunderliches Zusammentreffen, daß jener einen Doppelgänger im wirklichen Leben haben sollte! Segal hätte beinahe laut gelacht, unterließ es aber, weil ihm plötzlich das vergilbte Bündel Akten einfiel, das in dem Geheimfach seines Geldschrankes gelegen hatte. Just aus Anlaß dieser Sache war es gewesen . . .

Weiter kam Segal nicht. Der Fremde gähnte nämlich gleichgültig und gelangweilt, ging durchs Zimmer und steckte die Hand in die Tasche der Weste, die über dem Stuhlrücken hing.

Segal wollte ihn anrufen und war im Begriff, aufzuspringen, aber als er sah, was der Fremde aus der Tasche nahm, bedachte er sich und tat, als wäre nichts.

Der Fremde hielt zwischen zwei Fingern den Knopf, der auf Segals Schreibtisch gelegen hatte, vor sich hin, betrachtete ihn aufmerksam, wandte und drehte ihn behende in den langen, gelben Fingern und verzog seine schmalen, blutlosen Lippen zu einem höhnischen Lächeln. Plötzlich sah er mit seinen eingestorenen Augen auf Segal und sagte mit einer harten und scharfen Stimme:

„Damals, als du mich riefst und ich dir gelobte, dir beizustehen, gab ich dir, soviel ich mich erinnere, kein derartiges Ding!“ Er knipste mit den Fingerenden gegen den Knopf, daß dieser gegen die Decke emporschnellte, und fing ihn, als er wieder herunterkam, behende mit den zwei Fingern auf. „Nein, du hast keinerlei Amulette von mir bekommen, außer . . .“ hier hielt er rasch die Hand vor den Mund, und Segal merkte, daß er lachte . . . „außer, wollte ich sagen, das Kreuz, das du um den Hals hängen hast. Das wiegt weiter nichts, eine reine Bagatelle für einen gesunden Mann; wenn man auch sagt, langer Weg macht leichte Bürde schwer. Aber wenn man es recht bedenkt, so ist es ja weiter kein besonders langer Weg, den du zurückgelegt hast, bloß der Anlauf zum Weg, wenn ich so sagen soll. Jetzt erst müßte er beginnen, dein Weg zu den Gipfeln, nachdem die engen Pässe und düsteren Hochlande hinter dir liegen! Und jetzt gibst du's mit einemmal auf, stürzest kopfüber zurück in den Sumpf, aus dem du gekommen bist . . . und . . . ha . . . tröstest dein mürrisches Hirn mit Amuletten andern Ursprungs . . . einem Hosentknopf mit einem Gesicht und einem Klecks Erde über den Augenlidern . . . Als ob du nicht wüßtest, daß aller derartige Hokusfokus sich bloß ziemt für das Gewürm, die lebende Brücke des Mächtigen über die Abgründe auf dem Weg zur Macht und zur Herrlichkeit . . . Hab' ich dir nicht diese erdgemauerten Brücken über jene Klüfte gezeigt, von denen es so gang und gäbe heißt, daß keiner sie überschreiten soll? Diese kühn geschwungenen Brücken, festgemauert mit den noch warmen Kadavern des Menschengewürms, das in seliger Qual unter deinem zermalnenden

Zuß röchelt, gewiß einer Auferstehung zum Paradiese! . . . Als ob sie eingelassen würden, diese stinkenden Tiere, wenn sie wirklich so weit gelangten und es überhaupt ein Paradies gäbe anderswo als hier, hier!“

Er deutete auf seine steile Stirn und hob sie mit einer wilden und hohnvollen Bewegung gen Himmel. „Hier! Hier ist das Paradies! Hier in diesem mächtigen und angenehm kühlen Nervenknoten ist das Leben nach dem Tod und der Messias und Lazarus' Sitz zur Rechten Gottes! Hier ist die Botschaft von Entfagung und Unterwürfigkeit auf Erden! Hier ist die Verheißung einer Vergeltung und Belohnung im Jenseits! Hier sind alle Religionen auf diesem und andern Weltkörpern! . . . In dieser herrlichen Zunge aber . . .“

Segal sah, wie er die Zunge herausstreckte, eine Zunge, scharf und heiß wie eine sengende Messerschneide . . .

„in dieser süßen Taubentehle, in dieser leckeren Nachtigallzunge, in diesem Schlangenschnabel, in diesem herrlichen Instrument, das alle Zungen, alle Sprachen, alle Lügen redet, süßen Salbung, Überredung, Lobpreisung, Verückung und Verdammung . . . mit einem Wort, die Schwingen des Geistes . . . Hast du mich nie predigen hören vor dem Volk? Ich glaube, ich habe dir eine Probe auch von dieser Kunst gegeben. Sahst du mich nicht, in Krone und Zepter und Meßgewand, zum Volk reden, zu Heer und Flotte? sahst du nicht, wie mein Hirn, ohne sich heiß zu laufen, herrliche, überirdische Bilder hervorbrachte, schimmernde Lügenhimmel, köstliche Paradiesesgärten mit ewiger Glückseligkeit für alle, die meine Gebote hielten, meine Besitztümer nicht wegnahmen, mich verteidigten gegen meine Feinde und nicht zweifelten an meinen Göttern, meinen eigensten Göttern . . . haha . . . meinen eigensten Göttern, selbstgeschaffen zu meinem eigenen und dem Besten des Gewürms, versteh mich recht . . . Im übrigen ist es einerlei, was man predigt, wenn man nur die wahre Zungengabe hat . . . Ja, ich habe dir eine Probe gegeben auch von dieser Kunst, wie von jeder der Künste, die das einzige sind, was not tut für den, der herrschen will über das Gewürm, die Masse, dies Tier, dessen Hirn und Bauch eins sind . . . Wohl, du hast dich geübt in meinen Künsten, und bist rasch vorwärts gekommen; aber nun sehe ich, daß die Künste deine Herren geworden sind und nicht du der ihre. Sie haben dein bißchen Verstand, das sonst gute Anlagen zeigte, zersprengt, haben deinen Körper, der nicht gestählt war in Feuer und gehärtet in Eis, zerbrochen. Mit andern Worten — du bist am Ende, ein Wrack, das gegen die Küste treibt . . . Und doch war jetzt die Zeit gekommen, die große Probe abzulegen! Jetzt hättest du über die warmen Leiber deines Volks weg den Abgrund überschreiten können, den keiner sonst überschreitet. Jetzt hättest du die Hoffnungen erfüllen müssen, die ich auf dich setzte. Ja, du hättest ein Anführer sein müssen im Aus-

rottungskampf gegen dein eigenes Volk, gleich andern meiner hervorragendsten Jünger! Statt dessen finde ich dich hier in der Pfütze, aus der du gekommen bist: Mutter hier — Schwester da! Vom gleichen Blut! Hosenkнопf! Erde aus Palästina für die triefenden Augen! Schwaches Gewürm! . . . Nein, ich will mich nicht hinreißen lassen, starke Worte zu gebrauchen. Ich habe mich in deiner Konstitution, deiner Physik getäuscht, mein Freund, habe sie überschätzt; denn die sind es nämlich, die den Ausschlag geben. Die andern Anlagen, die notwendig sind, hast du in vollem Maß besessen. Aber die Physik, das blaue Fleisch, mein Freund, das hat versagt. Auf bessere Gedanken kommen, In sich gehen, Bereuen, Sich bekehren, den engen und schmalen Pfad wählen nennt man das! Ha! Weil die Nerven und das Fleisch nicht das gewaltige Emporstreigen über Leben und Tod ertrugen, weil ihnen schwindelte in dem saufenden Schwung um die Achse der Welt! Sich selbst der nächste sein! so legt man das aus . . . Aber ich will dich nicht länger aufhalten. Nur bin ich genötigt, mich deiner Person zu versichern, ich meine deiner irdischen Existenz; die jenseitige schenke ich dir und wünsche dir von Herzen viel Vergnügen dazu . . . Ich muß dir nämlich sagen, daß es mir unleidlich wäre, wenn du jetzt, nachdem du auf bessere Gedanken gekommen bist, herumliegst und über mich und meine Kunst aus der Schule schwäztest. Ich riskierte ja geradezu, dich in Versammlungen auftreten und die Leute vor mir warnen und darüber aufklären zu sehen, was für einen angenehmen kühlen Nervenknotten ich hier habe . . .“

. . . Er klopfte sich mit der Spitze des Fingers gegen die Stirn . . . „und was für ein wundervolles Instrument ich hier verberge!“ er wies die Zungenspitze zwischen den schmalen, blutlosen Lippen. „Nein, daraus wird nichts! Ich will nicht, daß jemand herumläuft und davon fabelt, was der Mächtige, der Herrscher, der Herr des Staubs und der Stellvertreter des Menschengottes . . . haha! . . . in Wirklichkeit von den Dingen denkt, so im Allerinnersten, verstehst du! Für unsere Jünger gibt es nur ein Entweder — Oder. Und da ich keine Lust habe, meine Waffen an dir zu besudeln, werde ich deine eigenen gegen dich kehren . . . haha! Den Kniff kennst du noch nicht! Nein, alles soll der Lehrmeister nicht preisgeben! Aber nun sollst du sehen . . .“

Er zog ein spitzes, blankblühendes Messer aus dem Ärmel und begann an dem Knopf herumzuschneiden. Als er fertig war, hielt er den Knopf mit zwei Fingern vor sich hin und näherte sich langsam Segal. Dieser konnte nicht gleich erkennen, was der Knopf vorstellte; aber nach und nach, als er näher kam und er genauer hinsah, begann er es zu unterscheiden, deutlicher und deutlicher, grauenhafter und grauenhafter, unentrinnbar und sicher wie der Tod, der Tod selbst . . .

Segal schrie laut auf: „Aah — Aah — Aah!“ Er hörte sich selbst rufen, setzte sich auf und presste die Hände gegen das Herz. Er blickte sich angstvoll um. Niemand war im Zimmer. Über dem Stuhlücken hingen sein Rock und seine Weste. Von drinnen, aus einem der andern Zimmer, klangen seltsame klagende und jammernde Töne. Er lauschte und konnte nicht begreifen, was es war, sah sich wieder in der Stube um, als müsse er sich besinnen, wo er sei, und stand auf, um nachzusehen, woher diese unheimlichen klagenden Laute kämen. Er blickte ins andere Zimmer. Niemand war da. Die Laute kamen aus dem Gemach, wo die Mutter lag. Vorsichtig öffnete er die Thür. Auf dem Fußboden hockten die vier Weiber, die Zipe geholt hatte, und weinten und jammerten im Chor. Hanne-Liebe und die Schwester saßen ebenfalls auf dem Boden. Mitten im Zimmer auf einem Lager von Stroh lag die Tote, mit einem schwarzen Tuch zugedeckt. Zwei Leuchter mit brennenden Kerzen standen zu Häupten der Leiche.

Segal war so entsetzt, als er die Tote auf dem Fußboden mitten zwischen den vier heulenden Klageweibern liegen sah, daß er im Begriff war zu rufen: Warum habt ihr sie auf den Boden gelegt? Weshalb liegt ihr denn alle auf dem Boden? Aber er erinnerte sich im selben Augenblick, daß es so Sitte und Brauch war und nicht anders sein konnte, und daß seine Gegenwart die Andacht störte. Er schloß hastig die Thür und ging in sein Zimmer zurück. Als er Rock und Weste anzog, steckte er zwei Finger in die Westentasche und lächelte mitleidig über sich selber, weil er sich immer wieder davon überzeugen mußte, daß niemand bei ihm gewesen war, während er schlief.

Er rief nach Nastja und bat sie, ihm etwas zu essen zu geben. Sie brachte, was das Haus vermochte, und während er aß, stand sie im Zimmer und redete unaufhörlich von der Verstorbenen und ihrer Krankheit, und was bei der und der Gelegenheit vorgefallen war, frischte Erinnerungen auf aus der Zeit, als er noch zu Hause gewesen und alles anders gewesen war als jetzt, da jeder einzige Tag nur immer neue Sorgen und Kümmernisse brachte. Er hörte bloß halb auf die umständlichen Berichte der alten Dienerin, nickte ab und zu aufmunternd und wohlwollend und antwortete dann und wann, wenn es nicht zu umgehen war. Als er gegessen hatte, begann er wieder rastlos in der Stube auf und ab zu wandern, bis sie spät am Nachmittag mit der Bahre kamen, um die Tote abzuholen. Ohne Sarg, nur in weißes Leichentuch gehüllt, wurde sie auf die Bahre gelegt. Verwandte und Freunde geleiteten sie. Bloß er wagte es nicht, seiner eigenen Mutter das Geleit zu geben. Er stand hinter einer Gardine und sah zu, wie sie sie fortführten. Und als sie draußen auf der Straße waren, schlich er vorsichtig um die Ecke des Hauses und blickte dem Leichenzug nach, bis dieser nicht mehr zu sehen war.

Am nächsten Morgen, als Hanne-Liebe und der Bruder am Teetisch saßen und von der Mutter sprachen, die nicht mehr war, sagte Hanne-Liebe, deren Gedanken sich von den Toten zu den Lebenden wandten:

„Sie sagen in der Stadt, es sei ein Freiheitsmanifest herausgekommen, aber die Polizei halte es geheim.“

„In Vorbereitung war es schon längere Zeit und kann jeden Augenblick veröffentlicht werden,“ erwiderte der Bruder. „Aber ich glaube nicht, daß die Polizei es zurückhält, wenn es erst herausgekommen ist.“

„Kommt damit auch gleichzeitig die politische Amnestie?“ fragte Hanne-Liebe, und ihre blassen Wangen färbten sich mit einer schwachen Röte.

„Vermutlich ein paar Wochen später, als besondere Kundgebung; das Manifest enthält in der Hauptsache eine Bekanntmachung der Freiheiten, die allen Staatsbürgern zuerkannt werden, die sich nicht gegen die bisher geltenden Gesetze vergangen haben. Es ist eine Art Magna charta wie seinerzeit in England. Die Amnestie folgt dann als eine natürliche Konsequenz.“

„In der Stadt gehen allerhand Gerüchte um über dies Manifest. Die Russen sagen, die Juden hätten den Minister bestochen, den Zaren zu überreden, und sie hielten einen Antichrist bereit, der über die Rechtgläubigen herrschen solle. Es heißt auch, in anderen Städten schlachteten die Juden Christenkinder, und es würde nicht lange mehr dauern, bis sie das auch hier bei uns täten.“

„Das war ja nicht anders zu erwarten. Es ist die alte Geschichte! Wir wollen so bald als möglich alles ordnen, wie Mutter es gewünscht hat, und sehen, daß wir von hier fort kommen. Hier darfst du nicht bleiben. Wir fahren eines Nachts in meinem Wagen davon, ohne daß jemand es weiß.“

„Ja, wenn du sicher bist, daß die Amnestie bald kommt . . . Es ist nicht leicht gewesen für mich hier . . .“

„Das bin ich, Schwester! Ein wenig Geduld, und du sollst sehen, es wird noch alles gut!“

Segal erhob sich und küßte die Schwester.

„Ich gehe ein bißchen aus und sehe mich in der Stadt um. Wahrscheinlich komme ich ja nie wieder hierher zurück.“

Als er auf den Hof kam, schaute er in das kleine Stallgebäude, wo der Wagen neben der scheckigen Kuh untergebracht war.

„Sonderbar, daß Iwan den Wagen noch nicht abgewaschen hat!“ murmelte er. Und nach der Küchentür gewendet, rief er:

„Iwan! . . . Iwan! . . .“

Iwan erschien stumm und abwartend unter der Küchentür.

„Sorge dafür, daß der Tarantas abgewaschen wird,“ rief Segal.

„Das kann ich,“ willigte Iwan ein, und sein Ton war, ganz abgesehen von der Form, nicht so bedingungslos gehorsam wie sonst. Aber Segal

schien es nicht zu beachten. Er war aus seinem gewohnten Geleise geworfen und hielt sich nicht bei formellen Nuancen auf. Die Umgebung war eine andere, und sie formte unmerklich auch ihn um. Er hatte nicht mehr das Gefühl, der reiche und hochangesehene Hauptstadt-Advokat zu sein. Er war bloß ein Mann, der gekommen war, um seine Mutter zu begraben, eine alte Judenfrau in einer Provinzstadt am Dnjepr. Niemand kannte ihn persönlich hier. Wie jeder andere hatte er seinen Paß auf der Polizei abliefern müssen. In Moskau hatte er keine Vergangenheit, weil er sie ausgelöscht hatte. Aber hier begegnete er ihr wieder, und jeder, dem es einfiel, danach zu fragen, erfuhr, daß er bloß ein Jude war, der sich hatte taufen lassen, ein Sohn der Segals in dem alten Haus in der Lesnajakasse, der Schwager des rothhaarigen Abraham vom Manufakturwarengeschäft. Sein Vater lag auf dem jüdischen Friedhof, seine Mutter war gestern dorthin gebracht worden. Er war ein ganz gewöhnlicher Jude, der einen Morgenspaziergang machte, um das Grab seiner Eltern zu besuchen. Die Mutter war wohl an die Seite des Vaters gelegt worden. Er hatte sein Grab nie gesehen, aber jedenfalls war ein Stein mit Inschrift darauf errichtet, und so viel Hebräisch konnte er doch immer noch, dachte Segal, während er die bekannten Straßen und Wege entlang ging.

Als er den Fluß überschritten hatte und am Rathaus vorüberkam, fiel ihm ein, er könne gleich auf dem Polizeibureau seinen Paß abholen, damit das besorgt sei; es war immerhin das beste, den Paß in der Tasche zu haben, wenn es ihm plötzlich in den Sinn käme, abzureisen. Er ging darum ruhig durch den Haupteingang des Rathauses und den roten, sauber gebürsteten Läufer der Treppe hinauf. Ohne zu grüßen fragte er den Portier, wo die Kanzlei des Polizeichefs sei. Der Portier sah ihn prüfend an und deutete zurückhaltend auf eine große, blankpolierte Doppelthür. Segal griff nach der blinkenden Messingklinke, öffnete die Thür und trat in einen großen Raum mit Kaiserbildern an den Wänden. In einer Ecke hing ein mächtiges Christusbild in einem noch größeren, reich geschnitzten Rahmen. Mitten im Zimmer stand ein Schreibtisch, und daran saß, mit dem Rücken gegen Segal, ein uniformierter Herr und blätterte in einem großen Bündel Papiere. Segal räusperte sich, um seine Anwesenheit zu erkennen zu geben, und der uniformierte Herr wandte sich auch augenblicklich um. Segal sah ihn an und wunderte sich darüber, daß das Gesicht einen unwilligen, verärgerten, ja geradezu desparaten Ausdruck annahm. Und noch eh' er Zeit fand, eine Frage zu stellen, sprang der Uniformierte von seinem Stuhl auf, drückte die Brust heraus und brüllte mit hochroten Backen:

„Was willst du hier? Weißt du den Weg nicht?“

Segal fühlte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg. Das war denn doch zu grob. Aber ruhig und beherrscht, mit einem verbindlichen Lächeln, begann er:

„Ich möchte gern . . .“

„Halt's Maul, du Hund, wenn du mit mir sprichst!“ donnerte der Polizeichef, ohne Segal zu Worte kommen zu lassen. „Wie darfst du verfluchter Judenmauschel dich unterstellen, die Haupttreppe heraufzukommen! Hinaus mit dir! Hinaus mit dir!“

Segal blickte dem Polizeichef gerade in die Augen. Er war wieder der Rechtsanwalt Segal aus Moskau. Spöttisch mit den Worten spielend sagte er:

„Jude oder nicht, aber vielleicht darf ich den Herrn Polizeichef auf die nicht uninteressante Tatsache aufmerksam machen, daß er, der da hängt“ — Segal deutete auf das Heiligenbild — „ebenfalls Jude war und ebenfalls die Haupttreppe heraufkommt.“

Der Polizeichef starrte Segal mit großen, weitaufgerissenen Augen an, als könne er nicht glauben, daß er richtig höre. Er atmete schwer, pustete geradezu vor Empörung über diese unerhörte und vermessene Rede.

„Was sagst du?“ fragte er und trat einen Schritt vor. „Wiederhole, was du da gesagt hast!“

„Mit Vergnügen, obgleich ich sonst Wiederholungen nicht liebe,“ antwortete Segal mit offenkundigem Hohn. „Ich sagte, daß Jesus Christus ein Jude war, und daß der Herr Polizeichef sich in acht nehmen sollten, eh' Sie ihn die Hintertreppe hinunterwiesen.“

Polizeichef Swolin war mit einem Sprung an seinem Schreibtisch. Mit der einen Hand umkrampfte er seinen Säbelgriff, mit der andern eine Glocke und fing an zu schellen, während er halb erstickt vor Wut schrie:

„He! Polizeidiener! Nehmt ihn fest! Ins Loch mit ihm! Das ist Gotteslästerung! Gotteslästerung!“

Aber eh noch die Polizeidiener herein waren, stand Segal an der Seite des Polizeichefs.

„Wenn mir auch nur ein Haar gekrümmt wird, so kommen Sie um Ihre Stellung!“ zischte er durch die Zähne. „Advokat Segal, rechtgläubiger Russe, Ehrenbürger von Moskau, verlangt seinen Paß!“

Der Polizeichef ließ die Glocke los und wandte sich nach Segal um, mit einer erschrockenen und demütigen Miene, und als in diesem Augenblick zwei Polizeidiener durch die Tür gestürzt kamen, winkte er ihnen zu, wieder zu verschwinden.

„Wie sagen Sie?“ fragte er, und seine Stimme und Haltung waren fast unterwürfig.

„Ich sage, Sie sollten sich mit Ihren Ausdrücken mehr in acht nehmen, wenn Sie mit mir sprechen, falls Ihnen etwas an Ihrer Stellung liegt. Mein Paß ist hier,“ — Segal wies mit den Augen auf den Schreibtisch — „Ehrenbürger der Stadt Moskau, Jakob Segal, verlangt seinen Paß zurück.“

Der Polizeichef Swolin begann vor Schreck zu zittern. Er blätterte sämtliche Papiere auf seinem Schreibtisch durch, nach vorwärts und rückwärts, während er vor sich himmurmelte: „Mein Gott im Himmel, wer konnte denn wissen . . . Ein entsetzlicher Irrtum! Ich bitte tausendmal um Entschuldigung; aber sobald man seine Würde nicht wahrt, kommen einem die Kanailen über den Kopf — o, Kanailen, sage ich Ihnen!“

Er fand den Paß, ließ seine Augen hastig darüber hingleiten und reichte ihn Segal mit einer tiefen Verbeugung: „Wer hätte ahnen können . . . Ich muß Sie inständigst bitten, mir zu verzeihen . . . Wenn Sie wüßten, was man sich von diesen Kanailen gefallen lassen muß . . . Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen . . . Ich bin geradezu geknickt vor Verzweiflung über das Vorgefallene.“

Segal antwortete nicht. Er schob seinen Paß in die Tasche und ging nach der Tür. Der Polizeichef folgte ihm unter unablässigen Entschuldigungen und Erklärungen, öffnete ihm die Tür und versicherte noch bis hinaus an die Treppe, er stehe jederzeit zu Segals Diensten, würde es als ganz besondere Ehre, eine wirkliche Freude betrachten . . . Aber als er zu seinem Schreibtisch zurückkehrte, fluchte er vor sich hin: „Hol' ihn der Satan! Diese durchtriebene Kanaille! Rechtgläubig! Ehrenbürger von Moskau! . . . Die Getauften sind immer die Schlimmsten.“

Als Segal wieder auf der Straße stand, fühlte er mit der Hand in der Tasche nach seinem Paß und knöpfte mit einem zufriedenen Lächeln den Überzieher fest um sich. Es war doch ein recht wertvoller Gegenstand, solch ein Stück Papier! Ganz umsonst hatte er nicht gelebt. Ein Paß derartigen Inhalts führte nun einmal die Haupttreppe hinauf. Aber wenn er diesen Paß nicht gehabt hätte, was dann? . . . Segal beantwortete sich diese Frage nicht. Er fühlte sich nicht dazu aufgelegt, in die Tiefe zu tauchen und Herz und Nieren zu erforschen. Die frische Oktoberluft tat ihm gut. Ihm war wohl zumute, wie einem Mann, der jeder Situation gewachsen ist. Er holte tief Atem, füllte die Lungen mit der kühlen, regengetränkten Luft. Sie schmeckte nach modernem Laub, würzig und herb, wie zu Boden getretene Blumen und Blätter. Bald kam der Winter. Schon schlich sich der Nachtfrost ein und fischte vor Hahnenschrei mit seinem Reifnetz nach den letzten Blumenleben . . . Aber wenn der Winter kam, war er nicht mehr hier. Noch wenige Tage, und er war auf dem Weg nach dem blauen Mittelmeer und den Palmengärten von Nizza. Sein Aufenthalt hier war nur die erste Station auf der großen Reise nach dem Süden und dem Sommer. Er würde der Sonne immerzu südwärts folgen, über die Alpen, über das blaue Meer, bis zum Mittelpunkt der Erde, wenn es sein mußte, — freier Mann, der er war . . .

(Schluß folgt)

Richard Dehmels Weltbild

von Emil Ludwig

Sehen wir uns ins Auge. Was ist gefährlicher, als einen lyrischen Dichter zerpflücken? Tut man nicht besser, ihn gleich historisch einzuordnen, id est umzubringen? Doch wie soll sich der Geist orientieren? Wollen wir dem Pathetiker mit Pathos, dem Rhapsoden durch eine Rhapsodie ins Innere leuchten? Mit Kälte will der kritische Geist sich nähern; mit Wärme gab sich die Seele hin. Vollends vor diesem Geiste: Dehmel, — der sein Erglühen stets in kalte Formen zu ergießen trachtet, vor diesem feuerflüssigen Krater, der jeden Augenblick zu Eis erstarrt, fühlt man den Wunsch, für eine Stunde sich und ihn in ein System zu retten. Denn es gilt, die ganz verschmolzenen Elemente seines Wesens wieder zu trennen: was an ihm Künstler und Gestalter ist, herauszuheben und aufzusparen; um ihn hier und heute nur als Seher und Verkünder auszuweisen. Später mag man wieder musisch genießen.

Und hier sogleich, in dieser Doppelsendung, tritt, ehe wir ihn selber fassen, der Grundzug seines Wesens vor. Denn Richard Dehmel ist der Mensch, der am meisten Widersprüche in sich versöhnt. Ein Blut, bedrängt von Dualismen, ein Geist, geladen mit Antithesen, ein Herz, erschüttert von Widerspruch, — und doch ein Ganzes, völlig entspannt, seit Anbeginn wunderbar geheilt. Wo ist der Schlüssel für dieses Geheimnis? Wer hat den Dämon befreit?

Sein Genius, indem er ihn bändigte. Hier liegt vielleicht der Grund, warum Dehmel das wurde, was er zu oberst ist: Rhapsode. Nur als Rhapsode vermag er dies heiße mit dem kalten, dies hingeebene mit dem betrachtensamen Temperamente in Einen Ausdruck zu verschmelzen. Nur Künstler? Schaffe Vorbilder!, ruft immer wieder diese liebevolle Seele sich zu und umarmt die Menschheit. Was Menschheit! Schaffe Abbilder! schüttelt sich immer wieder dieser bildnerische Geist. „Gefühlskonflikte darstellen“ will dieser Dichter — und braucht und mißbraucht mit schöner Kälte Welt und Menschen, die er noch eben an das glühende Herz gedrückt.

Darum durchströmt ein Grundgefühl — kein Grundgedanke — sein ganzes Werk. Dies Grundgefühl könnte man „Weltglück“ — oder Liebe nennen. Um aber diese Worte in seinem Geiste durchzufühlen, gilt es, alle Wege zurückzulaufen, auf denen Dehmels Instinkte sich durchgeschlagen, ehe sie in die weite Rundung gelangten. Diese Kriege in seinem Inneren hat nicht etwa eine lange Entwicklung am Ende geschlichtet und aufgeklärt. Sie wirken in ihm konstituierend fort. Und da dieser Dichter gern

die jüngsten Objekte im Gleichnis betrachtet, so formulieren wir: Dehmels Leben läuft wie ein Motorrad: durch eine unendliche Kette von Explosionen feindlicher Triebkräfte wird es ständig erschüttert, — zugleich ständig vorwärts getrieben.

Wir reißen diese Kriege in seiner Seele zu drei Antithesen zusammen.

„Noch hat keiner Gott erklogen,
der vor Gottes Teufeln flüchtet.“

Erste Antithese: Gott und Lucifer

Lucifer mit steil gereckten, blaubrennenden Fackeln, in Silber und mit Sternendiadem, eilt wie gebannt der Mutter mit dem Kinde nach, die auf dem Esel sitzt, von Mönchen, Doktoren und Rittern umgeben.

Dies Bild aus seinem Tanzspiel „Lucifer“ könnte sich Dehmel, der heroische Fantast, als Wappen, der bürgerliche Ästhetiker als Exlibris wählen. Hier zum ersten Male tut sich das Dämonium dieser Seele auf. Im Trübsten fühlt sich dieser Geist befangen, ins Klarste steigt er immer auf. Dies Widerspiel durchzieht ihn seit Beginn. In einem seiner frühesten Verse spiegelt er sich und Dante:

„Wer sich durch eine Hölle durchgefungen,
den fragt, welch Paradies ihm endlich tagte;
doch wer an seinem Leben nie verzagte,
hat um das höchste Leben nie gerungen.“

Das selbe, in einem seiner spätesten:

„Selbst der Reinste muß erleben,
von Verführungen umtobt,
daß der Geist sein wahres Streben
an Verirrungen erprobt.“

Seit er begonnen, und bis er endet: immer fühlt er „Das Tierisch-Trübe, Göttlich-Klare“ gegeneinander streben. Darum hat er sich den Bastard genannt, den einst Apollon mit dem Vampirweibe zeugte.

„Drum sollst du dulden, Mensch, dein Herz,
das so von Wünschen bangt und glüht,
wie nach dem ersten Sonnenschimmer,
die graue Nacht verlangt und glüht;
und sollst in deinen Lüften
nach Seele dürsten wie nach Blut,
und sollst dich mühen von Herz zu Herz
aus dumpfer Sucht zu lichter Blut!“

— Ferne taucht, am Horizonte, ein anderer Kampf des Genius mit dem Dämon auf, den Goethe ein Leben lang führte. Ihm ward er durch das große Gegengewicht allseitigen Wissens erleichtert, das er in sich trug; doch hundertfach erschwert, weil er ihn nicht bloß gegen seine Triebe, weil er den Dämon gegen den Kosmos bändigen mußte.

Dehmel stärkt sich an diesem Kampfe, statt sich darin zu zerreiben. Trieb-

felig hat er sich einmal genannt. Dies Wort verklärt, weit über das Geschlechtliche hinaus, was das allzu wagnerische „brünstig“ etwa trübte. Ferne, je einem Trieb zu wehren; entschlossener Verächter aller moralischen Stufenleitern; durchdrungen von der Heiligkeit der Triebe, die im unbewußten Menschen aufgestiegen: so schlichtet er alle Feindschaft zwischen Sinn und Seele, so kann er gläubig rufen:

„Denn nicht über sich,
denn nicht außer sich,
nur noch in sich
sucht die Allmacht der Mensch,
der dem Schicksal gewachsen ist!“

Das ist ein Stichwort. Dehmel, von allen Widersprüchen geschüttelt: triebfelig schlichtet er sie, und statt die großen Gegenspieler: Welt und Schicksal zu bekämpfen, fühlt er sich „Gotteins mit der Welt“; vor dem Schicksal fühlt er sich geborgen, weil er ihm immer gewachsen bleibt. Dehmel ist der typisch untragische Geist unserer Epoche.

Denn auch am Schmerz kann diese Natur, entschlossen Sinn und Seele zu versöhnen, sich niemals brechen. Also ein Optimist? Dazu hat sein Inneres zu tiefe Furchen. Also ein Platoniker? Dazu ist sein Herz zu hell. Sagen wir: ein immer williger Geist.

„Ich habe mit Inbrünsten jeder Art
mich zwischen Gott und Tier herumgeschlagen.
Ich steh und prüfe die bestandene Fahrt:
nur eine Inbrunst läßt sich treu ertragen:
zur ganzen Welt.“

Tier und Gott: das erste der Kämpferpaare, die in Herz und Kopf dieses Mannes nimmermüde ihre Klängen kreuzen.

Den besten seiner Zeitgenossen galt dieser Kampf als Zentrum Dehmelschen Geistes. Schwächer fühlen wir Jüngeren dies Gegenspiel und haltens lieber mit jener Antwort, die er sich selbst durch eines Weibes Mund gegeben:

„Was ist da trüb? Ich seh nit, was?
Wir leben, wir lieben, wie klar ist das!“

„Herz, vertraue deinem Triebe!
Seele, deine Weltbetrachtung
wird nur durch den Mut der Liebe
frei von Ekel, Neue und Verachtung.“

Zweite Antithese: Ego et Religio

Niemand müßte diesem Geiste fremder sein als Christus. Muß er ihn nicht hassen, den Feind der Triebe? Muß Lucifer nicht den verachten, der sich nur durch Tötung seiner Triebe auf zur Gottheit hebt? Ist nicht Sinn und Seele zu zertrennen Ziel des Einen? Sinn und Seele zu verschmelzen Ziel des Andern?

Und doch fühlt Dehmel sich niemand näher als grade ihm; den er, bezeichnend, stets nur Jesus nennt. Nicht müde wird er, seinen Mythos zu erforschen, ihm entlehnt er immer wieder seine Formeln: „Welche der Mächte . . . dein Reich zu uns kommen lassen“ oder „Der Menschheit Heiliger Geist . . .“ oder „Mein Heiliger Geist“. (Umdeutungen, die manchen verdrießen.) Woher kommen solche Suggestionen? Sucht der Dichter den Heiland aus Ungewißheit? Um sich immer neu zu blenden?

Er steht in ihm seinesgleichen. Denn Jesus klagt sich selber an:

„Übermenschlich hab ich mich vermaßen,
und sie haben fromm gemeint:
Ich, ich lebte selbstvergessen . . .
D zertrennte mich doch mein Gebet,
daß ich zwiefach lebte Wort und Taten,
Menschen menschlich irrend zu beraten,
auch im Zweifel ein Prophet . . .
Schwerter stieß ich in die weichsten Herzen:
Allen wollt ich liebend glühn,
aber meiner Mutter mach ich Schmerzen,
und mit sehnsuchtswundem Herzen
Weint um mich die Magdalenerin.“

Hingabe an die Menschheit, gekreuzt vom Willen zur Macht: in diesem Christusprobleme spiegelt sich der Dichter.

Denn „Dehmels Selbstgefühl ist so groß wie sein Mitgefühl“ formulierte Viliencron. Immer wieder steht es auf, dort wo es gilt, Kraft und Mitleid zu versöhnen, und das schmerzt ihn. Niemand ist egozentrischer als er, niemand zugleich weniger egoistisch. Indem er keine Lehre, nicht Gott, noch Schicksal; indem er nur sich selbst mit allen Trieben als Zentrum der Welt fühlt: sieht Dehmel in jedem Nebenmenschen ein neues Zentrum, das er willig ehrt. Dehmels Religion — religio = Allverbindlichkeit — ist der Mitmensch.

„Und hier steht einer, der mit tausend Händen
sich selbst wie Saat ins Weltall möchte streun,
um tausendfach sein Dasein zu vollenden,
um tausendfach sein Dasein zu erneun.“

Hier wie fast überall repräsentiert dieser Dichter hier in großen Maßstäben die Grundgefühle, die die Besten seiner Generation in ihrer Werdezeit bewegt. Diese „Entdeckung des Menschen“, die mit ihm viele Geister vor einem Menschenalter erfüllte, — den Jüngeren ist sie fremder geworden: selbstverständlicher. Lieber spiegeln wir uns heute in seinem extensiven Machtgefühle, in seiner Lust, dem großen Strom der Triebe sich hinzugeben.

Liebe zur Menschheit, nicht zu den Menschen beschwingt ihn. Man

hat dies Weltgefühl zu blasser Philanthropie herabgedeutet. Aber Dehmels Lieblingsgestalt heißt Prometheus; nicht Lincoln.

Erst durch ihr Widerspiel wird seine Menschheitsliebe interessant. Denn dieser raffigen, herrischen, dämonisch angetriebenen Natur fällt es sehr schwer, dies Ego mit dieser Religio zu versöhnen. Wenn in seinem Oratorium „Die Vollendung“ der Herr der Ordnung nach dem Herrn der Kraft, wenn die Pflichten nach den Lüste das Wort ergreifen; wenn der Geist der Ordnung singt:

„Über allem Wechsel überlegen
thront die Freude der Glückseligkeit . . .“

dann fallen solche Verse immer ab.

Fasste man Dehmel — ganz ohne seine Schuld und nur für Augenblicke — als Moralisten: man müßte gestehen: an dieser wichtigen Stelle ist ihm der Atem ausgegangen. Denn was besagt es im Grunde, wenn der Geist der Menschheit singt:

„Nein, mitnichten
sollt ihr verzichten
auf die Lust, sie weckt die Kraft;
aber, weil sie sonst erschläft,
lernt euch Pflichten
draus erdichten . . .“

Und so werde im Menschen die Lust
ihrer göttlichen Pflicht bewußt.“

Überhaupt kann und sollte dieser triebfelige Geist mit dem moralischen Problem sich niemals kreuzen. Notwendig lautet sein Gebet:

„Und führe uns in Versuchung!“

Auch meidet er, wohl mit Bewußtsein, die ihm unverwandten Begriffe des Guten und Schlechten, und jene eine Stelle:

„Denn der Kreislauf der waltenden Mächte
will nicht das Gute, will nicht das Schlechte.
Was euch mit Willen, mit Sehnsucht füllt:
wie ihrs begreift, wie ihrs enthüllt,
wird es das Falsche, wird es das Rechte!“

deckt sich schließlich mit der impressionistischen Moral des Prinzen Hamlet.

Dehmels großes Erhos ist gänzlich amoralisch, und hier liegt ein Grundunterschied gegen Schiller, mit dem man ihn, sehr irrtümlich, verglichen. Schiller umschlang dithyrambisch die Millionen und schwärmte mit romantischer Geste von einer Zeit, da alle Menschen Brüder werden. Dehmels Menschheitsliebe ist so wenig romantisch oder sentimental, wie er im Ganzen ist; pantheistisch.

So erklärt sich — metaphysisch und psychologisch — auch der größere Irrtum, Dehmel sozial oder gar sozialistisch aufzufassen. Und doch ruht

auf diesem Irrtum ein guter Teil von Dehmels Popularität. Wir müssen ihn widerlegen.

Ein einziges kleines Gedicht (Maifeierlied) könnte parteipolitisch benutzt werden, und das ist unbedeutend. Im übrigen hat sich der Dichter — offenbar um jener Fabel zu begegnen — noch zuletzt, im „Michel Michael“, recht gründlich ausgesprochen: „Die Sorte Brüderlichkeit, die ist mit zu gleich und zu frei!“ Dehmel ist weder Sozialist noch Antisozialist, und er hat einmal einem konservativen Abgeordneten, der ihn fragte, was er nun eigentlich politisch sei, die ironische Dichterantwort gegeben: „Unter anderem auch konservativ.“

Aber Dehmel ist nicht einmal sozial, im gegenwärtigen Sinne, etwa wie die Russen. Seine früheste Schwärmerei für das Symbol Berlin, „wo die Rauchfahne der Arbeit“ leuchtet, hat er höchst vernehmlich überwunden (vergleiche „Michel Michael“, wo er nur Haß und Skepsis gegen die Weltstadt vorführt, und etwa das Gedicht „Ausschau bei Nacht“, Werke II, 59). Ein sehr frühes Gedicht, „Der Bergpsalm“, steht als Stimmung in seinem gesamten Werk allein und schließt mit dem unmelodischen Verse: „Empor, Gehirn! Hinab, Herz! Auf! Hinab!“ Diese eine Stelle — an der denn auch Verkünder und Gestalter sich nicht zu decken vermochten — wird von gewissen Seiten als Dokument seines sozialen Gewissens gedeutet. Man sollte dergleichen nicht sagen. Es ist ebenso falsch, wie Hauptmann um seiner „Weber“ willen zu sozialisieren. Verkünder und Gestalter in Dehmel, sein ganzes Wesen widerspricht. Freilich hat er ein soziales Gewissen; wie alle. Aber dieser Geist ist viel zu stark, um sich den zufällig zu seiner Zeit Unterdrückten zu verschreiben; viel zu weit, um eine Klasse zu führen. Dehmel hat kein spezielles „Mitleid“ mit dem Arbeiter, er hat überhaupt kein Mitleid. Er liebt nicht den Arbeiter, nicht einmal den Menschen. Sehr bitterfüß klagt es aus seinem Munde:

* „Ach, wer die Menschheit liebt,
Der leidet die Menschen hassen.“

Der Geist der Menschheit scheint ihm grade groß genug, daß er in seinem Dracorumm erscheine.

Nach als Künstler sollte ihn niemand länger in solche Dienste stellen. Dehmel will durchaus nicht direkt (sozial), er will durchaus indirekt (mythisch) ins Volk wirken.

Als Dichter kennt er keine Probleme, nur Gefühlskonflikte. So hat er inmitten der Erscheinungen, die ihm Erde und Landschaft, Gott und Sterne dargeboten, auch einige Dachstuben mit ihren Gefühlskonflikten gesehen und wieder dargestellt. Zuerst recht novellistisch: „Zu eng“, „Bierter Klasse“; dann die Ballade von der „Magd“, im großen

Rhythmus der Jahreszeiten, und den „Märtyrer“. Dann das Lied vom Arbeitsmann mit dem gewitterdrohenden: „Wir Volk“, und endlich, rein freskalo, jene große chorische Hymne, das Enttelied: „Mahle, mühle, mahle!“

Hoch, ernst, mit gewappneter Gebärde, die Falten des Mundes herabgezogen, alle Narben und Wildheiten des durchpassionierten Gesichtes wie erleuchtet: so stand er vor seinem hohen Katheder und sprach die schwer fallenden Verse, und mehr als tausend Arbeiter, ihm zu Füßen, spannten die Blicke, reckten die Köpfe, spitzten die Ohren nach oben. Drei Abende vorher hatte er vor dem literarischen Kreise rezitiert. Ihn dürstete nach Tausenden, nach Arbeitern. Die ahnten nichts vom spezifischen Gewicht seiner Künstlerschaft. Warum stürmte dennoch ihr Herz ihm zu? War es wirklich nur die Handvoll „sozialer“ Gedichte, von denen er drei oder vier im Laufe eines ganzen Abends vorgetragen? Die gingen ihnen ein, freilich, das geht ihnen ein, auch wenn ein Dilettant schlechte Proletarierverse vorträgt. Warum folgen sie diesem Manne, der sie zu jeder Art von Menschen und Göttern führt, zu Dingen oft, die ihnen völlig fremd sind als Objekt wie als Kunst?

Sein religiöses Pathos reißt sie hin, die große Hingabe dieser Seele, in Brunst und Inbrunst, dieser strömende Ausgleich von Ich und Welt.

Und ich dachte: Schwarz bist du anzuschauen, wie Lucifer. Doch das Licht aus dir strahlt weiß, als wärest du Johannes.

„Gefühl treibt eins das andre fort;
o gib uns, Geist, das Fassungswort.“

Dritte Antithese: Bewußtsein und Ekstase

Der feuertrunkene Pole Przynbyzowski hat einmal im Rausch Dehmel, der mit ihm zechte, den Hahnrei des Bewußtseins genannt. Müssen wir das Wort erklären? Noch aus der Verschwommenheit des Rausches blüht es auf.

Wirklich geschieht das Unglaubliche — womit denn auch das polnische Gleichnis endet —: Mitten im Liebesrausche mit Phantasie setzt diesem Dithyrambiker sein eigenes Bewußtsein Hörner auf. Denn Dehmel — patheticus — ist zugleich Analytiker seines Gefühls. Strömt dort die rhapsodierende Leidenschaft aus ihrem Urgrund auf: hier sprudelt ihm eine kleine kluge Zweifelquelle eigensinnig dazwischen.

Mag er immerhin „das Unbewußte“ hassen, mag er „den Herren Unbewußtlern empfehlen, sich lebenslänglich chloroformieren zu lassen“: das bleibt ein Wiß. Der Zwiespalt hingegebenen Dichterrausches und allzu wachen, nachprüfenden Intellektes hat ihm manche Wirkung zerstört. Er kennt die Gefahr und hat in seinem Essay über „Naivität und Genie“ in

diesen Blättern sehr tiefe Dinge darüber gesagt. Freilich, es ist ein Unterschied, ob man über Gefühle nachdenkt oder über die Darstellung von Gefühlen. Doch zuweilen denkt er auch über Gefühle nach: wenn er Prophet ist, nicht mehr Künstler.

„Müßt euch versenken
tief in den innern Streit,
fühlend zedenken,
was in euch schreit.

Wie's immer wühlt:
wenn ihrs zerfühlt,
seid ihr befreit.
Nur wie ihrs auslegt,
wirds euch bewußt . . .“

Was ist der Grund für solchen Zwiespalt zwischen Bewußtsein und Ekstase? Dehmel will alles Bewußtsein ins Triebhafte zurückleiten — und alle Triebe ins Bewußtsein erheben. Da entstehen denn zuweilen Verse von so barockem „Gefühlsgeist“, wie die obigen. Mischt sich hierzu noch das pedantisch ordnende, systematisch deutsche Element, das Dehmel beherbergt, so wird gar ein Monstrum geboren, wie die Zeile:

„Erde, enthülle dein Himmelsblut!“

Hier läuft ein Sprung durch die Seele des Mannes und wird auf seine Dichtung projiziert. Wachsein hemmt den schönen Wahnsinn, Gedanke hemmt das strömende Gefühl. Dieser Kulturspalt ist schwerer zu schlichten als jene Spaltungen der Triebe, die Tier und Gott, die Ich und Mitwelt trennen. Und weil er deutlicher ins Auge fällt, ist jeder Ahnungslose gern bereit, diesem großen Dichter Geschmacklosigkeit vorzuwerfen. Das Unvollkommene zerrt ihr hervor, statt das Vollkommene zu lieben.

Denn hundert Male, fern von diesem Zwiespalt, mit einem himmlischen Gelächter über alle Klärung des Bewußtseins, springt, läuft, rennt der Genius über die Felder der Phantasie, ekstatisch, ungezügelt. Da funkelt das Trinklied auf: „Noch eine Stunde, dann ist Nacht . . .“, da atmen abendlich Narzissen, da sinkt der Wunschberauschte nieder vor seiner ersten Königin, da sprühen die Phantasien zweier Liebenden: „Eines Tages“ — das vollkommenste von allen seinen erotischen Gedichten —, da reißt er noch die Nebel jener großen Elegie entzwei, in der er eben sich dreifachen Treubruchs angeklagt: denn plötzlich, aus dem Moll der Grübeleien, steigt er empor und fühlt sich hingerissen:

„ . . . O ja: die Erde ist voll Grauen,
Doch voll von Sonnen steht die Welt.
Raum! Raum! Brich Bahnen, wilde Brust!
Ich fühls und staune jede Nacht,
daß nicht bloß Eine Sonne lacht!

Zehntausend Sterne aller Enden,
zehntausend Sterne stehn und spenden
dir ihre Strahlen in die Brust!"

Mit großem Einsatz, scheinbar unvermittelt, steigt das empor, wie der kurze steile Ausgang vom dritten in den letzten Satz der Fünften Symphonie. Solcher Aufschwung reißt überall fort; etwa in „Venus Excelsior“:

„Da —: Flügel —: frei —! und an die Brust die Blume!
Schon naht der Hain mit seinem Heiligtume,
wo auch die Rosen immer grünen dürfen.“

Oder gar in „Venus Urania“; das dahintrast immer an der Klippe des Wahnsinns — ganz wie Goethes „Wanderers Sturmlied“ —, bis es in der tollen Hyperbel zerplatzt:

„Wir lieben alle, —
alle Welt muß uns lieben!“

Wir legten dieses Widerspiel zwischen Ekstase und Bewußtsein dar, weil es zum psychischen Abbild des Mannes gehört. Erdrücken kann auch dieser Zwiespalt seinen Träger nie. Zu stark, zu eingeboren lebt Phantasie in ihm; während der kleinere Gedanke von ihm nur groß gezüchtet worden. Hierfür gibt es ein Zeugnis, deutlicher als selbst jene ekstatischen Dichtungen, in deren Abgrund noch immer ein Gedanke murmelt.

Dies Zeugnis sind seine mystischen Gedichte. Manche meinen, das tiefe Mitmenschengefühl, das ihn bewegt, entfernte Dehmel mehr und mehr von der reinen Natur. Wer sich so tief ins Menschliche vergrub, verlernte das zwecklose Belauschen natürlicher Mächte; wäre zu heiß für die Kühle des mystischen Kaufches. Und man könnte wiederum auf Schiller weisen als auf ein prangendes, warnendes Beispiel. Gibt es, fragen Jene mit Mißtrauen, gibt es rein lyrische Dichtungen von Dehmel, ohne ein wollendes Ich? Ohne ein sollendes Du? Verdirbt er uns nicht noch seine reinsten Versenkungen — etwa den „Sommerabend“ — durch die plötzlich hervorbrechende Schlußzeile: „So sei doch froh, mein Herz, in all dem Frieden!“

Solche Dichtungen gibt es bei ihm, vollkommene. Wie verstummt dann dieser Pathetiker, wie ruht er wahrhaft am Busen der Natur; bis sich langsam Töne lösen aus dem Horchen, und wie große Tropfen niederfallen. Manchem bedeuten sie Dehmels reinste Liefse. „Morgenandacht“ (Werke I, 54) mit dem pantheistischen Schlusse, oder die kurzen Gedichte „Hoher Mittag“ (III, 114), „Geheimnis“ (III, 78), „Tief von Fern“ (I, 62) und um eines der reinsten hinzuschreiben: „Am Ufer“:

„Die Welt verstummt, dein Blut erklingt;
in seinen hellen Abgrund sinkt
der ferne Tag,

er schaudert nicht; die Glut umschlingt
das höchste Land, im Meere ringt
die ferne Nacht,

sie zaudert nicht; der Flut entspringt
ein Sternchen, deine Seele trinkt
das ewige Licht."

An diesem Punkte nähert sich Dehmel den mystischen Gesichtern Goethes.

„Möglich wird, was dunkel war,
dir von Grund auf offenbar;
und dann kannst du nicht verstehen,
wie du sonst es nicht gesehen.

Aus dem Grund der Welt durch dich
offenbart der Welt es sich;
aus der Ewigkeit geboren
bleibt es ewig unverloren."

Und nach der kalten Klarheit solcher Erleuchtung überkommt diesen Dichter das Bangen und der Schauer vor den Läuterungen durch die Träume:

„Wie mit zauberischen Händen
greifen Träume in mein Leben.
Will ein altes sich vollenden?
Will ein neues sich begeben?"

Eines Abends, erzählte der Dichter, kam ich in die Stadt und ging in ein Konzert. Viele Wochen hatte ich am See verbracht, und die beschneite Kette der Berge, die Fläche umglänzend, hatte sich wie ein Naturgefühl fest mir eingegraben. Nun tauchte plötzlich, nach langer Zeit zum ersten Male, Kunst an mein Ohr; Musik, Bach und Beethoven. Und mit einem Male fühlte ich: Was will das alles, nach der Kette der Berge? Das Ewig-Stille ist nicht auszudrücken. Wozu ahnen wir es nach?

Und so ergeht es ihm, wenn er im Eis der höchsten Berge steht, von Nacht umgiert, von Licht umschäumt.

Und so hat er sein und aller Bewußtsein, seine und alle Verse in sieben unvergänglichen Zeilen mit Lächeln ad absurdum geführt.

„Was sind Worte, was sind Löne.
all dein Jubeln, all dein Klagen,
all dies meereswegenschöne
unstillbare laute Fragen.
Rauscht es nicht im Grunde leise,
Seele, immer nur die Weise:
Still, o still, wer kann es sagen?"

„Schnee und Eis zerschmilzt in Lavafuten."

Synthesis: Eros

Einmal stand Dehmel vor den orphischen Urworten, die sein Gastfreund in den Tragebalken seines Hauses eingegraben. Still blickte er

hinauf. Eros stand inmitten. Er sann eine Weile, nach seiner Art, hörte nicht, was man zu ihm sprach. Er fragte: „Sollte man nicht Tyche in die Mitte rücken?“ Dann aber lächelte er, auf seine Art (zwischen Unge-
wissenheit und Verklärung): „Freilich. Eros enthält sie alle.“

Ein paar hundert Entsetzte haben Dehmel als Pornographen ausge-
rufen. Habeant. Aber ein paar tausend Huldigende — und diese sind
gefährlicher — suchen aus ihm stets nur das Geschlechtliche heraus.
Nichts ist leichter, man begegnet ihm allerorten. Schon die Titel seiner
wichtigsten Bücher heißen: *Aber die Liebe, Weib und Welt, Verwandlungen
der Venus, Zwei Menschen.*

(Noch amüsanter ist ein populärer Dehmel. Man erkennt ihn — wie
Schiller — an der Zitierung seiner unerheblichsten Zeilen: „Weib sein ist
doch das herrlichste Los!“, „Schwarz oder weiß, nur nit grau, kalt oder
heiß, nur nit lau“, „Ich und die Zukunft!“ und „Wer glücklich ist ver-
dient zu sein!“) —

In Eros schlichtet sich für Dehmel jeder seiner Zwiste.

In ihm verschmelzen Gott und Lucifer: „Auszurufen am Herzen
Gottes“ ruft er brünstig. In ihm verschmelzen Ego et Religio, Lüste und
Pflichten, Ich und Welt:

„Denn Liebe ist die Freiheit der Gestalt
vom Bann der Welt, vom Wahn der eigenen Seele.“

In ihm verschmelzen Bewußtsein und Ekstase.

„Immer im Zweifel zerläuft der Gedanke,
oder nur höher häuft sich die Schranke
um den veressenen Geist empor;
aber im Zaubermantel der Liebe
trägt dich der lachende Sturm der Triebe
auf vom Staub und ins Himmelstor.“

Oder in seinen Lieblingsversen:

„Erst wenn der Geist von jedem Zweck genesen
und nichts mehr wissen will als seine Triebe,
dann offenbart sich ihm das weise Wesen
verliebter Torheit: die große Liebe.“

Wie die Alten, denen Dehmel sonst nichts abborgt — die Antike ist
ihm fremd wie die Romantik —, so fühlt er wieder, der erste nach hundert
Jahren, das Mysterium im Geschlecht, und so wird ihm die Huldigung
des Eros zum sakralen Dienste: beginnend mit der eigenen Erzeugung; er-
füllt in der Geburt; wachsend mit dem Aufkeimen eigener Triebe; steigend
in der Werdelust des Jünglings, der Jungfrau, des Frühlings; kulminie-
rend im Zusammensturze der Geschlechter; neu verklärt in neuer Zeugung
und Geburt der Kommenden.

In einem seiner allerersten Gedichte warf er sich zurück, *appassionato*:

„Ward ich durch frommer Lippen Macht
und zahmer Küsse Tausch?
Ich wurde Mensch in wilder Nacht
und großem Wollusttausch.“

Ähnlich viel später, Largo:

„Nur durch die Pforten, durch die dich ins Leben
die Brünste stießen, kam dein Streben
brünstig zurück in den Schoß der Welt.“

Hier gilt es nicht die Stufen durchzulaufen. Sie finden sich, kosmisch geordnet, in den „Verwandlungen der Venus“. Man folgt ihm dort, als wäre er Merlin, der Wandlungsreiche.

Doch ordnungslos und reizender liegt dies alles in seinen Gedichten. War es dort Venus, die herrschte, hier ist es Eros. Als Triebkraft der Seele springt er hier empor: im Jüngling und im Mädchen, in der Jungfrau, in dem dunkel erschütterten Nachtgebet der Braut, in jeder Entbietung und Entsagung, in Sucht, Verschmelzung, Trennung: überall strömt der freiste Trieb der Sinne neben dem zagesten Aufblick der Seele hin.

Es leuchtet ein: den willigen, triebseligen Geist, dem es im Ohre klingt:

„Nur noch Seele, nur noch Sinn,
der du bist und der ich bin . . .“

ihn, wie keinen andern, lockt es, das Tier dem Gott in seiner Brust im Liebesstrom zu versöhnen. Wäre der Dichter nicht jener „Bastard“, als der er sich dargestellt; wär' er vielleicht in hellerer Harmonie mit sich geboren: dann glühte schwächer in ihm der Wille, sich gänzlich hinzugeben, um sich gänzlich neu zu empfangen.

Und da denn Eros Erlöser seines Weltgefühles ward, muß Eros sich ins Weltall dehnen, muß sich auflösen im Kosmos. Nur das Meer erschien dem Dichter maßlos genug, es dem Grundgefühl des Menschen zu vergleichen, und er schloß seinen „Lobgesang“:

„Aufklang der Unendlichkeit
ist das Meer,
ist die Liebe.“

Erinnert dies an Wagner? Sein Tristan will im Liebestode, Dehmels Helden wollen im Liebesleben sich selbst entströmen. Aber bei Wagner ist es tragisch-romantische Brunst; bei Dehmel gefaßte Inbrunst. Nicht im eigenwilligen Tode: im Gleichgewicht der Welt, im „Weltglück“ löst Dehmels lyrischer Charakter sich empor. Wagners Liebe ist Wollust, Dehmels Liebe ist Weltgefühl. —

Von Eros zur Ehe ist für Dehmel nur ein Schritt. Denn mit dem Ernste, mit dem er alle bürgerlichen Umstände zu Symbolen erhebt, sein Jahrhundert zum Gleichnis der Ewigkeit, hat Dehmel auch die Ehe ergriffen. Er setzt einen deutschen Spruch davor:

„Glut klärt,
Glut verzehrt.
Hüte jeder seinen Herd!“

Und dann erklingt sein Lied bald dem Klärenden, bald dem Verzehrenden. Selten stürzt er in den eignen Strudel: dann ergreift er doppelt den Betrachter („Wirrsal“, Werke III, 61).

Wir hören seine Stimme singen:

„Seit wann du mein, ich weiß es nicht;
was weiß das Herz von Zeit und Raum!
Mir ist, als wärs seit gestern erst,
daß du erfülltest meinen Traum;

mir ist, als wärs seit immer schon,
so eigen bist du mir vertraut:
so ewig lange schon mein Weib,
so immer wieder meine Braut.“

Wann immer dieser Mann von Sinnen hingerissen wird, zugleich steigt seine Inbrunst rein empor. Schildert er die Enthüllung seiner Geliebten, immer steht die nämliche Wendung:

„Still schaut sie auf. Er muß die Augen schließen . . .
Er sieht nur, wie zwei Augen Licht ergießen . . .“

In feierlichem Trauschwur hat er sein Weltgefühl von sich und seinem Weibe am schlichtesten gestaltet:

„. . . Ich bin der Herr, dein Gott! Du sollst mich ehren,
auf meine Kraft dein ganzes Leben baun,
in jeder Drangsal selig mir vertrauen,
nach keiner Zuflucht außer mir begehren . . .

Denn du bist meine Welt! Dich will ich segnen . . .
Und will auch dir mich weihen: will meine Töfle
durch unsern Bund entfühnen und versühnen,
mich mit dir, in dir immerfort verschönen,
du meine Welt, du meines Gottes Seele!“

Aber noch ein anderes Paar, ein männlicher gefaßtes, trägt er im Blut: in einem seiner vollkommensten Gedichte, „Herr und Herrin“ (das die „Zwei Menschen“ in nuce enthält), steht auf sechzehn Zeilen alles, was hiervon zu berichten wäre.

Grenzenlos vertraut er dem Instinkt des Weibes, unproblematisch in höchst begehrenswertem Sinn erscheint sie ihm.

Ist sie da und schreitet sie fort, die Ehe: so erhebt sich gleich sein Mitmenschengefühl und zwar in bürgerlicher Weise; Eros scheint zurückgedrängt. „Mit der bloßen Liebeslust“ — schrieb er einem Freunde — „kommt man nicht weit; sie ist nur der Keim für die reife Ehe. Auch Kameradschaft und Freundschaft reichen nicht aus. Ich möchte es Spieß-

genossenschaft nennen. Zwei Einsame kämpfen um eine gemeinsame Welt, gegen die allgemeine, allzu gemeine Welt. Es ist ein Kampf um gegenseitige Großmut; es gilt, den edelsten Selbstsüchtigen ein heldenmütiges Beispiel zu geben."

Diesem Synthetiker, dieser Zukunftsnatur vollendet sich Ehe und Eros erst, wenn sie fruchtbar werden. Im Kinde betet Dehmels an, was Nietzsche nannte: ein aus sich rollendes Rad. Will sagen: das Symbol des Helden. Doch weiter sieht er im Kinde: Narrheit, Widersinn, holde Lüge — das Dämonische im Naiven.

Ist es erstaunlich? Reagiert nicht das Kind simpler, gradliniger als die Großen? Und muß nicht dieser Dichter, so vieler Widersprüche sich bewußt, zum höchst Eindeutigen sich wenden: als wärs das Venerabile?

Hier endlich sieht der Brünstige seine Inbrunst verklärt. Mit einem Male steht der ungewollte Zeuge seiner Lüfte, — ein kleiner Heiliger steht da. —

Beim Menschen beginnt, bei dem erneuten Menschen endet Dehmels Weltbild. Und doch ist grade, was dahinter schimmert, der unvergleichbare Teil seines Wesens, seines Werkes.

Dehmels Werk gleicht den Bildnissen des Lionardo. Wir treten davor: ein Menschenhaupt, groß, nahe, steht da ganz vorn und blickt uns an, fest, undurchdringlich. Hinter ihm aber öffnet sich die Landschaft, mystisch blau; felsereich, voll Klippen und Grüften, verdämmernd in eine unendliche Helle. Und mehr und tiefer wenden wir den Blick, fort von diesen Augen, — der phantastischen, der magisch erblauenden Landschaft zu. Aber wie tief wir auch in sie sinken, immer bewacht uns das große Auge des nahen Menschenhauptes.

Caramba

Erzählung von Otto Flake

Die erste Nacht an Land verbrachte Stas in Hamburg, und er verbrachte sie in keinem Bett, wenigstens nicht . . . nun ja. Aber als er um vier Uhr aus dem Hause trat und von einem dicken Elbnebel umfangen wurde, fluchte er — seinen Leibfluch Caramba, der im Lauf der Zeit etwas wie ein Kamerad geworden war, den man hier und da während des Tages bei den passenden Gelegenheiten aufmerksam macht. Er fluchte und gedachte der Szenerie von Palmen und blauem Himmel darüber, mit der einen auf Antilleninseln in derselben Situation der dämmernde Morgen zu empfangen pflegte. Nein, die Heimat hatte nicht an Reizen zugenommen, die Straßen nicht und die Menschen nicht, und er pfiß noch immer auf alles, was deutsch war.

Auf dem nassen Damm stieß er mit den Beinen hin und her, als verfeße er einem unsichtbaren Gegner Fußstritte, aber es geschah nur, um die Hosen zurechtzuschütteln und ihnen zu einem eleganten Fall über den Lackhalbschuhen zu verhelfen. Sein Anzug war eine raffinierte Zusammenstellung. Während das Jackett in den Schultern breit und gerade wie bei einem Amerikaner war, hatten die Weinkleider den weiten, lässigen Schnitt, den man bei den Samthosen Pariser Terrassiers, der verwegenen Erdarbeiter, findet. Und gleich ihnen fuhr er tief in die Hosentasche hinein und holte eine Dose hervor, die ein Wappen trug — wahrhaftig das einzige Stück, das er noch aus dem alten Leben besaß.

Mit zwei Griffen hatte er eine Zigarette gedreht, geleckt und angezündet, die Fäden des honiggelben englischen Tabaks hingen lang über den Rand hinaus und verglommen dufend. Aber während er weiterging — mit gespreizten Beinen wie eine Negerin, fand er selbst — blieb die Vision von Palmen und blauem Himmel . . . Caramba. Es war doch erst September, und schon Nebel. Das gab es auch nur an der nordischen See — da unten über dem Main hatten sie doch wenigstens noch die schönsten Herbsttage vor sich, der Wein war ja noch nicht einmal im Faß. Und an die Stelle der Palmen im Morgenwind traten goldene Hügel, von denen man in weite, frohbewegte und herbstlich hallende Ebenen hineinsieht, Ebenen, aus deren Dörfern zur Antwort die Rufe der Kelternden heraufsteigen.

Und in der Eingebung des Augenblicks rief er eine Kutsche an, die durch den Nebel rollte. Der Kutscher hörte nicht, da steckte er drei Finger in den Mund und pfiß gellend wie ein Matrose; auch darauf verstand man sich, wenn man Stanislaus von Eysner hieß. Der Wagen hielt, er warf sich hinein und sagte: „Hauptbahnhof.“ Jetzt fuhr er zuerst südwärts nach Hause,

der Zeitungsmensch in Berlin, der auf ihn wartete, konnte das noch ein bißchen länger tun.

Um fünf Uhr morgens ist eine gute Zeit, wenn man abreisen will; man findet immer einen Zug — eine Stunde später rollte er zum Bahnhof hinaus, während er seine Vorbereitungen traf, um die Fahrt so bequem wie möglich zu machen, mit Decken, einem amerikanischen Kriminalroman, Zeitungen, Süßfrüchten, Schokolade und Zigarren. Zuerst wollte er ein wenig schlafen, gewissermaßen der Gesundheit halber; aber dann fühlte er sich nicht müde. Er war ein fester Kerl; die Knochen waren fein, aber von Stahl; er hatte nichts dagegen und zog den Henriquatre durch die Finger. —

Es war Nachmittag, als er im Städtchen ankam; schräge Sonnenstrahlen flammten in den gewölbten, hohlgeschliffenen Fensterscheiben, dem Wahrzeichen süddeutscher Bürgerlichkeit. Auf dem Platz war vom Markt des Vormittags ein einsamer Höferstand und darüber ein gewaltiger Sonnenschirm aus gestreiftem Tuch übriggeblieben. Das Haus mit dem doppelten Freitreppchen war weiß gestrichen, die Stufen führten zur Apotheke, die dieselben Fenster wie jede andere Wohnung hatte. Ein barocker Fries von Früchteschnüren umrahmte das Stockwerk darüber: Stas sah hinauf und erblickte die geschlossene Reihe der Jahrgänge des Gotha auf dem Schreibtisch der Lante und höher hinauf den Raffael, aber sie selbst saß nicht da und schrieb nicht, o Wunder. Dann mußte es gerade der eine Ruhetag sein, meinte er boshaft, den sie zwischen eine eben beendete Geschichte und eine neue einzuschieben pflegte.

Als er schellte, wollte ihn das Mädchen nicht einlassen, das Freifräulein sei nicht da.

„Dann warte ich,“ sagte er, kniff das Dirnchen in die heißen Backen und trat ein.

„O mei,“ stammelte es und stand da, als hätte ein Ritter mit klirrenden Sporen es zur Seite geschoben. Im Gang hing ein Rosenhut. „Muß der alten Schachtel gut stehn,“ brummte Stas aufgebracht und gab ihr die Schuld an dem verweigerten Zutritt, aber lauter fragte er:

„Trägt sie das jetzt?“ Der Herr war lustig, das war doch dem jungen Fräulein sein Hut. Stas wußte nichts von einem jungen Fräulein. Er klopfte am Zimmer der Lante an und wollte gleich öffnen. Aber es war geschlossen. „Wer ist da?“ fragte drin eine hohe Stimme.

„Besuch, mach auf,“ sagte er und kontrapunktierte mit seiner tiefen.

Aber es dauerte eine Weile, bis die Tür sich öffnete, vorher wurden Schublade zugestoßen und Schlösser abgezogen. Dann stand er vor der kleinen, verhußelten Gestalt und sah senkrecht auf sie hinab. Ein Paar erloschene blaue Augen, die in Säcken lagen, hoben sich einen Augenblick zu ihm auf — daß sie ihn überhaupt sahen. Aber kaum war er im Zimmer,

so strich sie hin und her; hier lag eine Decke nicht recht, dort war ein Hauch von Staub übriggeblieben, den sie verärgert mit dem Finger abwischte — sie sah alles, nichts entging ihr. Sie sprach unaufhörlich, zuerst schalt sie auf das Mädchen, das nichts recht machte, dann erzählte sie von sich, von einem Besuch, der dagewesen war, und von alten Briefen, die sie in allen Fächern suchte; sie tat, als sei Stas erst gestern weggegangen.

Er setzte sich in einen Sessel und sah ihr zu. Was für eine Stimme sie hatte: eine Allejungsfernstimme, der man anhörte, daß sie nie Weib gewesen war, die noch die Höhe einer runden Mädchenkehle besaß, nur daß alles verzerrt und komisch geworden war. Er blickte zu einer Photographie hinüber, die an der Wand hing; von vornen war sie ganz verblichen, aber von der Seite erkannte man die Köpfe der Gruppe noch genau — einen Mann mit Vatermördern, eine Frau im Reifrock, drei Kinder, darunter ein Mädchen mit schwellendem Oval, dicken Zöpfen und dunklen, starken Augen: die Tante. Das Bild machte, daß er sie geduldig reden ließ; aber als sie gar nicht aufhören wollte und in ihr ältestes, tiefstes Fahrwasser geriet, das Mißtrauen und die Angst vor geheimnisvollen Nachstellungen — vielleicht habe ihr jemand die Familienbriefe entwendet und sie brauche sie doch zu einem Roman — schnitt er ihren Redestrom ab und erkundigte sich, was sie dazu sagte, daß er wieder im Lande war.

„Ach ja,“ ging sie ganz bereitwillig ein, „wie lange warst du doch fort?“

„Fünf Jahre.“

„Ja, es ist Gras gewachsen über die Dinge damals, als du fort mußt.“

Er lachte über ihren ausfallenden Ton.

„Meinerwegen kann es wieder abgemäht werden, das Gras.“

„Gott bewahre. Dein Regiment ist ja auch nicht mehr da und wir haben jetzt Jäger,“ fuhr sie hartnäckig fort. Er fragte gemächlich:

„Und wieviel Kinder hast du unterdessen in die Welt gesetzt?“

Sie sah ihn erstarrt an.

„Natürlich geistige. Deine Romane sind doch deine Kinder.“

„Ach so meinst du es,“ sagte sie und sie meckerte ein wenig, sei es nun aus Verlegenheit, sei es, weil sie sich geschmeichelt fühlte. „Ja, ich habe viel geschrieben.“

Sie trat an das Büchergestell, auf dessen obere Reihen, an die sie nicht reichte, Klassiker und andere Erbstücke verbannt waren, während in Augenhöhe der Goldschnitt einer Reihe neuer Bände glänzte. Sie fuhr innig über die Rücken.

„Gangbare Ware, was?“ meinte Stas.

„D...“

„Doch, doch,“ versicherte er, „ich habe dich in Habana auf dem Salonisch des Konsuls gefunden.“ Sie schluckte. Er schüttelte den Kopf.

„Zum Henker,“ dachte er, „woher sie all das Zeug nimmt.“ Seit zwanzig Jahren saß sie hier in der Stube, blind wie ein Maulwurf, und saugte sich Romanfortsetzungen aus den Pfoten. Daß man selber draußen in Häfen und Pampas zum Schreiben gekommen war, ließ sich schließlich verstehen — erstens mußte man leben und zweitens erlebte man auch etwas.

Er wartete, daß sie ein Wort über seinen neuen Beruf fallen lassen würde, aber es kam nichts. Da sagte er:

„Höflich bist du nicht. Ich habe dir ein Kompliment über deine Erzeugnisse gemacht — da könntest du dich wenigstens über die meinigen geziemend verwundern.“

„Erzeugnisse?“

Ja, Erzeugnisse. Sie wollte ihm doch nicht weismachen, sie wisse nichts davon, daß er ein Vierteljahr die Ehre — er machte eine Verbeugung — gehabt hatte, seine Reisebriefe neben ihrem Roman in der „Gartenlaube“ zu sehn? Seine Verblüffung half ihm nichts; sie kümmerte sich nicht darum, wer noch in den Hefen gedruckt war, und nun stellte er sich vor, wie sie sich auf die Nummern stürzte und nichts sah als sich und ihre verlogenen Liebesgeschichten. Das war einfach unanständig — nein, es war ekelhaft, und seine Zuneigung zu ihr wurde nicht größer. Als sie ihn über die Redaktion und die Preise ausholen wollte, sagte er: „Geschäftsgeheimnis“ und tat dann abermals mit dem Gespräche kurzerhand das, was er einen Ruck mit dem Steuer geben nannte: Wer das Fräulein sei, von dem das Mädchen gefaselt habe?

„Ja doch, Käthchen ist doch zu Besuch bei mir.“

Käthchen? Wer war Käthchen? Und er verzog den Mund über den Namen.

„Was für ein deutsches Gänschen ist das?“

„Egons Stieftochter,“ sagte die Tante. „Gott ja, du warst schon fort, als Egon heiratete. Da weißt du wohl noch gar nicht Bescheid?“

Sie hatte wieder eine lange Geschichte zu erzählen. Stas hörte unaufmerksam zu; ihn interessierte es wahrhaftig nicht, wem zuliebe Onkel Egon in seinen alten Tagen die Dummheit gemacht hatte, eine Frau mit einer halberwachsenen Tochter zu heiraten; er würde sich hüten, zu ihm hinauszufahren. Und er überlegte, ob es hier sonst einen halbwegs vernünftigen Menschen gab, den er aufsuchen konnte. Aber mit einem Male horchte er auf. Was die Alte da breit aufstollte, war ja eine Mordsgeschichte.

„Du warst damals ein Junge,“ sagte sie, „aber ich erinnere mich noch genau, alle Zeitungen waren voll von dem Sensationsprozeß, den da oben im Polnischen die Verwaltersfrau gegen die Gräfin Wola führte.“ Die

Verwaltersfrau behauptete, die Gräfin habe sich ihren Jungen bei der Geburt geben lassen, um für den Tod des Grafen, der ein schwächlicher Mann war, gerüstet zu sein und nicht um den Besitz zu kommen, und habe ihre eigene Schwangerschaft nur fingiert. Die Klage ging durch alle Instanzen, und das Reichsgericht sprach das Kind der Gräfin ab. Aber inzwischen hatte sie selber ein Mädchen bekommen, Käthchen, und schließlich brachte Egon sie aus Wien als seine Frau mit.

„Und der Adel hierzulande und die öffentliche Meinung und die Familie?“ fragte Stas.

„Ja gewiß doch,“ antwortete sie eifrig, „wir mußten uns damals alle über unsere Stellung Egon gegenüber klar werden — wenn ich nur wüßte, wo die Briefe hingekommen sind.“

Stas warf ihr einen raschen, aufmerksamen Blick zu.

„Sieh an,“ sagte er.

„Wie meinst du?“

„Nichts, nichts. Seit wann hast du denn den Verkehr wieder aufgenommen?“

„Gott ja, ewig kann man das nicht durchführen. Die Zeit geht vorüber, und Egon ist ein schwacher Mensch, aber doch ein Ehrenmann, dem sich nichts vorwerfen läßt.“

Damit war man wieder bei einem Ende angelangt, und das Glöckchen, das drüben auf dem Dachstuhl des Römerspitals zu läuten begann, erinnerte daran, daß es auch draußen Abschnitte gab. Es erfaßte ihn eine Lust, durch das Städtchen im Vorabend zu gehn.

Als er schon unten stand, rief ihm die Tante noch etwas nach; und nannte ihn Stanislaus. „Stanislaus?“ gab er laut zurück, „ich habe mich umtaufen lassen in Caramba — das ist ein Heiliger, der viel angerufen wird.“ Dann schritt er über den gepflasterten Platz. Eine alte Jungfer war ein unheilbarer Fall und das hatte er davon, daß er zurückgekehrt war. Er fühlte nicht übel Lust, zum Bahnhof zu gehn und nach Berlin zu fahren. Die Heimat — das war gut, wenn man alt wurde und einen Haufen Gold besaß, groß genug, um in die Landschaft, die es einem angetan hatte und nicht die Menschen, ein Haus zu setzen, in das einem keiner hineinzukommen brauchte, den man nicht mochte. Aber er . . . der einzige Grund, weshalb er nicht schon Kopf über Hals aufbrach, war wahrhaftig, daß ihn die Neugier plagte, einen Blick auf dieses Käthchen zu werfen. Da war es heraus — Abenteuer, der er war. Und nun gestand er sich, was ihn lockte: daß das Mädchel polnisches Blut in sich hatte. Irgend etwas mußte doch an ihr sein, wenn man von so einer intriganten Mutter abstammte.

Er kam an einer Villa vorüber, die hinter einem schmalen Vorgärtchen lag. Im Erdgeschoß saß ein junger Mann und sah regungslos auf einen

Punkt an der Decke; sein Profil hob sich scharf ab. Der hat etwas zu denken, notierte Stas und ging weiter. Aber ob ihn die Starrheit des nach oben gerichteten Blicks unbewußt weiter beschäftigte, oder ob schon die Erinnerung in ihm auftauchte, er drehte sich noch einmal um: nun sah er etwas von dem vorderen Teil des Gesichts, machte kehrt und rief: „Herzog!“ Das Gesicht wandte sich ihm zu . . . tiefliegende Augen mit dem Ausdruck einer zugleich zürnenden und abweisenden Auflehnung und ein zusammengepreßter Mund — es war Herzog.

Einen Augenblick später stand Stas ihm gegenüber; er wirkte zierlich vor dieser Figur mit dem Statuenkopf. Das Haar lag pelzig, wie eine Schur, über einer breit gemeißelten Stirn. An der einen Wand standen Bücher, dunkle Bände, in denen gewiß nichts Heiteres zu lesen war; gegenüber hingen große, farbige Karten der deutschen Kolonien und aller Erdteile außer Europa.

Man begrüßte sich und warf Rückblicke auf die Vergangenheit. Alte Schulkameraden, waren sie zuerst getrennt worden, bis Stas als Leutnant und Martin als Student hier wieder zusammengetroffen waren. Stas stellte eine Frage, wie es Martin ginge. Ja, das Examen hatte er gemacht, aber sonst war seine Antwort ablehnend, und statt von sich zu berichten, verlangte er, von Stas' Schicksalen zu hören. Stas nahm Platz, drehte sich eine Zigarette und tat ohne weiteres, worum man ihn gebeten hatte. Sein Leben hatte ihn gelangweilt — weniger der Beruf als die gesellschaftliche Enge, mit der sich seinesgleichen umgab und auf die sie sich noch etwas einbildeten, weil sie sie den Preußen nachmachten. Er war mit einem Bar-mädel durchgegangen, ließ die Verwandtschaft dafür sorgen, daß man nicht eine Fahnenflucht daraus machte, schüttelte in Paris seine Begleiterin ab und landete in Nordamerika, wo er gegen die Härte, mit der das Leben einen anfaßte, weiter nichts einzuwenden fand. Es gab zwischen Newyork und San Franzisko viele deutsche Offiziere, die sich als Kellner und Gelegenheitsarbeiter in einem Duzend Berufe herumschlugen: was weiter, es tat ihnen nur gut. Aber in San Franzisko war er doch dahinter gekommen, daß er die angelsächsische Hecke stupid fand — hier war schon ein südländischer, farbiger, heißer Einschlag, und sein Instinkt hatte ihn dann ganz nach den romanischen Republiken geführt. Ein wenig aufgelöst und grell mußte das Leben nun einmal sein. Ein Mann kam immer durch; wenn man seine militärische Erziehung verwenden wollte, machte man eine Revolution mit und brachte es zum Kavallerieleutnant, der einen Zug Mischlinge zu kommandieren versteht oder auf einem heißen, weißen Platz, über den ein Jesuiten-dom Schatten wirft, seine Sporen spazieren führt; wurde einem das zu dumm, so konnte man sein Klavierspielen ausnutzen und verdingte sich in Hasenschänken, Kinos und jenen öffentlichen Häusern, die sich um die

Förderung des amerikanischen Imports so verdient machen. Kurz, man bekam im Lauf der Jahre seinen Hang nach Abenteuer, diese Unruhe, die im Menschen wie ein gesegnetes und im letzten Grunde doch so unnützes Fieber brennt, schon klein. Dann fing man an, zu schreiben, und hatte, wenn man wollte, durchaus die Möglichkeit, sich in der Heimat zu rangieren, und jetzt saß man da und sollte abwarten, ob der Krieg hinten in der Türkei wirklich wieder losging — in diesem Falle wurde man Kriegskorrespondent. Und Martin?

Martin schreckte auf und ging im Zimmer herum. Vor den Karten Afrikas blieb er stehn und sagte: „Verpfuscht.“ Als nichts mehr kam, fragte Stas, was das für ein merkwürdiger Wandschmuck sei.

„Das? Daran habe ich fünf Jahre meines Lebens gehängt.“

„An Südwest? Wie soll ich das verstehen?“

„Sehr einfach,“ antwortete Martin, „als ich ein Jahr studiert hatte, wußte ich, daß mir nichts daran lag, mich in irgendeine Periode zu vergraben, die ein paar Jahrhunderte vorüber ist. Gewiß, es interessierte mich, weil man etwas von Geschehnissen erfuhr, aber mehr wollte ich auch nicht. Ich machte mir das klar und beschloß, Offizier zu werden.“ Und da erhob sich zum erstenmal die dunkle Wand, hinter der sein Leben lag. Er wisse nicht, wer er sei, woher er komme; er habe keine Eltern, nichts sei dagewesen als eine Bestimmung, bei einem Notar, daß er, so lange er studiere, seinen Unterhalt erhalte. Jemand, den er nicht fassen konnte, spielte die Vorsehung für ihn: wenn er das Studium aufgegeben hätte, wäre der Zuschuß fortgefallen, wenn er aber aushielt, gab es die Bestimmung, daß er in dem Augenblick, wo er ein Examen gemacht hatte, über eine Summe verfügen konnte. Darauf hatte er beschlossen, sich zu fügen und seinen Plan zurückzustellen, war aber, um sich wenigstens vorbereiten zu können, zur Geographie übergegangen. Denn mit dem Garnisonsdienst hatte er nie gerechnet, seine Gedanken waren immer auf den Kolonialdienst gerichtet gewesen.

Stas machte eine geringschätzige Bewegung. Glaubte er, Kolonialdienst sei etwas anderes? Doch er solle fortfahren, denn es gab wohl ein Aber?

Es bestand darin, daß man Martin zurückgewiesen hatte. Er war sofort nach dem Examen als Einjähriger eingetreten und vorzüglich mit dem Hauptmann und den Offizieren ausgekommen; er hatte mit einer werbenden Hingabe, mit der Lust, sich unterzuordnen, sich ein Recht zu verdienen, seine Pflicht getan, er hatte das Manöver mit der begründetsten Hoffnung angetreten. Als sie die letzten Tage auf einem Schloß im Bayrischen drüben lagen, hatte ihm der Hauptmann noch versichert, daß er mit offenen Armen aufgenommen würde, wenn er sich zum Weiterdienen melde. Er war

dann zurückgekehrt und hatte sich die Tressen aufnähen lassen; das war vor ein paar Tagen gewesen. Gestern hatte ihn der Hauptmann zur Seite genommen und ihm schonend mitgeteilt, daß er keine Aussicht mehr habe. Warum? Achselzucken und Hinhalten. Er verlangte, reinen Wein zu trinken zu bekommen, da hatte es geheißt, daß man über seine Familienverhältnisse nicht genug Klarheit besaß. Er vermutete, daß man Bestimmteres wußte und ihm verbarg — das war das zweitemal, daß die dunkle Wand sich vor ihm aufrichtete.

„Sie haben mich nicht gewollt, verstehst du, nicht gewollt,“ schloß er plötzlich, öffnete den Schrank und riß den Uniformrock heraus. Er legte die Hand an die neuen, goldenen Tressen, als wollte er sie abreißen. Mitten in der Bewegung hielt er an und einen langen Augenblick blieb es unentschieden, was er tun würde. Stas sah auf die gewalttätigen Hände, die sich um den Stoff legten, als sei es ein Material, das sie nur mit aller Anstrengung zerbrechen könnten, und er empfand Neugier, als er diese Südländergebärde bei einem umfinsterten Riesen sah, dieses Aufreißen des Schrankes, dieses beredte Ausbreiten dessen, was ihn ärgerte, des Rockes. Der Griff löste sich, Martin warf ihn auf den nächsten Stuhl, kurz, ohne die Geste um des Zuschauers willen zu unterstreichen. Er dachte gar nicht daran, daß Stas zugegen war. Dieser begann zu trösten.

„Es geht auch ohne Lizen,“ sagte er, „wenigstens ohne diese.“

Das wollte Martin nicht einsehn, aber Stas drehte überlegen den Hals und erklärte sich:

„Es hätte ja gar nichts Besseres geschehen können. Einer, der von vornherein in die Kolonien will, beweist, daß er in freiere Verhältnisse gehört.“ Und er hatte im Handumdrehen einen Vorschlag und einen ganzen Lebensplan. Martin sollte ihnen den Bettel vor die Füße werfen und sein Geld benutzen, um sich die Welt anzusehen und draußen etwas zu suchen. „Werde Leutnant in Chile, spring bei den Türken ein, mach dich an die Chinesen heran, oder — und dein Blick blieb auf der Karte von Nordamerika hängen — wenn du das Zeug zum Ackerbauer in dir hast, wandre in Kanada ein, laß dir zehntausend Acre Land gratis geben, was sie dort mit Handfuß tun, und werde Farmer.“ Und selber Feuer fangend, sprang er auf und bot sich an, Martin mit sich zu nehmen, sei es, daß Martin mit ihm, sei es, daß er mit Martin auf die Suche ging.

Martin wanderte wieder. Zuerst mußte er Klarheit in das Dunkel seiner Abstammung bringen.

„Muß man das?“ antwortete Stas. „Man muß gar nicht. Es kann einem ganz gleich sein, ob eine Mama oder ein Papa Grund gehabt haben, ihre Spuren zu verwischen.“

„Das meinst du?“ fragte Martin. Er trat ans offene Fenster und sah

zum Fluß hinüber, den auf dem jenseitigen Ufer eine grüne Hügelkette begleitete, nicht höher als ein Wall und gerade so gleichmäßig wie ein Wall. Möglicherweise verbeugte er sich und grüßte. Stas sah eine junge Dame und einen jungen Mann vorübergehen; der Gang des Mädchens war lebendig, der des Begleiters, der sich die Hände in die Taschen des Überziehers gestopft hatte und voll Behagen einen Buckel machte, gemächlich — er war dick und kleiner als sie. Martins Gesicht war mit einer dunklen Röte überzogen. Um sie zu verbergen, sagte er:

„Hast du Fräulein von Stein schon getroffen?“

„Wie sagst du? Das wäre also meine Kusine?“ Und indem er sich über Martin hinwegbeugte, rief er laut: „Kätche!“ Martin sprang zurück, packte ihn und schrie fast: „Mensch, was tust du?“ Aber Stas ließ sich nicht stören, er winkte und rief dem Mädchen, das sich umgewandt hatte, zu: „Hast du etwas von deinem Vetter Stanislaus gehört, auch Caramba genannt? Bin ich selbst, frisch angekommen und durchaus darauf verfaßt, dich kennen zu lernen.“

Kätche trat näher, sie stand verwundert und den fragenden Glanz junger Mädchen in den Augen, vor dem Bitter.

„Wie wäre es,“ fuhr Stas fort, „da du ja einen Kavaliere bei dir hast, wenn du auf einen Sprung hereinkommst?“

„Gnädiges Fräulein,“ sprach Martin über ihn hinweg, „wenn Sie tatsächlich näherzutreten wollen, würde ich Ihnen vorschlagen, sich den hinteren Garten anzusehen.“

„Abgemacht,“ fiel wieder Stas ein und war schon unterwegs, um zu öffnen. Caramba, was für ein Mädel, diese Augen brachten Durcheinander unter Männer. Zwar war sie blond, während er sie schwarz erwartet hatte, aber es lag bei ihr im Körper. Im Garten, der etwas mehr Platz als das Vorgärtchen bot, stand frei eine Laube. Da man sich sonst nichts anzubieten hatte, holten die Herren ihre Zigaretten hervor und boten sie sich gegenseitig an. Käthes Begleiter, Doktor Baihinger, der fett und wie ein richtiger Mehlspeiseneffer ein wenig gelb im Gesicht war, hielt die anderen ab, sich zu bedienen: sie sollten seine Stumpen versuchen, er habe sie eben von zu Hause bekommen. Und man brauchte ihn nicht zu fragen, woher er kam, sein Dialekt wies ans Schwäbische Meer, wie sein Rauchzeug an die Schweizer Grenze. Er war gleich mitten in der Bekanntschaft darin und musterte mit seinen kleinen Zettaugen neugierig Martin und Stas. Er machte auch keinen Hehl daraus, wie er zu seinem Spaziergang mit Kätche gekommen war: er bekleidete das Amt eines Hauslehrers bei ihrem jüngeren Bruder, weilte gerade während der Ferien in der Stadt, war ihr begegnet und hatte sich ihr angeschlossen, um ihr bei einem Küster einen alten Schrank zu zeigen. „Das isch interessant,“ sagte er, „das müßte sich die Herre auch

ansehe." Käthe lachte über sein Singen. „Lache Sie mich nur aus, ich nehm Sie doch mit, so Sache muß mer sich betrachte, wenn mer ne begegnet. Aber seze Sie sich doch.“ Käthe war die einzige, die nicht saß; sie lehnte sich an einen weinumgeschlungenen Pfosten des Häuschens. Sie machte ein hochmütiges Gesicht bei der Aufforderung des Schwaben und schwang sich ein wenig höher auf die Balustrade, so daß sie nun halbwegs saß, aber doch die Beine gegen den Boden stützen mußte. Stas lehnte sich in seinem Rohrseffel zurück und betrachtete sie. Mit der Männerverwirrung hatte es noch eine Weile, das war ein ganz junges Füllen, eine Siebzehnjährige, die nur ihre Jugend fühlte. Aber der Kuckuck wußte es, warum er nicht davon loskam, sie sich älter vorzustellen, wenn sie mit irgendeinem Troddel von Grafen verheiratet war oder in einer Garnison als Offiziersfrau saß. Ihre Hüften waren es, die ihn darauf brachten. Sie waren so, als hätte ein Künstler sie gemodelt, bei dem alles Gefühl, alles Wissen, alles Verlangen in den Händen liegt, — er streicht mit diesen Händen alles Überflüssige fort, und läßt doch alles, was notwendig ist. Am liebsten hätte er nach ihr gegriffen, ganz so, wie man immer vor etwas Kassigem, Pferd oder Mädchel, vom Verlangen nach dem Leben gepackt wurde. Was sie wohl sagen würde, wenn er ihr erzählt hätte, was er dachte? Und was Martin sagen würde? Mißtrauisch sah er ihn an; er war sich nicht klar, ob der es nicht für unanständig gehalten hätte, so an ein Mädchen zu denken. Unfinn, lerne du zuerst einmal, dich herumzutreiben und deine Augen zu gebrauchen. Es war nicht einmal unanständig, sich ihre langen Schenkel in Bewegung vorzustellen — wahrhaftig, wenn er hier blieb, wollte er mit ihr reiten.

Inzwischen hatte sich Käthe Martin zugewandt und ihn gefragt, wo er seine Uniform gelassen habe. Es kam dabei heraus, daß er auf dem Schloß ihres Vaters im Manöver gelegen war. Hatte er nicht davon gesprochen, daß er weiterdienen wollte? Martin machte ein verwirrtes Gesicht; schließlich kam ihm Stas zu Hilfe, zog seine Uhr, stand auf und sagte, es sei höchste Zeit für sie beide, zur Tante zu gehn. Und da er Lust hatte, noch allein mit ihr zu plaudern, verabschiedete er sich gleich im Garten von Baihinger.

Es ergab sich von selbst, daß sie unterwegs von Martin und seinem Manöveraufenthalt weiter sprachen. Das Mädchen lachte in der Erinnerung an die Offiziere, die die Macht, die ihre Vorgesetztenstellung ihnen über ihn gab, dazu benutzten hatten, um ihn von ihr fernzuhalten. Dann war sie gern mit ihm zusammengewesen? Ja, ganz gern, er war doch nicht so komisch und gespreizt wie die Leutnants gewesen, deren sie, seit sie denken konnte, genug gesehen hatte. Und als sie ein wenig boshaft von den Herren erzählte, war Stas entzückt. Er nahm eifrig ihren Arm und erklärte, er könne nicht

anders, er müsse sie ein bißchen auffässig machen. An einem Kino lasen sie die Ankündigung eines mexikanischen Bildes — das kam ihm gerade recht, das ferne Leben draußen, das sei ein Köder, den man auswerfen könne, sie solle nur anbeißen. Er malte es boshaft, grell und scheute die Worte nicht. Sie lachte, war verlegen, staunte, errötete und träumte, und während er gestikuliert, ging sie mit ihrem beschwingten Nymphenschritt neben ihm, diesem Göttinnenschritt, diesem Hüftenschritt junger Frauen, der wie die Erwartung auf das Leben selbst ist.

„Du hast es gut,“ seufzte sie, „wer auch so hinaus könnte.“ Worauf er die Aufforderung wiederholte, die er heute schon einmal an jemand gerichtet hatte, das „Komm mit“.

„Das ist sehr einfach,“ meinte er, „dazu ist doch die Ehe da, du brauchst zum Beispiel nur mich zu heiraten, oder wir können auch einfach durchgehen.“

Sie trafen endlich zu Hause ein, übermütig und in voller Kameradschaftlichkeit. Die Tante war aufgebracht, sie kannte Käthe nicht wieder, aber Stas gab dem Mädchen heimlich Zeichen und ermunterte es. Und plötzlich schlug er vor, er wolle nach Tisch mit Käthe ins Kino gehen und das mexikanische Bild in Augenschein nehmen. Käthe klatschte in die Hände, aber die Tante sprach nicht nur verächtlich von schlechtem Geschmack, sie sprach auch davon, daß man ein junges Mädchen vor der Einwirkung Stas' schützen müsse. Stas, der das Abendblatt genommen hatte und die Depeschen durchslog, sagte gleichmütig, es sei nicht der Mühe wert, in ein paar Tagen werde er wohl nach Berlin müssen, und nun griff die Tante nach dem letzten Mittel, das sie immer in Bereitschaft hatte: beleidigt zu sein wie ein kleines Mädchen, das mit einem anderen böse ist; sie meinte noch spitz, Käthe habe ihr doch versprochen, ihr, bevor sie abreise, bei der Sichtung der Familienbriefe zu helfen und ihrem Gedächtnis beizustehn.

„Tante Regina,“ sagte Käthe, „daran habe ich nicht gedacht, aber ich bin doch noch bis übermorgen da.“ Da fiel Stas ironisch ein:

„Nun weißt du auch, weshalb du von deiner Tante eingeladen worden warst. Sie will einen alten Familienkandal in einen Roman verarbeiten und dir die Würmer aus der Nase ziehn.“

Die Tante griff nach dem Klingelzug, drückte und befahl dem Mädchen, das den Kopf zur Tür hereinsteckte, aufgeregt, zu decken. Sie ging mit keinem Wort auf Stas' Behauptung ein und sprach überhaupt nicht mehr mit ihnen; sie schlürfte durchs Zimmer, hantierte wieder mit den Schlüsseln, öffnete Schubladen und schob sie zu, sie strich wie ein Gespenst hin und her. Stas führte bei Tisch die fidelste Unterhaltung und beendete sie, indem er zu Käthe sagte: „Also zieh dich an, wir gehn in den Kino.“ —

Sie traten in einen Raum, tief und schmal wie ein Gang; Reihe saß hinter Reihe und alle die zurückgelegten Köpfe waren nach der einen Wand vornen gerichtet. Als das erste Stück vorüber war, zuckte hoch an der Decke, in einer Kugelschale ein Licht auf, wie es über den Straßendämmen hängt, ein voller Mond in einer langen Halle. Sie sahn sich um und erblickten die beiden vom Nachmittag. Man setzte sich zusammen; Baihinger erklärte gleich, daß er gern in ein Kino ging, Martin entschuldigte sich damit, daß es leere Abende gab, die man überwinden mußte, Stas grinste, als habe er sie auf etwas ertappt, aber dann ärgerte er sich: was brauchten sie ihm den Abend mit der Kleinen zu verderben? Und es mußte ihm auch noch passieren, daß sich Baihinger neben ihn setzte, dann kam Martin und dann erst Käthe. Baihinger hielt mit seinen Glossen über die Filme nicht zurück und redete weiter auf ihn ein, als sie das Theater verließen; dieweil ging Käthe mit Martin voraus. Er ließ den Schwaben schwätzen und sah dem Gang des Mädchens zu. Aber er hatte nicht nur geübte Augen, er hatte auch als halber Seemann scharfe Ohren und er hörte Martin sagen:

„Sie haben mich heute mittag nach meinem Weiterdienen gefragt, Ihr Wetter hat Ihnen gewiß erzählt, was mir widerfahren ist?“

Stas hätte beinahe etwas nach vornen gerufen, das beleidigte ihn nun.

„Stas? Nein,“ antwortete Käthe. Und nun schien Martin zu berichten, daß er zurückgewiesen worden sei. Stas sah, wie Käthe mit einer Heftigkeit, die ihm übertrieben vorkam, denn sie war doch nicht beteiligt, Martin ihr Gesicht zuwandte, und ihre Frage: „Warum hat man Sie nicht gewollt?“ war im Ton wie ein Seitenstück zu Martins Schlusssatz, den er wiederholt hatte: „Sie haben mich nicht gewollt, verstehst du, nicht gewollt.“

Baihinger hielt ihn am Ärmel zurück, um etwas auseinanderzusetzen, an dem ihm scheint's gelegen war, er wußte wahrhaftig nicht, was. Die beiden vornen entfernten sich, und er hörte nichts mehr als den bloßen Schall ihrer Stimmen: es war Käthe, die redete, und es klang ganz so, als sage sie einem die Meinung. Aber es ließ sich nur annehmen, daß sie über Martins Geschick empört war — der hatte also bei ihr einen Stein im Brett gewonnen. Nur um die zwei wieder in seinen Bereich zu bringen, rief Stas ihnen Halt zu und machte den Vorschlag, das Café zu besuchen, das an einer Ecke mit einem grellen Lichtschein die Finsternis des Marktplatzes durchbrach. Käthe wußte nicht, ob die Tante das für schicklich gehalten hätte, aber schließlich war Stas ja ihr Wetter und es waren noch zwei Herren dabei.

Im Café beobachtete Stas die beiden mit einer gewissen Argusaufmerksamkeit; aber wenn man keinen Blick verlieren wollte, durfte man auch nicht

plötzlich, nur weil neben den Kennberichten ein Telegramm hing, auf den Gedanken kommen, nach Berlin telephonieren zu wollen. Es dauerte gar nicht lange, da war die Verbindung hergestellt und Stas mußte seinen Posten aufgeben. Baihinger, den er stillschweigend als Stellvertreter zurückließ, versah sein Amt schlecht, da er ja nichts davon wußte. Er erblickte den Universitätssekretär, hatte etwas Wichtiges mit ihm zu besprechen und ließ Martin allein als Kavalier zurück. Der Kavalier verstummte im gleichen Augenblick, in dem er seiner Pflicht als Unterhalter doppelt hätte nachkommen sollen; fast war es nicht anders, als habe ein Paar, das in geheimen Beziehungen zueinander steht, nur darauf gewartet, um eine vor den Leuten geführte Unterhaltung fallen zu lassen. Martin band das, was er gern ausgesprochen hätte, den Mund. Sollte er sagen, es tue ihm leid, daß sie übermorgen fortging? Es wäre ihm so täppisch erschienen, als wenn er sie auf der Straße angesprochen hätte, um zu fragen, ob er ihre Bekanntschaft machen dürfe. —

„Kinder,“ sagte Stas und kehrte vom Telephon zurück, „es wird brenzlich in der Türkei“. Und dann kam auch Baihinger und redete vom Fortgehen. Er war mit einer Preisaufgabe der Fakultät beschäftigt, und der Sekretär hatte ihm empfohlen, Bonner Handschriften zu Rate zu ziehen. Das wollte überlegt sein, denn wie konnte er nach Bonn, da er doch seine Stelle als Hauslehrer bei Käthes Bruder wieder antreten sollte? Es kam ihm ein Einfall und er wandte sich an Martin: „Vertreten Sie mich die paar Wochen“. Martin? Nein; die Abneigung, sich in eine Abhängigkeit zu begeben, war ihm vom Gesicht abzulesen. „Es war auch nur eine Idee,“ meinte Baihinger, und Stas sagte:

„Es steht keinem von uns in den Sternen geschrieben, daß wir zusammenbleiben sollen.“ Die Augen Käthes und Martins begegneten sich: es ist gegenseitig gewesen, dachte Martin, war froh, daß sie nun doch das wußte, was er zu sagen abgelehnt hatte, und verschloß ihren Blick in sich wie etwas, was man zu Hause hervorholen und lieblosen wird.

Stas erlaubte sich, für alle zu zahlen. Er fuhr in die Tasche und zog eine Handvoll Goldstücke heraus und legte eines auf den Tisch.

„Das ist doch kein deutsches,“ sagte Käthe.

„Nein, ein englisches. Ich mag kein anderes Gold, das deutsche ist nichts wert.“

„Der Kellner nimmt es nicht.“

„Sovereigne werden in der ganzen Welt genommen,“ antwortete Stas und machte die Probe. Der Kellner warf einen Blick auf den Kopf des Königs und sagte:

„Sehr wohl, Herr Baron, ein Pfund Sterling, gleich zwanzig Mark.“

Stas erwachte in dem leuchtenden Gelb, das die Sonne durch die Leinen-
vorhänge hindurch entzündete; es wuchs und schwoh an, es füllte das
ganze Hotelzimmer. Er sprang auf und öffnete die Fenster. So war es
recht, das gab einen frohen Tag; über dem Plage schwebten noch die letzten
Frühnebel des Herbstmorgens leicht und fein. Das Haus der Tante lag
gegenüber, an Käthes Zimmer waren die Vorhänge noch zugezogen. Er
trug einen Schlafanzug und im übrigen war kein Mensch zu sehen; also genierte
er sich nicht und piff ein Signal, das er gestern schon gebraucht hatte; die
Vorhänge bewegten sich, und zwischen dem Züll, der zusammengerafft wurde,
erschien Käthes Kopf und darüber eine Hand, die winkte. Stas zeigte auf
einen Karren, der unter ihrem Fenster hielt und auf dem eine Kiste stand.
„Da ist etwas für dich drin,“ rief er, aber es war zu weit, sie verstand ihn
nicht und verschwand.

Als er fertig war und sich auch am Henriquat nichts mehr aussetzen
ließ, ging er hinüber. Von der Tante war nichts zu sehen; sie konnte
nachts nicht schlafen und blieb dafür bis in den Morgen liegen. Darauf-
hin wagte es Käthe, in einem Morgenkleid zu erscheinen. Es fiel lose
über eine hohe Brust und war so lang, daß sie seine Schleppe an sich
nehmen mußte. Es machte sie größer und voller; wie eine junge Frau
schwebte sie ihm entgegen. „Nymphe,“ sagte er und fühlte noch den frischen
Hauch ihres Bades. Beim Frühstück mußte sie ihn fragen, ob er davon
satt werde, sie anzusehn, und sie machte ihm doch die schönsten Sachen
zurecht. Während das Mädchen abdeckte, wurde die Kiste hereingebracht;
das Mädchen mußte Meißel und Hammer bringen. Er hatte die Kiste der
Tante nur zur Verwahrung geben wollen und er hatte drüben über dem
Meer nicht an eine Kusine gedacht, aber er würde schon etwas finden.
Da er verlangte, daß sie selbst etwas heraussuchte, wählte sie eine Allig-
atorenhaut. Gut, aber das war nicht genug, und nun legte er Dinge
hinzu, die er Kleinigkeiten nannte, merikanische Silberarbeiten und perua-
nische Schnitzereien.

Die Kiste war erst halb untersucht; nachdem er ein Paket herausgewühlt
hatte, richtete er sich auf und sagte:

„Jetzt will ich dir etwas zeigen.“

Es war ein Schal von den Philippinen, so groß wie eine Tischdecke, wie
ihn in den spanischen Ländern die Frauen bei Stiergefechten tragen. Man
sah neben den uralten Gitter- und Vogelmustern andere, die europäischen
Einfluß verrieten, aber er war gleichwohl ganz ein Stück aus einer fernem,
fremden Welt. Er glühte in allen tiefen Farben; rosa war neben grün, gelb
neben lila gesetzt, und doch wirkten sie sanft und zärtlich, sie waren para-
diesisch, unschuldsvoll und stark, wie Fresken mit Insulanerinnen und wilden
Blumen.

„Lege ihn an,“ sagte Stas, warf ihn über ihre Schultern und ordnete die gelben Seidenfransen, die ihn einfaßten.

„Darin muß man eine Kreolin mit ihrer herausfordernden Haltung gesehen haben, oder meinerwegen auch nur eine Wildwestbraut mit der roten Papierrose im Haar,“ erläuterte Stas. Käthe machte ein paar Hüftbewegungen; Stas versicherte, sie könne es mit den schwarzhaarigen Damen aufnehmen und stellte sich sogleich mit seinen Lackschuhen in Positur, wie man einen Cakewalk zu tanzen beginnt. Sie ging aber nicht darauf ein und lachte nur, dann sagte sie, es sei wohl ein sehr teurer Schal. Ja, er war kostbar, er hatte ihn für tausend Mark bekommen, aber er war das doppelte wert.

„Willst du ihn haben?“ fragte er plötzlich, „ich schenke ihn dir, aber du mußt mir auch etwas dafür geben.“

„Oh Stas, das könnte ich doch nicht.“

„Doch: wenn ich dich küssen darf. Dich kostet es nicht zuviel, und ich — mir ist es genug.“ Er wartete ihre Antwort nicht ab, er umfaßte sie. Aber er begnügte sich nicht mit dem einen Kuß, er trat rasch hinter sie, ergriff ihren Kopf, legte ihn zurück und nahm ihren Mund, wie man eine Geliebte küßt, die sich gegeben hat. Sie lag in seinen Armen, halb ohnmächtig, halb sich überlassend, dann fühlte er, daß sie sich, trotz seiner Umklammerung, geschmeidig herumzudrehen vermochte, und erhielt einen so starken Stoß vor die Brust, daß er sie losließ. Sie stand blaß da; nach einer Weile sagte sie sanft: „Warum hast du mich überfallen?“

Stas war, was ihm nicht oft begegnete, verwirrt und wußte nicht, ob er aus ihrer Stimme eine Verzeihung oder eine Abweisung herauslesen sollte. Um sich Mut zu geben, antwortete er gleich mit einem Vorschlag: aufzubrechen, zuerst zur Post zu gehn, dann einen Morgenspaziergang zu unternehmen. Er war sich ganz im Unklaren, was sie erwidern würde; sie war bereit.

Auf der Post gab es Scherereien, es war ein Zollpaket da; er mußte über einen Hof in die Magazine selbst, und Käthe zog es vor, solange auf der StraÙe, die abwechslungsreicher war, zu warten. Als er nach zehn Minuten herauskam, konnte er sie nicht finden. Er verbrachte eine Viertelstunde damit, sie in dem Gebäude und davor zu suchen, umsonst. Er gedachte gleich des Kusses, der ihm irgendwie eine Erklärung zu enthalten schien. Und bald darauf drängte sich ihm noch eine Ahnung auf, dunkler und wesenloser als jene erste, und doch, gerade weil sie unvermittelt kam, hartnäckiger: er fand das Mädchen auch zu Hause nicht, dachte, sie hätte vielleicht einen Bekannten getroffen, und sah in demselben Augenblick, wie sie am Abend vorher neben Martin ging, sich ihm zuwandte und fast leidenschaftlich mit ihm redete. Er schwankte wohl, ob er seinen Spaziergang

so einrichten sollte, daß er bei Martin vorbeikam; aber so etwas tat man doch nicht.

Als er zurückkam, war sie noch nicht da, der Tisch wurde schon gedeckt. Bald danach hörte er sie schellen und in ihr Zimmer gehn; wieder nach einer Weile kam sie herein. Sie begegnete seinem Blick und sagte: „Verzeih, daß ich dich nicht erwartet habe, ich traf einen Bekannten und schloß mich an.“ Das war alles. Daß sie den Schal wieder in der Hand hielt, hatte er schon erkannt. Sie legte das Paket vor ihn und fragte: „Hast du ihn in mein Zimmer gelegt?“

„Ja, und ich hoffe, daß du ihn behalten wirst; — trotzdem ich mich ein wenig wild benommen habe,“ fügte er hinzu, durch den Ausdruck ihres Gesichtes veranlaßt.

„Es ist nicht deswegen,“ antwortete sie, „ich kann nicht.“

Er drängte nicht weiter in sie, aber im Lauf des Nachmittags traf er Herzog und erfuhr, daß Martin sich bereit erklärt hatte, ihn als Hauslehrer zu vertreten — er war vorhin selbst zu ihm gekommen und hatte es ihm angeboten, nachdem noch am Morgen ein Besuch Waibingers vergebens gewesen war. Diese Sinnesänderung erschien Stas so überraschend, daß er wieder zu einer Vermutung griff und zwischen ihr und dem Verhalten Käthes einen Zusammenhang konstruierte. Damit war auch die Frage für ihn entschieden und des Menschen Wille war sein Himmelreich. Als ihn am Abend ein Telegramm erreichte, er möchte sich zur Fahrt nach Berlin bereithalten, beschloß er, eine weitere Botschaft nicht erst abzuwarten, sondern mit dem Nachtzug zu reisen. Er verabschiedete sich von Käthe mit einem Händedruck, den sie aushielt, obwohl ihr seine Finger wehtaten, daß sie blaß wurde. Und als die Tante für einen Augenblick draußen war, benutzte er ihn, um sie an den Armen zu ergreifen und zu sagen:

„Mädel, wenn es dir schlecht gehen sollte, wende dich an mich, ich werde dir immer meine Adresse schicken.“

(Schluß folgt.)

Emil G^ott, Aus einem Tagebuch

G^ott, dessen einsames Bild unseren Lesern gezeichnet wurde, hat Tagebücher hinterlassen, die demnächst (im Beck'schen Verlage) veröffentlicht werden. Wir sind in der Lage, durch freundliche Unterstützung des Herausgebers Roman Woerner, heute ein geschlossenes Stück aus diesen Aufzeichnungen zur ersten Kenntnis zu bringen.

21. April 1897.

Seit acht Uhr liegt nun auch die Veihalde wieder einmal im Sonnenschein. Es ist sehr schön. Die Apfelbäume machen jetzt auch rüstig vorwärts; einige blühen schon. —

Der Augenblick ist ernst; mein Denken steht an einem Kreuzweg: der eine führt ins Transzendente, in die Metaphysik, ins — Schwindelhafte; aber er wäre leicht zu beschreiten. Ja, man brauchte nicht einmal die Füße zu heben: die — Erlösung schöbe sich einem von selbst unter die Füße. Aber was für eine, daß Gott erbarm! Sie ist in verschiedenen Auflagen schon einmal verkündigt und geglaubt worden.

Nein, ich darf in dieser Richtung nicht weiter; nicht einmal versuchsweise. Ich muß hüben bleiben. Wenn der Veithammel den Abgrund streift, fallen schon die Schafe klumpenweise hinein.

Wohin steur' ich denn, zu Gott? — Nein — dahin zieht es mich vielleicht nur. Aber steuern tu ich doch gleich meinem armen, großen, herrlichen Lehrer, Freund, Geliebten auf den schönen, starken, gesunden, mutigen, anständigen, herrlichen Menschen zu, und wenn es einen Weg zu „Gott“ gibt, so ist es dieser. Also vorwärts! . . .

23. April.

Kinderland! — Infantien! — — Ich sah gestern ein Stückchen davon! Die Mutter war hoben und hatte den Willi mitgebracht. Gegen Abend sah ich sie beide am großen Grünbirnbaum; die Mutter pußte die Weiden und er hockte etwas abseits im Grase, die nackten Knie in den blauweißgestreiften Höschen hoch gezogen bis an die Brust. Es war ihm sehr wohl, aber etwas langweilig. Der Gespieler, die Anregung fehlte ihm. Aber es war ihm so wohl, daß er doch vergnügt ausfah, mit seinem frischen, runden, angebräunten Gesichtchen und den großen, noch blauen Augen drin, die bei ihm eine drollige Mischung von Glanz und Knixheit zeigen. Er ist gegenüber Hans phlegmatisch, aber die Augen verraten den zukünftigen Spötter. — Guter Spott ist Überlegenheit! — Aber was mich an dem Wilde rührte, das war eben das runde süße Kindergesicht mit den hellen und weit-aufgeschlagenen Lichtschöpfern drin, die mich noch so unberührt und unschuldig ansahen und sich nur schalkhaft verlegen vor meinem ungewöhnlich

wohlwollenden und langen Forscherblick niederschlugen, um sich fast wie in innern Spott getaucht wieder glänzend aufzutun. Ich aber dachte: bis diese klaren Augen alles gesehen haben, was einem Menschenauge im Laufe von dreißig Jahren sichtbar wird! O süße, anmutige, strahlende Blindheit des Kinderauges. Da hockt das Kerlchen vor mir und guckt den Onkel an, denkt sich: was denkt der denn, daß er so dasteht und nichts sagt und so lacht? — Und weil es keine Antwort findet, lächelt es verschämt. Da hockt es — und erinnert mich an etwas, aber ganz und gar nicht, beim heiligsten Eide nicht! — an ein Äffchen. — Aber an was? — An etwas Näheres und doch Ferneres, ich spür's, an etwas Liebes, Trautes, Wohlbekanntes, und doch im Augenblick Fremdes — es ist wie ein Bild aus einem fernen, fremden Lande — nein nicht fremd — da, ich hab's — es ist eine Pflanze, eine Pflanze aus Infancien, fährt mir schnackisch durch den Sinn. So bin auch ich einst dagefessen, im Gras oder vor dem Herdfeuer oder auf dem Stubenboden oder sonst wo, und hab in diese Welt geguckt, mit großen, offenen, unschuldigen Augen, und muß gleichfalls ein liebliches Bild für einen Beobachter geboten haben — die Großmutter erzählte mir ein oder mehrere Male, was für ein schönes Kind mit schlohweißem Vockenopf ich gewesen sei — und großer Gott, was ist seitdem über mich und durch mich weggegangen! — Das ist nicht zum Sagen — — zum Heulen! Was ist aus dem Kinde geworden! — Es schüttelt einen! — Da fällt mir eben eine solche Kindheits Erinnerung ein: sie muß aus meinem dritten oder vierten Lebensjahr stammen. Wir wohnten auf der ‚Großgäß‘, ich glaube beim Metzger Ammann oder nebendran, nein im Hause selbst. Ich trug noch einen Rock und konnte noch nicht alles sprechen, ja, es muß früh im dritten Jahr gewesen sein. Da schlief ich bei meinem Vater und zwar, wie mir die Erinnerung sagt, lag die Matratze auf dem Boden, da es noch nicht zur Anschaffung eines Bettes gelangt haben mag (die Mutter wehrt sich immer heftig gegen diesen Punkt). Der Vater hatte Äpfel mitgebracht, kleine rote Äpfel, und hob nun diese — es war dunkel oder dämmerig — an der Wand hoch und ließ sie nach und nach — vielleicht waren es auch nur wenige, aber mehr als ich mit beiden Händchen festhalten konnte, und nun nahm er mir wohl immer wieder einen, so daß ich den Eindruck von viel, viel Äpfeln bekam — an der Wand herunterfallen, immer mit dem improvisierten Vers:

's hängt e Engele an der Wand,

Plumps, da läßt's was fallen!

worauf immer so ein Äpfelchen mir ins Bett kollerte, wo ich ihn jauchzend und mit dem krampfigen Entzücken haschte . . . Was seit diesem Erlebnis sich alles in mir aufgebaut, zerstört und wieder aufgebaut hat, das — nein gegen das wird alles, was ich noch erleben kann, Kinderspiel sein, und sollte es sich noch so grandig anlassen.

Aber man darf sich solchen Erinnerungen nicht zu sehr und tief hingeben, vor allem nicht vergessen, daß die entzückende Anmut des Kindes doch nur ein leeres Blatt darstellt, das unbedingt beschrieben werden muß, um etwas zu bedeuten, und seine Anmut nur durch die Folie des erlebten Knäuels und Greuels gebildet wird.

Das Kind wäre nicht so schön, wenn nicht der Mensch folgte. Wenn aber der Anblick eines Kindes diesen so ergreifen mag — und hier fällt mir ein andres wunderliches Erlebnis ein! — wie mag wohl erst der Anblick eines unschuldigen oder wieder unschuldig gewordenen Menschen einen — Gott erschüttern oder erquickten oder sonst so was, das man nicht in irdische Worte zu kleiden vermag! Ich habe das Gefühl, daß in manchen Augenblicken, wo . . . Gott von sich ergriffen wird, die Welt erbebt.

Nun also: ich glaub, es war im Hochsommer (große Ferien 1886 oder 1887), da stieg ich einmal über den Gerstenhalm nach St. Ulrich hinunter und zog talab weiter. Etwas unterhalb vom Dorf steht links ein einzelnes Haus knapp vor einer Biegung des Wegs, ihm gegenüber rechts von der Straße der Brunnen mit langem Trog. An dem einen Ende dieses Trogs stand an einem Zuber eine junge Bäuerin und wusch, und die nackten, bis über die Ellenbogen braunen Arme stachen sonderbar von dem weißen Seifenschaum ab. Mit einem Gruß schritt ich vorüber, drei, vier Schritte, und blieb rätselhaft verwundert stehen: auf der andern Ecke des Trogs stand ein kleines Kübelchen, ein ganz kleines Kübelchen, und in diesem kleinen Kübelchen — warum kam es mir nur so klein vor? — saß ein noch kleinres, ganz nacktes Kindchen, das wohl noch nicht allzulange allein sitzen konnte, saß ganz nackt in dem lauen Wasser — ich spürte seine Wärme sofort — und rätselte lächelnd und verwundert mit der einen Hand auf das Wasser, das ihm bis unter die Brust reichte; dieses weiche, mollige, glänzende, unaßliche Etwas mußte außer dem Wohlgefallen — dem Krausche — etwas wie Erstaunen in dem eben erst schwach andämmernden Lichte hervorrufen. Mich aber ergriff nach der ersten Lust des Anblicks eine rasch anschwellende, schwindelartige Aufregung wie vor einem Schreck und Grauen, es riß mich förmlich weg und heßte mich um das Bergeck herum, wo ich mich, kaum außer Sichtweite, sofort rechts auf den Waldboden warf, mich anklammerte und in einen Grasbüschel biß, um nicht hinauszuschreien und zu brüllen wie ein verwundeter Stier. Wohlverstanden, ich war damals noch ein elender Windhund, und um so rätselhafter war und blieb mir lange dieser Schmerz, den ich aus einem Vorgang von so inniger Lust schöpfte. Erst später begriff ich es: es hatte mich vor allem Verständnisse gegenüber diesem Bilde paradiesischer Unschuld, Ruhe und Schmerzlosigkeit die Erkenntnis a priori meines eigenen friedlosen, leid- und schmerzvollen Daseins gepackt und geschüttelt, und gezwungen, die Rainszeichen des seelischen Elends an der Brust der Erde zu verbergen.

Ich muß den Ort wieder einmal auffuchen. Novem pressus sum in annos, seit jener Stunde.

24. April.

Das zweite Zauberbildchen:

Ich kam in der ersten Septemberwoche 1891 — es war am Samstag morgen — auf dem Wege von Federndorf, wo ich übernachtet hatte, über Spittal nach Möllbruck in Kärnten. Es war sehr heiß und ich hatte Durst und sah mich nach einem Brunnen um. Da hörte ich hinter einem Häuschen am Wege das Rauschen von Wasser. Ich bog in den Hof ein und um dasselbe herum und fand einen Wasserstrahl, der aus ziemlicher Höhe von der steilen Bergwand in ein Faß stürzte, und zwar so heftig, daß es nicht möglich war, mit dem Mund zu trinken. Da ging ich zur vordern Haustüre zurück, trat ein und sah die halb offene Stubentür, hinter der ich Geräusch hörte. Ich klopfte an und öffnete dabei die Türe noch mehr, so daß alles folgende fast gleichzeitig kam: in der Stube lag — für den ersten Blick noch ‚auf allen Vieren‘ — ein Weib, das den Boden scheuerte. Mit dem Aufgeh'n der Türe richtete sie — und alles geschah nun wie in einer fließenden Wellenlinie — erst den Kopf auf, dann sich in die Knie, dann von den Knien, ohne sich mit einer Hand zu stützen oder erst auf einen Fuß zu stellen, frei auf; inzwischen hatte ich nach kurzem Guten Morgen um ein Glas gebeten, und so kam auch jene fließende Linie in ihr Gesicht: ihr Blick wandelte sich in plastischer Deutlichkeit von der ersten, fast feindseligen Befremdung zur Beruhigung, Verständnis, und endigte mit dem Ausdruck einer gelassenenen Gastlichkeit. Es wurde kein Wort gesprochen. Also da stand sie für diesen Augenblick, ihr offener, ruhiger Blick aus schönen Augen in jenem seltsamen Blau, das schwarzhaarige Menschen auszeichnet, eine kraftvolle, geschmeidige Gestalt von schönstem Ebenmaß des Baues, die schwarzen, schweren Flechten um ein helles, jetzt von der Röte der Arbeit überflogenes Gesicht gerahmt, sauber gekleidet, im Nieder und bloßärmig — kurz, beschreiben läßt sich ja etwas Gesehenes nicht, wenn es eben auf das Sehen ankommt, kurz, ich stand da, wie von einem Blitze gerührt, nur einen kleinen Augenblick, und meine Lippen murmelten in sich hinein ein einziges Wort: ‚Dorothea!‘ Es war ja nur der Augenblick, der entstand, als ihr Aufstehen sich vollzog, um dann in die Wendung zu dem Schaft hinüber — zu fließen, von dem sie ein Glas nahm, das sie mit gleichmütig reichte. Ich ging — trunken mit einem leeren Wasserglase! — hinaus, nein, nicht trunken, hier riß der Witz mich zu weit, aber betroffen, mit einem leichten Zittern in der Seele, vielleicht auch in den Knien — — ja, ich weiß jetzt auch, daß es eines kleinen Druckes der Selbstbeherrschung bedurft hatte, daß ich nicht zugleich mit jenem Worte ‚Dorothea‘ mich instinktiv auf die Knie niederließ —. Langsam schlürfte ich ein Glas des

sehr guten Wassers — soviel Bewußtsein hatte ich also doch noch — trat wieder ins Haus und gab es mit einem kurzen Danke zurück. Sie nahm es mir ab, ich glaube, ohne ein Wort zu sagen, sondern nur mit einem Nicken oder sonstigen Geste das übliche: „Bitt schön!“ ersenkend; wenigstens erinnere ich mich nicht, während des ganzen Abenteuers den Klang ihrer Stimme vernommen zu haben. Auch den Eintrittsgruß hatte sie nur durch schweigende Erfüllung meines Wunsches erwidert. Und doch lag ein merkwürdiger natürlicher und der Lage völlig gewachsener, ja ihr, der Lage selbst entsprossener Anstand in allem, daß jedes Wort zuviel und eine — Entwürdigung ihrer gewesen wäre. Ich stand ja da, als ein wildfremder, rothbärtiger, sonnenverbrannter Stromer und sie — jedenfalls allein im Hause! Jetzt möchte ich — natürlich schon lange — zwei Dinge wissen: Erstens: wie dieses junge Weib und ihr Hausstand sich entwickelt hat, ob das Leben und ihr Mann sie heruntergebracht hat oder sie beide und sich selber hinauf. Und zweitens: Was ich damals für ein Gesicht gemacht hab, und ob sie Anlaß gefunden, mir auch ein oder zwei Gedanken nachzuwerfen. — Ich muß auch da nochmal hin!

Ich bin aber abgeschweift: Nämlich eng verbunden mit dem Zauber dieser Erscheinung eines Menschen (da — da! — weiß ich noch, murmelte ich, — ein Stück Mensch, ein raffiges Stück Mensch, ein Edelmensch!) und gleichsam seine Atmosphäre, war der Begriff „Arbeit“. Es lag wie eine köstliche Überraschung für mich darin, daß dieses majestätische Geschöpf, das vor mir so in die Höhe floß, auf allen Bierern neben dem Fußkübel auf dem Stubenboden gelegen hatte, mit der Scheuerbürste in der Hand, und daß sie mir das Glas mit dem edelsten Anstand, aber einer nassen Hand reichte. Es ging ein Hauch von ihr aus.

26. April

Begangenes Unrecht — (damit hob die Gedankenkette schon vorgestern an!) — macht den Mann mürr, das Weib hart.

Die Beweise dafür hab ich schon so oft in den allertypischsten Formen in den verschiedensten Lagen und Graden erlebt, daß ich diesem Satz die höchste objektive Wahrheit apodiktisch zuspreche!

„Wer sich schuldlos fühlt, der werfe den ersten Stein auf sie!“

Dies war zu Männern gesprochen, und kein Arm hob sich — — sag's einer vor Weibern, und — ebensoviele Wackeln fliegen!

Nicht alle auf einmal, denn diejenigen, die am meisten „Dreck am Stecken“ haben, sind geschwinder als die Harmloseren.

Das Weib hat kein Gewissen, nur Angst vor den Folgen und — Empörung gegen sie.

Der Mann fürchtet sein Opfer, das Weib haßt es.

Darum gibt es auch nichts Mitleidloseres als das Weib.

Es ist höchstens — mitleidig, aber nicht mitleidend, wie man aus Mangel an Sentiment sentimental ist.

Daher ist auch die Art und Weise, wie das Weib sich eine Religion zurechtmacht, wahrhaft köstlich: es zwingt querkirchlich seinen Glauben einfach seinem Herrgott auf, dessen Macht vor ihrem Kammerriegel aufhört.

Seine Schuld wirft es weg oder läßt ein Gebet darüber rieseln, dann ist es wieder rein.

Wäre von einem Pfaffen über irgend etwas Wahrheit zu erhalten, so müßte jeder katholische, feinhörige Priester die wundervollsten Belege zu diesen Behauptungen und Geschichten liefern können. Es muß nichts Falscheres geben, als so eine Weiberbeichte!

Lady Macbeth führt uns eine Mannszene auf; sie ist freilich ein sonderbares Weib, sie hat auch — keine Kinder.

Die Bibel dreht wie für die ganze Welt so auch für den Menschen den Stil herum: das Weib ist aus Lehm gebildet und der Mann aus seiner Rippe erschaffen.

Das Weib, das ‚himmlische‘, ist in Wahrheit das Irdenere von beiden, das Mehr-Zier, und es ist auch hier wieder einmal so, daß der Mann seinen Himmel außer sich steht.

Daher fällt auch das Weib so hart, so furchtbar zerschellend, so auf Nimmerwiederaufstehn, während der Mann mit seiner Seele wie auf ein Kissen fällt, ein Kissen, mit dem ihm alle Abgründe gefüttert scheinen — weil er damit gefüttert ist. Freilich nicht alle gleich gut, und auch durch ewiges Draussliegen verliert es seine Elastik und wird hart. So zerschlägt sich auch der Mann elend genug.

Allein ein gesundes, guterbautes und wohlgepflegtes Weib braucht auch dieses Kissen nicht: es fällt nicht und ist — himmlisch auch ohne das! Dagegen wäre der Mann ohne diese Atmosphäre schutzlos seinem Stoffe überlassen, einfach ein formloser, widerlicher, höllischer Greuel, nicht mit einem Stecken zu berühren, und ich muß schon hier etwas widerrufen: Noch tiefer und härter als das Weib fällt der entfesselte Mann.

Dieser ganze Gedankenbogen, durch den es mich zwang, hatte etwas Beklemmendes für mich: er schien mir in einem unverföhnlichen Widerspruch mit meinem sonstigen Glauben an das Weib als die Erfüllung, Ergänzung und Befeligung des Mannes zu stehen und machte mich ratlos: Wie? Das Weib also seelenlos, gewissenlos, unmoralisch, tierisch — eine nette Aussicht und — Gesellschafter!

Aber es rollte sich alles so zwingkräftig ab, daß ich entschlossen folgte und begierig, wohin es mich führen würde. Ich wußte, irgendwo wird mich der Strom ins große Meer führen, also hinein und fort mit ihm. — Und es war so.

Aber — heißt es in meinen Notizen — das Weib bekommt Seele, und zwar durch den Mann, und in dieser Verschlingung von Leib und Seele besteht die Vermählung. Ein kosmischer Vorgang, den der kleine Mensch in seine Hurerei und Ehe kleingemünzt hat. —

Mit dieser Entdeckung war jener gefühlte Zwiespalt, jene beklommen machende Leere wie mit einem Zauberschlag ausgefüllt.

Das Weib bekommt also Seele, erwartet sie — vom Mann. Es trinkt die Seele des Mannes, zieht sie begierig in sich wie der Schwamm das Wasser, und wie bei allen wunderbaren Speisungen ist auch hier die Quelle unerschöpflich, ja schwillt an durch das Schöpfen in ihr. Und wie schön erhält sich das Weib in einer solchen Vermählung! — selbst ihr Leib schimmert von dem innern Glanze. Aber wie hart werden die Züge der Weiber in den Ehen, die keine Vermählungen sind! Diese Beobachtung war mein heimlicher Schreck von Jugend auf, ebenso wie ein schönes, gütiges Frauen- und Greisinnenantlitz mein Entzücken bildete. Und wo ich ein solches sah, da hatte ich Sehnsucht, auch den Mann zu sehen.

Auch alte Mädchen erhalten sich manchmal schön: sie bildeten sich in ihrem schweren Leben eine besondere, eine Art Not- oder Trugseele. Das höchste Glück des Weibes liegt in diesem Durst, aber auch sein tiefstes Elend, wenn es ihn nicht löschen kann.

Aber ach, wie viel dürre Wüste, wie viel Schmachten und Verschmachten!

Da sah ich gestern auf dem Markte so ein süßes Schnuttele, so ein liebs unschuldigs Ding, knapp nach der Konfirmation, wohl noch in den ersten langen Kleidern, aber schon weiblich; die Knospe beginnt sich zu formen und die Blüte zu zeigen. O wie süß und nett und lieblich war das, zum Küssen, oder zum Fressen, oder zu beidem: zum Heiraten, nachdem man vor Wohlgefallen den Verstand verloren.

Und nun kommt wirklich einmal ein guter, treuherziger Junge (der er sich und andern schein) und verliert vor Wohlgefallen den Verstand, hält diesen Engelreiz und jungfräulichen Schmelz für ewig und sichert sich schnell den kostbaren Besitz. Er hat das Glück und führt die Braut heim.

Aber siehe da, nach den ersten süßen Jubel- und Trubelwochen, wenn erst das verliebte Feuer seiner eignen Schmachtaugen gedämpft ist, um dem schwülen Schatten der Satttheit und Langeweile Platz zu machen, siehe da, welch ein spitzes Züngelchen in diesem süßen Mäulchen sitzt und welch bittere Worte es zu schnellen weiß und wie böß diese sanften Augen blicken können!

Noch habe ich es nicht an ihr erfahren und vorerst ist sie mir der reine Zucker — — aber: ich kenne ihre Mutter.

Welch eine häßliche Beigabe für ein Mädchen ist doch seine Mutter, gleichsam die Entschleierung der Geliebten, wenn — der Mann sie nicht schön macht.

Dem die Ergriffenheit, die ich auch unter dem kühlen Panzer meines

Verstandes spüre, beschwört mir, daß dieser Durst unbewußt in jeder weiblichen Brust sitzt und der Stillung und Befruchtung harret.

Und nun, o Mann, komme ich zu dir! Wo ist deine Seele, wo bleibt sie, diese Seele, die du ganz und unverbrüchlich deinem Weib und durch es deinen Kindern schuldig bist, wie das tägliche Brot, zu deiner eigenen Befeligung?

Wo sie bleibt? In der Platttheit, in der Niedrigkeit, in der Gemeinheit, in der Suble — fast mit einem Wort zu erschöpfen, wenn man es weit genug faßt: im Wirtshaus!

Du bist ja nicht daheim! nicht in deinen vier Wänden und noch weniger in den schönen Bedürfnissen und Geheimnissen deines Weibes (und deiner Kinder); da machst du keine Entdeckungen und gehst auf keine aus (sagst mir auch spöttisch, es gäbe da keine zu machen; du kennstest deine Alte in- und auswendig!).

Und du beklagst dich über die Unbefriedigtheit, Schalheit und Elend des Lebens, du, der du dein reiches, fruchtbares Feld nicht bauet, seinen Inhalt hinaussträgst und an seiner Verarmung schuld bist! Wohl weiß auch ich, daß tausend niedrige Weiber lieber Verliebtheit und Prügel wollen, als Seele — aber rede ich von und zu niedrigen Weibern? — Ich rede ja von dem Weibe!

Ich kann mir nicht helfen: beständig umschwebt mich jetzt das Bild des geliebten unbekanntem und doch so gut gekanntem (meinen Träumen!) Mädchens, der Gedanke an die Möglichkeit, doch einmal dieses irdische Jenseits betreten zu dürfen.

Denn — das habe ich erkannt, weiß aber nicht und glaub es auch nicht, daß es sobald ein anderer nacherkennen und empfinden wird, — es gibt ein Jenseits, und zwar schon hier, anscheinend mitten im Diesseits — — das wir erreichen können, nachdem wir alles abgestreift und überwunden, unsere alten Häute und Gedärme in uns gewechselt und alles verbrannt haben, was verbrennlich, was noch diesseitig war. Dann aber — o Seligkeit — o Himmel — o tiefe — tiefe — Seligkeit! — — Darum ihr entgegen! Darum dir entgegen, o Mädchen, der seligen Möglichkeit entgegen, die du darstellst, eins gegen eine Million freilich, wie die Vernunft mir vorrechnet, aber immer noch eins, und wäre es gegen eine Million Millionen, immer noch eins! Immer noch nicht Null, o ihr Mathematiker, ihr Rechner, ihr Zähler! — Immer noch eins! Und du vorwärts, sehnsüchtiger Träumer und weiser Tor, armer Narr! vorwärts und geradeaus, ohne zu schlingen und Hasensprünge zu machen, schnurgeradeaus dem einfachen Gesetze nach, das du ohne Überlegung dir dort gesetzt hast. Vorwärts und aufwärts! Indem du diesen Weg gehst, fällt dein Name ihr in den Schoß. Ist der noch offen, hat sie auf dich gewartet, ist sie das, was sie sein kann (eins gegen eine Million), so wird sie dich erkennen und finden! Bis dahin — — vorwärts und aufwärts! Ich kann nicht anders — Gott braucht mir nicht gnädiglich zu heißen! Amen!

Biskra

von Felix Poppenberg

Die Palmen von Biskra . . .

Im heißen Winde wehn sie grün rauschend, über die gelb rissigen Lehmwände der Dasengärten. Schmale Pfade führen zwischen den Mauern, an Gräben und Wasserläufen vorbei. Viereck-Tore sind hineingeschnitten gleich Grabmalpforten. Darüber nicken wild wuchernd rote Granatblüten. Und steiler als die Palmen steigt in die Höhe ein weißes Minarett.

Die Sonne zuckt wie ein Scheinwerfer ein Strahlenbündel in die dunklen Höhlenwohnungen der lehmgebackenen Hauswürfel, und im Helldunkel drängt sich buntschillerndes Kindergewirr: kleine Puppen, die noch kleinere in den Falten ihrer Lumpen auf dem Rücken hocken, mit gelben, schwarzäugigen Ovalgesichtern, große schaukelnde Münzenreifen in den Ohren, klappernde Silberringe an den braunen Gelenken der bloßen Füße. Und ein Farbenspizzikato schwirrt um die behenden Eidechsenkörper, eingewickelt in orange, in hellhimbeerrote, in grüne weißgeblünte Schale, dazu helle Kopftücher oder weiße Schwarzdurchflochtene Turbane.

An den Gräben scharen sich mit dumpf kreischigem, guttural röchelndem Geschwätz die älteren Frauen, verhugelt, schrumpelig, wie die Affinnen mit wabernden Ziegeneutern in den Fetzen der Brusttücher. Sie haben ihre Lumpen hoch hinaufgeschürzt und stampfen patzend im trüben Wasser einen grotesken Reigen auf den schmutzigen Wäschestücken . . . — les blanchisseuses de Vieux-Biskra . . .

Königlich aber schreitet auf nackten schlanken Beinen ein junges Weib zum Brunnen mit der Kupferkufe in der Rechten; mit der Linken rafft sie kokett wie eine Pariserin das dunkle Oberkleid über das hellblumige Unterkleid, daß man das rundwölbige Knie sieht, fein gedrechselt wie aus rauchigem Meerschäum. Sie hält zwischen den Lippen eine feuerfarbene Blume, und auf dem stolz getragenen Kopf leuchtet schief zum Ohr gerückt ein schimmerblauer Seidenturban.

Über die flachgelagerten Siedelungen wächst aufwärts der Kasba-Hügel in welligen Klossformationen mit den Ruinen alter Befestigungen, zackigen Mauerresten mit Schießscharten und Fensterschligen. Auf seinen Lehmklippen gegen den Horizont, wie gegen eine gewölbte hellblaue Glaswand stehen hohe Gestalten in weißem Burnus, scharf zeichnen sich in die Atmosphäre die schrägstarrten langen Flinten.

Auf der Straße aber sprengt — fremdartig in der orientalischen Fantasia — eine Amazone in korrektestem schwarzen Drefs auf einem Rappen vorbei.

„La femme de médecin français,“ erklärt Mohammed, der einäugige Galgenvogel, der trotz aller Abwehr als ungebetener „Guide“ unermüdlich neben mir her läuft, und er fügt mit jenem schiefen Lächeln, das die Araber immer annehmen, wenn sie von den „blonden Frauen“ sprechen, hinzu: „beau cheval, belle femme . . .“

Wir trinken Café noir in dem staubigen Gärtchen des „Café Robinson“ an der Haltestelle der elenden Tram, die uns von den Dufendörfern nach Neu-Biskra zurückbringt. Das Klapperrägelchen fährt an dem trostlosen Friedhof vorbei, einem Gottesacker aus eingesunkenen kahlen Lehmbügeln ohne Steine, ohne Gedenkzeichen. Doch in der Ode dieser Ruhestätte steht ein weißbärtiger Greis gegen die untergehende Sonne gewendet an einem Grabe, die Schuhe abgestellt, und verrichtet mit Neigen und Beugen sein Gebet.

Das Wägelchen fährt in den jäh sinkenden Abend hinein. Innen spaßt derb ein französischer Blusenmann mit zwei artischokenbeladenen Bürgerfrauen; Eingeborene, mit großen Broten, in Bündel verschnürt, drehen sich aus buntemaillierten blanken Dosen Zigaretten, und der Kutscher, der seinem Pferdchen gemütlich zuredet, in der Leinenjacke, mit heruntergeklapptem Strohhut und der sonnengegerbten Haut, sieht aus wie Vincent van Gogh auf seinem Selbstbildnis . . .

Abend in Biskra

Ich bin Mohammed entronnen und streife nach dem Diner unter dem Vollmondhimmel durch die trüberhellten, langen, rechtwinklig sich kreuzenden Straßen. Die Häuser mit verschlossenen Läden liegen schweigend. Beim Weiterstreifen lockt Lichterschein, Flintenschüsse und Musik auf einen freien Platz. Ich bin mitten in eine Araberhochzeit geraten, nicht in eines jener Professionalfeste, wie es den Panoptikumreisenden in den Häfen arrangiert wird, sondern in ein echtes mit Selbstzweck, und in meinem englischen Norfolkanzug (es ist keine Saison mehr in Biskra und kein Fremdenbetrieb und mein Smoking hat Schonzeit, bis ich wieder in dem Speisesaal meines Vloydschiffes sitze) bin ich der einzige Europäer im Kreise.

Auf Bretterbänken sitzen faltenumhangen phantomhafte Gestalten im weiten Karree; im inneren Raume dreht sich schwankend ein dicht verhülltes Weib, sie biegt die Arme, windet sich in den Hüften, sie schiebt sich im stoßenden Rhythmus am Boden hin, der Körper ruckt rammend auf und nieder und eine dumpfe Flöte zum surrenden Vibrieren des Trommelfells psalmodiert in unendlicher Melodie, glucksend, auf und ab sich bäumend, in seufzenden Verschlingungen, in klagenden Quintenfolgen. Scheinbar ermattend sinken die Töne nieder und krampfzig, unter aufpeitschendem Trommelschlag recken sie sich in ekstatisch steiler Kurve zu schriller Höhe. Und der

verschleierte Körper im Mondlicht, wie eine zauberhafte Automate, spielt mit seinen Gliedern das Vergehen und Neuverzücken dieser Musik in wollüstigen Konvulsionen mit.

Eine fahle Mauer streckt sich, aus halbgeöffneter Tür fällt ein Schein, und an der Mauer hockt, halb belichtet, halb im Schatten, ein Chor halbflügler Mädchen. Junge braune Burschen schütten auf langläufige Vorderlader Pulver und knallen die Ladung stiebend in den Sand. Und nach jedem Schuß fliegt auf aus jenem Chor vielstimmig schwirrendes Sifaden-gezwitzcher . . .

Ich wandle langsam weiter sous le claire de lune . . . und komme in menschenwimmelnde Gassen voll weißer Würfelhäuser, eng aneinander gedrückt mit Holzgitterbalkonen. Und aus jedem Balkon ist eine Laterne herausgesteckt. Im Erdgeschoß öffnen sich hinter zurückgeschlagenen Läden Gewölbe. Wendeltreppen klettern aus dem Hellen ins Dunkle, und auf Schwellen und Stufen kauern breitspreizig grellbunte Frauenwesen. Das ist der Liebesmarkt der Duled-Nail, die sich hier ihre Mitgift erwerben, um dann in ihren fernen Dörfern einen Stammesgenossen zu beglücken.

Träg geredelte Tiere; teilnahmslos glözend, andere mit gemeinen Gebärden lockend, herenküchenhaft . . .

Was sie verheißen, diese Wüstentöchter der Freude, wirkt eher tugendstärkend. Und doch hat dies Notturmo als Gesamtbild eine seltsam wildbarocke Magie . . . In barbarischer Pracht starren die Mädchen. Klirrend umpendelt den Kopf Ketten- und Münzenbehang. Gleich einem Götzenbild sieht daraus das breite mit blauen Kreuzstrichen tätowierte gelbe Antlitz mit dem fleischig bestialischen Mund, aus dem sich eine raube Löwenzunge streckt. Die Arme sind dicht besteckt mit schwergebuckelten und spiralgezierten Silberbändern, und um die Beine klappern wuchtige Schlangensringe.

Wie Papageientulpen scheckig, schillert Schal- und Schleierfaltenwurf, wallend über die ballongleichen Pluderhosen. Vom Kopf über den Rücken hängt drapiert weißes durchbrochenes Rankengewebe, an eine Gardine erinnernd, und lila Baumwollbrokat mit Granatapfelmuster. Die meisten sind schwammig, kolossale Gliedermassen, die Nägel braunrot mit Henna gefärbt, und Ambra duftet schwer aus den Fluren.

Hinter den Vorhängen der Cafés, wo an blau und gelben Fliesenherden der schwarze Trank in Holzkohlenfeuer aufgekocht wird, klingt wieder die süßlich klagende narotische Musik.

Die Mädchen, die hier tanzen, sind schlanker und ihr Hüftenspiel scheint virtuos, und wenn sie sammeln, dann murmeln sie zu dem, der Kupfer gibt, mißbilligend in ihrem arabischen Gaumen-Französisch: mas, Mosjou, je suis la Gazelle . . .

Zwischen den Eingeborenen, die, in dichter Fülle hin und her sich schiebend, hier schlendern, die Weiber betasten, ihnen heisere Worte zuflüstern, patrouilliert die französische Wache, Zuaven mit Fes und Gewehr, und als ein Soldat im Gedränge mich anstößt, sagt er höflich: „Pardon, Monsieur“ . . .

Ich biege um die Ecke, aus dem Lärm in die Ruhe, und bin mit einemmal aus der Sansara im beschaulich träumerischen Orient. Auf Matten gelagert dämmern vor dem maurischen Portal eines Bades, eines Hammam, im Burnus eingemummelte Männer, die Kapuze über den Kopf, andere sind zusammengerollt wie Igel und schlafen ihren Opiumtraum; wieder andere machen bei einem Flackerlicht gespannten Auges die Züge ihres Brettspiels, und in einem Verschlag rezitiert mit sich überschlagender Stimme und dramatischen Gebärden ein Alter vor einer lauschenden, hockenden, kauern den Hörerschar aus einer Rolle Märchen und Heiligengeschichten . . .

Villa Benevent

Die Maihitze war bis jetzt gnädig. Man spürt wohl die afrikanische Sonne in ihrer strengen Pfeileschießenden feurigen Herrlichkeit, doch linder Wind mildert ihre Glut, und man empfindet sie als Soleil frappé.

In den heißen Stunden sucht man den Palmenschatten auf den Parkwegen der Villa Benevent. Am Beginn der Karawanenstraße nach Zoppourt liegt sie. Eine weiße Mauer umhegt sie, über dem Portal der Wappenstein zeigt drei Hähne, auf der anderen Seite schließt sie, wie in den Schloßgärten des achtzehnten Jahrhunderts, als landschaftliche Begrenzung ein Graben ab.

Kühl und dämmerheimlich wandelt sich in mittagsgespenstischer Stille unter dem breit vorgelagerten grünen Rampendach des dichten Heckenganges.

Alleen breiten sich, eingefaßt von ganz kurzstämmigen Palmen. Fönnchenhaft wirken sie, oder eher noch einer Riesenananas vergleichbar in der narbig blättrigen Struktur mit dem starrenden Hauptschmuck der Blätterkrone. Lang schießen die Blätterarme wie Fischgräten zackig aufwärts, sie neigen sich wiegend — es ist wie eine Einzugsvision in Jerusalem — sie verschränken sich zum Laubdach und malen ihre Rippensilhouetten auf den Sand des Weges. Aus dem Schoß der Zweigbündel aber hängen schaukelnd die gelben Schafte mit den vielschwänzigen dattelbeschwerten Geißelsträngen.

In anderen Alleen wiegen sich an hohen langen schwanken Rohren die breiten Fächerpalmenblätter als Sonnensegel. In ihrem windbewegten Neigen ist eine Unmut, als bewegten Odalisten diese Fächer . . .

In einem Rondell steht ein weißer Pavillon, amarantfarbene Teppiche hängen über seine Fensterbrüstungen. Achteckige Bronzelaternen mit Filigranzkuppeln schweben in ihren Hufeisenbogen. Das flache Dach umkränzen Dreieckzinnen. Lila Ranken wallen als Vorhang über die weißen Mauern und zwei hochstämmige Palmen stehen schräg geneigt dagegen.

Innen sitzt auf einer Sofabank ein Junge, weiß mit gelber Jacke, er bläst auf der Rohrshalmel eine gurrende verschlafene Weise in die brütende Mittagsdämmerung . . .

Pans Flöte im Orient . . .

Sidi=Oktba

Es ist Freitag . . . le jour saint. Ich will nach dem Saharadorf Sidi=Oktba, dem berühmten Wallfahrtsort mit der Moschee, die die Gebeine des Heiligen birgt, der auch das so märchenhafte Kairouan in Tunisien gegründet.

Ich sitze in der Frühe auf dem Bock der Araber=Diligence auf. Sie ist glücklicherweise nicht eine so unförmliche hochgeürmte windschief schwankende Erube wie die fossile „Messagerie du Sud“, die von Algier aus in unendlichen Tages= und Nachtfahrten — Menschen und Ballen durcheinander verstaubt — mit sechs Pferden dahinschotternd zu den fernen Flecken im Inneren Algeriens rollt.

Nein, es scheint ein ganz freundlicher Landwagen. Und mein Platz hinter den drei Kössern neben dem Kutscher, der wieder Mohammed heißt, ist morgenfrisch und voll Ausblick . . .

Weite Ode dehnt sich, sandig, spärlich mit grau grünem Gras bewachsen. Bläulich überhauchtem Kristall gleicht die Atmosphäre. Links schlängeln sich nebelhaft wolkige Bergzüge . . .

Wir fahren und fahren in gleicher Monotonie. Plötzlich stößt mich Mohammed an, zeigt mit der Peitsche nach rechts und sagt: „Mirage“.

Und wirklich im Dufte verschwimmend, von Luftschleiern überrieselt, taucht am Horizontrand langgestreckt die Vision einer Stadt auf mit Zackenlinien von Mauern, Dächern, Türmen. So habe ich gleich beim ersten Ausflug in den Bereich der Wüste jene erregende Spiegelung gesehen, die als Fata Morgana unsere Kinderträume erfüllte.

Nach drei Stunden zeigt sich ein misfarbener Haufen aneinandergeliebter Lehmhütten, aus dem, wie ein Pfahl aus einem großen Ameisenhügel, das kalkbleiche Minarett steigt.

Die Diligence hält bei dem ersten Gewölbe, das sich in der Lehmwandmauer öffnet, es ist das Gasthaus von Sidi=Oktba. Man klettert mißtrauisch in den fensterlosen fässerfüllten Kellerraum, der an die griechischen Tenodochien der Peloponnesreise erinnert. Doch angenehm überrascht ist man, als man durch die enge Tür der Rückseite in einen kleinen Garten tritt mit schattigem Spaliergang. Hier wird ein Tisch gerichtet, der mitgebrachte Biskra=Lunch ausgepackt, Sardinen, Eier, kaltes Fleisch, Orangen und eine Flasche Madée rosé. Ich frühstücke behaglich, wobei ein junger, grauruppiger, fellausiger Schakal mit ringelstreifigem Schwänzchen und drolligem Fuchs=

kopf Gesellschaft leistet. Er hat Gastrecht als Haustier, hört auf den Namen Schacko und weimert und mauzt so lange, bis man ihm seine Kette löst.

Dann auf die Wanderung . . . ein ärmlich verwahrlostes Nest, dies Sidi-Obba, eigentlich nur ethnographisch interessant. Enge Holpergassen mit Höhlenwohnungen, in deren Finsternis pittoresk schräg einfallend ein Sonnenstaubbalken sich schiebt, Kramstände, Garküchen- und Caféherde und, ein merkwürdiger Anblick, eifrig tretende Männer an klappernden Singernähmaschinen in der Primitivität des Wüstendorfs . . .

Offene Marktplätze mit niedrigen Zeltlagern, Brotverkäufern, Dattelhändlern, die das dichte Schweißgewimmel der Fliegen mit dem Wedel abwehren, Silberschmieden, die auf niedrigem in die Erde getriebenen Ambos rustikalen Schmuck, Ringe mit aufgelöteten Spiralen, Bandreifen mit punzierten Ornamenten, in der Art der Strichtätowierung, arbeiten.

Endlich um zwei Uhr la grande prière in der schlichten Moschee, durch deren Halle mit den überkalkten Pfosten statt der Säulen, mit Glitterlampen, mit der alten Tür im Berberstil aus braunem Holz, gefeilt, mit dunklen Nägelsköpfen beschlagen, mich vorher ein junger Mann voll Feierwürde geführt, — le fils du prêtre, wie er sich zum Abschied zu erkennen gab.

Nun strömt es in den Hof von eilig Schreitenden in wehenden Burnussen. Das große Gebet beginnt mit seinen wechselnden Positionen des Neigens, Beugens, Niederwerfens, die Stirn am Boden. Es scheint wie Freiübungen einer Gespensterriege. Und bei der tiefen Kumpfbeuge wirken diese dicht gedrängten balligen weißfaltigen Rundwölbungen der Rücken wie aufgestapelte Mehlsäcke auf einem Speicherplatz.

Und auf der Rückfahrt, als die Sonne sinkt, hält die Diligence, von deren Deck jetzt Hähne krähen und Hühner in ihren Holzkäfigen gackern, auf freiem Felde. Alle steigen ab, auch der Kutscher, nur ich und meine Nachbarin, ein altes ringbeladenes, in Kopftuch und Schleier eingewickeltes Araberweib, das sich in meinem Schatten vor der Sonne versteckt, bleiben sitzen. Die Männer verteilen sich einzeln, sie legen die Schuhe ab, breiten ihren Burnus als Teppich; groß und ernst stehen sie im Raum, und wieder ists ein Neigen und Beugen, das Antlitz gegen Osten . . .

Sonnenuntergang in der Wüste

Nun trage ich, wie in Griechenland beim Ritt durch die Langada-Schlucht und hinauf zu Bassas Tempel in Felseneinsamkeit, den Tropenhelm. Die Kamele sind gefattet.

Fauchend und die gelben Zähne fletschend, der Kopf auf dem langen Wiegehals so merkwürdig mißbilligend, präzis-ridikülhaft, läßt sich mein Tier nieder; der Treiber setzt ihm den Fuß auf das Bein, um das verfrühte Erheben zu verhindern, ich steige auf, setze mich hinter dem Buckelhöcker

auf dem gelbrotsflockigen Teppich zurecht. Anruckend schwankt es aufwärts und in rollendem Wiegerhythmus bewegt sich vorwärts wie auf weichen Tennissohlen.

Auf dem Wege nach Alt-Biskra, durch das Oasendorf El Guercia, geht es zu den Dünen von Dumache, den Dunes du Sable.

Und unendlich breitet sich nun das Sandmeer der Wüste . . . Gelbrosa flimmerts, Hügel wellen sich, Flachkuppel-Erhöhungen wölben sich auf gleich Schildkrötenrücken, Talmulden senken sich. Ihre Trichterwände, vom Wind modelliert, haben die weichen einschmiegenden Bouten der Propellerflügel. Glitzerndes Nieselwehen des feinkörnigen Sandes spielt. Ornamente zeichnen sich in das beweglich wechselnde Element: Wellenbänder, die Schlangellinien antiker Sarkophagwände, Fächerungen und Felderungen eines Marketerieestrichs.

Am Horizont die langen Züge der Kamele, dunkelwollige und gelbrötliche von der Mimikryfarbe des Sandes.

Ihre Silhouetten spiegeln sich bläulich auf den Flanken der Dünenberge mit Hebung und Senkung ihrer Umrisse, und in der Wüste am Schattenbild erkennt man, wie dekorativ auch das Kamel sein kann.

Und einen Sonnenuntergang in der Wüste sah ich. Von Col de Sfa, von der verfallenen Signalstation der Poste optique aus. Wie über Meeresferne schweift der Blick über die Wellenberge und Täler des Sandozeans.

Orange und Altrosa changiert transluzid im Schleierlicht und dazwischen das Grün der Nasenstriche. Glitzerreflere wallen darüber. Am Himmel wischig hingeweht flaumig helle Wolkenwärme, Kometenschweife mit Straußfederbüschel und langwippende weiße Pfauenschleppen.

Ein Bergkranz im Halbrondell rahmt die Ebene, in seinen spitzen Gratwinkel taucht der glühende Sonnenball. Und in die bleiche Helle der symphonie blanche prasselt stiebend ein Götterdämmerungs=Fuoco.

R u n d s c h a u

Neue Philosophenausgaben

von Samuel Saenger

Nun kommen auch die Philosophen an die Reihe, nun werden auch sie in den Wirbel der fiebrisch gesteigerten buchhändlerischen Unternehmungslust gezogen, die verwegen bis in die entlegensten Winkel des Schrifttums vordringt und grundsätzlich so operiert, als ob das Lesebedürfnis und die Kaufkraft des Publikums keine Grenzen mehr habe! Auch die einsamen Denker und Weisen aus dem Morgen- und Abendland sollen also die Wohltaten der modernen Buchtechnik an ihrem spiritualisierten Leibe erfahren, und von demselben Autor bieten, wie das so geht, zugleich zehn, zwanzig Hände Neuausgaben. Zum Glück tritt bei den Philosophen das Spielerische des präziösen Bibliophilentums zurück; man denkt sich geschmackvolle aber ernste, eher gebildete als gelehrsamkeitsbeflissene Leser, Menschen etwa, die mitten im Laumel der Zweckarbeit und der Lebensgenüsse von kontemplativer Stimmung befallen werden, ohne nun gleich Asketen des Geschmacks zu werden. Die Zeiten sind vorbei, denken die Herren Verleger, wo die Philosophie arm und nackt dahergeht: *povera e nuda vai filosofia* singt Petrarca . . . Das philologische Gewissen wacht zwar über der absoluten Zuverlässigkeit und Güte des Textes, aber als Auditorium denken sich die Herausgeber nicht mehr, oder nicht mehr in erster Linie, die Junstgenossen und die gelehrten Einwohner der dialektischen Labyrinth, sondern die vielen Menschen, die sich am Leben und an ihren Spezialberufen wund gerieben haben und aus der grausamen Verzweigung durch die dummen Haufen von Einzelerfahrungen sich befreien möchten.

Diese Überlegung scheint richtig, sofern sie von der Tatsache eines wachsenden metaphysischen Bedürfnisses ausgeht. Der reine Positivismus der Wissenschaft läßt es unbefriedigt, er scheitert allein schon an den elementarsten Wertfragen: und Nöte und Kümmernisse des seelischen Daseins werden von ihm kaum gestreift. Wo Wissenschaft streng geübt wird, ist sie logisches Verfahren, gibt sie kontrollierbare Methoden und sinnlich verwertbare Resultate, doch keine Endgültigkeit. Metaphysisches Bedürfnis aber ist Sehnsucht nach Endgültigkeit, wie sie innerhalb des der reinen

Wissenschaft zugänglichen Erfahrungskreises nicht gefunden werden kann, und die nur urteilslose, von Kants Werk unberührte Naturforscher dort suchen können. Sie reden an Kants Inventarium des forschenden Geistes, an seiner Kritik der Erkenntnismittel und des Erkenntnismaterials vorbei, sie stopfen, wo sie von dem Versuch lückenloser Beschreibung der Kausalzusammenhänge zur Erklärung des Wesenhaften fortschreiten, ihre Bücher mit faustdicken Platteiten und Naivitäten; und wenn man ihre Aus-sichtstürme besteigt, dann schweift der Blick doch wieder zurück in jene beklemmend triste atheistische Halbnacht, die durch (an sich hoch willkommene) Fortschritte in Physik und Biologie seit Helvetius', Holbachs und Moleschotts Tagen nicht lockender und anmutreicher geworden ist. Es war vorauszusehen, daß ein hohes Bildungsniveau auf die Dauer diesen Zustand unerträglich finden würde. Man war beschämt zu sehen, wie leichtfertig selbst feingeistige Naturforscher sich zu leeren Verallgemeinerungen ihrer Teilmethode und Teilerfahrungen hinreißen ließen; man ertrug sie nur, weil ihre intellektuelle Sauberkeit weniger verdächtig erschien als die Besessenheit so mancher Geisteswissenschaftler, die mit verschämter Theologie Handel trieben. Die Grundbedingung wirklicher Bildung, das Gefühl für den Bereich und die Schranken und die Nutzbarkeiten des wissenschaftlich geleiteten Erkenntnistrebens, wird nach dreihundert Jahren unerhört konsequenter Denkarbeit doch schon von zu vielen Menschen erfüllt, als daß man wagen könnte, den Ersatz kindhafter Metaphysik durch wesenblinde Naturphilosophie ohne Widerspruch als Fortschritt anzupreisen. So ist die Zeit wieder reif geworden für jene großen Denker, deren Systeme und Welt- und Lebensbilder etwas von den Schöpfungen der Künstler haben, die eine Vision verewigen. Sie werden nur bedingt von dem Fluche der Vergänglichkeit getroffen, der an den wissenschaftlich präparierten Begriffskomplexen haftet. Ihre Wertbetonungen spiegeln das Einmalige und Einzige einer großen Seele: und an diesem Einmaligen und Einzigen der Vision hängt zum großen Teil jenes Endgültige ihres Weltbildes, wonach dem unstillbaren metaphysischen Bedürfnis das Herz steht. Nicht Meinungen sondern ein Werk verspricht das (Baco von Verulam entnommene) Motto zur Kritik der reinen Vernunft. Das ist es. An aufdringlicher Fülle der Meinungen ersticken wir, Werke aber, wie sie Baco meinte und Kant uns schenkte, können allein unstrem zerstückelten Leben Folge, Zusammenhang und Würde geben.

In solche Leser, die man unter dem bedenklichen Etikett der Bildungs-kreise zusammenzufassen pflegt, dachte zweifellos auch der Berliner Verleger Bruno Cassirer, als er seinen neuen Kant herausbrachte. Der ausgezeichnete Ernst Cassirer ist der Herausgeber, einer der tüchtigsten und charftinnigsten unter den unverblendeten Neu-Kantianern, dem wir die

monumentale Geschichte des Erkenntnisproblems in neuerer Philosophie und Wissenschaft verdanken (in gleichem Verlage). Ohne aufdringlichen Puz erscheinen da die alten, ehrlichen, verschnörkelten Grundbücher der deutschen Philosophie, aber die Liebe erstreckt sich über die Lesarten hinaus auf Papier und das Typographische; die Ausgabe der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften ist für die Fachgelehrsamkeit berechnet, Hartenstein ist vergriffen, Rosenkranz und Schubert wohl gleichfalls, überdies sind diese beiden klassischen Ausgaben, die Jahrzehnte hindurch Tausende der tüchtigsten Köpfe in Zucht nahmen und mit dem grandiossten Versuch allumfassender Synthese vertraut machten, textlich noch immer nicht befriedigend. Der Reclam-Kant aber, den der gute Kehrbach mit rührender Beflissenheit für helle Köpfe aber schwächliche Börsen herstellte, mordet, während er die Verstandesfäste aufzehrt, zugleich die Augen. Sind die Kategorientafel und das Ding an sich, das doch auch zum Licht der Seele in geheimnisvoller Beziehung steht, solche Opfer wert? So spricht alles für den Erfolg dieser neuen Ausgabe: das trotz Schopenhauer und Nietzsche (und . . . Bergson) ungestillte Verlangen nach dem grübelnden und bohrenden Kritiker der Vernunft, dem wohl heute noch wirksamsten Mittel gegen die zeitübliche Denk- und Gefühlsanarchie; die philosophische Würde und Zuverlässigkeit des Herrn Herausgebers; und die Liebe des Verlegers zu seinem und für sein Werk. Bisher sind vier Bände erschienen; die zwei ersten bringen die vorkritischen Schriften, darunter die so wundervoll satirischen Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik, der dritte enthält die Kant-Bibel: die Kritik der reinen Vernunft, den vierten füllen unter anderm die Prolegomena, die wichtigste Erläuterungsschrift zur Kritik der reinen Vernunft; neben der weltmännisch humorvollen Skepsis der schicksalschwere Positivismus des Idealisten. Eine verklungene deutsche Welt, fern und fremd, ihr Ewigkeitsgehalt wie verschüttet unter den Realitäten des Tages . .

Leichter als Cassirers Kantausgabe wird es die große Schopenhauer-Ausgabe von R. Piper und Co. in München haben, sich den „Markt zu erobern“: primum vivere deinde philosophari dürfen die Verleger Schopenhauers eher als gewisse posthume Kathederphilosophaster ohne zu erröten als ihren Lebensgrundsatz bekennen. Paul Deussen, der bekannte Indologe in Kiel, seinem Meister wahrscheinlich schon um der Verehrung der Vedea willen dankbar, ist der Herausgeber. Es war ihm Bedürfnis, jede Zeile des Mannes, der ihm den Sinn des Lebens offenbarte und dem er die frohe Gewißheit seines Schaffens und Wirkens dankt, aufzuspüren und den ganzen literarischen Nachlaß Schopenhauers lückenlos, in sauberster Textdarbietung und mit hingebendster Ehrfurcht darzubieten als das Monument eines

Ewigkeitsgeistes. Diese Einschätzung wird sicher von unzähligen Lesern geteilt, seit die Veröffentlichung der kleinen Abfälle vom großen Lebenswerk, der *Parerga und Paralipomena*, das eisige Schweigen durchbrach, in das die Zünftigen die Welt als Wille und Vorstellung des dreißigjährigen Goethefreundes gebannt hatten, und dem greisenden Denker das Glück des endlich Verstandenwerdens gab; und darum wird das große Unternehmen Piper-Deussens überall die Beachtung und Förderung finden, die so viel Fleiß und Hingabe verdienen. Eine charaktervolle, kräftige Fraktur, klar und sorgsam auf Gelbweiß hingesezt (ohne die an Neudrucken so widerliche Ungleichheit der Spacien), paßt prachtvoll zu Schopenhauers derber Gotik im Denken und Ausdruck; auch gegen das gewichtige Großoktav ist an einer auf Monumentalität gestellten Ausgabe nichts einzuwenden, doch scheint mir der schwarze Kalitoband mit grünem Schnitt ein überflüssiger Puritanismus. . . Bisher sind sechs Bände ausgegeben, darunter zwei Bände Vorlesungen nach dem vollständig vorhandenen Manuskript, das der junge Dozent an der Berliner Universität im Sommersemester 1819 seinem sechsstündigen Vortrag zugrunde legte. Es war sein einzig gelungener Versuch „zu lesen“. Nach zehn Jahren verschwindet Schopenhauers Name aus dem Lektionsverzeichnis. Er stand auf falschem Gleise: für die akademische Welt ging die vom Weltgeist verordnete Entwicklung von Kant über Fichte zu Hegel. Für die Nachgeborenen, die sich gegen diese Verordnung gründlich aufgelehnt haben, ist darum die vollständige Veröffentlichung dieser Vorlesungen ein Leckerbissen. Darin wird die „gesamte Philosophie“ behandelt: mit eindringlichster Klarheit aber etwas matterer Bildhaftigkeit, als aus seinen Werken bekannt ist; die Rücksicht auf die Fassungskraft der Studenten zwang den genialen Mann, sich, soweit es ihm möglich war, zu banalisieren. Zur ersten Bekanntschaft mit seinen Denkgewohnheiten und seinen metaphysischen Grundorientierungen werden diese Vorlesungen sehr gute Dienste leisten. Das Geheimnis seines Schauens und seines fruchtbaren Scharfsinns offenbart sich freilich erst in den zu Lebzeiten vom Philosophen veröffentlichten Werken; die Prüfung Kants, auf den er baut und der sein Sprungbrett wird, am Schluß des ersten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung“ ist ein Gipfel kritischer Zeugungskraft. Von der Plastik und Symbolkraft seines Ausdrucks geben nur sie die rechte Anschauung, sein Weltgefühl und seine metaphysische Anschauung bringen da jedem Satz aus den Poren. Man hat ihn verkleinern wollen, indem man ihn einen philosophischen Schriftsteller nannte: und hat ihm damit einen apart hohen Rang angewiesen. Lassen wir den Pessimismus aus dem Spiel; ihm ist, dünkt mich, bei der Schätzung von Schopenhauers Haushalt viel zu viel Gewicht beigelegt worden. Die Darlegung des Prozesses, nach dem wir Erfahrungen, naive und wissenschaftliche, machen und aus der Geschichte unserer Triebe und Wollungen unseren

Charakter (posthum) entdecken und die Tragödie unseres Willens erleben, der seine Ketten brechen und seinem Sklaventum enttinnen will: das scheint mir seine eigentlichste Leistung. Es ist die eines Künstlers, der Begriffe wie plastisches Material handhabt. Wir stehen nackt da, auch die letzten Hüllen fallen von uns, die Gleitflüge aus der Gebundenheit in die Freiheit („Die beiden Grundprobleme der Ethik“) machen schwindeln, und die Rätselbeziehungen zwischen dem Empirischen und Intelligiblen, dem in Zeit und Raum gefangenen Schein und dem ewig unveränderlichen Urgrund, sind immerhin doch bis an den Punkt verfolgt, wo das Begreifen sich verliert und das allumfassende Gefühl übrig bleibt: Kern der Natur ist uns Menschen im Herzen. Der Reichtum ist groß; und statt bei der nach meiner Einsicht gekünsteltesten Verneinung des Willens zum Leben zu verweilen, die von einem anders gearteten Temperament als falsches Vorzeichen einer richtigen Addition empfunden werden mag, ziehe ichs vor, die Psychologie des Kunstschaffens zu bewundern, wo gezeigt wird, wie jene Inseln der Seligkeit zustande kommen, die wir Kunstwerke nennen: jene Indifferenzpunkte konträrer Motivzerrungen, wobei der Intellekt aus den Griffen und Umklammerungen des Willens momentweise sich löst und die Werke der Intuition das Leben . . . rechtfertigen. Aber da sind wir fast schon bei Nietzsche's „Geburt der Tragödie“ angelangt und müssen zu Schopenhauer zurückkehren. Ist bisher nirgends aufgefallen, welche Zeitverwandtschaft zwischen ihm und Montaigne besteht? Beide geben einen petit cours de senscommunologie — eine Einleitung in die Lehre vom gesunden Menschenverstand. Beide sind luchsäugige Beobachter des Lebens. Beide schöpfen unermüdlich aus dem psychologischen Arsenal der Literatur- und Dichtwerke und verschmähen auch die chronique scandaleuse nicht, wenn sie nur den altneuen Adam beim Altstehen überraschen können. Das ist der weltliche Zug und Gang in beiden. Bei Schopenhauer hat das Grundgewebe den düsteren Einschlag von Schmerzen und Leiden, bei Montaigne ist das kosmische Gefühl matt, weil fern und abgeleitet; in unsrem Philosophen war es unvergleichlich stärker und ursprünglicher als selbst bei Kant und den Hegelingen. Bei dem Vordelefer Schloßbesitzer ist das Schicksal eher lebenswürdig und zugänglich als schreckhaft, es hat nichts vom grausen Fatum, das den Götten schrickt, auch wenn er den Mut aufrafft, es durch Erkenntnis zu überwinden. Sie sind sich trotzdem in mancherlei ähnlich, besonders darin, daß sie den Alltag und das Alltagsdasein so gründlich verstehen und als Schriftsteller die Klarheit als zur Wahrheit gehörig betrachten.

Eine Lust ist's, in der „Bibliothek der Philosophen“ zu lesen, die Fritz Mauthner bei Georg Müller in München herausgibt, und eine wirkliche Freude, sie anzuzeigen. Hier sollen die Philosophen versammelt werden, die

lebendig geblieben sind oder für unsre Zeit zu neuem Leben geweckt werden können. Der Name des tapferen Herausgebers bürgt dafür, daß gehalten werden wird, was der Prospekt verspricht: tote Scholastik werde nicht beschwerlich fallen, noch sollen auch bloß namenberühmte Ladenhüter neu aufgelegt werden. Wir atmen auf; der Wust der vollständigekeitsfüchtigen Historie gefährdet das Leben. Mauthner stellt die Erkenntnistheoretiker und Psychologen in die erste Reihe der Philosophen: daher werden Locke, Hume und Kant vollständig gebracht werden; ferner sind der ganze Spinoza und der ganze Schopenhauer der Gegenwart unentbehrlich. An sie sollen sich viel Neuzeit und wenig Mittelalter schließen. Die Reihe wird bunt und abwechslungsreich genug, und allerhand verschollene Köstlichkeiten tauchen auf: neben die selbstverständlichen Namen treten da Buddha (Auswahl der Reden), der lose aber geistreiche Diderot (Auswahl), Goethe (Äußerungen über Philosophen und Philosophien), Hamann, Hebbel, Lichtenberg, Jean Paul, Luther und andere philosophische Schriftsteller oder philosophierende Männer der Lat. Das ist so klug wie neu und notwendig. Unter den anziehenden Seltsamkeiten fällt mir Jacobis Spinozabüchlein sehr angenehm auf: ihm ist Mendelssohns Replik und Jakobis, des, nach Kant, affektirten „Genieschwärmers“ Duplik beigegeben; Stücke aus Mendelssohns „Morgenstunden“ und Herders „Gott“ machen den Beschluß. Hier wird zwischen Aufklärung und Romantik eine Schlacht geschlagen; hitziger und mutiger hat auch Hektor nicht um Patroklus' Leiche gekämpft, als da um Spinozas, des „toten Hundes“, Lehre gestritten wurde. Ein ähnliches Interesse weckt der Band, der die Schriften zu Fichtes Atheismus-Streit veröffentlicht, mit den Akten des Prozesses, in dem der Philosoph ob seines Unglaubens an den Regierungsgott vom Weimar Goethes (der Fichtes moralische Bersekerhaftigkeit nicht mochte) zur Rechenschaft gezogen wurde. Mauthner selbst hat, unter den bisher veröffentlichten Bänden, neben dem Jacobibüchlein auch einen Abenteuerer des Humanismus herausgegeben: Agrippa von Nettesheims Begründung seines Zweifels an der Wissenschaft; überall spukt so des Herausgebers Relativismus. Aber diese Schrulle, wenn es eine ist, gibt ihm Anlaß zu einem mit packender Lebendigkeit geschriebenen Essay über den Scharlatan, für den man dankbar sein kann. Dieser Cagliostro des Humanismus kann auch ernst sein; ich fühlte mich, als ich ihn las, zuweilen an die tüchtige Lektion erinnert, die Ruskin in seiner Psychologie der Renaissance dem Stolz auf die Wissenschaft und den närrischen Eitelkeiten der Erkenntnisdiener austeilte. Aber die Hauptsache bleiben die Philosophen und die Dokumente ihrer Menschlichkeiten: wovon Schopenhauers taufrisch gebliebenes Grundwerk in zwei Bänden und Kants Briefwechsel in drei Bänden vor mir liegen. Ich sehe schon: ich werde noch oft zu dieser Ausgabe greifen, sie wird mir die Lieblinge, die Reisegenossen, die Tröster und Unterhalter hergeben müssen. Druck — die herrliche Didottype, die in Frank-

reich so manchen welken „Klassiker“ am Leben hält — Sagbild, Format, die braune Lederpressung mit (Gott sei Dank) nicht modern ornamentierten Goldstreifen und grünem Schildchen: all das stimmt unübertrefflich zueinander und schmeichelt sich förmlich in Blick und Hand. Glück auf. Die Gebildeten, die man als Leser sucht, werden einsehen, daß der Verleger leben muß, wenn wir, die der liebe Gott mit Metaphysik gestraft hat, so geschmackvoll philosophieren wollen.

Lenaus Modernität

von Felix Stössinger

D obwohl wir heute alle Künstler der Vergangenheit ohne Ansehn der Zeit und der Nation schätzen und niemand aus konträrem Stilgefühl ablehnen, wie etwa die französische Klassik Shakespeare oder wie Winkelmann Michelangelo, fühlen wir uns doch mit den Zwiespältigen enger verbunden. Verwandte Leiden führen uns zu den Künstlern, die aus zartestem Stoff gemacht sind und etwas Verfließendes haben, zu den Sehnsüchtigen, die an sich zugrunde gehen, zu den Flammenden, die für die Kunst zu schwach, für den Tag zu rein sind, leidend im Glück, glücklich im Leide, hellsehend im Trüben, geblendet am Morgen, von Gott gestreift des Nachts, prophetisch in der Klarheit ihres Wahnsinns, und mit milder, verzweifelnder Sehnsucht nach der Auflösung des Körpers erfüllt, zu den Heiligen, die noch aus Sehnsucht sterben und an Frauen wahnsinnig werden konnten, die beteten, „O Du, des Himmels Vorin, wie lauscht ich Dir, Dir Diotima“ und dann wie Lenau zweifelten, „ob sie denn irgend jemand auf der Welt so eigentlich lieb haben“.

Nicht zu den reinsten, aber zu den kompliziertesten dieser Wesen, die aus Sehnsucht an der Realität zerschellen, wie Homunculus an der Galathea, gehört Lenau, zu dem jetzt wieder zahlreiche Neuauflagen führen. Professor Castle hat vor einigen Jahren die ganze Brieffchaft, die Zettel und die Gespräche zwischen Lenau und der Familie Löwenthal in einem Bande vereinigt (Hesse & Becker, Leipzig), dessen Material die neue, große, kritische Gesamtausgabe (Insel-Verlag, Leipzig) aufgesaugt hat, ohne jene Publikation, ein Supplement zu jedem kleinen Lenau, überflüssig zu machen, da sie Briefe, Tagebuchblätter und kleine, aber entzückende Gedichte Sophies enthält, die in allen Lenauausgaben und auch in der großen fehlen. Leo Greiner hat die Gedichte in sehr reicher Auswahl mit Berücksichtigung der kleinsten Schätze, wie z. B. eines Fremdenbuch-Vierzeilers, in die Pantheon-

ausgabe eingereiht und Gedichte, Briefe und Berichte für die „Bücher der Rose“ zu einer neuen Einheit verschmolzen, und Lenau selbst tritt in dem Roman „Emilie Reinbeck“ (S. Fischer, Verlag) auf, zu dem Hertha Koenig das Leben ihrer Ahnin ausgeschmückt hat.

Obgleich Lenau, wie Hölderlin, wahnsinnig geboren wurde, verbrauchte er nicht willenlos und sanft, sondern unter Schmerzen und großer Gewalt, und da sich in seiner geistigen Erlösungstunde die Krämpfe von Körper und Geist wechselseitig erschütterten, so daß sich nicht trennen läßt, welcher von beiden das letzte Wort behielt, haben Medizyniker Lenaus Wahnsinn des metaphysischen Zaubers zu entkleiden versucht. Lenau spürte sich von seinem Urgrund aus von einer dämonischen Tollheit bedroht, die er aber als sein ideales Selbst dunkel ahnte. Mit grandioser Entschlossenheit trieb er sich daher in den Wahnsinn, den er als seinen natürlichen Zustand empfand, hegte sich, um ihn vorzeitig zu erreichen, in Leiden, und pflegte seine scheue Reizsamkeit mit dem trüben Wollustgefühl des Schmerzes, mit dem sich Penthesilea durchbohrt und der Venausche Faust in seinen Dolch träumt. Wahllös schüttete er alle Erlebnisse, indifferente und trübe, in den Scheiterhaufen seiner Seele, denn alles, was war, sollte Flamme sein, ihn zu verbrennen, Gefahr, ihn zu erregen, Schrecken, ihn zu zermalmen. Das unbeträchtliche Abenteuer mit Lotte Gmelin treibt er zu einer Liebestragödie auf und behauptet, vom Gesange des Mädchens ergriffen, in den eisernen Ofen gebissen zu haben. Es ist wahrscheinlich, daß er sich zur Gebärde des Bisses verstieg, aber notwendig war sie nicht, wie überhaupt alle seine episodischen Schmerzen vor dem Erlebnis mit Sophie wohl einen düsteren Urgrund, aber nicht die überzeugende Melodie der Wahrheit haben. Er litt, daß er nicht litt und zerbrach sich an den Tatsachen, wenn sie ihn nicht zerbrachen. Die Natur hatte ein Stück jenes schauerlichen Virtuositentums in ihm versprengt, das mit Paganini begann und bei Mitterwurzer geendigt zu haben scheint, und seine Verzweiflung mit einer eiteln Dämonie gemischt, die von echter kaum zu trennen ist. Die Zeit war so unkünstlerisch, sich den Dichter, nach Beethoven und Byron, nur künstlerisch vorzustellen, als ein halb erschreckendes, halb anziehendes Fabelwesen, in dem sich melancholische Ungebärdigkeit mit nachlässiger Aristokratie verbindet. Von allem war etwas in Lenau, der aus Eitelkeit seine Dissonanzen pflegte und sie aus reiner Sehnsucht nach dem Dunklen vor der Auflösung behütete. In ihm war alles wund, denn sein Chaos litt, daß es sich nicht entladen konnte aus Mangel eines echten Schmerzes. Erst als Lenau Sophie traf, wurde seine Schmerzsehnsucht gestillt. Zuerst fleht Lenau wie die schwüle Luft zu Gott nach dem erlösenden Blitze und zeichnet in der „Nonne und die Rose“ sein Symbol, den Willen zum Untergang. Dann sind wieder in seine Seele mildere Stunden gebettet, zarte, hölderlinische Übergänge zur Verschleierung, in denen ihn seine „traurigen Winde

anwehen“ und er das Wetter liebt, „warm, regnerisch und gewitterhaft, abwechselnd mit hellen Stunden, in denen man immer schon den Regen werden spürt“. Die Ruhe ist aber nur Ermattung, er fühlt die „Gravitation zum Schmerze“, ist von erotischen Qualen überspannt und lebt wie ein Erstickender, bevor die Brust springt. Der Wahnsinn, nach dem er tastet, soll ihn erlösen, und da er wirklich kommt, rechtfertigt er metaphysisch Lenaus Spiel mit ihm. Zuletzt freilich fürchtet sich Lenau vor der ungeheuren Erstarrung, die gegen ihn anrückt, aber schließlich schreit jeder vor dem Ende auf, wie der Prinz von Homburg oder wie Claudio in „Maß für Maß“, und selbst die, die den Tod nicht gescheut haben, wie Antigone oder gar wie der Entschlossenste, wie Christus, selbst die packt die Verzweiflung. Denn jedes Leben will das Leben und nur der Geist kann es verneinen. Da gellt durch Lenaus Briefe Lears Schrei „Götter, schützt mich vor Wahnsinn“, aber vorher und eigentlich ist er wie Hamlet, der auch erst den Wahnsinnigen spielt, und es dann ist.

Aus diesem Gewirr von Pose und Spiel, Übertreibung und Sehnsucht, Angst und Hoffnung ist die Wahrheit schwer herauszulösen, aber leicht aus den Widersprüchen zu verknüpfen, denn sie ist von der Lüge nicht mehr zu trennen, weil sie auch in ihr ist. Lenau war immer bewußt, ohne fähig zu sein, das echte Gefühl vom künstlichen zu trennen, denn er war zwar nie Komödiant, der schmerzlos Schmerzen vortäuscht, aber er betrachtete sie und wird leicht durch eine fast unwillkürliche Geste den Schmerz heranziehen, die Linien in seiner Stirn nachgezogen haben. Immer kontrollierte er mit einem Rest von Wachheit, selten in seinem Schmerze aufgelöst, die Verwandlungen seiner Existenz, ohne die Kraft und die Schamlosigkeit zu haben, diesen Zwischenzustand künstlerisch darzustellen. Er hatte die Selbstbeobachtung von Wagner, mit dem er in Abhängigkeit von Schlaftröcken, Mühen und Utensilien lebte, und als echt Moderner liebte er schon die Geste von Nietzsche und Strindberg, auf sich selbst zu weisen: Ecce homo. Freilich war es nicht alltägliche Bewußtheit, die ihn zerrieb, sondern ein Warten, ein Schauen, ein Vergleichen von heute und morgen, ein Messen der Zeit, der ein Jenseits schon im Diesseits bevorstand, aber sie ist doch mit jenem Rest von Unwahrheit behaftet, die sich jeder bewußten Mischung von Schein und Sein mitteilt — auch ein Ingrediens seiner Modernität.

Ein so zwiespältiges Sein, um das sich eine Hülle von Irrationalen gelegt hatte, widersehte sich zähe einer wirklich großen Produktion. Da Lenau seinen wahren Zustand nicht übersehen konnte, konnte er ihn nicht ergreifen, und sein Drang ins Dunkle trug die Notwendigkeit, schädigend zu übertreiben, in sich. Denn es ist nicht die Übertreibung, die aller Kunst eigen ist, sondern eine hysterische, die Lenau zum Modernen macht, zum Unbefriedigten, für den die Kunst nicht eine befreiende Funktion ist, sondern der Versuch, sich

durch das Schaffen ein Stück Leben, also hier den Schmerz, anzudeuten. Aber indem er die Sittlichkeit unterdrückte, um ein Gedicht zu erpressen, versuchte er nur, zu besitzen, was ihm zukam. Sein Herz will er „durch und durch mazerieren, in Sehnsucht nach den Geliebten. „Künstlerische Ausbildung ist mein höchster Lebenszweck; alle Kräfte meines Geistes, meines Gemütes, betrachte ich als Mittel dazu. Ich will mich selber ans Kreuz schlagen, wenns nur ein gutes Gedicht gibt.“

In seinem Darben an Stoff und Suchen nach Erlebnissen ist es tragisch, daß er sich erst den Schmerz erspielt und zuletzt den Schmerz fortspielen will. In halb scherzhaften Gedichten an Sophie, der er auch wirkliche traurige, lyrisch getragene Stücke gewidmet hat, knüpft er beobachtend an Episoden an und umtändelt die Untreue, die Zerstretheit, den drohenden Abfall der Geliebten in einer fast anatreontischen Manier. Man lese unter diesem Gesichtspunkt *Meine Furcht*, *An den Wind*, *Frage nicht*, *Der Fingerhut* und andere Gedichte. Lenau war im seelischen, aber nicht im künstlerischen Erleben unbegrenzt, und wenn man weiß, wie er litt, weiß man auch, was er litt, daß ihn sein Schmerz nicht ebenbürtig befruchtete. Nur als Dichter eines ganz mit feinen Spannungen erfüllten Naturauschnittes ist er so groß, daß es ein für alle Male eine Lenaulandschaft gibt, eine niedergedrückte, stumme, starrende, oder eine verzweifelte, die sich im Sturm wälzt, — gedichteter *Ruisdael*! Lenaus bildhafte Prägung ist dann beispiellos und so rein genial, daß sie sich durch keine Technik erklären läßt. Das unfassbar Gefühlte bannt er in eine Schauung: „Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer, Die Sonne lässig fallen aus der Hand“ und das nach einem Bilde sich drängende, schon an und für sich Bildhafte hält er fest: „An ihren bunten Liedern klettert Die Lerche selig in die Luft.“ Er ist der größte deutsche Impressionist, und der Modernste, weil er schon in seinen Bildern das Neue, das in Stein Gehackte, Plakat hafte mit dem Inkommensurablen eint. Und wie seidenweich sticht er nicht wie auf chinesischen Stoffen in einem Schilflied bleiche Rosen durch einen grünen Kranz! Er sieht mit einem heute noch neuen Auge, und dichtet völlig unabhängig von den beschränkten Mitteln des traditionellen Bildes, von der weimaranischen Lyrik, alles seiner umschmelzenden Sehkräft unterwerfend, unbeschränkt im Genie, einen Begriff oder ein Gefühl zu versinnlichen, wie hier nicht weiter ausgeführt werden kann. Mit hundert Einzelheiten überbietet er jedesmal seine reinsten Gebilde, auch jene, die nicht sein gewöhnlicher Fehler entstellte, daß er sich selbst in einem kleinlichen Kontrast zu einem Naturbilde bringt, in dem er schon mit allen Fasern wurzelt, (in allen Schilfliedern, der *Winternacht* usw.), und auch sein Gesamtchaffen, weil er eigentlich keine stilschöpferische Kraft hat. Er ist ungemein spirituell und dichtet so innig mit dem Geiste, wie Mörike geistreich mit dem Herzen. Er hat aber nicht soviel Wundtheit wie Hölderlin, sein melodischerer Bruder im

Schmerz oder Musik wie Goethe, klingenden Zauber wie Eichendorff. Seine wahre, organische Liebeslyrik sind die geheimen Zettelchen an Sophie, in denen er seine Verzweiflung und seine Freuden, maßlos reich, verwahrte. Kleine Absätze sind wie Gedichte, Zeilen wie Gedichtanfänge, alles völlig frei vom Spiel, durchwühlt von Reizbarkeit, und oft von den Ausschweifungen des Mißtrauens durchschwärt, das selbst an diesem Liebesbund fraß. Sophie, eine jener zarten Frauen, die die Weisheit der Welt antizipiert haben, war oft kühl zurückhaltend und reizte durch Unvorsichtigkeiten, vielleicht auch durch dämonisches Schwanken auf der Grenze zwischen Haß und Liebe Lenau, der bei seinem aufreibend keuschen Verhältnis zur Geliebten besonders empfindlich war. Könnten wir uns doch alle schämen, daß wir an Frauen nicht zugrunde gehen, wo dieser Herrliche an Entfagung buchstäblich starb, — wie seitdem nur eine Novellenfigur Wedekinds! Nichts ist in deutscher Sprache diesen schreienden, flehenden, weinenden Zettelchen zu vergleichen, diesem Wahnsinnigsten, was je von einem Liebenden geschrieben worden ist. Es ist ein Glück, daß die Briefe aus der Einzelpublikation, etwas ungeordnet, in die noch nicht abgeschlossene, aber doch endgültige Gesamtausgabe des Inselverlags übergegangen und auch von Greiner in seiner Anthologie „Ein Kampf ums Licht“ (Verlag Langewiesche-Brandt) verwendet worden sind. Die ausgezeichnete Redigierung, die sensible Kunst der Übergänge, des Abbrechens, des Kürzens um allgemeine Phrasen, hat ein wuchtiges, romanhaft geschlossenes Buch geschaffen. Man muß nur die letzten Briefe aufschlagen, um den Tränen nah zu sein, und durch die letzten Gedichte blättern, um die ganze Tragödie des Künstlers zu spüren. Greiner hat in der Pantheonausgabe, vermutlich als erster, die Gedichte chronologisch geordnet. Da sie immer von einem Erlebnis ausgehen, scheint diese zeitliche Anordnung die einzig richtige zu sein, nach der die der Gesamtausgabe vom menschlich Subjektiven unerwünscht abzieht. Die Inselausgabe enthält alles, was von, und wohl das meiste, was an Akten über Lenau existiert. Im sechsten Band wird das Material kommentiert und Einzelnes, wie Gespräche, hoffentlich auch die Lyrikkritik Lenaus, nachgetragen werden. Greiners Einleitung zur Pantheonausgabe erkennt leidenschaftlich das Lenauproblem und erschöpft es in kräftigen Sätzen. Wie leer ist daneben die umständliche Untersuchung Walzels in seiner neuen Essaysammlung „Vom Geistesleben des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts“ (Insel-Verlag, Leipzig), die Lenaus Naturbeseelung fälschlich als Mythenbildung deutet. Das Vorwort Greiners in der Langewiesche-Ausgabe ist etwas allgemein, wird aber durch zwei Gedichte paralyßiert, von denen das zweite großzügig Lenau als Kampf mit dem eigenen Schatten darstellt.

Die metaphysische Zusammengehörigkeit Lenaus mit Sophie verbarg sich der Außenwelt mit der realen. Wie man Lenau heute nur noch mit Sophie

sieht, sah man ihn, als er in Stuttgart lebte, nur ohne sie. Dort fand Lenau in seinen ruhigen Stunden, die er aufwühlte, und in den aufgewühlten, die er zu glätten suchte, Friede und Freunde im Hause der Malerin Emilie Reinbeck, der Heldin dieses anziehenden, erfreulich knappen Romans. Das Bild dieser frauenhaften Frau verdient die Ausmalung in ihrer lieblichen Welt, denn sie war eine jener schlichten, ernstern, halbtragischen, gedämpften Naturen, die wir auch heute gerne in einem echten Biedermeierzimmer sehen und uns als Trösterinnen wertvoller Männer denken. Sie verbinden sympathische Bürgerlichkeit mit kleinstädtischer Kultur und sind wie eine ruhige Fläche, über die große Schicksale schattenhaft schreckend hinfahren. Hertha Koenig vertiefte das Leben Emiliens durch eine schicksalhafte Jugendliebe, auf die, nach einem allgemeinen Intermezzo, wie eine einzige Halbtrauer, die Ehe mit dem zu alten, belästigend liebevollen Hofrat Reinbeck folgt. Das erste Auftreten Lenaus ist gegen die höhere Wahrheit der Geschichte verändert, aber Lenau wächst in den letzten Kapiteln, in denen das traurige Herz bricht, und die erschütternd sind durch die nackte Kraft des Stoffes. Geschmackvoll und treu, verunstaltet die Autorin nicht, wie man fürchten könnte, das Andenken Lenaus durch einen unpassenden oder gleichgültigen Dialog, sondern verwendet dazu Sätze aus seinem Munde oder seiner Feder. Ausgezeichnet setzt sie z. B. ein Stammbuchgedicht für Emilie hinter ein Gespräch, dessen Inhalt dem Gedicht so gut abstrahiert ist, daß sich das Gedicht episch anschließt. Das Buch ist also nicht ein Roman, der Neues verwirrend mit einem tragischen Leben verknüpft, sondern Vorhandenes romanhaft verarbeitet.

Lenaus Modernität greift natürlich auch ins einzelne. Er spricht gelegentlich die sich ergänzenden Begriffe des Dionysischen und Apollinischen aus, schildert die Reue, leidet am Christentum und zieht die Vorstellung von Gut und Böse in moderne, physiologische Spekulationen. Denn ewig krank am Weibe, darband an der Gesundheit, leidend am Schmerze, dringend nach Tätigkeit, schwankt er zwischen Liebe und Haß und fühlt sich in dumpfe Unfassbarkeiten gezogen, brennend nach jenem Vollkommenen, dessen Sinnbild die Verschmelzung von Mann und Weib ist. In diesem Schweifen und Fliesen verband sich das angeborene Wissen um die Dämonie unserer Handlungen mit dem Trieb, dämonisch zu sein, so daß er in einer hellen Schauung Mord und Akt als Pole der Menschheit fixieren konnte.

Denn: liebend zeugen, hassend morden
Ist Menschenherzens Süd und Norden;
Und was dazwischen innesteckt,
Sind Keime, doch zurückgeschreckt,
Sind Sprossen, doch die halben, matten,
Von Fortschlag oder von Wegatten.“

Der Drang ins Dunkle hatte Lenau sicher geführt und der Wahnsinn warf einen beruhigend verhüllenden Schleier auf die Halbnacht eines Zerissenen, die das Antlitz des modernen Menschen wie ein Spiegel des Nachts bei gelbem Kerzenlichte spukhaft zurückwirft.

Herbstblätter

von Oskar Vie

Zu Hause befinden wir uns in einer Umgebung zerfließender oder abgenutzter Zustände, deren Gegenwartswirkung uns wir oft nur retten können, wenn wir uns künstlich vornehmen, sie als etwas Fertiges, fast Überraschendes zu fassen. An solchem Morgen bitten wir das Leben, daß es uns gestatten möge, es anzustaunen, damit es uns noch reize. Dies aber ist einer der hauptsächlichsten Gründe für den Erholungswert von Reisen: daß wir dort in eine Umgebung kommen, die wir weder haben entstehen sehn, noch in ihren Abgerissenheiten beobachten — die unbefleckt scheint. Menschen, wie Berge, wie Gewohnheiten. Diese Gegenwart ist wirklich da, plötzlich hingestellt, ein fertiges Produkt von Rechnungen, die uns nichts angehn. So lernen wir wieder die Fülle aller Beziehungen begreifen und die Macht der Tatsachen anerkennen: das ist unsere größte Stärkung und Bereicherung, Fels und Aussicht in diesem furchtbaren Fluß aller Dinge.

Karl Schefflers Buch über Italien (Insel-Verlag) ist interessant durch den Zusammenstoß eines beweglichen Menschen mit einer fertigen Welt. Der Autor hatte das Glück, erst mit zweiundvierzig Jahren in das Land der Kulturen zu reisen, und kam bis Rom. Was er aufschrieb, ist eine so ehrliche und starke Auseinandersetzung, daß man ihm mit einer Bewunderung folgt, die während der Lektüre selbst seine Irrtümer mit abgeht (wie die Koordination der Antike und Gotik). Man beobachtet, wie langsam alles Gelernte abfällt und alles Bestehende siegt. Die Kühle gegen Florenz, gegen Michelangelo wird nicht geleugnet. Die geschichtlichen Erinnerungen verblasen: der Trasimenische See ist ihm wichtiger als Hannibal. Während ihn auf der Hinfahrt die scheinbare Gesetzmäßigkeit der zum erstenmal erlebten Alpen stört, gewinnt im Lande selbst die Natur immer mehr vor der Kunst. „Vor ihr gibt es niemals Enttäuschungen wie vor Menschenwerken.“ Dieses Buch bewährt den Anspruch der Persönlichkeit, den es auf sich nimmt. Keine moderne Ehrlichkeitssucherei, sondern Freude an Unbefangenen, Zurückgehen auf den Kern von Emp-

findung und dauernde Kontrolle seiner selbst — nicht Gesetze predigen, sondern Gesetze suchen, ist sein Wesen. Wie der Autor die großen Namen und Werke der italienischen Kunst prüft und ordnet, mit der deutlichen Neigung des modernen Nordländers gegen den Süden, das möchte ich nennen: Muster von Erlebnissen. Zuletzt wurden die Dinge beweglich und er selbst fest, das ist das Zeichen, daß seine Reise nicht zu kurz war. Denn eben nur darum reisen wir.

Doch lassen wir Kunst und Geschichte. Halten wir uns an die Erde selbst. Es ist ein starkes Gefühl, in die Berge zu kommen, die uns in ihre ewige Form aufnehmen. Sie stehen, sagen wir. Maloja liegt an einer Stelle, die Notwendigkeit ist: zwischen dem Abstieg ins grünblaue Bergell und dem Engadin, da der Inn seine hohen heiteren Seen bildet, ehe er ins Österreichische abfließt. An dieser Passstelle, die nichts von Zufälligkeiten hat, keine Konzession, keine Hypothesen, keine Antithesen oder sonstige Brückengestelle des Lebens, weiß man, was Dasein heißt: von Winden umtost, von Wolken umlockt, von einer steinernen Sonne ins Luftleere gehoben. Und immer auf dieser unumgänglichen Stelle. Immer entspringt der Inn vor meinem Fenster, immer legt sich das Band der Straße nach Chiavenna hinunter, und wenn ich am Silser See in stiller Mondnacht stehe, daß die Berge endlich einmal über sich selbst nachzudenken die Ruhe haben, oder wenn ich auf einem der vielen vergessenen und einsamen Wege dort im Nebel unten und Nebel oben in der Luft, zwischen fernen Geräuschen hänge, deren Ursprung ich nicht mehr sehe — ich empfinde, daß dies alles fest und sicher um mich ist, daß diese Gegenwart nur diese Gegenwart bedeutet, dieser Ort, diese Sekunde mein eigen ist, in aller Nacht und allem Nebel hell und klar, urständige Ewigkeit, deren Nähe wir Gott nennen.

Doch das war dort. Jetzt lese ich seit Wochen das Buch Francés über die Alpen (Verlag Thomas), in einem dunklen Orange, naturwissenschaftlich zu begründen, was ich sah und empfand, wieder einmal Impression zum Gesetz zu machen (dieser Schefflersche Prozeß hängt uns allen an). Zunächst interessiert technisch, wie ein Autor die Aufgabe der 1000 Seiten bewältigt. Er schattiert durch den Stoff: geologisch, zoologisch und botanisch, und Kultur. Aber das reicht ihm nicht. Er flüchtet sich leider in einen üblen Feuilletonstil, der falsche Popularität ist. Interlaken muß man als Pille in Novellenform zu sich nehmen. Eine frische touristische Grundstimmung (sie hätte die Faktur machen sollen) wird kindlich gegen die Mondänität gepöpst. Der arme Nietzsche wird nicht in Ruhe gelassen. Es wird ihm nachgesagt, daß er von der wahren Lebenskunst wenig verstand, „der Meister des Sokratismus“. Daß er dort einsam war, daß heute die Autos durchs Engadin jagen, solche Behauptungen bilden ein System von

Illusionen, die hoffentlich nur außerhalb des Fachs von Francé liegen. Popularität der naturwissenschaftlichen Darstellung, also auf einem Gebiete, das tägliche Berührung und doch speziellste Forschung ist, scheint nur möglich vom intensivsten Erlebnis aus, wie bei Fabre. Hier ist es höchstens die Hälfte des fleißigen Buchs, das eine Mischung von Kenntnis und Schriftstellerei, von Eigenem und Fremdem bleibt. Merkwürdig, als ob der Bau der Alpen zu solchem Chaos Veranlassung gegeben hätte.

Dem leider lesen wir, daß die Alpen durchaus nichts so Festes und Bindendes sind, wie wir sie brauchen. Die neueste Auffassung der Geologie geht dahin, daß sich ganze Teile verschoben haben, ihre Wurzeln zurückließen und in neue Gegenden rutschten. Wie schade. Während die langsame Erosionsarbeit des Wassers uns als Vorstellung immer so sympathisch war, weil sie eine gesetzmäßige, bildende Kraft darstellt, ist uns dieses Jonglieren mit Bergesrümpfen höchst peinlich. Die Geologen können sich sonst gewisse Übersichtungen nicht erklären. Es liegt etwas Willkürliches darin und in das Bild der Alpen kommt eine Unordnung, deren letzte schließliche ursprüngliche Ordnung wir schwer begreifen. Der Begriff „Tal“ war so schön das Produkt einer plastischen Phantasie. Jetzt unterscheidet man von Natur gebaute und von Flüssen hergestellte Täler und nicht nur solche, die an ihrer Zukunft arbeiten, sondern auch, die an ihrer Vergangenheit leiden. Das Pustertal wird Tränen weinen, nachdem man seine unmoralische Vergangenheit erkannt hat. Die Alpen werden zu einer kleinen Tragödie, in der noch der schönste Akt die Eiszeit bleibt; ihr Abgang schuf diese wundervolle, durchziselte Modellierung, an der wir heut unsere Empfindungen aufrichten. Mit Schadenfreude hören wir, daß afrikanische und andere Gebirge, die eine Eiszeit nicht erleben durften, viel langweiliger ausfielen. Mit Genugtuung vernehmen wir auch, daß wir jetzt nur in einer Minute zwischen Eiszeiten leben und daß einst wieder alles einmal neu gewaschen und modelliert werden soll. Während ich an den Gletschertöpfen von Maloja stehe, sehe ich den Zukunftsgletscher schon wieder bis zur bayrischen Kunsthauptstadt herunterstreichen. Wenn nur die Münchener ihn dann nicht durch aufgesammelte Wärmestrahlen zurückentwickeln. In Berlin werden jetzt noch 41 Prozent der Sonnenenergie durch Luft, Staub, Rauch absorbiert. (Der Montblancgipfel absorbiert nur sechs Prozent.)

Die Vorstellung, daß der Montblanc und das Harmassiv die einzigen autochthonen Berge dieser Zone sind und daß die ganzen Westalpen sonst von anderswoher dorthin importiert wurden (wohl die größte Überraschung, die je eine Wissenschaft erfuhr), muß uns erst langsam zu eigen werden. Sie stört zu sehr das Gemütsgleichgewicht. Indessen starren wir in der alten Gewohnheit, uns durch Kunst zu bestätigen, auf Segantinis Bilder,

die das Feste des Engadins und Bergells wahren wollen, aber blasser und blasser werden, je mehr wir ihre Natur selbst lieben. Segantini zerstörte sich durch Gedanklichkeit manchen Instinkt und durch Kunstgewerbe alle Malerei. Sein Pathos und seine Symbolik haben etwas von italienischem Verdandi. Das unbefleckte Gefühl gegen die Natur tritt zurück, wie seine Ausdruckskraft schwächer wird. Er ist nicht groß, trunken von Mannigfaltigkeit, einheitsbildend, sondern gebärdenreich. Nichts liegt dieser phantastischen und doch so erziehlischen Landschaft ferner. Sie lebt jeden Tag in neuen Stimmungen, von denen Segantini höchstens die vulgärste gefaßt hat. Ich bestellte mir das große, schöne Segantiniwerk der photographischen Union in München, weil ich (rückfällig) glaubte, aus den Erlebnissen im Engadin und dieser Kunst würde ein Programm zusammenwachsen. Aber alles Feste wurde beweglich, so und so, zwischen Natur, Wissenschaft und Kunst, und es fielen nur diese paar Herbstblätter zu Boden, als Zeugen von Verwandlungen des vergangenen Sommers.

Lektüre

von Leo Greiner

Max Dauthendey's biographischer Roman „Der Geist meines Vaters“, Aufzeichnungen aus einem begrabenen Jahrhundert (München, Verlag Albert Langen) ist nicht der erste Versuch, ein Leben wie ein Epos zu behandeln. Die geringe ästhetische Ferne, in der der Roman zum Leben steht, ermächtigt ihn, in dieses selbst einzudringen, ohne daß beide in ihrer Wahrheit zu leiden brauchen. Ja, die episch gedachte Biographie bringt in ihrer Ganzheit zumeist den Eindruck einer höheren und notwendigeren Wahrheit, auch im Sinne der historischen Treue hervor, als jene willkürlichen Anekdotenkompendien, die sich zuweilen für Biographien ausgeben. Die Erinnerung ist immer mythenbildend und liefert dem Erzähler eines biographischen Epos gleichsam schon funktionell jenen Zuschuß an Symbolik, der notwendig ist, damit die Wirklichkeit von dem Boden, auf dem sie gewachsen, sich zum Kunstwerk ablöse. Auf diese Weise sind Memoiren von Männern zustande gekommen, die sonst nie eine Zeile geschrieben, in ihren Aufzeichnungen aber reife, lebendig erzählende Kunstwerke hervor gebracht haben; denn abgesehen von ihrer jeweiligen schriftstellerischen Begabung strahlte schon das Wissen um das Vergangensein soviel religiöses, zusammenziehendes Licht auf sie aus, daß alle Dinge darin wie in einem vereinheitlichenden Dunste zu schweben schienen. Von solchen nun hat Dauthen-

den, wenn vielleicht auch nicht bewußt, seine schlicht-ruhige, kunstlos-herzliche Erzählweise genommen, die Erzählweise eines einfachen Mannes, der von dem Leben seines überaus verehrten Vaters zu berichten sich aus patriarchalisch gläubiger Pietät verpflichtet fühlt. Wenn ein Schreiber oder Landarzt aus einem im Ernste begrabenen Jahrhundert (denn das neunzehnte, das gemeint ist, ist es nicht) all diese Dinge aufgezeichnet hätte, es wäre nicht weiter verwunderlich, und man folgte ihm gern und mit Teilnahme durch die mannigfaltigen Verstrickungen des eigenwilligen, arbeitsreichen, in Glück und Schicksalschlägen gleichmäßig perennierenden Lebens, das des Sohnes Frömmigkeit vor uns aufrollt, mit allerlei Episoden, Zufällen und Abenteuern, die sich als ein buntes und üppiges Rankwerk um den Stamm der Erzählung schlingen. Denn selbst, wo in den späteren Partien des Buches das Jugendschicksal des Dichters Dauthendens mit in den Rahmen tritt, ist auch um dieses eine so dunkle Tönung, eine so heftige Patina gelegt, daß das Vierteljahrhundert, welches seither verflossen, vom Gefühl unwillkürlich um ein Jahrhundert ausgedehnt wird. Ist dieses Biedermeiertum, fragt man sich, eine Maske? Aber die naive Wahrhaftigkeit Dauthendens, die wir aus einem vollen Tausend der schönsten Bieder kennen, verbietet, eine ästhetisierende Spielerei anzunehmen, wo offensichtlich — wenigstens subjektive — Höchstwerte in Frage stehen. Vielleicht ist dieses sich selber Fernwerden, die Feder hinlegen, um sie nur noch als Privatmann und beschaulich-altväterischer Chronist zu verwenden, eine jener natürlichen Vermummungen, mit denen uns der eigene Geist zu narren pflegt. Dann rinnt alles, was sich jemals zugetragen, gleichgültig, ob gestern oder vor Jahrhunderten, in eins zusammen, und man nimmt, wenn man es beschreiben will, den Ton gleichsam aus der Mitte des Vergangenen, dorthin, wo er weder alt noch neu und nur ganz einfach dem Darzustellenden angemessen erscheint.

Dauthendens Vater hat unter mancherlei Wechselfällen sein Leben in Deutschland und Rußland verbracht, wo er Zeit seines Lebens mit photochemischen und =physischen Versuchen beschäftigte, die Daguerrotypie einführte, die damals von Frankreich herübergekommen war. In einem kritischen Augenblick der allgemeinen Entwicklung schlägt er sich mit Zähigkeit gegen alle Widerstände auf die Seite des neuen technischen Zeitalters und ist, kaum, daß das erste Eisenbähnchen über deutsche Schienen läuft, sogleich von jener imposanten Formlosigkeit des religiösen und sittlichen Denkens, die das arbeitende Bürgertum bis über die Schwelle unseres Jahrhunderts begleitet hat, ein Umstand, der von dem zärtlichen Chronisten Dauthenden allerdings nicht bemerkt wird. Mit Deutlichkeit ist daran abzulesen, welche vitale Gewalt die Technik schon damals besitzen mochte, daß sie, eben erst geboren, schon von dem ganzen Menschen mitsamt seinen feinsten, seelischsten Beziehungen zu Um- und Überwelt Besitz ergriff, und wie diese Gewalttätig-

keit in geschulteren und differenzierteren Geistern, die ihr Leben heftiger auf Erkenntnis und Dialektik aufbauen, zu schwärenden Verwundungen und schlimmen Niederlagen führen mußte.

So hat in seinem Roman „August Daniel von Binzer“ oder „Das Ende der Romantik“ (Berlin, S. Fischer Verlag) ein junger Autor, Siegfried Krebs, den Versuch gemacht, in einer gehobenen Sphäre, im Umkreis der reifsten und geschliffensten Geister jener Zeit, die Krisis darzustellen, in welche die in idealen Abstraktionen lebende Welt der Romantik durch das Hereinbrechen der neuen Willensmächte gerät, und zwar vollzieht diese Krise sich in August Daniel von Binzer, der, nach der Fiktion Krebsens, jung, geliebt, von apollinischer Durchsichtigkeit des Geistes zum epochalen Philosophen seiner Zeit bestimmt zu sein scheint. Er aber verläßt um der kleinen, geistlosen Emilia willen den Hof der Herzogin von Sagan, wo er, gepflegt und verwöhnt, in platonisch festlicher Geselligkeit die volle Freiheit zu seinem künftigen Werke gewinnen sollte, wirft alles hin und begibt sich, dem Leben nicht gewachsen, das ihn draußen erwartet, mit diesem harmlos sinnlichen, aus ziemlich ärmlichen Instinkten lebenden Geschöpfchen, das, seiner Meinung nach, den Punkt bedeutet, in dem er sich mit der Welt berührt, in Not, Verderben und Untergang. Die Direktive seines Lebens heißt: Ich will!, und als er ans Ende gelangt ist, schöpft er immer noch Trost aus diesem: Ich hab's gewollt. Sichtlich glaubt er, sich von dem ästhetischen Verhalten zur Welt befreit und sich andere, besser fundierte Lebensgrundlagen geschaffen zu haben. Es wird nicht klar, ob der Verfasser sich hierin mit ihm identifiziert (nur das Motto des Romans, das das „Trunkensein vom eigenen Blute“ predigt, macht ihn dessen verdächtig) oder ob wir Binzer nur historisch zu nehmen haben. In diesem Falle ist ein dogmatisches Pfaffentum des Willens um jeden Preis allerdings die nächstliegende Lösung, mit der vorerst dem brodelnden Stoffchaos, das damals aus der Zeit in die kristallene Welt des ästhetischen Romantizismus hereinbrach, geantwortet werden konnte. Sollen wir aber etwa daraus eine allgemeine Regel des sittlichen Verhaltens ableiten, so ist dieses geistige Resultat eines sehr geistig gemeinten Buches doch ein wenig dürftig geraten. Sein Bestes und Tiefstes bildet, da es ganz auf den fast formelhafte, paradigmatisch zugespitzten Gegensatz von ästhetischem und praktischem Verhalten aufgebaut ist, das reiche, von scharfen und schmerzgewohnten Geistern geführte Hin und Wider in diesen leidvollsten Schlachten um die letzte Lebensnorm. Aber während die Gespräche, Gedanken, Gebärden, Beobachtungen, die dieses Zentrum betreffen, in klarster, geschliffenster Sprache von einem reichgebildeten, kühlen und doch blühenden Geiste vorgetragen werden, versagt dieser in der Konklusion, der er ein viel niedrigeres Lebensniveau gibt als allem, was zu ihr hinführte. Durchsichtig liegt sonst vor ihm das täuschende Hintereinander der Motive und Wahr-

heiten, nur am Ende erkennt er nicht, daß dem Ästheteten, er mag sich winden, wie er will, auch das praktische Verhalten stets nur eine berauschte, mit falschem Schein die Kräfte herausfordernde Spielart des ästhetischen bleibt, und Vinzer zuletzt nicht an seinem Willen, sondern an einer Art verkehrtem Snobismus zu Grunde geht. Immerhin aber: zu Grunde geht. Und da dies die einzige Tatsache ist, an der am Ende nicht gedeutet werden kann, so veröhnt sie vielleicht doch noch mit Vinzers Schicksal. Denn das Buch ist sonst in vielem ein schönes und aufrichtiges Dokument und in mancherlei Gestalten, Schilderungen und Beziehungen von hoher Wahrheit und Feinheit.

Während hinter Krebsens Geistigkeit eine gewisse Sentimentalität sich verbirgt und den geistigen Austrag seiner Sache behindert, brilliert ein anderer, Arnold Zweig, der mit einem „Die Novellen um Claudia“ betitelten Roman in Novellen (Leipzig, Ernst Rowohlt) hervortritt, durch das krasse Gegenteil: eine mit allen Hundsnäpfele gehezte Intellektualität stellt sich als Wächter und Dressieur über die Dinge und entwickelt ein geradezu monumentales Geschick, ihnen im gegebenen Augenblick die Schlinge umzuwerfen und sie, wenn es not tut, zu erdroffeln. Es gibt ein Ding, das man die Spirale der Überlegenheiten nennen könnte: alle Einsichten können, wenn man sie von der entgegengesetzten Seite her betrachtet, lächerlich erscheinen, und es ist nicht schwer, sie eine gute Zeitlang im Rösselsprung von Stufe zu Stufe erbärmlich zu finden. Freilich wird dann dem Geiste, wenn er in die höchste Spitze der Spirale gelangt ist, nichts andres übrig bleiben, als sich am Ende selbst, wie ein Skorpion, zu erstechen. In diese Gefahr gerät Arnold Zweig allerdings nicht: denn er hat über seinem Intellekt noch einen zweiten angestellt, der jenen ersten scharf im Auge hält und jede verdächtige Bewegung sogleich bei der Zentralstelle meldet. So pedantisch kontrollenhaft nun, wie er selbst, sind auch Zweigs Menschen: sie leben sozusagen in einer immerwährenden, mit Absicht aufrecht erhaltenen Hochspannung ihrer bei jedem Handgriff wachen Bewußtheit und können kein Glas auf das Tablett zurückstellen, ohne daß der geistige Motor in ihnen zu rattern begäunne. Gefangene ihrer Differenziertheit, leben sie wie in einer gläsernen Kugel, die von jeder heftigeren Geste in Scherben zu gehen droht, und beobachten einander mißtrauisch, ob nicht der Andre im Begriffe stehe, eine solche Geste zu machen. Doktor Walter Rohme, eines geistigen Lebens mit sich selber gewohnt, Typ schüchternen Gelehrten, freit um Claudia, die in ihrer kühlen Sicherheit ganz und ohne Komplikation im Leben zu wurzeln scheint, und kommt sich in dieser Situation lächerlich und recht unglücklich vor. Aber am Ende erfährt sie, die Überlegene, daß ihre nur durch geistliche Entfernung von den Härten und Kanten des Lebens künstlich erhaltene Sicherheit sich auflösen muß vor dem Wahrheitsblick des geliebten Mannes, so daß dieser jetzt, gleichsam in symmetrischer Gegensätzlichkeit zum Anfang, als der

dem Leben Nähere, Sicherere und Fundiertere erscheint. Doktor Rohme hat Claudia geheiratet, in der Hoffnung, sie dereinst ganz als die zu finden, die er in ihr liebt: er tritt aber mit so großer Vorsicht ins Eheliche wie wohl ein anderer auf Moorgrund, bei jedem Schritte versuchend, ob es ihn auch tragen wird, und unaufhörlich mit mißtrauischer fataler Sorge, Angst vor Enttäuschung und der Furcht, zu versinken, beladen. Er betrachtet es als seine Aufgabe, Claudia, deren Wesen die Grenze ist, so sehr, daß man eine Zeitlang fürchtet, sie bestehe überhaupt nur aus Grenzen, Stein für Stein aus der Ummauerung zu lösen, die ihr natürlich ist, eine Tätigkeit, die dadurch noch kompliziert wird, daß er in keinem Augenblicke weiß, ob nicht im nächsten ein fatales Teufelsfräzchen hinter dem eben gesunkenen Schleier hervorklugen wird. Nicht eben wenig ist es, was wir schon über Komplikationen der Ehe erfahren haben: hier bietet sie, vermöge der intellektuellen Übersteigerung aller Motive, das komische Schauspiel, sich nahezu selbst aufzuheben. Denn wer versuchen wollte, eine Ehe nach dem Muster Doktor Rohmes zu führen, käme bald dahinter, daß er jenen Alchimisten gleicht, die stets knapp vor dem großen Siege starben: sein Problem wäre so lang wie das Leben und er sänte unter den Tisch, gerade in dem Augenblicke, da er im Begriffe stand, die Endzahl unter das verwickelte Exempel zu setzen.

Vor Zweigs koketter Überklugheit flüchtet man gern in die nicht minder abgezogene, aber warm auf Natur und Gefühl gegründete Welt eines jungen Dichters, der, nachdem er bereits vor einigen Jahren in einem Bande „Gedichte“ ein abseitig stilles, ernst mit sich selbst beschäftigtes Talent bewiesen, nun mit einem kleinen lyrischen Roman „Doktor Bürgers Ende“ (Insel-Verlag) seine ins Typische hinaufringende Subjektivität weiter ausbreitet. Während bei dem Ästheten die Zwänge unsichtbar bleiben, die zum Buche geführt haben, und die Beziehung zum Subjekt durchschnitten ist, schimmert bei Hans Carossa, dem Verfasser des eben genannten Romans, überall die „Gelegenheit“ durch und bindet das kleine Werk so stark ans Persönliche, daß es mehr Bekenntnisbuch als Roman zu sein scheint. Ohne weiteres identifiziert man Doktor Bürger mit seinem Dichter: was an Gestalten um diesen herum erscheint, ist nur so weit zum Leben gebracht, als es zu der Mittelpunktsperson in Beziehung steht, während die übrigen Teile gleichsam unerlöst und im Schatten bleiben. Darsi, nur von dem Erlebnis des Dichters für einen Augenblick traumhaft zur Wirklichkeit erweckt, sind sie mit den Gliedmaßen noch in dem Felsen verborgen, aus dem sie herausgeschlagen wurden; allseitig lebt nur Doktor Bürger selbst, geleitet von den inneren Erfahrungen des Dichters, der in schwermütigen Naturbildern und rasch sich verflüchtigen Begegnungen mit Menschen, die nur wie schmerzhafteste Erinnerungen in ihm haften bleiben, immer wieder gleichsam abgerissene Teile vom Wesen seines Helden um diesen auffunkeln läßt, schnell vergehende Spiegelbilder seiner

Einsamkeit, die, von jenen fast unberührt, immer tiefer, entfernender, wissen-
 der wird. Ja selbst als Doktor Bürger in der Liebe zu einer Schwindsüch-
 tigen, die kurz darauf stirbt, sich einem zweiten Wesen inniger zu verschwistern
 scheint, ist auch dies nur ein längeres, zärtlicheres Verweilen, kein Bleiben,
 und wirft ihn zuletzt nur noch strenger in sich selbst zurück. Immerhin wäre
 diese Geschichte eines Einsamen unter vielen ihresgleichen nicht so bedeutend
 herauszuheben, bliebe sie geistig in der Absonderung stecken und suchte nicht
 mit seltener Innigkeit zu allem Menschlichen, Guten und Werthhaften,
 wenigstens in der Reflexion, eine hingebende Beziehung zu gewinnen. Es ist
 von Belang hierfür, daß Doktor Bürger nicht allgemein als ein Dilettant
 hingestellt wird, sondern praktisch den Beruf eines Arztes ausübt. Dies hat
 dem Buche geschadet, insofern, als Bürger sich am Schlusse vergiftet, und
 so einer nur metaphysisch auszumachenden Angelegenheit mit einem allzu
 physischen Knall ein Ende bereitet wird: hier mischt sich der Pathologe Ca-
 rossa unziemlich in die Sache des Dichters. Im allgemeinen aber rückt eben
 das Ärztliche den zur Einsamkeit Bestimmten in ein neuartiges, weit und
 mild strömendes Licht: zwar bleibt er auch in diesem Medium, das ihn un-
 aufhörlich mit der sittlichen Welt in Berührung bringt, schwebend und un-
 vermischt, aber sein Alleinsein ist immerzu bevölkert von den Leiden und
 Bitten der andern, von denen ein leiser Heilandschein, nur schüchtern an-
 gedeutet, um seine Erscheinung fließt. Der Gegensatz zwischen dem Willen,
 einsam im allgemeinen zu verharren, und dem, sich im Verufe hinzugeben,
 ist von Carossa nicht bis zum Konflikt gesteigert worden und endet ohne
 dramatischen Austrag: doch ist er so geführt, daß die Persönlichkeit Doktor
 Bürgers sich gleichsam an ihm aufbaut und durch ihn hindurch in der Un-
 endlichkeit verliert.

Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Ist Lloyd George, der englische Schatzkanzler, ein kleiner, neidischer,
 von Pariassentiments geschwollener Agitator oder ein wirklich großer
 Staatsmann, ein vorbestimmtes Werkzeug zum Guten und Bessere-
 ren? Ich frage mich immer wieder. Der Mann hält mich in Atem, er
 hat nirgends seinesgleichen. Seine Worte sind bald spitzige Pfeile, die
 durch das dreifache Erz der Feindesbrust dringen, bald erratiche Blöcke,
 von einer Überkraft und einem Überwillen auf die Gegner gewälzt. Die
 Verfassungsänderung in der sogenannten Parliament's Bill ist wesentlich
 sein Werk, der wilde Vorstoß gegen die Steuervorrechte des Besitzes und

der Monopoleinkünfte hat ihn zum Führer, die plutoaristokratische Feudalität des Inselreichs, gestern noch mächtig und, trotz aller Demokratie, fast noch herausfordernd, ist endgültig in die Defensive gedrängt. Sie atmete auf, als der tausendfach gesegnete Marconihandel wie ein Strafgericht über den wallisfischen Puritaner hereinbrach: aber der schüttelte die Kotspritzer verächtlich von seinem Mantel und kehrte den Spieß um. Sein Verhalten dabei, seine Taktik war fabelhaft klug. Er bekennt sich zu einer Unvorsichtigkeit, aber zu keiner Sünde wider sein tieferes Rechtsempfinden. Für im Grunde winzige Ersparnisse — der trübsägige Schieber im Börsencafé lächelt über die Summe, mit der dieser berühmte Minister sein Glück korrigieren wollte — durch Beteiligung an einer der segensreichsten Patentausnutzungen eine anständige Verzinsung zu suchen: seit wann sei das in England eine Sünde? Als das Geheul, nach dem Prozeß, nicht verstummen wollte, nahm er den ärgsten und gefährlichsten Schreier aufs Korn: Lord Hugh Cecil, Salisburns, des großen Salisbury Sohn, und enthüllte in der „Times“ gewisse, übel duftende Daten aus der Geschichte der gräflichen Vermögensverwaltung. Um den Unterschied zu demonstrieren zwischen fünf Prozent für mühsam erarbeitete Ersparnis und strotzender Goldrente, bezogen aus dem Folterzins der Häuser, die in der verrufensten slum-Gegend des älteren London abstoßen. Um den Schmutzhaufen zu zeigen, aus dem die schönsten Blumen der Feudalität heute noch sprießen. Um die Lippenmoral des aus güldenem Gerät schmausenden Erben mit der Schwäche zu kontrastieren, die zuweilen, im Arbeitsgewühl des Tages, den Kämpfer anfallen kann. Eine schmerzliche Überraschung für die Bewunderer des bedeutenden konservativen Staatsmannes (zu denen auch ich gehöre). Er hatte als Ministerpräsident die von der Stadtverwaltung betriebene Enteignung des stinkenden Lasterbezirks erschwert, weil sie ihm als erblichem Besitzer der benötigten Straßenfronten die geforderte Riesensumme nicht geben konnte. Der kleine Mann, der von der Zuschrift in der konservativen Zeitung hörte, ist nun orientiert; und nicht nur der kleine Mann. Er kennt die Shaftesbury Avenue, er kann sich London ohne diese unentbehrliche Verbindung von Charing Cross und Tottenham Court Rd. nicht denken; und der Geruch der noch immer übel duftenden Gassen um die Seven Dials steckt ihm in der Nase. Aber so sind die großen Herren, murmelt er; so sieht ihre doppelte Moral aus. Damit begann Lloyd George seinen neuen Herbstfeldzug gegen das Ancien Régime. Es war ein glänzender Auftakt: und für die Aufrollung des Agrarproblems, des wichtigsten im heutigen England, des wichtigsten in der ganzen zivilisierten Welt, hatte der kleine große Mann das Ohr von Millionen.

Er sprach in Bedford, ganz nahe bei dem verschlafenen Landstädtchen Huntingdon, wo der Erzvater der Puritaner geboren wurde: Oliver Crom-

well, der Ahn aller Lloyd George und Woodrow Wilsons (denn auch der gehört zum gleichen Geschlecht). Kommt daher der Prophetenton in seiner Rede? Sie enthielt zunächst nicht viel Positives, die Einzelheiten der Bill, durch die der Landhunger des englischen Landarbeiters gestillt und der ungeheure Latifundienbesitz den Klauen der Lords entrissen werden soll, zerfließen zuerst noch im Nebel. Wir werden ja bald mehr hören. Eines ist sicher: der englische Monopolist am Boden soll unter die schärfste Staatskontrolle genommen, die Fabrikgesetzgebung auf den Gutsbetrieb übertragen, der Landarbeiter — das elendste Geschöpf in dem reichen Lande — in einen freien Bauern zurückverwandelt worden. Mit den Verhältnissen in der deutschen Landwirtschaft hat das übrigens sehr wenig zu tun, die liebe Ignoranz unserer Zeitungsgelehrten überbot sich da wieder in drastischen Irrtümern: der englische Bauernstand begann schon Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zusammenzuschmelzen, die wachsende Weidewirtschaft förderte das Wachstum der Latifundien; das Bauerngut wurde gelegt, das Gemeindeland okkupiert: die freie englische Bauernschaft (yeomanry) verschwand und lebt heute nur noch im Museum für Altertümer. Davon soll in diesen Heften noch die Rede sein. Was Lloyd George bezweckt, ist die Aufrüttelung des öffentlichen Geistes; und in der Tat: nie hat er mit solcher Hefigkeit und mit so leidenschaftlichen Akzenten das Fieber in die Herzen der Enterbten getragen. Seine Sprache klingt oft biblisch, er fühlt sich von einer Mission getrieben: das erinnert mich eben an Cromwell und seine Erleuchtungen. In Lloyd George wühlt das Gerechtigkeitsfieber der Gracchen, gesteigert durch seine proletarische Abkunft und veredelt durch seine urchristliche Gesinnung, — die sich freilich nicht scheut, die „wohlgeborenen“ Herren Pastoren (in England oft jüngere Söhne des Adels) zu ironisieren.

Carl Helfferich, Professor, Geheimrat, Direktor der Deutschen Bank, hat, aus Anlaß des fünfundsingzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers, Zahlen zusammengestellt, die das Wachstum des deutschen Volkswohlstandes im angegebenen Zeitraum verdeutlichen sollen (bei Stülke, Berlin). Wie haftet doch die Betrachtung dieser Herren Bankiers am Äußerlichsten, für Wohl und Wehe des Volks Unwesentlichsten! Die angeführten Zahlen, an sich geschwollene, unvorstellbare, leere Größen, erfüllen den Philister mit Staunen, aber sie sind nicht einmal rein statistisch richtig, die üblichen Methoden der Berechnung des Volkseinkommens und gar des Volksvermögens sind windig, die Resultate unhandlich; das geben selbst Nationalökonomien zu, die in Augenblicken der Besinnung vor dem Unverstand ihres Ziffermaterials ein Grausen packt. Auf die Art der Arbeit, auf die Verwertung des Kapitals, auf die Richtung des Erwerbstrebens, auf die Verteilung des abstrakten Volkseinkommens unter die Wirtschaftler, auf die Größe dessen

kommt es an, was dem Schaffenden zu freier Verwendung bleibt, nachdem das Rudel fiskalischer Wölfe seinen Hunger gestillt hat: und von allem dem weiß das Ideal volkswirtschaftlicher Entwicklung nichts, das diesen fanatischen Liebhabern der großen Zahlen vorschwebt. Ihr ganzer Denkapparat kreist, wie billig, um die Begriffe: Markt, Gütermassen, Tauschwerte: aber dann hört endlich auf, von den Idealen volkswirtschaftlicher Entwicklung zu sprechen! Ein Bauernland mag unvergleichlich „reicher“ sein als das kapitalbelastete England, die Menschen in ihm glücklicher, weil ihr Leben naturhafter ist und die Spannung zwischen Reich und Arm, Herrentum und Hörigkeit auf jenes Maß beschränkt bleibt, das nötig ist, um die für kulturelles Leben unentbehrlichen Differenzierungen zu ermöglichen. So arten die allgemeinen Betrachtungen der Herrn Bankiers — deren einige sich zur Leitung der Staaten berufen wäñnen — oft in ein dummes Spiel aus, in dem, mit Ruskin zu reden, wealth (Reichtum) und illth (Übeltum) fortwährend ihre Plätze vertauschen.

Über den sozialdemokratischen Parteitag in Jena sind nicht viele Worte zu verlieren. Es war eine matte Rednerei, mit den künstlichen Aufregungen, wie sie die Gegnerschaften von Cliquen und Gruppen mit sich zu bringen pflegen; aber für die Tendenz der Parteientwicklung war die Tagung ohne Bedeutung. Bebel ist tot: er war längst entbehrlich; faktisch und taktisch überholt. Der Revisionismus blüht und gedeiht, als Gesinnung und Stimmung beherrscht er die Intelligenz der Massen: das war längst merkbar. Die Maulhelden, die vor zehn Jahren in Dresden einen Pyrrhusieg über die Taktiker und Praktiker der Partei erfochten hatten, wurden diesmal auch in den Abstimmungen geschlagen: das war alles. Es ist nicht viel. Es gelingt vorläufig nicht, nach Deutschland die syndikalistische Unruhe zu schleppen, die Frankreichs Arbeiterschaft durchwühlt und die früher so besonnenen britischen Gewerksvereine befallen hat, deren Disziplin nun auch gelockert ist: man folgt den Führern nicht mehr. Gewerkschaften, Genossenschaften, Parlamentarismus: in dieser Trias erschöpft sich vorläufig der Sinn unserer — jeder — Arbeiterbewegung. Sie ist im Begriff, sich nach der demokratisch-politischen Seite auszuweiten. Diejenigen ihrer Politiker, die aus gut bürgerlichen Kreisen stammen und weder ihre deutsche noch ihre Kulturgesinnung verleugnen können, möchten der Sozialdemokratie den proletarischen Klassencharakter abstreifen, um Platz zu schaffen für jede Unruhe, für jedes niedergehaltene Streben, für alle unbefriedigten politischen und intellektuellen Freiheitsgelüste. Die soziale Gesinnung entwickelt sich in Deutschland ganz automatisch weiter; und wo es daran fehlen sollte, wird die geschlossene Macht der Gewerksvereine schon nachhelfen; aber die Umwandlung Deutschlands in eine westeuropäisch gestimmte Demokratie, eingeständenermaßen das Ziel von Millionen der Parteikasse nicht

Erbpflichtiger: das wird immer deutlicher das Ziel ihrer besten Köpfe und Kräfte. Es ist für diese Entwicklung charakteristisch, daß gerade Frank, ein ausgesprochener Revisionist, den Gedanken des politischen Massenstreiks in Fluß brachte, um für Preußen das allgemeine Wahlrecht zu erkämpfen. Er wurde abgelehnt, nicht weil er aus der Apotheke revolutionärer Staatsfeinde stammt, sondern weil man ihn zeitlich für ungelegen hält und der politischen Leidenschaft der Truppen, und nicht nur der bürgerlichen, mißtraut. Darin hat man sich schwerlich getäuscht. Das britische Temperament ist, in politicis, unvergleichlich lebhafter. Als Joseph Chamberlain, der sieche Herold des allbritischen Imperialismus, die zweite Reformbill bedroht glaubte und drohte, hunderttausend seiner Birminghamer zu ihrem Schutze nach London marschieren zu lassen, wurde Gladstone aufgerufen, den stürmischen Genossen zur Besonnenheit zu mahnen. Darauf Gladstone: „Ich bedauere. Hätte man in politisch kritischen Zeiten dem englischen Volke keine anderen Weisungen zu geben gewußt als die: die Gewalt ja zu hassen, die Ordnung ja zu lieben und ja Geduld zu üben: wer weiß, ob je die Freiheiten dieses Landes errungen worden wären.“ Ein Beitrag zur Völkerverpsychologie.

Sind neue Universitäten notwendig, soll auf etwaige Neugründungen das alte Betriebschema übertragen werden, und dürfen Städte und kaufmännische Korporationen dem Staate das Hochschulmonopol entreißen? Mit diesen wichtigen Fragen, die uns alle angehen, haben sich die Hochschullehrer auf ihrer Tagung in Straßburg abgemüht, in langen und hitzigen Debatten, die resultatlos verliefen. Auffallend war die Tiefe ihres Niveaus, obwohl doch Männer von Geist und Wissen an der Tagung teilnahmen. Sie werden sich nicht wundern dürfen, wenn die Autoritätsgläubigen draußen nun gleich rufen: so viel zeitpsychologische Unklarheit habe man selten beisammen gesehen. Sie werden sagen: die Hochschulen, die Städte und Korporationen in wildem Eifer eben gründen, danken ihre Entstehung nicht etwa dem idealen Drange nach vereinheitlichender Bildung und Erkenntnis, sondern lokalen und nationalen Zweckmäßigkeiten. Wissen als technisches und ökonomisches Mittel, zur Eroberung der Märkte, zur Ausbildung kaufmännischer, kolonialer und politischer Beamten: das ist der Sinn der Bewegung. Alles andere ist ideologischer Behang und geschwollene, unehrliche Bildungsphilisterei. Aber — die neuen Anstalten, an denen die sogenannten Bildungsfächer genau so hinkümmern werden, wie an den technischen Hochschulen schon jetzt, haben nicht den Mut zu sich und zum eignen Gesicht, sie borgen sich das alte und veraltete Universitätschema und lassen sich sogar die Theologie aufschwätzen; die protestantische, versteht sich. Es wird wahrscheinlich auch kluge Leute geben, die die Meinung der Draußenstehenden gar nicht so dumm finden.

U n m e r k u n g e n

Das Sozietätstheater

Man ist Hauptmann mit tausend Wenn und Aber über seine Tellaufführung gekommen. Die ausgesprochenen Einwände hatten manches für sich. War es richtig, das Theater mit diesem Stück zu eröffnen? Sah nicht etwa der Dichter der „Weber“ einen anderen Tell, bevor er das Regiebuch begann?

Die unausgesprochenen gäben ein langes Kapitel, das verteuftelt wenig mit dem Theater zu tun hat, obwohl es auch ein Theater genannt werden könnte, mit dunklen Herden und Statisten. Eins steht fest. Dieser Dichter hat einen anderen so herausgebracht, wie er zeitlebens wünschen kann, selbst gespielt zu werden. Das ist, unter uns, der wesentlichste Einwand gegen ihn. Es ist die Sensation, die nicht in den Berliner Kram paßt, daher überhaupt eine Sensation, daher abzulehnen. Außerdem war es am Abend der Tellaufführung etwas warm im Theater. Und dann wurde die bekannte Stelle soundso, gerade die, gestrichen.

Nur war diese Darstellung eines Dichters durch einen anderen auch eine Sensation und, ich kann mir nicht helfen, eine angenehme. Möglicherweise starb Reicher ein wenig ausführlich. Möglicherweise konnte der vortreffliche Sauer am Leben bleiben. Vielleicht hätte nach dem heimlichen Kirchenchor auf dem Rüttli das Tempo rasen müssen. Man durfte sehr viel wagen bei Schiller und bei Tell, nicht nur die glückliche Unterdrückung der schlimmsten Phrasen. Und Hauptmann hätte alles wagen dürfen, mindestens so gut wie irgendein Regisseur modernen Theatergeistes. Ob es ihn nicht lockte?

Er wäre nicht der große Dramatiker, wenn er nicht die Versuchung gespürt hätte, die wattierten Lehnen, mit denen Schiller die Handlung zumal in der zweiten Hälfte zuweilen versieht, zu entfernen. Schließlich wäre mancher zufrieden gewesen, wenn nach der Apfelszene, nach dieser Apfelszene, ein Herr im Frack vor dem Vorhang gesagt hätte: Meine Herrschaften, den Rest kennen Sie.

Schließlich hätte man auch aus dem Tell eine Komödie machen können.

Diese abschneidende Regie, die kürzt und fälscht, auch wenn sie nicht die Worte unterdrückt, kennen wir. Nichts ist dem Konfessionär in Dichtung und Kunst geläufiger. Man macht sich an alle Werke, auch größerer Leute als Schiller, heran und nimmt heraus, was für den Abend paßt. Alles Unbequeme wird weggelassen, auch der Name des Autors. Ein nicht unbeachtlicher Teil unserer Regie ist solche Produktion, und ein nicht geringerer unserer sogenannten Produktion in Dichtung, Malerei und Musik solche gefräßige Regie. Viel Lichter aller möglichen Art, viel amüsante Mäzchen, die immer einer Sache noch eine andere Larve geben können. Seltener ist der Respekt, das Bewußtsein, daß überlieferte Dinge noch zu anderen Zwecken als denen einer geschulten Exploitation da sein könnten.

Die Aufführung Hauptmanns brachte viele schöne Stimmungen. Die bringen auch andere. Wir sind an alle Nuancen von Stimmungen gewöhnt und wissen, wie sie gemacht werden. Man kann sie bei Wertheim kaufen. Ein Besonderes lag diesmal allen anderen Stimmungen zugrunde wie eine sehr feine und sehr kräftige

Atmosphäre: der Respekt des Dichters vor dem Dichter, ein höchst dichterisches Pflichtgefühl. Hier sprach einer, gedrängter, rhythmischer als Schiller, seine Verantwortlichkeit aus. Das ist immer ein Festspiel.

Aus dieser Regie ergeben sich allerlei Schlüsse auf das Gefühl der Verantwortlichkeit Hauptmanns seinen eigenen Dingen gegenüber, auf die Sauberkeit eines Subjektivismus, der jeden Gegenstand, auch den von keiner anderen Hand berührten, wie ein mit Respekt zu behandelndes Gemeingut ansieht. Es war nichts Hohes in dem Spiel; weder in der urwüchsigen Kraft Marrs noch irgendwo anders. Der Eindruck der Massen entstand nicht aus einer Addition von Statisten, sondern von Kräften; der Stil nicht aus dekorativen Witz, sondern aus organisierter Empfindung. Ja, diese Empfindung nahm ohne grobe Striche Dinge weg, die in dem Original zu viel sind und fügte andere hinzu, ohne ein Jota dazu zu setzen. Ob man das darf? Ob es erlaubt ist, aus dem Pathos Schillers Realitäten Schillers herauszuholen? — Die Frage wurde von vielen Seiten ernstlich aufgeworfen. Ich bin zu wenig vom Fach, um sie mit gehörigem Ernst beantworten zu können. Mir schien diese Art angenehmer und zweckentsprechender als der skandierete Jargon, der bei ähnlichen Gelegenheiten gewöhnlich vorgelesen wird. Die Sprache war deutsch und sicher. Die Sozietät hat unter anderen Erbstücken die gute Tradition Brahms übernommen, auf sitzende Texte zu halten. Die Sicherheit teilte sich allen Elementen mit. Man mußte nach den ersten zehn Minuten, hier waren die groben Enttäuschungen, die so mancher geschicktere Regisseur Berlins in einem unbeobachteten Augenblick nicht vermeidet, ausgeschlossen.

Der zweite Abend mit dem „Hannele“ und dem „Zerbrochenen Krug“ war mehr ein Beitrag des Dichters Hauptmann als des Regisseurs und konnte nichts anderes sein. Dagegen war er ein schönes Debüt Rittners. Er bewies mit der Wahl dieser einfachen

Aufgabe, die nur einen Teil der Fähigkeiten, die man ihnen zutraut, verwenden konnte, keine geringe Noblesse. Das Hannele ist seit den zwanzig Jahren ein wenig länger geworden, aber noch nicht historisch genug, um die paar Striche im zweiten Teil, die nicht schaden könnten, unbedingt erforderlich zu machen. Man sah es nicht mit dem Respekt, den man dem Dichter schuldet, rutschte nicht mit der bekannten Bequemlichkeit in ein ausgefahrenes Geleise, sondern sah mit dem widerspenstigen Gefühl, das sich immer noch erst mühsam in das Märchen zwingen muß und dann um so tiefer darin sitzt. Rittners bis ins kleinste sorgfältige Regie verhüllte nicht dieses wohlthätige Körnige der Widerstände, verteilte mit großem Takt Licht und Schatten und vermied, bis auf eine Stelle, eine übertriebene Virtuosität. (Das allzu absichtliche Schattenspiel des „Chors“ während des Dialogs des Fremden mit Matern. Die Leute wurden beinahe zu den Heren in Macbeth.)

Hauptmanns Regie des „Zerbrochenen Krugs“ konnte nicht gut mehr sein als die gewissenhafte und sehr witzige Kulisse für die Komik Kleists und Tiedkes. Man hätte dem Dorfschulzen ein wenig mehr Widerstand in seinem wesentlichsten Partner gegönnt. Der Gerichtsrat war noch flauer, als ihn Kleist geschrieben hat, und detonierte, sobald er den Mund aufhat. Sonst saßen alle Rollen wie angegossen. Else Lehmann war eine prachtvolle Else Lehmann, und die junge Dagny Servaes gab der dünnen Rolle apfelreunde Fülle.

Hoffentlich bleibt der Sozietät nicht der wichtigste Sozias aus. Das Publikum scheint in dem Theater eine immer bedenklichere Sensation zu wittern. An sich wäre gegen eine Entwicklung dieses Berliner Instinkts nichts einzuwenden. Da alle Reaktionen bei uns verkehrt gehen, wäre es kein Wunder, wenn sich dieser Widerstand gegen die listerne Neugier eine ernste und notwendige Arbeit zum Angriffspunkt wählte.

Julius Meier-Graefe

Dehmels neue Gedichte*

Nur scheinbar hat Dehmel in dem Jahrzehnt von Vierzig bis Fünfzig geruht. Die Sammlung seiner Werke hat ihn mehrere Jahre gekostet und in Wahrheit drei neue Bände gefördert; darunter gewiß einen Band neuer Gedichte, wenn man die überall hin Verstreuten in ein Buch zusammenschlöße. „Michel Michael“, den er dann geschrieben, war nur ein Werk des Überganges, Versuch an einer neuen Form. Und so darf man sagen: zum erstenmal seit einem Jahrzehnt — als die „Zwei Menschen“ erschienen — hat Dehmel einen neuen Band Verse den Freunden dargereicht.

Sie stammen aus den letzten Jahren und bergen alles, was an süßer Reife, an Gleichmaß und betrachtender Entzückung nun in diesem Manne lebt — der aus einer dämonisch unwitterten eine himmlisch geklärte Natur geworden. Wie fünfjähriger Burgunder sind sie zu schmecken: noch herb und schon süß.

Nun wurde das Brausen der Visionen milder, ein reineres Anschauen kam. Und wo er sonst Verkündigungen häufte, steht nun ein Gebet. Alles ist stiller; klarer; weiter.

Darum ist auch formal alles schlichter, kleiner im Format. Die Gedichte sind kurz. Den großen alten Oratorien folgt nun ein schmales, neues: „Schöpfungsfeier“, und dieses läuft in den Rhythmen der Überlieferung ab, wie „Hektors Abschied“. Ein anderes Gedicht variiert sechs Strophen lang die nämlichen Reime. Und doch ist dies keine Rückkehr zur Tradition, wie wenn aus dem Revolutionär ein Konvertit geworden. Es ist nur Meisterschaft.

Denn jetzt glückt Dehmel, was ihm nur selten rein beschieden war: zu spielen. Der dionysisch oft Berauschte schimmert nun auf in apollinischem Glanz. So hat sich

* „Schöne Wilde Welt“. Neue Gedichte und Sprüche. S. Fischer, Verlag. 1913.

auch das barocke Element vermindert, das früher manche Verse aufgestört.

Man könnte formulieren: Dehmel ist deutscher geworden, weniger orientalisches.

Denn Gros, — da ist auch Gros wieder, aber ein heiterer, stimmender, ein endlich ganz gedankenloser Gros, von Schwere frei, von Schwäche genesen, und streut eine Menge kleiner Gedichte umher, entzückender Werbungen voll, an die Jugend. Goetheisch sind ihre Namen. Alles ist heller, schlichter.

Auch Störungen durch jene Modernitäten, die Dehmel früher eigensinnig dazwischen schob, sind fast dahin, und jedes Wort steht an seinem Plage in seinem „Gebet im Flugschiff“, und alle werden am Ende zusammengerissen durch das eine Wort: Phantasie.

Seine Menschensucht ist sehr gestillt. Lieber als zum Mitmenschen blickt er nun hinüber in die unsichtbaren Gärten, und zum erstenmal im Leben spricht er vom Wiedersehen mit den Abgeschiedenen, — verwandelt. Naturgefühl, ein menschenleeres, tritt stärker vor. Acht vollkommene Zeilen heißen „Hochsommerlied“.

Allen Symbolen ist die kürzeste Formel gefunden: „Gleichnis“:

„Es ist ein Brunnen, der heißt Leid;
drauß sießt die laute Seligkeit.
Doch wer nur in den Brunnen schaut,
den graut.“

Er steht im tiefen Wasserschlacht
sein lichtiges Bild umrahmt von Nacht.
D trinke! Da zerrinnt dein Bild:
Licht quillt!“

Solcher elegischer Klarheit folgt diese melodische: „Zweiter Seelen Lied“:

„Lieber Morgenstern,
lieber Abendstern,
ihr scheint zwei
und seid eins.“

Ob der Tag beginnt,
ob die Nacht beginnt,
findet euer Schein
in uns Zwein die Liebe mach.

Lieber Abendstern,
lieber Morgenstern,

bilt uns Tag für Tag
eins sein, bis die letzte Nacht uns eint.“

Man sieht, er zwingt seine architektonische Sucht noch in den simpelsten Ausdruck.

Nun steht er nicht mehr vor dem Schicksal, trotzend: Ich bin ihm gewachsen! Ich und die Zukunft! Jenen Trompetensignalen sind Cellopassagen gefolgt, und aus Dur ward Moll. „Zukunft“ sieht er nun vor sich stehn, eine geschlossene Rolle in Händen, dein sein Schicksal verzeichnet steht; und ringt ihr, Zeile für Zeile, die Urkunde ab. Bis er hinsinken wird, noch ehe er sie ganz enträtselt, dann

„gibst du den Winden zur Sage anheim,
was ich tat.“

Welche Großheit des Bildes! Und doch liegt nun eine Süße über seinen Visionen, die ihm früher fremd gewesen. Immer tiefer rauschen diese Gedichte und am Ende strömt das „Nachtgebet“ hinab: zehn Zeilen von so dunkler Reine, wie sie in seinem früheren Werk nicht stehn. —

Er weiß es wohl, daß er nun gelandet ist aus dem Sturm der Jugend, und dann fühlt er sich wohl selbst als „Der Schwimmer“:

„Gerettet! Und er streichelt den Strand,
um den er rang mit dem wilden Meer;
noch peitscht der weiße Gischt seine Hand.
Und er blickt zurück aufs wilde Meer.

Und blickt um sich ins graue Land,
das liegt im Sturm, wie's vorher lag,
fest und schwer.

Da wird's nun sein wie jeden Tag.
Und er blickt zurück aufs wilde Meer —“

Aber da kommen die Gegner, kommen auch manche Freunde, klagen ihn an und fordern: Wo hast du deinen Jugendtrotz gelassen? Wo ist das synkopische Brausende geblieben, das wir als Dehmelgefühl zwei Jahrzehnte lang in uns verankert?

Weil er reif geworden, murren sie, er blühe nicht mehr. Dies ist ein Baum, der seine Jahreszeiten hat. Man soll ihn fürder wachsen lassen.

Emil Ludwig

Die Bühne von Hellaerau

Alle, die das Theater verachten und gehärdendumm meinen, das Theater müsse der Dichtung dienen und der Schauspieler sei ein Knecht des Dichters, sind durch die Möglichkeiten dieser Bühne überführt.

Das Theater ist der Ort, wo alle einander wechselseitig dienen, Schauspieler, Zuschauer, Licht und Dichter, Musik und Zufall, um befehlen das Ganze zu bilden, das wir Wirkung nennen und Effekt. (Nur ganz plane Moralisten wissen nicht, daß der Effekt eins der höchsten irdischen Dinge ist und der älteste Sohn der Inten-sität.)

Gewiß hat die Barockbühne, die noch immer vorherrscht, die Natur dieser Dinge verkehrt. Sie bezieht den Zuschauer nicht mit ins Spiel ein, sie reißt den unüberbrückbaren Abgrund des Orchesters auf, sie teilt das Universum in zwei Welten und an Stelle des Mit-Lebens setzt sie die Illusion. — Der illusionäre Effekt ist nun durchaus entgegengesetzt dem elementaren Effekt, wie der gesellschaftliche Zuschauer-raum dem antiken Amphitheater, wie das Publikum dem Volk usw.

Der Dualismus der letzten Theater-Jahrhunderte schuf eine Theaterfremde, die sovielen süßen Abende unseres Lebens beherrscht hat und die mir dennoch in der ganzen menschlichen Zeit etwas Vorübergehendes, ironisch Unredliches zu sein scheint. Das wesentliche Gefühl „Theater“ kennen wir glaube ich alle nicht. Wir haben dafür einen trainierten Blick für's Brillante, für den Trick, eben für die im Tiefsten erwünschte Zweifelt zwischen uns und dem Vergang.

Alle die Dinge, wie hitziges Garderoben-interesse, Kulissensehnsucht mögen eben an dieser Zweifelt liegen.

Nun besitzen wir in Hellaerau einen Saal, der das ganze ungeheure Leben des Schauspiels, Bühne und Zuschauer-raum, mit dem gleichen und großen Ele-

mente umschließt, dem Licht. Der ganze Inhalt dieses Saals schmiegt sich in dieses wechselnde, unsichtbare, immer waltende Licht, wie sich die Erde mit ihren ganzen Ereignissen in die Atmosphäre schmiegt.

Das ist der neue und der hohe Wert dieses Hauses, daß wir uns wieder werden einfügen können in eine große unaßliche Ordnung, die aus uns, über uns entsteht wird und für die weder Dichter, noch Schauspieler, noch Zuschauer etwas können werden, sondern einzig, der Extrakt aus uns allen, der Geist überm Ganzen sein wird.

Die Inszenierung, die Claudels großer „Verkündigung“ zuteil wurde, hat die Idee dieses Saals erfaßt. Sie rückte das Spiel unter uns, entfernte auf einer dreifachen Bühne, je nach ihrer Wirklichkeit, die Szene und näherte sie an. Dieser Raum ist für Bewegung — so empfindlich, daß alles Zapplige lächerlich gewirkt hätte. So sah man nur kothurnhafte Gesten, aber schlicht und ohne Übertriebeneheit. — Die Bilder waren klar und sparsam und Gott sei Dank ohne allegorische Bedeutung, wenn auch ein Abendmahl stattfand, wo Brot verteilt und gleichsam ins Unendliche weitergegeben wurde. — Nur das Interesse des Publikums und die Rede des Schauspielers war diesen neuen Bedingungen noch nicht gewachsen. —

Franz Werfel

Magie Madelungs Roman „Die Bezeichneten“ wird im November, also noch vor seinem Abschluß im Dezemberheft der „Neuen Rundschau“, als Buch erscheinen. Die Gründe dafür spricht am besten der Verfasser selbst aus, der in einem Briefe an uns folgendes schreibt.

„Ich habe den Roman vor mehreren Jahren angefangen, und schon im ersten Teil erwähne ich ja die Blutlegende, aber als ich den dritten Teil schrieb, war schon Beilis verhaftet, und bei der Arbeit habe ich seiner gedacht. Zwar ist es nie meine Absicht gewesen, einen Sensationsroman auf diesem Hintergrund zu schreiben, aber als das Buch fertig war und die Zeit für die deutsche Ausgabe besprochen wurde, sagte mir mein Instinkt, daß Beilis und mein Buch irgendwie miteinander verbunden waren.“

Berlag und Redaktion glauben, den Wunsch Madelungs, das Buch jetzt herauszugeben, unterstützen zu müssen. Es zeigt sich, daß der Kiewer Prozeß es wieder einmal nötig macht, alle Mittel anzuwenden, um humane Gesinnung und wahre Auffassung dieser Dinge zu fördern; und Madelung kennt Rußland, seine Juden, seine Pogrome und Prozesse aus eigener langjähriger Anschauung. Er erspart dem Leser kein Grauen, aber er gibt ihm als Waffe dagegen die ganze Empörung gegen das Unmenschliche der Knechtung.

Der neue Balkan und das alte Europa

von B. Lawrence Freiherrn von Mackay

Es ist nicht die strahlende Sonne eines großen, dauernden und glückverheißenden Friedens, die heute über den Trümmersfeldern und Totenlagern des Hämus aufgezogen ist. Kaum jemals hat die Welt eine so seltsame und — wenn sie nicht so erschütternd tragisch wäre — wie ein Satyrspiel anmutende Kriegskomödie der Irrungen und Wirrungen gesehen. Die Regisseure waren die Gesellschafter des Balkanstaatenbunds, den alle politische Auguren als eine Unmöglichkeit hingestellt hatten. Innerhalb eines Monats brach die ‚verjüngte‘ demokratisierte Türkei, die unter despotischem Zepher Griechenland niedergezwungen und gegen Rumänien und Rußland so eindrucksvolle Beweise ihrer Widerstandsfähigkeit geliefert hatte, wider alle sachverständigen Berechnungen und Voraussetzungen an den Tschataldschagräben zusammen; schon am 3. Dezember wurde ein Waffenstillstand unterzeichnet. Zugleich aber hatte der Kreopag der Vertragsmächte eine denkbar schlimme Niederlage erlitten. Seine feierlich beschworene Statusquo-Politik zerknickte wie ein dürre Ast unter dem kecken Zugriff von ein paar kleinen Mächten, die auf die Uneinigkeit der großen Herren richtig spekuliert hatten. Die Ketten eines gekünstelten, jedem Naturentwicklungsgefes spottenden Machtgebots sprangen; nun aber fielen die Befreiten wie wilde Tiere in wütender Eifersucht um die Beute übereinander her. Dem Gedanken des Nationalitätenprinzips und der christlichen Solidarität gegen das muslimische Osmanentum konnte man alsbald den Grabstein setzen:

O Wahn, so bald empfangen!

Zur glücklichen Geburt gelangst du nie

Und bringst die Mutter um, die dich erzeugt.

Jetzt kehrte sich auf der von Blut überfließenden Kampfesbühne des Balkan das Unterste zu oberst. Bulgarien, das die gewaltigsten Kriegsteilnahmen vollbracht hatte, ward durch das klägliche Ungeschick, die geradezu verbrecherische Torheit seiner Staatsmänner um alle Früchte seiner Siege betrogen. Rumänien steckte mittels eines Kriegsparademarsches seine „Kom-

penstationen^c ein, Serbien und Griechenland legten die Faust auf Gebiete mit überwiegend bulgarischer Bevölkerung und Kultur und weigerten sich von vornherein, hier die Gemeinden des ehemaligen Bundesgenossen, deren Erarchatskirchen und Schulen anzuerkennen. Die Türken aber erhoben, wie es so oft ihre Art gewesen, in tiefstem Unglück und trotz allen Kassandra-rufen, die nach Kirkilisseh und Lüleh Burgas bereits ihr Verschwinden aus Europa angekündigt hatten, triumphierend das Haupt, das nur die Glieder verloren, die brandig und eiternd am Lebensnerv des Staatskörpers zehrten; heute verfügt die Hohe Pforte nach Rückeroberung von Adrianopel über eine zwar heiße, aber kurzgeschlossene und gut zu verteidigende Grenze: ihre Stellung in Europa ist eher stärker denn schwächer geworden als früher.

Das ist das Ergebnis von Kämpfen, die das Herz erstarren machen, wenn man ihrer von keinem grausamen Altertum und Mittelalter übertrroffenen Roheiten und Unmenschlichkeiten gedenkt, die ein Spott sind auf moderne abendländische Gesittung. Blut schreit nach Blut: der Fluch der Schlächtereien von menschlichen Ungeheuren, wie sie einst unter den Namen Asparuch, Basilius, Joanitscha die Balkanvölker tyrannisierten, ist noch immer wirksam und wird noch lange lebendig bleiben. Es ist kein wirklicher Friedensschlüssel für das leidige Balkanproblem gefunden, sondern dessen Faktoren und Koeffizienten sind lediglich in eine andere Gleichung mit den alten Wurzeln, aber neuen und nicht weniger verwickelten Lösungsbedingungen umgestellt worden. Der Vater des sang- und klanglos unter die Erde gescharrten Sohnes Statusquo war niemand anders als das leidige Legitimitätsprinzip, um dessentwillen die höfisch-dynastische Politik früherer Zeiten immer wieder künstlich Machtverhältnisse und Souveränitätsansprüche beschützt hatte, die längst den Stempel der Unhaltbarkeit und entwicklungsgeschichtlichen Widersinnigkeit an der Stirn trugen. Grundsätzlich hat jetzt wohl unter der Parole „Der Balkan den Balkanvölkern!“ eine höhere nationale Rechts- und Selbständigkeitsidee über die Zwangsgesetze alten Stils gesiegt; aber eben die primitiv-rabulistische, engherzige und chauvinistische Art, in der die Sieger das Gesetz für ihre Kirchturmpolitik ausnutzen, bewirkt, daß für die dauernde Beruhigung der wilden Elemente im Balkan keine Gewähr gegeben ist. Viele, vielleicht die meisten der christlichen Miletgemeinschaften, die ehedem nicht laut genug über ihre mazedonische Knechtschaft und Verbannung jammern konnten, wären heute zweifellos froh, wenn sie unter den Schutz des Halbmonds zurückkehren dürften: damit ist der paradoxe Erfolg des „Befreiungskampfs“ deutlich genug gekennzeichnet. Und wenn ehedem auf Kongressen in Berlin, London und Paris entsprechend jener früher üblichen Bevormundungspolitik die Grenzen der Balkanstaaten willkürlich bestimmt und alle mögliche papierne, niemals durchgeführte Reformmaß-

regeln verfügt wurden, so ist auch diesem System jetzt deutlich vernehmbar das Zügenslöcklein geläutet worden: die Vertragsmächte sind auf dem Balkan gleichsam mediatifiziert und haben nach den bisherigen Erfahrungen wahrlich keinen Grund, dem Schicksal, das ihre angemessenen Throne stürzte, zu zürnen. Aber wenn Talleyrand einmal gemeint hat: „Nichteinmischung ist eine metaphysisch-dunkle Bezeichnung der Wissenschaft und hat beiläufig denselben Sinn wie Einmischung“, so liegt die Schlußfolgerung aus diesem Wahrwort über gewisse Eigenarten und Launen der hohen Dame Diplomatie nah genug. In den Kabinetten des Westens wird man wohl oder übel die Methoden des Balkanspiels ändern müssen, gewiß aber nicht den Spieltisch verlassen: das bedingt notwendig die eigentümlich verwickelte und durch die jetzige Krise keineswegs entwirrtete Verkreuzung und Überschneidung der europäischen Weltmachtinteressen auf dem großen Hämus-Brückentopf zwischen abend- und morgenländischer Welt.

Was also ist das Fazit der großen Balkankrise? Ist die Bilanz wirklich so rein passiv und nichts als ein Spiegel hoffnungsloser, zu neuem Bankrott treibender Zustände? Solche melancholische Auffassungen mag wohl das äußerliche Anliß der Lage zeitigen; sie rechtfertigen sich aber glücklicherweise nicht bei genauerer Prüfung der inneren Entwicklungsstrebigkeiten, die in dem chemischen Zusetzungs- und Ausscheidungsprozeß als neue polarische Kräfte sich gebildet haben und freigeworden sind.

Wenige Wege gehen die Menschen so folgerichtig wie die falschen: kaum ein besseres Zeugnis dieser Wahrheit läßt sich finden als die russische Balkanpolitik. Seitdem das zarische Reich durch die Vereinigung mit der Ukraine unter Bogdan Chmelnicki bis zum Schwarzen Meer vorrückte, seitdem der Großfürst Iwan mit Sophie, der Nichte des letzten byzantinischen Kaisers Konstantin Paläologos sich vermählte, hat man in Moskau und Petersburg mit allen Mitteln einer sündigen politischen Reklame dem Volk die Idee zu suggerieren verstanden, es sei seine große nationale Aufgabe und heilige apostolische Mission, das griechische Kreuz auf der Hagia Sophia wieder aufzurichten als Wahrzeichen zarischer und orthodox-kirchlicher Weltmacht, die vom Bosphorus aus zugleich die Freiheit nach dem warmen Meer hin gewinnen sollte. Und mit unbeugsamer Beharrlichkeit wurde um dieses Ziels willen die Türkei systematisch geschwächt, in die Enge und in den heutigen Zerfall getrieben, den Südslaven bei ihren Befreiungskämpfen alle mögliche Liebes- und Sekundantendienste geleistet und deren aufsteigende Macht als Sturmbock gegen das habsburgische Reich und mittelbar gegen das Deutschland überhaupt genutzt: alles das wegen eines Idols, dessen Verwirklichung nichts anderes bedeutete als die Verlagerung des politischen und wirtschaftlichen Schwergewichts Rußlands nach einer dessen Natur und geschichtlicher Entwicklung schroff wider-

sprechenden und daher eher tödlich als förderlich wirkenden Stelle. Das erste leuchtende Wahrzeichen der glücklichen Auswirkungen des Balkankriegs ist die Abdrängung der russischen Politik von diesen verhängnisvollen Pfaden. Die 600 000 Bajonette der slovenská vzájemnost, der slawischen Wechselseitigkeit, die Österreich matt setzen sollten, haben sich gegeneinander gekehrt, und mit dem Zusammenbruch des Balkanbunds ist endgültig einem Schemen das Lebenslicht ausgeblasen, dessen blutleeres Wesen freilich jedem, der sich durch den Tamtam der obstscheskvo sojedinenisch slavjan, der von den „russischen Leuten“ geleiteten Gesellschaft der vereinigten Slawen nicht täuschen ließ, klar genug war. Verfolgt man das Ausfluten der allslawischen, richtiger gesagt allrussischen Propaganda auf dem Balkan und in der Habsburgischen Doppelmonarchie von den ersten Anfängen an unter den tschechischen Schrittmachern Josef Dobrowsky und Josef Jungmann bis zu den jüngsten Propheten von der Art eines Gaj, der den sogenannten Illyrismus begründete, so springt die Tatsache sofort in die Augen, daß die Idee der slawischen Brüderlichkeit bei ihrem Übertritt auf nichtrussisches Gebiet alsbald in merkwürdiger Begriffsverkehrung zu einem engbrüstigen separatistischen Nationalitätenprinzip sich umwandelte, das seine Spitze oftmals mehr noch als gegen die Hofburg nach Petersburg und gegen dessen Bevormundungsversuche wendete. Mit vielen Führern, aber ohne einen Feldherrn, ohne den Rückhalt eines wirklich werbetätigen Einheitsideals, aufgestachelt allein durch demagogische Reklame, marschierte so die allslawische Armee dahin, bereit sich aufzulösen und in getrennten Lagern sich zu verschanzen: das Signal dazu gab der Balkankrieg, der sie gewaltsam zusammenhalten sollte. Gerade in den entscheidenden Augenblicken versagte die russische Hilfe, das zarische Machtwort vollständig; was einem freiblickenden Auge längst deutlich war, das wurde jetzt auch dem blindesten Gläubigen der Vzájemnost-Gemeinde klar: daß der mit Newawasser getaufte Allslawismus nichts ist, von jeher nichts war als ein in diplomatischem Moralin gefärbtes Mäntelchen für großrussische selbstfüchtige Machtzwecke.

In demselben Maß, wie die zu leicht befundene Petersburger Schale der Balkanwage empor schnellte, sank die andere mit den Wiener Gewichten. Die südslawischen Mächte denken in dem Augenblick, da sie den Weg zur Entwicklung von Staatsgebilden höheren Rangs sich frei gemacht haben, nicht mehr daran, an das Nationalitätenprinzip, die seltsame Abzweckung des Allslawismus, in der alten partikularistischen Formulierung sich zu halten. Der höhere nationalstaatliche Gedanke, dem die völkische Rechtsgemeinschaft als ein verhüllter Kosmos erscheint, der die verschiedenartigen ethischen, sittlichen und kulturellen Kräfte eines vielgliedrigen sozialen Organismus frei zusammenfließen läßt, beginnt sich durchzusetzen und über

jenen embryonalen Nationalismus mit seiner konfessionellen, rassen- und sprachpolitischen Eigenbrödelci zu siegen. Mag man aber über der habsburgischen Doppelmonarchie Zukunftsaussichten denken wie man will, so viel steht fest: sie hat eben diese großräumige Idee eines Nationalitätenstaats, in dem Volkselemente verschiedenster Art unter durchaus gleichen Bedingungen der politischen Rechte verfassungsgesetzlichen Schutz finden, in weitherziger und freierlicher Weise verwicklicht, während im zarischen Reich nach wie vor ein borniertes Ultrussentum mit jedem gesetzlichen und ungesetzlichen Mittel das Vaterland von allen „Nestizen“, „Parasiten“ und „Fremdstämmigen“ zu reinigen sucht. Diese Antichese wird notwendig heute mehr denn je die Magnetenadel der kulturethischen und kulturpolitischen Anziehungskräfte auf dem Balkan vom Norden hinweg nach dem Westen ausrichten, so wie es der treffliche Adolf Fischhof schon vor fünfzig Jahren in seinen „Bürgschaften Österreichs“ angedeutet und gefordert hat: „Geben wir den slawischen Volksstämmen ein mächtiges Selbstgefühl, ihrem Volksleben einen kräftig pulsierenden Mittelpunkt und ihrer Sprache eine Geschichte, so werden sie ihre Individualität von selber wahren und sich nicht einstampfen lassen in den moskowitzischen Rassenbrei.“ Die Balkanwetterkarte der Gegenwart zeigt deutlich genug, wie sehr tatsächlich die politischen Luftströmungen westlicher Richtung überwiegen. Die österreichischen Deutschen sind zwar, wie sie es stets sind, von dem vollkommenen Mißerfolg des diplomatischen Geschäftshauses am Ballplatz überzeugt. Aber ihre Gefühlspolitik erscheint als der denkbar schlechteste Wertmesser der nüchternen Realpolitik des Grafen Berchtold: seiner Taktik Ergebnis, bei dessen Geburtswehen immerhin die Ereignisse manchmal stärker gewesen sein mögen als die Menschen, ist jedem unbefangenen Urteil die Tatsache, daß des Hauses Habsburg Balkanfront achtunggebietender und gefesteter denn je dasteht. Der vornehmste Trumpf, den Wien sich gesichert hat, ist die albanische Autonomie. Nach dem ersten Siegesmarsch Bulgariens schien Sofia ein zweites Piemont, Belgrad und Cetinje ein anderes Toskana und Neapel für Österreich werden zu sollen. Diese Entwicklung der Dinge ging jedoch gegen den Strich der Londoner Gleichgewichtstaktik, und jetzt war es Sir E. Grey, der gegen den Ententenfreund Rußland sich unzweideutig auf die Dreibundseite stellte und an erster Stelle mitwirkte, einen festen Wall gegen den slawischen Drang nach der Adria hin aufzurichten. Dann kehrten Toskana und Neapel Piemont den Rücken, und man braucht sich nur die Frage vorzulegen: würde das Foreign Office Wien die gleichen Sekundantendienste geleistet haben, wenn es den Zusammenbruch des Balkanbunds und damit des russischen Prestiges vorausgesehen hätte? — um den Erfolg oder, wenn man will, das Glück der österreichischen Politik voll zu würdigen. Und diesen Hauptspielgewinn sichern

andere Sticharten. Serbien, der unfriedliche Nachbar, geht zwar aus dem Krieg mit einer Verdoppelung seines Machtbereichs hervor; aber der Kräftezuwachs wird gebunden durch die Feindschaft mit Bulgarien, die, ehemals heiß, jetzt auf Siedehitze gesteigert ist. Bulgarien wiederum, das Preußen des Balkans, dem ein Jena nach Rossbach und Leuthen so schnell auf dem Fuß gefolgt ist, hat die ihm stets gewährte österreichische Freundschaft heute nötiger denn je, und wenn Rumänien sein Steuer um einige Grade von dem früheren Dreibundkurs abgedreht hat, um eine selbständigere Linie zu befahren, so braucht sich daraus keineswegs ein Rückendeckungsverlust für Wien zu ergeben, wenn man nur in Budapest sich endlich dazu versteht, die Zinzarenfrage etwas weniger vom engherzigen magyarisch-nationalistischen Standpunkt aus zu behandeln. Kurz, die österreichische Regierung hat heute auf dem Balkan ein denkbar günstiges Spielfeld mit mehr als genügend freien Schlagfeldern und der einzigen Verlegenheit, Lockung und Gefahr, ob der vielen Gewinnchancen zuviel zu wollen und nichts zu erreichen wie der Bauer, der sich am unmöglichen Problem abmüht, de ménager la chèvre et le chou.

Seit den ältesten Tagen eines Königs Ugron, da die Römer das dinarische Adriaufer von der Seeräuberei säuberten und zur Sicherstellung des Befriedungswerks die große Heerstraße von Dyrhachium nach Thessalonike und Byzanz bauten, wurden alle Gesittungsgüter den Balkanvölkern vom Westen, niemals vom Osten oder Norden zugetragen: erst war es die lateinische Kultur, die im Reich des Hämus die Pax romana aufrichtete, später, nach den verwüstenden Völkerwanderungsmärschen der avarischen, ost- und westgotischen und hunnischen Heere war es die deutsche Kultur, die auf dem Trümmerfeld die Sonne höherer Zivilisation wieder aufleuchten ließ. Die geschichtliche Erinnerung erscheint heute von doppeltem Gewicht. Sie weist darauf hin, welche säkulare Schicksalswendung die Balkankrise für das Innenleben des habsburgischen Reichs haben kann und haben sollte: seit Jahrzehnten hat sich für den Staat keine so günstige Gelegenheit geboten, durch eifrige Mitarbeit am Wiederaufbau der vom Kriegsturm zerrütteten Balkanländer jenen zum nahen Osten fließenden Strom friedlichen Austausches von Wirtschafts- und Gesittungsgütern in neuen starken Fluß zu bringen, ein breites und feinmaschiges Netz kultureller Bindungen über den Balkan auszubreiten und damit zugleich eine glückliche Lösung des großen Zukunftsproblems der Monarchie anzubahnen: die Versöhnung der eigenen slawischen Volkselemente mit dem Deutschtum nach langen, unfruchtbaren und selbstmörderischen Ringkämpfen blinder Nationalitäten-Eifersucht. Die andere Wegweisung jenes Ausblicks in graue Vergangenheit ist weltpolitischer Orientierung. Die Eigenart der gegenwärtigen wolkenumdüsterten Weltlage kennzeichnet sich dadurch, daß an deren Horizont zugleich zwei gewaltige Tiefdruckgebiete Wolkenmassen mit den Sturmfeldern im nahen und im

fernen Osten aufstürmen. Beiden politischen Wetterbildungen eignet ein auffälliger Parallelismus insofern, als die Chinesisch-mongolische Revolutionskrise mittelbar zum Hebel einer Aufrollung des pazifischen Problems in allen seinen Riesenweiten und mannigfachen Überschneidungen imperialistischer, weltwirtschaftlicher, rassenpolitischer und rassensozialer Machtfragen, die Balkankatastrophe aber in gleicher Weise die Säure wurde, welche die hunderterlei Agentien der verwickelten Mittelmeersynthese in scharfem Reaktions- und neuartigem Basenbildungsprozeß gegeneinanderstoßen und sich auswirken ließ. Das Kraftfeld des Stillen Ozeans wird zweifellos in absehbarer Zeit vermöge der größeren Dynamik seiner erdumspannenden Bewegungskräfte eine überragende Rückstoßwirkung auch auf Europa üben; einstweilen aber bleibt die Mittelmeer-Prozeßsache für die Alte Welt die nächstliegende und lösungsbedürftigste. Österreich-Ungarn und Italien und damit der Dreibund haben in den Vorspielen des Kampfes um Seegeltung auf dieser Bühne eine wenig maßgebliche und wenig rühmliche Rolle schon deshalb gespielt, weil Wien und Rom durch den Nachbarnstreit um die Adria ihre Kräfte wechselseitig lahm legen. Dieser tote Punkt ist jetzt überwunden. Das Streitobjekt, das arnautische Küstenland ward, indem Albanien Autonomie erhielt, neutralisiert. In Rom, wo man zu Mazzinis Zeiten der Überzeugung war, der Sturz der Türkei werde das Vorzeichen für den Zusammenbruch Österreichs durch den Triumph des Slaventums sein, und daher mit diesem liebäugelte, hat man sich von der Brüchigkeit solcher Spekulationen überzeugt und richtet sich danach ein. Die Erinnerung an Ugron und Zeuta, an Veneziens Machtentfaltung in Dalmatien, an eines Niccolò Erizzo Herrschaft in Zara und selbst an das Gatto di Trieste verblaßt, und man schaut nicht mehr starren Blicks hinüber nach Valona, um einen italienischen Engpaß zu schaffen, den die österreichische Flotte jedesmal bei der Fahrt ins freie Meer durchlaufen müßte, und so an einer Spitze unverföhnlicher Schärfe gegen Österreichs Lebensinteressen zu wehen. Man erkennt seit dem Zug nach den tripolitanischen Syrten, daß man wichtigere Angelegenheiten auf dem Mittelmeer-Kampffeld zu vertreten hat. Hier aber vollzieht sich heute sichtlich eine Machtgruppenbildung nach festländischen Anziehungs- und Abstosungsgesetzen in scharfer Abgrenzung. Cartagena bedeutet nicht nur die endgültige Angliederung Spaniens an das Ententensystem, sondern auch die Aufrichtung einer kaum angreifbaren Diktatur dieses Konzerns im Westflügel des Mittelmeers. Es fragt sich, wie die Auswiegung der Kräfte im Ostflügel des Beckens sich gestalten wird, wie hier von der Ententengegenseite ein Gleichgewicht sich herstellen läßt. Dreibundpolitik wird Mittelmeerpolitik und damit Seegeltungspolitik: das ist unter den vielen merkwürdigen und bedeutungsvollen Wetterauswirkungen des Balkansturms eine wichtigste.

Athen wiegt sich heute in Machtträumen von der Wiederherstellung des Reichs Konstantins XII., des Basileus Autokrator, mit Byzanz als Mittelpunkt kirchlich-orthodoxer Hierarchie und großgriechischer Weltherrschaft. Psychologisch ist bei einem Volk, das den Umfang seines Machtgebots verdoppelt und gleichzeitig eine fast diktatorische Stellung im Reich der Ägäis sich gesichert hat, eine derartige Überspannung des Credits auf die Wechsel militärischer Erfolge gewiß begreiflich; das Begehren nach der wollüstigen Braut Konstantinopel, die schon so vielen ihrer Umwerber den Todeskelch gereicht hat, dürfte aber darum für das Hellenentum nicht minder gefährlich sein als für die Russen. Wollte der Zar heute seine Heere zu neuem Marsch nach dem Goldenen Horn aufbieten, so würde die Reaktion darauf zweifellos die sofortige Organisation eines neuen Balkanbunds, und zwar mit der Angriffsspitze gegen die slawische Vormacht sein: diese Gewißheit ist die eigentliche Triebkraft der konservativen Politik, die Petersburg neuerdings gegen die Hohe Pforte in Europa beliebt, um ihr in Asien desto kräftiger zu Leib zu rücken. Umgekehrt müßte ein griechischer Vorstoß durch die Dardanellen den unverzüglichen Zusammenschluß der feindlichen slawischen Brüder und damit die vollkommene politische Isolierung Athens zur Folge haben. Schon diese Umkehrungsgesetze weisen deutlich genug darauf hin, wie der Kurs einer fruchtbaren Politik auf den Bogen der Ägäis verläuft. Es kommt zunächst auf ein schiedliches Vertragen zwischen Athen und Konstantinopel an, mit anderen Worten auf eine vernünftige Regelung des Inselstreits in der Weise, daß der Türkei nicht auf Lemnos, Lesbos, Chios, Imbros, Tenedos die Kanonen einer fremden Macht unmittelbar vor die festländische Brustwehr unter ständiger Bedrohung ihrer Atmungsorgane aufgeföhren werden. Ist aber der Friede zwischen den beiden Mächten besiegelt, so ergibt sich als logische Folge von selbst die Forderung einer Entwicklung der deutsch-türkischen Freundschaft, derart, daß das Dreibundsystem nach der Mittelmeeresseite hin durch Verklammerung mit den griechisch-osmanischen Seegeltungsinteressen ausgebaut wird. Eine Schwierigkeit, Wien und Rom (dem der gewünschte östliche Flottenstützpunkt in Stampalia zu sichern wäre) auf ein derartiges Programm zu einigen, kann es nicht geben, da beider Machtinteressen, so sehr sie in der Adria sich kreuzen, im Ägäischen Meer durchaus harmonischer Natur sind. Griechenland aber würde auf diese Weise am besten der Schuß der annähernd zwei Millionen Volksgenossen, die in Vorderasien wohnen, gesichert, während die Türkei über eine zuverlässige Rückendeckung gegen alle Feinde verfügte, die ihre im Marmarameer ausmündenden Lebensnerven bedrohen.

Die still, gleichsam im Halbdunkel der politischen Kulisse verlaufenen Besuche Sfasonows in Paris und Berlin dürften sich sehr bald bedeutungsschwerer erweisen als manche mit dem Reklameapparat großartiger diplo-

matischer Staatsaktionen in Szene gesetzten Fürstenbesuche. Das Ergebnis der an der Seine und Spree gepflogenen Verhandlungen ist dreifacher Gipfelung. Rußland hat in folgerichtiger Vertretung seiner durch den Frieden von Külschüt Kainardschi begründeten und später im Berliner Vertrag (§ 31) international befestigten Ansprüche auf die zarische Schutzherrschaft über die christlichen Armenier die Zustimmung Deutschlands zu seinem Reformprogramm durchgesetzt, wonach die armenischen Wilajete Verwaltungsautonomie unter europäischer Aufsicht erhalten sollen. Der berücksichtigte, mit Abd ül Hamid geschlossene *Traité de la Mer Noire*, welcher der Türkei jeden Bahnbau an der anatolischen Seite des Schwarzen Meeres unmöglich machte, wird jetzt dahin umgebildet, daß Paris den Bau der ihm durch die deutschen Zugeständnisse überwiesenen Linien übernimmt, um so, durch das Zusammenlaufen französischer und russischer Schienen im Gebiet des alten Arsatidenreichs, die Interessensolidarität der beiden Ententemächte im nahen Osten feierlich zu bekräftigen. Petersburg endlich erklärt seinerseits auf der Linie der Potsdamer Vereinbarungen sich bereit, dem deutschen Bagdadbahnunternehmen nicht nur keinerlei Hindernisse in den Weg legen, sondern aktiv für dessen Schutz und Entwicklungsfreiheit einzustehen zu wollen. Man sieht, alles das läuft darauf hinaus, die Ansprüche aller Vertragsmächte in einem großen Kompromiß, das sich vermutlich sehr bald auf Syrien und Arabien ausdehnen wird, auszugleichen, so zwar, daß die Kompartmenten wechselseitig den politischen Bestand der osmanischen Herrschaft gewährleisten, wirtschaftlich aber Interessensfelder nach nationalen und bundesvertraglichen Gesichtspunkten abgrenzen. Daraus ergibt sich aber unmittelbar ein kategorisches Gebot der Revision der Dreibundpolitik auf bisher unbetretenem Weg, der doch unbedingt zur Erhaltung ihrer Durchschlagkraft in kritischen Zeiten freigemacht werden muß.

Über die Zusammenhänge von Weltpolitik und Weltwirtschaft ist viel geredet und ihr Wesen meist dahin gedeutet worden, daß der einen internationale Bindungen notwendig der anderen nationale Reibungsintensitäten schwächten und neutralisierten. Die Tatsache ist unleugbar, wird aber, wie jede Bejahung, durch die Selbstverneinung ihres anderen Ich beschränkt. Das „internationale Kapital“ wird heute sichtlich immer nationaler: schon die gewaltigen modernen Schienenstraßenbauten europäischer Mächte in kulturbrachen Ländern hatten notwendig die Folge, daß das Brot der Hochfinanz die Speise von Machtbestrebungen imperialistischer Jachucht wurde. Von hier bis zur Übertragung der europäischen Bündnisgesetze, das heißt der Antithese Dreibund-Dreiverband auf die großkapitalistische Weltwirtschaftspolitik war nur ein Schritt, der denn auch alsbald erfolgte ist. Nicht nur das Gruppenspiel auf dem türkisch-asiatischen Schachbrett, noch deutlicher zeugt davon der große chinesische Sechsmächte-Anleihestreit, dessen

Drehpunkt eben dieses Prinzip war. Ob es vernünftig, fruchtbar, heilsam ist, darüber kann man gewiß geteilter Meinung sein, ohne daß aber solche Zweifel der Notwendigkeit entheben, sich mit ihm und seiner Wirksamkeit abzufinden. Das gilt vor allem für die Gesellschafter des Dreibunds. Es ist klar, daß dessen kapital-weltwirtschaftliche „Kapazität“ hinter dem Vermögen des Ententesyndikats weit zurücksteht. Des Deutschen Reiches Kreditfluß wird durch den Riesenstrom der eigenen industriellen Entwicklung gebunden, Osterreich-Ungarns Reichtum hat nicht die Mächtigkeit moderner Großstaaten, das gleiche gilt von Italien in noch höherem Grad. Aber solche Schwierigkeiten können und dürfen kein Grund sein, dem Kampf mit einem überlegenen Gegner auf dieser Linie auszuweichen. Auch Rußland und Japan sind im Ententekapitalschiff nur schwache Ruderer, die Englands und Frankreichs volle Segel mitschleppen. Die kapitalwirtschaftliche Potentialität eines Staatswesens hängt letzten Endes nicht so sehr von den thesaurierten Anlagen als von den lebendigen sozialen und nationalen Schwung- und Auftriebsenergien ab, und eben deren Lebensquell ist Organisation, Konzentration, Zusammenschluß ungleicher Kräfte gleicher Zielstrebigkeit. Als die große kulturgeschichtliche Aufgabe der Dreibundpolitik auf den hier angedeuteten Entwicklungswegen erscheint die Wiederbelebung jenes machtvollen Verkehrsstroms, der in ältesten Zeiten von Eurasiens und Nordafrikas Uferländern über den Rücken des Ägäischen und Ionischen Meers zu den Emporien griechischer und römischer Weltmacht hin- und herflutete; nur wenn dieses Ziel im Auge behalten wird, kann Osterreich ungeheuren Anstrengungen um die Verstärkung seiner Flottengewalt, kann Italiens Ringen um Mittelmeer-Machtgeltung und kann jener Angleichung Griechenlands und der Türkei an beider Machtbestrebungen ein dankbarer Fruchtboden gegeben werden. Dessen Bestellung bedingt aber in erster Linie das einträchtige Zusammenwirken der Dreibundmächte in der asiatischen Türkei: es gilt, daß Deutschland das Bagdadbahnwerk nicht allein als Kelter seiner Vorteile, sondern als Schrittmacher der Gesamtinteressen des Dreibunds im nahen Osten auffaßt und dementsprechend die Bundesgenossen in liberaler Weise zur Mitarbeit auf den weiten Ruinensfeldern, denen frühere Kulturbüthe wiedergegeben werden soll, heranzieht. So würde die Bismarcksche Schöpfung mit wetterfestem Mörtel in einer den Forderungen des neuen politischen Zeitalters entsprechenden Form ausgebaut, so dem labilen Gleichgewicht im Mittelmeer ein stabiler Pol gegeben, und so möchte aus den Gefahren der Balkankrise und ihrer Zukunftsnachwehen den deutschen Mächten neue Sicherheiten und Möglichkeiten erstehen.

Die Gezeichneten

Roman von Lage Madelung

(Schluß)

Segal war bis vor die Stadt hinaus gelangt. Auf einem kleinen Hügel lag eine russische Kirche mit grünen Dächern. Rundum unter den entlaubten Ästen der Birken war ein Garten mit großen, viereckigen Beeten angelegt. In den Beeten standen dicht und mannigfaltig Kreuze und Grabsteine, steife Gewächse, die weder Sommer noch Winter kannten. Für jeden Rechtgläubigen, der in einem der Beete zugedeckt ward, schoß ein Stein oder ein Kreuz aus der schwarzen Erde, stand da Nacht und Tag, Sommer und Winter, bis es langsam verzehrt ward von der Zeit, wie das Gedächtnis des Toten nach zehn Jahren, einem halben, einem ganzen Jahrhundert, wenn alles vergessen und vergangen ist.

Der Weg, dem Segal folgte, führte in einiger Entfernung an dem russischen Kirchhof vorüber. Aber zwischen der Kirchhofmauer und der Landstraße lag ein anderer Totengarten, ein langgestreckter, düsterer Streifen Erde, eingezwängt zwischen der Ruhestätte der Rechtgläubigen und dem Pfad des heimatlosen Wanderers. Das war der jüdische Begräbnisplatz. Er begann an der Kirchhofmauer und endete ungefähr im Straßengraben, nur durch einen morschen und löcherigen, mit rohen und unanständigen Sudeleien beschriebenen Bretterzaun von diesem getrennt. Innen war jede Handbreit Erde mit toten Juden angefüllt. Sie lagen wie Heringe in einer Tonne, des Raumes wegen, als ob die Erde auch jetzt noch ihnen nicht gegönnt wäre. Da und dort ragte ein vereinzelter Stein auf. Zwischen ihnen lagen kleine, flache Tafeln mit kurzgefaßten Aufschriften. Mehrere davon waren zertrümmert und lagen nach allen vier Windrichtungen verstreut. Einige Gräber zeichneten sich nur wie eine langgestreckte Erhöhung im Erdreich ab und trugen weder Stein noch Blumen. Es sah aus, als ob es dem Toten zu eng geworden wäre, oder als hätte er von den Posaunen am Tag des Gerichts geträumt und hätte seinen Weg unter der Erde zu graben begonnen und die losen Schollen auf seinem Gang über sich aufgehäuft.

Segal stand am Ende des Begräbnisplatzes und blickte von der Landstraße aus über den Bretterzaun hinein. Hier also lag sein Geschlecht begraben, Verbrechern und Selbstmördern gleich, außerhalb der Kirchhofmauer. Jeder, der vorbeikam, konnte von der Landstraße aus über den Zaun spucken oder hineingehen und die Gräber schänden, die Grabsteine zertrümmern und zerstreuen, die Erde zertrampeln und zerwühlen wie ein Schwein, daß weder Blume noch Baum Wurzel schlug. Hier gab es keinen alten Totengräber, der über dem Grabesfrieden wachte, keinen ehrwürdigen Kirchhofgärtner, der zusammen mit den Toten im Totengarten

wohnte und die Erinnerung an sie wahrte. Am Landsahrerweg lagen die heimatlosen Juden, heimatlos selbst im Tod.

Segal ging weiter, den Zaun entlang, um zu der Pforte weiter unten zu gelangen; und da bemerkte er, daß ein Wagen davor hielt. Das magere Pferd stand mit gesenktem Kopfe da und ruhte sich aus. Der Kutscher war nicht zu sehen. Wahrscheinlich war er im Straßengraben hinter dem Wagen verschwunden, um sein Bedürfnis zu verrichten. Aber im selben Augenblick sah Segal ihn hinter einem Grabstein drinnen auf dem Begräbnisplatz auftauchen.

Segal spürte, wie eine schleichende Kälte seinen ganzen Körper von den Haarwurzeln bis zu den Fußsohlen durchdrang. Er hatte ein Gefühl, als wäre er im Begriff einen Totschlag zu begehen, könnte es nicht lassen, zu morden, müßte Blut vergießen. Aber auf seinem Gesicht war nichts zu sehen. Er näherte sich dem Bauern, der jetzt wieder zu seinem Wagen herausgekommen war, und als er ganz dicht vor ihm stand, sagte er so gemüthlich wie möglich und verzog dabei das Gesicht zu einem verständnisvollen und wohlwollenden Grinsen:

„Gottes Friede, Brüderchen! Was machst du da drin auf den Mauschelgräbern?“

„Sei bedankt, Onkelchen,“ antwortete der Bauer und fuhr erklärend, als sei es die natürlichste Sache von der Welt fort: „Ja siehst du, ich habe ein Geschwür am Schenkel, und ich bin sowohl beim Feldscher als bei der weisen Frau gewesen; aber es frist immer weiter im Fleisch. Also denke ich, wie ich hier vorbeikomme mit meinen Kornsäcken: sollst doch sehen, ob nicht ein Mauschel dieser Lage in die Erde gelegt worden ist. Denn das ist ja eine bekannte Sache: setzt man sich auf ein frisches Judengrab, so zieht der tote Mauschel alle bösen Säfte zu sich hinunter . . .“

„Wo ist das Grab?“ fragte Segal augenscheinlich interessiert. „Ich komme nämlich auch darum . . . mußt du wissen . . .“

„Hier ist es,“ erwiderte der Bauer, ohne auf den Ausdruck in Segals Gesicht zu achten. Er ging ruhig durch die Pforte. „Siehst du den Stein dort drüben? Da gleich nebenan ist ein frisches Grab! Aber ob es dir hilft so gleich hinterher, weiß ich nicht. Denn immerzu kann er ja nicht saugen . . .“

„Ist sonst keines da?“ fragte Segal mit angehaltenem Atem.

„Nein, ich habe den ganzen Platz abgesehen, es ist bloß das eine.“

„Ist nicht vielleicht dort drinnen eines?“ Und Segal deutete auf den russischen Kirchhof hinter der Mauer.

„Gott behüte und bewahre uns!“ rief der Bauer und bekreuzigte sich. „Was sprichst du doch! Das ist ja Heiligenschändung!“

„Ich meine bloß,“ fuhr Segal in einem flüsternden und listigen Ton

fort, „es könnte ja vielleicht jemand gestern seine Mutter dort begraben haben. Ich will dir nämlich sagen, daß es meine Mutter ist, die hier liegt . . .“

Der Bauer blickte Segal aufmerksam an und öffnete den Mund, als wollte er schreien; aber er hatte keine Zeit dazu; denn Segal hieb ihn mit einem wütenden Faustschlag mitten ins Gesicht. Der Bauer taumelte ein paar Schritte rückwärts, behielt aber sein Gleichgewicht.

„Was! Schlägst du mich!“ brüllte er drohend, als er sich von der ersten Überraschung erholt hatte, und aufgereizt von dem rasenden Schmerz im Auge machte er gegen den Angreifer Front.

„Nein, ich schlage dich nicht! Ich schlachte dich, du Schwein!“ schrie Segal und sprang mit seinem Taschenmesser in der Hand auf den Bauern zu, der nur im letzten Augenblick noch dem Stoß auswich und jetzt, was die Beine ihn tragen konnten, zu seinem Wagen lief, sich über die Säcke warf und auf das Pferd lospeitschte.

Segal blieb außer Atem stehen, als käme er zur Besinnung. Er stand mit dem offenen Messer in der Hand da und murmelte, während sein Daumen nervös über die Schneide glitt: „Was tust du! Was tust du! . . .“

Plötzlich wandte er sich und ging zu dem frischen Grab hin, auf das der Bauer gedeutet hatte. Neben diesem war ein altes Grab mit einem Stein, dessen eine Seite mit der Inschrift seinerzeit blankgeschliffen, aber jetzt von Messern zerrigt und von Steinwürfen zerbröckelt war. Segal las, daß darunter seines Vaters Staub ruhte. In das frische Grab daneben hatte man gestern seine Mutter gebettet. Einen einzigen Augenblick lang sah der Sohn auf das Grab; dann schloß er die Augen ganz fest, als ob ein entsetzlicher und unerträglicher Schmerz in ihm wühle. Ihn schwindelte; er schwankte hin und her und griff nach dem Grabstein des Vaters, um nicht zu fallen. Aber auch, nachdem sein Körper eine Stütze gefunden hatte, wackelte sein Kopf noch kraftlos von einer Seite zur andern. Nach und nach löste sich sein Griff um den Stein, und das Messer, das er in der Hand hatte, fiel zu Boden. Dadurch kam er zu sich selber. Er bückte sich vorsichtig nach dem Messer, aber als er es gefunden hatte, war ihm, als könnte er sich nicht wieder aufrichten. Und plötzlich warf er sich auf die Knie, legte sich mit vornübergeneigtem Kopf auf die feuchte und besudelte Erde, die den Staub seiner Eltern bedeckte.

„Verzeiht! Verzeiht! Verzeiht mir, Vater und Mutter!“ flehte er laut und leidenschaftlich, als läge alles daran, daß er es jetzt auf der Stelle sagte. „Vergib, Vater, und als Zeichen, daß ich hier auf deinem Grab gekniet habe, nimm das Messer, mit dem ich nach dem falschen Messiasanbeter stieß, ich, der ich geboren bin und auserwählt, seinen Unverstand, seine Sünde

und Bosheit zu tragen bis zum letzten Tag! . . . Ja, nimm es mit dir als Zeichen und Zeugnis für mich am Tage des Gerichts.“

Segal steckte das Messer in die Erde neben dem Grabstein des Vaters und erhob sich. Er sah sich um, als könne er sich nicht darauf besinnen, wie er auf den jüdischen Begräbnisplatz gekommen war und was er eigentlich da gewollt hatte. Aber gleich darauf eilte er mit langen Schritten die Kirchhofmauer entlang, in entgegengesetzter Richtung als der, von woher er gekommen war. Als er das Ende des jüdischen Begräbnisplatzes erreicht hatte, kroch er durch ein Loch im Zaun, ging außen um den russischen Kirchhof herum und betrat von der andern Seite wieder die Stadt.

Als er nach Hause kam und über den Hof ging, blickte er verstohlen durch die offene Tür des Schuppens, um zu sehen, ob Zwan den Tarantas abgewaschen hatte. Aber der stand noch unberührt, wie bei seinem Weggehen. Eine dumpfe Unruhe, eine erwachende Vorausahnung von etwas, das in der Zukunft lauerte, durchfröstelte ihn. Er blieb stehen und ihm war, als schaue er in zwei feberheiße, brennend schwarze, weit offene Augen, die ihm folgten, wohin er auch sah.

„Bruder!“ hörte er Hanne-Liebe rufen. „Komm gleich! Nima ist da! Es ist ein Manifest gekommen! Das Manifest! Die Freiheit! Magna charta! Der große Streik ist vorbei!“

Der Bauer, der die Gräber der Juden aufgesucht hatte, lag auf den Kornsäcken in seinem Wagen und hielt die eine Hand über das aufgeschwollene Auge; mit der andern schwang er die Peitsche über sein mageres Pferd. Der Wagen fuhr ratternd über das unebene Straßenpflaster. In den Böchern stießen die Achsen in den ausgeleierte Radnaben, so daß Wagen und Pferd sich fast überschlugen; aber der Bauer hörte nicht auf, weiter drauf los zu peitschen und hielt erst inne, als er auf dem Marktplatz angelangt war und Menschen und Pferde friedlich kauend um die abgeschirrten Wagen stehen sah.

„Was ist los, Dnkelsen?“ rief ein junger Bursche. „Hast wohl schon tüchtig eingeheizt heut' morgen?“

Der Bauer nahm die Hand von dem blutunterlaufenen Auge und deutete nach rückwärts, in der Richtung, aus der er gekommen war.

„Hei Brüder! Ein toller Jude ist da draußen auf ihrer Leichenstatt! Mein Auge hat er mir ausgestochen. Ich kann nicht damit sehen.“

„Was gibt's?“ riefen mehrere und drängten sich um den Wagen.

„Ich sage,“ erklärte der Bauer den Nächststehenden, „wie ich vom Grabe aufstehe, steht er da mit dem Messer in der Hand! Ich denke an nichts, bis ich ihn auf einmal mit dem Messer dicht über mir sehe. Das Auge hat er getroffen; aber die Därme hat er, Gott sei Lob und Dank, nicht erwischt!“

Vor einer der kleinen offenen Holzbuden, wo alte Weiber Salzgurken, eingemachte und getrocknete Pilze, Brot mit eingebackenen Fischen, Eingemachtes oder Mohnsamen und verschiedene Arten von Saft und Dünmbier verkauften, je nach dem Geschmack der Kunden, stand der Mönch und laute, während er sich mit der Höckerin unterhielt. Als er den Auslauf um den Bauern sah, der aufrecht in seinem Wagen stand und mit den Armen fuchtelte, legte er sein Brot aus der Hand und ging auf den Haufen zu. Man machte ihm willig Platz. Als er dicht vor dem Wagen angelangt war, sagte er, während alle Umstehenden aufhorchten:

„Gottes Friede, Onkelchen! Sage mir, was hat deine Seele in Aufruhr versetzt?“

„Sei bedankt, Väterchen! Ich erzähle eben, ich habe ein Geschwür am Schenkel. Ich hab' es einschmieren und auch besprechen lassen. Heute komm' ich an ihren Gräbern vorüber und denke: sollst doch sehen, ob ein frisches Grab dir nicht hilft! Wie ich eben vom Grab aufstehe, steht er mit dem Messer über mir: Ich will dich abschlachten auf meiner Mutter Grab, sagt er und sticht mich ins Auge und zielt nach meinem Bauch; aber ich entwischte. Gott sei Lob und Dank, daß er die Därme nicht getroffen hat!“

„Auf seiner Mutter Grab,“ sagte der Mönch, „hat er so gesagt?“

„Ja, gerade so!“

„Wie heißt du, Onkelchen, und woher bist du?“

„Nikolai Prutkin, Väterchen, aus Burdukowo. Jawohl, Väterchen!“

„Wer war er, und würdest du ihn wiedererkennen?“

„Ich habe es ja gesagt: ein toller Jude! Am jüngsten Tag würde ich ihn wiedererkennen!“

„Gott behüte uns vor dem Bösen und allen seinen Werken!“ sagte der Mönch, und er und alle Bauern bekreuzten sich. „Ja, gebt nur acht, Brüder, jetzt fangen sie an, die Zähne zu zeigen. Heute ist ein Papier gekommen, das ihnen Freiheit gibt, zu tun mit uns, was sie wollen. Sie haben den Minister bestochen. Sie fangen bereits an, uns zu schlachten. Bald werden sie uns die Erde wegnehmen und unsere Kirchen besudeln. Paßt wohl auf, sage ich; bald fangen sie an, unsere Kinder zu schlachten und zu schänden. Kommt am Sonntag herein, Brüder! Am Sonntag versammeln sich die Rechtgläubigen zu Gebet und Andacht, daß der Antichrist und seine Brut nicht Macht über uns bekomme.“

Ein Murmeln lief durch den Haufen. Sie glaubten nur zu gern, was der Mönch sagte. Es war ihnen allen aus der Seele gesprochen. Und als der Mönch nach dem Laden zurückging, von wo er gekommen war, erklang es hinter ihm drein: „Er weiß Bescheid! Er kommt von weit her! Er zieht im Land umher und hört, was vorgeht! Am Sonntag kommen wir!“

Der Mönch nahm sein unterbrochenes Gespräch mit der Höckerin wieder auf. Seit zwei Wochen stand er so täglich vor den offenen Buden auf dem Markt, bald vormittags, bald nachmittags, je nachdem der Markt besucht war.

Später am Nachmittag ging er den Fluß entlang zum Nußgehölz. Ab und zu war er unten bei Fedja. Aber in der Regel lag er hinter einem Busch oder einem Abhang und wartete auf die kleinen Mädchen, die einzeln oder zu mehreren zusammen kamen, um Pilze oder Nüsse in Fedjas Wald zu suchen. Ein zwölfjähriges Mädchen, das schon anfang, Formen zu entwickeln, pflegte gegen Abend allein zu kommen. Auf die hatte es der Mönch besonders abgesehen. Eines Tages hatte er sie wie im Vorübergehen angesprochen und ihr ein paar Kringel geschenkt, hatte ihr auch erzählt, näher beim Fluß gäbe es viel mehr Nüsse. Tag für Tag kam er und traf sie, brachte ihr jeden Tag etwas mit. Sie mochte den Mönch gern leiden und erzählte darum daheim auf dem kleinen Hof über den Feldern drüben nichts von ihm. Sie dachte oft an ihn und erwischte fast jeden Abend eine Gelegenheit, von daheim wegzukommen, um ihn zu treffen und sich seine Kuchen und Zuckersachen zu Gemüte zu führen.

Auch der Mönch dachte oft an Mascha, so hieß das kleine Mädchen. Ganz plötzlich, wenn er durch die Stadt schlenderte, konnte er sie vor sich sehen, und dann blieb er stehen, als stünde sie wirklich neben ihm: „Was willst du hier? Bleib' draußen im Nußgehölz, bis ich dich hole!“ dachte er dann und setzte seinen Pilgergang in die Buden und Kneipen fort.

Aber auch wenn er in seinem Winkel in der Kneipe saß, wo er stumm und in sich gekehrt seine Mahlzeit einnahm, weil er nicht mochte, daß jemand ihn störte, kam Mascha ihm nicht aus dem Sinn. Er stellte sie sich vor in den kleinsten Einzelheiten, verweilte lange bei ihrer kleinen festen Mädchenbrust, den feingerundeten Beinen, die gleich zwei schwanken Stengeln den geschlossenen Blumentelch der Hüften trugen. Er verzog das Gesicht zu einer schmerzlichen Grimasse, sooft er sich das kleine unmündige Weib vorstellte und entblößte ihre zarten Glieder, wie man die Blätter von einer Blume pflückt, Blatt für Blatt. Und wenn sie endlich ganz nackt vor ihm stand, sah er weiter, wie jemand sie mit sich lockte zu einem heimlichen und dunkeln Ort, ihr weh tat und ihr den feinen Hals zudrückte, bis sie nicht mehr schrie und ganz still und ausgestreckt auf der Erde lag.

„Sie ist schön wie die Engel des Himmels,“ flüsterte der Mönch, und seine Lippen bewegten sich, als ob er bete, „schön! Aber ich diene höheren Mächten!“ Und sooft der Mönch soweit gekommen war, erhob er sich aus seiner Ecke in der Kneipe, wo er der Stummheit und Einsamkeit frönte, und ging zu seiner Sendung aus bei Tag und Nacht.

Es war mitten in der Nacht und dunkel wie unter der Erde. Fedja und der Mönch näherten sich der Stadt. Sie folgten dem Strom und gingen vorsichtig und wachsam, als fürchteten sie, dem Abhang zu nah zu kommen. Der Mönch ging voraus. Nach ihm kam Fedja, vornübergebeugt und mit einknickenden Knien. Auf dem Rücken trug er einen Sack, den er mit beiden Händen festhielt.

„Jetzt kann ich nicht mehr!“ sagte Fedja mit Nachdruck und blieb stehen. „Nimm du ihn eine Weile, sonst schmeiß' ich ihn hin und lauf' davon.“

„Das wirst du nicht tun, Bruder,“ entgegnete kalt der Mönch. „Denn sonst würde außer dem Strafgericht Gottes auch das der Menschen dich treffen.“

„Du kannst mich jedenfalls einen Augenblick Luft schnappen lassen!“ bat Fedja.

Der Mönch blieb stehen und blickte zurück, Fedja kniete nieder und ließ mit äußerster Vorsicht den Sack auf die Erde gleiten. Aber so vorsichtig er den Sack auch hinlegte, so machte dieser doch ein paar sonderbare Bewegungen, eh' er sich richtig zurechtstreckte. Es war, als enthielt er etwas Gliederloses und Unbestimmbares, das ihn ganz und doch nur halb füllte. Fedja zog seine Hände an sich, als hätte er sie verbrannt, und setzte sich ein Stück seitab. Der Mönch blieb vor ihm stehen. Keiner von beiden sagte etwas. Es war, als wären sie nicht allein, als säße ein Dritter unsichtbar im Dunkel neben ihnen. Fedja wollte mehrere Male etwas sagen, fing an, brachte aber keinen Laut hervor; worauf er sich stracks räusperte, um sich den Anschein zu geben, als hätte er in Wirklichkeit eigentlich gar nichts sagen wollen.

Endlich brach der Mönch das Schweigen, und Fedja hatte sogleich die Empfindung, ihm würde besser zumute, bloß weil er den andern sprechen hörte . . .

Aber der Mönch berührte die Frage, um die Fedjas Gedanken unablässig kreisten, nicht.

„Wir wollen unsere Wanderung fortsetzen,“ sagte der Mönch bloß. Und als Fedja zauderte, fügte er in herrischem Ton hinzu:

„Nimm deine Last und folge mir!“

Fedja erhob sich. Aber als er sich über den Sack beugte, überfiel ihn ein solches Zittern, daß er vornübergebeugt stehen blieb, ohne Kraft, dem Befehl des Mönchs nachzukommen. Ein paarmal streckte er die Hände aus; aber jedesmal fielen sie schlaff wieder an seinem Körper herunter.

„Faß du auch an!“ sagte er klanglos.

„Man soll nicht sein Kreuz auf andere abladen,“ gab der Mönch zurück.

„Ich kann nicht!“ sagte Fedja, und seine Zähne klapperten gegeneinander.

„Deine Sünde ist groß, Bruder, aber Gott sieht deine Reue und will dir vergeben, wenn du auf seinen Wegen wandelst. Trage deine Bürde, ohne zu murren, bis es dem Höchsten gefällt, sie von deinen Schultern zu nehmen.“

Damit beugte sich der Mönch über den Sack und packte ihn an. Fedja folgte seinem Beispiel, stöhnte aber laut auf, als er fühlte, wie der gliederlose, gleichsam lebende Inhalt ihm auf den Rücken gelegt wurde.

Und wieder ging es vorwärts im Dunkeln; der Mönch voran, Fedja hinterher. Alle Laute der Nacht drangen ihm ins Herz, daß es sich bald zusammenzog, bald sich ausdehnte. Manchmal versuchte er, zurück zu blicken, ob nicht jemand von hintenher ihm nachschlich. Und dann kam es ihm vor, als rege es sich im Innern des Sacks, als strecke jemand einen Arm heraus und winke dem, was hinter ihm hergeschlichen kam. Fedja war nahe daran, den Sack fallen zu lassen, er fühlte, daß sein Griff sich gleich lösen, daß er anfangen würde, wild und entsetzlich zu schreien und in die Nacht hinaus zu flüchten. Er stöhnte so laut, daß der Mönch sich umwandte. Fedja war mit ein paar weitausholenden Schritten neben ihm und fing sofort, unbeherrscht und stoßweise, als könne er nicht länger schweigen, zu reden an:

„Erst gibst du mir Cognac fin-fin . . . Dann führst du mir das Mädchen zu . . . zeigst ihr, wo ich hause . . . Und lässest mich allein mit ihr . . . Und als sie schrie, da . . . da . . . ich versteh' nicht . . . Ich hielt sie gar nicht lange um den Hals gefaßt . . . Sie muß einen giftigen Pilz gegessen haben . . . oder auch irgend jemand hat . . . irgend jemand hat . . .“

Fedjas Augen suchten das Dunkel zu durchdringen, um das Gesicht des Mönchs zu sehen; aber er sah nichts. Über den Zügen des Mönchs lag eine Maske von Finsternis und Undurchdringlichkeit. Vergebens wartete Fedja auf eine Antwort auf das, was er gesagt hatte; und als der Mönch fortfuhr, beharrlich zu schweigen, drängte er sich so dicht an ihn, daß ihre Schultern sich gegenseitig streiften. In einem Bogen umgingen sie die Stadt, und als sie zu dem Kirchhof gelangten, neben dessen Mauer die toten Juden begraben lagen, sagte endlich der Mönch:

„Ich habe Worte der Verdammnis und des Trostes zu dir gesprochen, eh' wir unsere Wanderung begannen. Als ich auszog in die Welt, gebot man mir, jedem beizustehen in Wort und Tat, der da leidet und schmachtet um des rechten und wahren Glaubens willen. Und ich habe dir beigestanden und werde dir beistehen. Deine Sünde ist groß; aber ich werde nicht urteilen noch mich überheben. Ich werde dich führen zu den heiligen Stätten, wo die Kinder der Sünde Heilung suchen für ihre kranken Seelen und abtun die Unreinheit des Fleisches. Da wird einer, der größer ist als ich, dir Buße und Andacht auferlegen, dich erlösen von allem Zweifel, und in schneeweißen Kleidern wirst du erhöht einhergehen zwischen Brüdern und

Schweftern, rein wie die Tauben und voll von Liebe. Sei guten Muts! So tief ein Mensch auch fällt, so hoch kann Gott ihn wieder erheben! Und ich, sein geringer Diener, werde deinen Fuß leiten und dich denen zuführen, die größer sind als ich."

„Wohin führst du mich jetzt?" fragte Fedja zweifelnd, als er den Kirchhof erblickte.

„Ich führe dich so, daß dein Schicksal in Gottes Händen liegen wird, und nicht in denen der Menschen," erwiderte bedeutungsvoll der Mönch. Und als sie an der Pforte zum jüdischen Begräbnisplatz angelangt waren, gebot er: „Lege deine Bürde ab! Der Weg ist zurückgelegt!"

Fedja kniete wieder nieder und ließ den Sack auf die Erde gleiten. Und nachdem er ihn losgelassen hatte, sah er sich um, während er die Hände gegeneinander rieb, als wolle er etwas davon abtrocknen. Unklar und nebelhaft begriff er, daß er für immer von seiner Bürde befreit und daß diese auf andere Schultern gelegt war. Und plötzlich fing sein Herz so gewaltsam zu klopfen an, als hätte er dem sicheren und unentriumbaren Tod ins Auge geblickt und wäre im letzten Augenblick dem Leben wieder geschenkt worden.

„Kann ich jetzt gehen?" stammelte er.

„Ja. Aber komm morgen zu Gebet und Andacht in die Kirche unseres Erlösers. Da triffst du mich, und wir gehen zusammen. Beschiecke dein Lager am Fluß. Du wirst es nicht wieder sehen."

„Bruder Roman . . ." begann Fedja und das Wasser trat ihm in die Augen vor Rührung über seine Erlösung.

Aber der Mönch nahm seine dargereichte Hand nicht, deutete bloß hinaus ins Dunkel:

„Geh jetzt, Bruder, und sei ruhig im Herrn!"

Fedja wandte sich hastig, um zu gehen; aber der Mönch hielt ihn noch zurück:

„Nimm den leeren Sack mit und vernichte ihn mit deinem übrigen Hausrat, auf daß den Menschen kein Ürgernis werde!"

In Fedja tat es einen Ruck und er wollte etwas sagen, wie, daß der Mönch sich um den Sack nun selber bekümmern möge, nachdem er ihn so lange getragen hatte; aber er hatte bereits gelernt, unbedingt zu gehorchen, weil das nun einmal der einzige Weg war. Er blickte zitternd auf den Mönch und tief innen hinter seinen Augen lag ein dunkler Schatten auf der Lauer. Aber er faßte ohne Widerspruch den Sack, blickte zur Seite, leerte den Inhalt auf die Erde und ging ein paar Schritte rückwärts, stets zur Seite sehend; dann machte er kehrt, fing an zu laufen und ward vom Dunkel verschlungen.

Der Mönch horchte seinen Schritten nach; und über seinem Antlitz lag ein höhnedes und triumphierendes Lächeln. Erst als er Fedja nicht mehr

hören konnte und der einzige Laut in der Nacht das Gebell eines fernen Hundes war, beugte er sich über das, was Fedja nicht hatte ansehen können, und hob die kleine Mädchenleiche empor, so daß sie mit dem Oberkörper gegen das Tor des jüdischen Begräbnisplatzes lehnte, die feinen schlaffen Beine ausgestreckt, daß sie fast bis zu den Räderspuren der Landstraße reichten.

Lange blieb er stehen und blickte auf die kleine Leiche. Er hielt die Hand unter dem Kinn und stützte den Ellbogen gegen die Brust, als wäre sein Kopf zu schwer. Aber plötzlich beugte er sich mit einer heftigen Bewegung nieder zu dem kleinen toten Frauengestältschen und küßte die blaufalten, offenen Lippen wild und leidenschaftlich, nannte sie bei ihrem Namen, wiederholte ihn, als bete er in Inbrunst und Verzückung ein Gebet . . .

„Ich vergesse mich!“ murmelte er. „Ich diene höheren Mächten. Was nützt es, wenn sie hier liegt, wenn sie nicht gemordet ist nach dem Ritual.“

Der Mönch löste die Kleider des Leichnams, zog ein kleines Klappmesser mit spitzer Klinge aus der Tasche und stach damit viele Male in den toten kleinen Körper.

„Es hätte ein Knabe sein müssen, um die traditionellen Forderungen für den rituellen Mord zu erfüllen; aber ich will etwas Neues schaffen,“ flüsterte der Mönch und erhob sich. Er blieb noch einen Augenblick stehen, griff sich rasch an den Kopf und entfernte sich mit langen Schritten. Als er zum Ende des Begräbnisplatzes gekommen war, sprang er von der Landstraße aus über den Graben und ging bis zur Mauer des russischen Kirchhofs. Er lehnte sich mit den Armen darüber und lauschte, und als er nichts hörte, schwang er sich über die Mauer hinüber in den Kirchhof. Unter ein paar dichten immergrünen Büschen um eins der Gräber stand eine Bank. Hier setzte er sich und streckte die Beine von sich. Nachdem er eine Weile gefessen hatte, zog er eine Flasche aus der Tasche und tat einen langen Zug, stellte sie neben sich auf die Bank, holte aus einer andern Tasche Zigaretten und Streichhölzer und begann mit Wohlbehagen den würzigen und starken Rauch einzufangen.

„Ja,“ dachte er, „ich will etwas ganz Neues schaffen. Der rituelle Mord ist in Tradition erstarrt. Immer dieselben Motive, dieselbe Einseitigkeit in der Anlage. Das wirkt nicht auf die Dauer. Wieso ist man darauf gekommen, daß es nur Knabenblut sein darf? Das ist eine unglückliche Begrenzung. Selbst der Dümme muß zuletzt das Unhaltbare dieser Behauptung einsehen. Nichts ist darin, das unmittelbar zur Phantasie, zum Geschlecht, wenn man so will, spräche. Der rituelle Mord muß auf ganz neue Bahnen geleitet werden. Es muß ein neuer Ritus geschaffen werden, mehr ins Auge fallend und glaubwürdig, mit einem gewissen weiblichen Duft über sich. Hätte ich die Religionen gemacht, ich hätte ganz anders um mich geworfen

mit weiblichen Heiligen, jungen und unberührten, selbstverständlich — nun ja, weshalb nicht auch ein paar bußfertige Magdalenen — und mich bedankt für alle diese kraftlosen heiligen Männer. Nein, lauter Kraftkerle mit braunem Haarschopf und Fleisch auf den Knochen hätte es bei mir gegeben . . . Nun, es ist nicht mein Handwerk, wenigstens einstweilen noch nicht! Aber, wie gesagt, die Lehre vom rituellen Mord bedarf einer Erneuerung, eines ganz neuen Dogmas. Blut und Notzucht soll den Massen einen neuen und besseren Geschmack geben. Das muß jeder verstehen, der nicht krankhaften Abstraktionen anheimgefallen ist, und auf denen läßt sich nichts aufbauen. Das allgemein Menschliche, die primitiven Gefühle, müssen in dem rituellen Mord betont werden, eh' er wirklich bei dem gemeinen Mann Eingang finden kann. An den Knabenmord glauben sie ja wohl im Volk; aber es ist ein lauwärmer Glaube, nicht stark genug, um einen Massenmord von einem Duzend Millionen Juden zu verurursachen. Dazu kommt, daß die Autoritäten immer das Glück gegen sich haben, wenn sie ihn mit unumstößlich juridischen Verweisen feststellen wollen. Es ist erstaunlich, nicht ein einziges Mal waren sie imstande, auch nur einen unfehlbaren, rituellen Mord ans Licht zu fördern. Eher ist es ihnen gelungen, das Gegenteil zu beweisen. Man sollte doch eigentlich glauben können, er müsse pathologisch auftreten, wenn die Gemüter in Erregung versetzt werden. Jack the ripper zum Beispiel hatte ja eine Menge von Nachahmern, bloß weil sie von seiner Methode lasen und hörten. Ob er die ihm zugeschriebenen Taten begangen hatte, oder ob er überhaupt existierte, das bedeutete ja für die Sache an sich nichts; wenn man bloß las, hörte und glaubte, daß es wahr war. Seine Methode ist ja auch eine Art rituellen Mord, bloß mit dem Unterschied, daß sie ansteckend ist, ungeheuer ansteckend. Und das hat die Wissenschaft beim jüdischen rituellen Mord ganz übersehen. Ja, die großen Entdeckungen liegen immer nah, zum Darüberstolpern . . .“

Der Mönch trank wieder aus seiner Flasche und zündete eine neue Zigarette an, eh' er in seinen Betrachtungen fortfuhr:

„. . . Laß einmal sehen. Der erste rituelle Mord, der einem Haufen Juden das Leben kostete, war der an Simon von Trient im Jahr 1475. Es ist unglaublich. Über vierhundert Jahre hat niemand einen einzigen juridisch haltbaren rituellen Mord nachweisen können, obwohl man die ganze Zeit über damit herumgepuscht hat. Und nicht ein einziger Jude hat es sich suggerieren lassen, in Wirklichkeit einen zu begehen. Einfach verblüffend, wenn man ihren leicht beweglichen Geist in Betracht zieht. Sie haben wenig oder gar keinen Sinn für Knaben, das ist die Sache. Wäre Simon eine Simonetta von Trient gewesen, so wäre es nicht meiner Wenigkeit vorbehalten, eine neue Ära für den rituellen Mord einzuleiten . . .“

Der Mönch lachte trocken vor sich hin und rieb sich die Hände.

„. . . Das Glück gehört dem Kühnen! Daß er gerade jetzt diesen Bauern — Nikolai Prutkin hieß er, aus Burdukowo — auf dem frischen Grab seiner Frau Mutter treffen und mit diesem Messer nach ihm stechen mußte. . .“

Hier zog der Mönch das Messer von vorhin aus der Tasche und schloß fest die Hand darum.

„. . . Was er sich wohl gedacht haben mag, als er das Messer in die Erde steckte? Das ist ein Rätsel, auf dessen Lösung ich begierig bin. Und was er wohl sagen mag, wenn das Messer während der Gerichtsverhandlung vorgelegt wird? Er wird es sehr genau betrachten, wird sehen, daß die kleine Silberplatte mit seinen Initialen fehlt und sich nicht dazu bekennen, wird es darauf ankommen lassen, ob jemand ihm beweisen kann, daß es sein Messer ist. . . Einfach großartig! . . . Wenn ich ihn doch beobachten könnte, wenn die kleine Silberplatte, die ich hier in der Tasche habe, vorgezeigt und in ihre alte Vertiefung am Messergriff gelegt wird! . . . Dann, du lieber Himmel, ändert er natürlich seine Taktik und erkennt das Messer wieder! Aber wozu hat er es auf seiner Mutter Grab angewandt, wie ist Blut daran gekommen, wieso paßt es in die Wunden an der kleinen Mädchenleiche? Wie, mein Herr? Wie? Keine Antwort? . . . Ah, Nikolai Prutkin aus Burdukowo, was meinst du, Onkelchen, zu der Sache? Hast du vielleicht etwas von Bedeutung darüber auszusagen? . . . Kolossal! Weltgeschichtlich! Da zieh' ich ganz im allgemeinen nach einem rituellen Mord aus, ohne irgendeine bestimmte Person im Auge zu haben; ich sehe ganz ab von dem Neuen und Epochenmachenden darin, und schon stolpere ich geradezu über Indizien von einer Beschaffenheit, daß selbst der Satan in eigener Person leichter durch das Nagelloch eines Kreuzes kriechen, als sich von der Anklage weißwaschen könnte. Und wär' es noch ein ganz gewöhnlicher Judenkümmel, der überführt würde, ich könnte mich vielleicht trotz allem noch einer gewissen Bescheidenheit befleißigen; aber daß ein getaufter Jude, Ehrenbürger von Moskau, der Vertrauensmann hochgestellter Persönlichkeiten, ein perverses Blutopfer auf dem Grab seiner Mutter veranstaltet, das ist welthistorisch, das wird unübersehbare Folgen haben. Die Taufe wird ihnen verweigert werden. Man ist schon jetzt besorgt, weil so viele von ihnen in letzter Zeit hinter dem Kreuz Schutz suchen. Die Bewegung wird auch in Europa um sich greifen, selbstverständlich mit Einschränkung. Die Zeit der Dreyfußiaden wird wieder erstehen, obschon ich, wie gesagt, des Glaubens bin, daß mein neues Dogma befruchtend wirken wird auch außerhalb Rußlands. Ein ungeheurer Gedanke! Welche Perspektiven! Mir schwindelt geradezu. Ich werde zu den höchsten Ämtern emporsteigen, werde Minister werden, vielleicht Metropolit, wenn es mir paßt, meine Laufbahn in der Kutte fortzusetzen. Darin liegt nichts Übertriebenes. Wir haben Minister gehabt, die von unten herauf angefangen haben als Gerichtsschreiber,

die sich ein paarmal haben taufen lassen, Spione, Denunzianten, öffentliche Ankläger und zuletzt Minister gewesen sind, Diktatoren mit Gewalt über Hoch und Niedrig, Krieg und Frieden, ausschweifend wie die Teufel und zuletzt so leichtsinnig, daß sie gegen ihre eigene Garde Partei ergriffen. Das werde ich nicht tun. Nein, niemals Partei nehmen, beständig die Menschen gegeneinander ausspielen, Mann gegen Mann, Weib gegen Weib, Partei gegen Partei! . . .“

Der Mönch hatte sich von der Bank erhoben. Er fuchtelte mit dem ausgestreckten Arm in der Luft herum, drohte damit, ballte die Hand, spreizte die Finger, faßte sich an die Brust und zerrte an seiner Kutte, ließ wieder los und fuchtelte und drohte durch die Luft. Seine Lippen bewegten sich, als bete er, bete heiß und in brennender Inbrunst. Aber plötzlich kam er zu sich selbst, sah sich um, horchte, ging, als er nichts hörte, an der Mauer entlang, außerhalb der die toten Juden lagen, und wälzte Kreuze und Grabsteine auf den Gräbern der schlummernden Rechtgläubigen um. Und als er auf diese Weise zu der entgegengesetzten Mauer gelangt war, sprang er über sie hinweg und verschwand in der Dunkelheit.

Bei Tagesgrauen fanden des Wegs daher Kommende die Leiche des kleinen Mädchens und brachten sie nach der Stadt. Die Polizei bemächtigte sich sogleich der Sache und konstatierte einen außergewöhnlichen und mit großer Roheit ausgeführten rituellen Mord. Das Gerücht von dem „tollen Juden“ hatte schon abends seine Wanderung begonnen. Jetzt kam Zug darein. Niemand sprach mehr von etwas anderem. Niemand wollte von etwas anderem hören. Ein bißchen später meldete der alte Totengräber vom Kirchhof westlich vor der Stadt die Verheerung der Gräber. Kreuze und Grabsteine innerhalb der Mauer, am jüdischen Begräbnisplatz entlang, waren umgestürzt. In Kneipen und Teehäusern wurden die Ereignisse an dichtbesetzten Tischen besprochen. Mehr und mehr Gäste kamen, je zahlreicher die russischen Arbeiter aus den Vororten und die Bauern der Umgegend in die Stadt gezogen kamen. Diese war schon im voraus überfüllt mit allerhand obdachlosem Pack, das im Land umherzog und sich zusammenscharte, wo es Blut und Beute witterte. Wer kein Geld für Branntwein und Tee hatte, wurde von den mehr Bemittelten freigehalten. Die starken und heißen Getränke begeisterten die brüderliche Zusammenkunft der Rechtgläubigen. Die Phantasie wurde befruchtet. Man wand sich und wimmerte unter immer haarsträubenderen Einzelheiten: auf dem russischen Kirchhof waren die Kreuze umgestürzt und die Leichen ausgegraben und gevierteilt. Immer neue Dinge kamen dazu. Einer berichtete, jetzt hätte die Polizei herausgefunden, wem die Gemordete gehörte: Mascha vom Hof am Waldhang war es. Die Eltern hätten sie an einem Muttermal unter

dem Arm erkannt. Sonst wäre sie überhaupt nicht wiederzuerkennen gewesen, so sei sie zugerichtet. Ein anderer mußte noch eingehender davon zu erzählen. Er nahm Glied um Glied, Körperteil um Körperteil, Organ um Organ vor, auswendig und inwendig, schilderte, welche Werkzeuge man angewendet hatte, begnügte sich nicht mit Messer, Säge, Zange und Schere, sondern erfand Gerätschaften, deren Namen er nicht einmal kannte, Schmerzen, unter denen noch kein Mensch gestöhnt hatte. Er glaubte selbst daran, und die Zuhörer noch mehr. Sie starrten den, der solche Dinge zu berichten mußte, mit weitaufgerissenen Gesichtern an, und als sie nicht mehr an sich halten konnten, machte sich ihre grauenerfüllte Spannung in einem Chorus von Verwünschungen und Flüchen, in einem allseitigen Gebrüll nach Rache und Wiedervergeltung Luft. Sie sprangen von den Tischen auf, schlugen mit den geballten Fäusten um sich, stampften auf den Boden, bogen sich in Knien und Rücken, dampften aus den schäumenden Gurgeln. Und erst, wenn ein neuer Mann dazu trat und sie mit einem neuen Gericht geronnenen Bluts und geschundenen Fleisches erlabte, gaben sie sich wieder zur Ruhe.

Man begann rings in der Stadt zerstreute Zettel zu finden: Schlagt die Juden tot! Rache den Blutsaugern! Nieder mit dem Antichrist und seiner Brut! Auf, Rechtgläubige, zum Kampf für Gott und Vaterland! stand auf ihnen geschrieben, auf je einem Zettel ein Satz. Bald hatte jeder seinen Zettel, jeder seinen Schlachtruf. Papier war genug vorhanden, daß es für jeden reichte. Gleich einer Drachensaart lagen die Fesseln auf Schritt und Tritt vor Kirchen und Kneipen.

Die Juden schlossen und vernagelten ihre Fenster und Türen und versteckten Geld und Wertsachen überall, wo sie meinten, daß niemand sie finden könnte. Sie schickten drei Vertrauensmänner zum Polizeichef, durch die sie ihm in verschlossenem Kuvert tausend Rubel überreichen und ihre Unschuld erklären und beschwören ließen. Der Polizeichef nahm das Geld, zuckte die Achseln und gelobte, sein Bestes zu tun, um die gesetzliche Ordnung aufrecht zu erhalten. „Aber,“ sagte er, „das kaiserliche Manifest hat Vereinigungs- und Versammlungsfreiheit verkündet, und das machen sich alle mit vollem Recht zunutze. Selbstverständlich ist es also auch anderen als Juden und Sozialisten gestattet, Vereinigungen zu bilden, und zwar mit abweichender Tendenz.“

Die jüdische Jugend hatte sich zu einer Art Miliz zusammengetan, zum Schutz von Leben und Eigentum. Etwa zwanzig junge Männer liefen mit Revolvern in der Tasche herum; aber die Alten untersagten ihnen, zu schießen, was auch geschehen möge. „Das ist nur eine Handhabe mehr für die andern! Betet lieber zu Gott, daß er in Gnaden auf sein Volk sehe!“

Die Kirchenglocken begannen zu läuten. In der großen Kirche am Markt verrichtete der Archierei selbst den Gottesdienst. Die Kneipen leerten sich

unter dem mahnenden Klang der Kirchenglocken. Die große Kirche füllte sich bis auf den letzten Platz mit Andächtigen. Der Archierei sprach Gebet und Segen. Die Diakone hielten die Messe ab. Der Chor sang den Preis des Himmels. Der Weihrauch duftete von Blumen aus dem Paradiesesgarten, stieg blau und betäubend empor unter die Pfeilerwölbungen gleich einem Vorschmack des Atmens der Seligen im Sternenzelt.

Die Gemeinde betrauerte sich, machte ihre Kniefälle und Verbeugungen, murmelte ein abgerissenes Stück Gebet, sog Wohlduft und Wohlbehagen ein, Götter und Heilige schauten golden und edelsteinfunkelnd von ihren lichtumkränzten Nidestalen als Vorbilder der Erhöhung des Staubes. . . . Langsam leerte sich die Kirche. Und wie die Kirchgänger allgemach hintereinander aus dem heiligen Raume schritten und auf den Kirchplatz gelangten, bildeten sie eine Prozession, der ständig neue sich anschlossen. An der Spitze wurden, hoch erhoben, Bilder getragen — von Göttern und Menschen. Der alte Suchoswersky hielt das Bild des Zaren mit beiden Armen, so daß alle es sehen konnten.

„Rechtgläubige!“ rief er, „schließt euch uns an, uns, dem Verband des doppelköpfigen Adlers! Der Zar hat uns die Freiheit gegeben! Wir wollen ihm danken mit einer Prozession zu seiner Ehre! Echte russische Männer, schließet euch uns an und dem doppelköpfigen Adler!“

Und während immer neue und neue Scharen aus der Kirche und auf dem Kirchplatz sich der Prozession anschlossen, schritt Suchoswersky voran, machte einen Bogen, bis er mit der Front vor dem Portal der Kirche stand, und die Prozession einen großen Kreis über den ganzen Platz bildete. Und da just erblickte Suchoswersky Fedja, der zusammen mit dem Mönch aus der Kirche kam. Überrascht und fröhlich rief er dem Sohn zu:

„Guten Tag, Fedja! Komm her zu mir! Zu deinem Vater! Wo bist du so lange gewesen, Söhnchen mein?“

Und als Fedja sich in Begleitung des Mönchs näherte, fuhr der Alte fort:

„Endlich einmal seh' ich dich bei einer nützlichen Beschäftigung! Wahrhaftig, am Ende ist trotz allem doch noch was aus dir geworden! . . . Halte das Bild, indes ich den Jungen küsse!“ fuhr er zu einem seiner Nebenermänner fort. Und als dieser das Bild genommen hatte, küßte und umarmte er Fedja aufs väterlichste.

Fedja fühlte sich höchst erbaut über das Wohlwollen seines Erzeugers, vermochte aber dennoch sich der Freude des Wiedersehens nicht völlig hinzugeben. Irgendwie fühlte er inwendig einen Druck. Ab und zu griff er an seine Hüften, als ob sie strammten, und unterdrückte ein Aufstoßen, während er geistesabwesend vor sich hinstierte. Er hatte tatsächlich nicht das geringste dagegen, sich in der Nähe des Vaters zu wissen. Die Gesellschaft des

Mönchs beängstigte ihn gewissermaßen; und er war froh, daß er neue Bundesgenossen fand. In ihm war eine ganz bestimmte Vorahnung in Hinsicht auf die Prozeßion, und da er sich nun sozusagen an der Spitze derselben sah, begann er zu überlegen, wie er auf die beste Art die bevorstehenden Geschehnisse ausnützen könnte. Vor Tagesgrauen hatte er sich bei der Kaufmannswitwe eingefunden, die überglücklich war, ihn wiederzusehen. Sie wohnte ebenfalls in der Vorstadt „jenseits des Dnjepr“ und hatte ihm allerhand neue und interessante Dinge aus der nächsten Nachbarschaft berichtet. Bei ihr war er auch standesgemäß equipiert worden mit den Kleidern ihres seligen Mannes. Fedja war nach seinem Sommeraufenthalt am Strom nicht so ganz in der Verfassung, daß er sich in besserer Gesellschaft hätte blicken lassen können. Aber als er, im blauseidenen Hemd, schwarzen Jackett, Pluderhosen, Rohrstiefeln und runder Mütze dem Mönch in der Kirche entgegentrat, hätte dieser ihn fast nicht wiedererkannt.

In der Prozeßion wurden mit einem Male alle still und aufmerksam. Der Archierei war aus der Kirche getreten, und, auf den breiten Fliesen vor dem Portal stehend, erhob er seine Stimme:

„Rechtgläubige und wahre russische Männer! In steter Fürsorge für sein Volk hat es dem Monarchen, unserem Vater dem Zaren, allergnädigst beliebt, ein Manifest über die Rechte des rechtgläubigen Volkes zu erlassen. Und ich sehe euch hier versammelt, um in feierlicher Prozeßion eure alleruntertänigste Dankbarkeit und Freude zu beweisen. Recht so, meine Kinder! Die Versammlungsfreiheit ist gegeben, auf daß die Rechtgläubigen sich zusammenschließen können auf dem unverletzlichen Grund des Gesetzes und des Glaubens. Denn bis hierher war es so, daß bloß Heiden und Gottesleugner, Aufrührer und Räuber, Feinde des Zaren und des Volks sich insgemein und im Dunkel zusammentaten gleich dem giftigen Gewürm unter der Erde, wohingegen alle wahren russischen Männer nicht wagten, sich zusammenzuschließen, weil sie die Gesetze achteten und einhielten. Aber von heute an dürfen auch russische Männer sich in freiem Bund sammeln zur Wehr gegen alle, die da Haß und Gefeglosigkeit säen in die russische Erde, gegen alle, die den Eisenbahnzügen und Schiffen und dem freien Umsatz der Lebensmittel Einhalt tun, gegen alle, die innerhalb des Landes gemeinschaftliche Sache machen mit dem äußeren Feind, zu Leid und Schmach für jedes wahre, russische Herz. Ja, von nun an werden alle russischen Männer sich zusammenschließen, um der Schlange den Kopf zu zertreten. Lichtscheu verbirgt sie sich und ihre Brut unter der Erde, in Hinterhöfen und geheimen Lokalen, in unreinen Bethäusern, wo sie gotteslästerliche Handlungen gegen unsern Heiland Jesus Christus und seine unmündigen Kindlein verüben, wie oftmals geschehen, seit das Kreuz errichtet ward auf Golgatha; zuletzt hier in unserer Stadt, mitten unter uns. Rechtgläubige, seid

stark und eifrig im Glauben, und beweist euren Glauben durch eure Taten! Tilgt die Gottlosen aus unserer Mitte! Erfüllt an ihnen ihr eigenes Gesetz: Auge um Auge, Zahn um Zahn, auf daß sie Zeugen werden des Evangeliums der Liebe!“

Der Archierei schwieg, und im selben Augenblick eilte der alte Suchoswersky mit ausgestreckten Händen auf ihn zu:

„Segnet uns, hochwürdiger Vater!“ bat er und beugte sich tief über des Archiereis Hand. Und nachdem er sie geküßt und sich wieder aufgerichtet hatte, schlug der Archierei das Zeichen des Kreuzes über ihm und seinem ganzen Kreuzfahrerheer.

Suchoswersky stellte sich an die Spitze des Aufzugs, und mit hoch erhobenen Bildern schritten sie über den Platz. Zuvorderst in den Reihen gingen ältere und angesehene Männer der russischen Bevölkerung, zwischen ihnen Fedja und der Mönch. Darauf folgten die Arbeiter aus den Vororten, Bauern, und zuletzt eine bunte und zerlumpfte Rotte von allerlei Volk, Bettler, Vagabunden, Pilger, ein zusammengefügter Haufen Kehrlicht von Rußlands endlosen Wegen. Mehr und mehr schlossen sich an, je weiter die Männer des doppelten Adlers zogen.

Vor dem Rathaus standen der Gerichtspräsident, der Polizeichef Swolin und andere Beamte. Sie bekreuzten sich und verneigten sich vor den Heiligenbildern.

„Heil und Glück!“ riefen sie und grüßten die Prozession.

„Heil und Glück, Kinderchen!“ rief der Polizeichef Swolin und salutierte, indem er der Prozession entgegenging.

„Dank Euch, Ilja Afanasijewitsch!“ brüllte Suchoswersky aus aller Kraft seiner Lungen, daß alle es hören konnten, worauf er und der Polizeichef einander umarmten und küßten, als wäre Ostern. Auch der Gerichtspräsident trat hinzu und gab denen, die die Prozession anführten, den Bruderkuß.

Suchoswersky öffnete den Mund, holte tief Atem, aus vollster Brust, und, indem er sich wieder in Bewegung setzte, stimmte er mit gewaltigem Bass die Nationalhymne an. Sein Gefolge fiel mit vielen und verschiedenartigen Stimmen ein.

„Gott sei des Zaren Schutz!“ ertönte es aus den rauhen und krähenden Kehlen, stärker und stärker, wilder und wilder, als wären die Sänger eine Sturmkolonne, die eine der Plünderung und Vergewaltigung preisgegebene Stadt einnahm.

Vor seinem Laden blieb Suchoswersky stehen. Die Tür tat sich auf. Zwei Burschen traten heraus mit gefüllten Branntweineimern in den Händen. In jedem Eimer schwamm ein großer Blechbecher.

„Echte russische Männer!“ rief Suchoswersky und ergriff einen gefüllten

Becher. „Profit! Heil und Glück, Brüder! Es lebe der Zar! Nieder mit den Vaterlandsfeinden! Nieder mit den Juden!“ Er leerte den Becher und ließ ihn gleich darauf weiter gehen.

Der Haufe heulte vor Entzücken und drängte sich um die Eimer. So oft sie leer waren, wurden sie wieder gefüllt.

Suchoswersky setzte sich wieder in Bewegung. Sein Ziel war das Anwesen des reichen Kaufmanns Finkenbaum hinter dem Mädchengymnasium, eines seiner schlimmsten Konkurrenten, der mit allem handelte, was es zwischen Himmel und Erde gab, und zu gottlosen Preisen kaufte und verkaufte. Aber noch ehe Suchoswersky bis dorthin gelangt war, tauchte plötzlich in einer Seitenstraße ein Jude auf. Er blieb beim Anblick des Zuges erschrocken stehen, als er aber sah, daß man ihn entdeckt hatte, raffte er seinen Mut zusammen, lief hastig und geduckt wie ein geängstigter Hase über die Straße und verschwand hinter dem Manufakturwarengeschäft des rothaarigen Abraham.

„Hallo, Brüder! faßt ihn!“ rief Suchoswersky mit einem Fluch. „Er bekreuzigt sich nicht vor den Heiligenbildern! Er grüßt den Zaren nicht!“

Sogleich sprangen ein paar aus dem Haufen hinter dem Juden drein. Sie fanden ihn im Hof und schleppten ihn heraus zu ihrem Anführer. Er schrie und wollte nicht mit, aber er mußte es geschehen lassen. Der Haufe johlte und fluchte, spie ihm ins Gesicht, knuffte ihn in den Rücken. Suchoswersky maß ihn mit einem verächtlichen Blick:

„Schau, schau — schau, schau, solch ein Kerl!“ sagte er und reckte den Hals vor, um ihn von allen Seiten zu besehen.

Der Jude sagte keinen Ton. Es war ein kleines, armseliges Männchen. Er zitterte am ganzen Leib, daß sein spitzer Bart auf- und niederwippte.

„He, he, Mauschesohn! Du bekreuzigst dich nicht vor den Heiligenbildern! Was? Was?“

„Ich lief, dachte an nichts,“ begann der kleine Jude hastig und atemlos zu erklären, „mein Weib liegt in Kindesnöten, ich lief . . .“

„He, he, du vermehrst dich, du Blutegel!“

„Ich lief, dachte an nichts . . .“ wiederholte der Jude.

„Halts Maul, du Hundesohn!“ brüllte Suchoswersky. „Bekreuzige dich vor den Bildern! Hörst du? Bekreuzige dich vor den Bildern, sonst . . .“

Der Jude bekreuzigte sich, begann aber von der verkehrten Seite.

„Er bekreuzigt sich von rückwärts!“ kreischten viele Stimmen im Haufen.

„Dho, bist du so einer!“ fuhr Suchoswersky nachdenklich fort, und plötzlich versetzte er dem Juden einen Puff in den Rücken, daß er vornüber flog und liegen blieb und mit den Beinen in der Luft zappelte.

„Küß den Boden vor den Bildern, sonst . . .“

Der Jude streckte die Zunge lang aus dem Hals und leckte demütig das schmierige Pflaster, wie jeder andere an seiner Stelle es auch getan hätte.

„Der Messias ist erstanden. Ich glaube an Jesus Christus, den eingeborenen Sohn Gottes. Tod und Fluch über die Juden, die ihn kreuzigten!“ sprach Suchoswersky vor. „Wiederhole! Wiederhole zum Teufel, oder ich hau’ dir den Schädel zu Brei!“ Suchoswersky rollte die Augen und hob den Fuß.

Der Jude richtete sich auf den Armen auf und sah mit irren Augen auf Suchoswerskys erhobenen Stiefel.

„Messias . . . Messias . . .“ stammelte er.

„Was, du willst nicht? Messias hin, Messias her! Das kennen wir!“ sagte Suchoswersky mit angehaltenem Atem und packte den Juden mit der Linken an seinem spitzen Bart, zerrte ihn aufwärts, daß das Kinn senkrecht in die Luft stand, und rüttelte seinen Kopf, daß es aussah, als riße er ihn vom Hals los.

„Ai! Ai!“ schrie der Jude und langte mit den Armen aus. „Ai, ai!“ jammerte er; und es war so still im Haufen, daß jeder einzelne dies „ai, ai!“ hörte. Und im selben Augenblick war es, als löste dieser jammernde Schrei in allen etwas aus. Aus den offenen Mäulern atmete heiße Luft, die Augen wurden rund und rot von Blut, während Suchoswersky die rechte Faust mit aller Macht in das emporgewandte Antlitz des Juden niedersausen ließ.

„Da hast du!“ brüllte er, schlug noch einmal in das verstümmelte Gesicht und ließ das Opfer auf die Erde gleiten. Andere drängten sich hinzu, um auch dabei zu sein. Der eine hatte einen Knüttel, der andere ein Messer. Einige brauchten die Stiefel und die Fäuste. In wenigen Sekunden war der kleine Jude in eine unförmliche Masse verwandelt.

„Seht nach, ob nicht noch mehr da sind!“ klang es aus dem Haufen; aber bereits waren andere dabei, nachzusehen. Sie querschten sich gegen die verschlossene Tür von Abrahams Laden, sprengten sie und stürmten hinein, wälzten die blauen und gelben Baumwollrollen übereinander, drangen in die Wohnung ein, zerschlugen und rastten an sich, wie es gerade kam, durchschnüffelten und durchstöberten alles; aber es war niemand zu finden. Das Haus war leer . . .

Abraham hatte sich das Aufhören des Streiks zunutze gemacht und war verreist, um Einkäufe für sein Geschäft zu besorgen. Zipe und die Kinder hatten sich im Keller versteckt. Abraham hatte nämlich vorsichtigerweise die Falltür zum Keller unter einem schweren Ladentisch verborgen, den wegzurücken keinem einfiel. Und als Zipe Unrat witterte, verbarg sie sich und die Kinder und ihre paar Wertesachen unter der Erde und nahm Wasser und Brot mit. Da drunten saß sie, während der Haufen über ihren Köpfen tobte. Das zweitjüngste Kind weinte; aber es drang nicht bis hinauf, schon

weil Zipe es fest an sich gedrückt hielt. Das jüngste schlief ruhig in einem Korb. Der Älteste, David, lehnte aufrecht an der Wand und ballte die kleinen Hände: „Ich schlag' ihnen das Wasserschaff auf den Kopf!“ flüsterte er. „Ich lege sie unter die Nähmaschine und näh' Muster in sie, wie in Waters Hemden!“ lallte die Zweitälteste, Rachel, und drückte sich schauernd gegen die Mutter, die die Hände vor die Augen hielt, damit die Kinder nicht sehen sollten, welche Angst sie ausstand. Aber es kam niemand zu ihnen hinunter.

Segal hatte in der Nacht nicht gut geschlafen. Ihm war, als höre er jemand sich im Hause regen. Er lauschte beängstigt, aufrecht im Bett sitzend. Es schien ihm, als würde eine Tür auf- und zugemacht. Aber da alles darauf wieder still blieb und er bloß den Nachtwind ums Haus huschen hörte, dachte er, der wäre es, der geschlichen käme und an Türen und Fenster tastete. Einschlafen jedoch konnte er nicht mehr. Die Uhr war fünf. Es war fast Tag. Er konnte sich ebenfogut ankleiden und einen kleinen Spaziergang machen.

Und während Segal durch den frühen und dunkeln Oktobermorgen schritt, um sich die Bewegung zu verschaffen, die, seiner Meinung nach, nervenstärkend wirken sollte, überlegte er, wie er am nächsten Abend seine Abreise am besten bewerkstelligen sollte, ohne Aufsehen zu erregen: An einer genau verabredeten Stelle außerhalb der Stadt sollte Hanne-Viebe auf ihn warten. Dort traf er sie ganz zufällig und nahm sie mit. Er fuhr bloß aus, um einen alten Bekannten aus jungen Tagen zu besuchen. An der Bahn ließ er Iwan umkehren und zurückfahren, mit dem Befehl, die Pferde wieder abzuliefern und mit dem Zug nach Moskau zurückzukehren. Ganz einfach. Schließlich brauchte er doch überhaupt weder Iwan noch Nastja gegenüber Rechenschaft über seine Handlungen abzulegen. Im übrigen würde er Iwan entlassen, sobald dieser wieder in Moskau wäre. Sein Benehmen in den letzten Tagen war keineswegs einwandfrei gewesen, eher beinahe auffallend. Für die alte Nastja war gesorgt, so daß sie nicht mehr zu dienen brauchte. Sie gehörte doch gewissermaßen zur Familie, und ein alter Mensch aus der dienenden Klasse hatte oft so seine Eigenheiten, die man ihm nachsehen muß. Sie und Iwan hatten in der letzten Zeit die Köpfe ein bißchen sehr häufig zusammengesteckt. Aber — nun — sie waren eben doch nur Dienstboten, armeliges Volk, das an jedem Garnende weiterspann, das ihnen in die Finger gespielt wurde.

Segal befand sich jetzt außerhalb der Stadt. Und nachdem er nun im reinen war über die bevorstehende Reise, kam Ruhe über ihn. Er atmete voll Wohlbehagen die kühle Morgenluft ein, fühlte, wie der Nebel ihm Stirn und Wangen feuchtete und sich ihm in den Schnurrbart setzte, so daß er

spürte, wie er mit dem Wind über würzige Tannenwälder und abgegraste Wiesen gezogen war. Die Erde war leicht gefroren. Dünnes Eis barst klirrend, wenn er in die Wasserpfützen trat. Sein Schritt klang seltsam hart und hallend durch die Stille. Ab und zu stand er still, um zu hören, ob nicht andere Laute in der Stille waren als das aufdringliche Echo seiner eigenen Schritte. Und er vernahm, als sei es zum erstenmal, seines Herzens raschen Schlag, ein Hähnekrähen von einem Hof tief im Dunkeln, das hohe Säusen eines Flugs unsichtbarer Vögel, das den Raum über seinem Haupt durchschwirrte. Er dachte daran, daß er dereinst, vor langer Zeit, in seiner Kindheit, dieses selbe gehört, diese selbe kühle Morgenluft, diesen selben Brodem von Nebel und Dunkelheit geatmet hatte, der mit dem Wind über Wald und Wiese gezogen war, bis er zu ihm kam und seinen Sinn erfüllte mit einem Duft von Zärtlichkeit, einer unbestimmbaren und schmerzstillenden Gewißheit von Zusammengehörigkeit mit allem, was war. Erst jetzt entsann er sich dessen so deutlich, als wäre er noch Kind, als wären seine Sinne gleich empfänglich, sein Gemüt gleich rein und tönend gestimmt wie damals, vor langer Zeit . . . Er würde alle Dinge von neuem sehen und erleben . . . Das Leben war so kurz . . . Man mußte sich eilen, eh' es einem zerrann . . .

Er zündete sich eine Zigarette an und sah gleichzeitig nach der Uhr. Es war Zeit, nach Hause zurückzukehren und den Tee zu trinken. Er ging langsam, streckte sich in Wohlgefallen, als wäre er jetzt erst richtig ausgeruht. Er sog in langen Zügen den Tabaksrauch ein und fand, daß er frisch und köstlich schmecke, wie nach einer Krankheit oder einem Entwöhnungsversuch. Ein großartiger Tabak! Er würde dem Tabakhändler in Moskau schreiben, daß er ihm ein paar Pfund nach Nizza nachschickte. Das bißchen Zoll war kein Rittergut. Er wollte seinen gewohnten Tabak rauchen, wenn er unter Palmen wandelte . . . Ob wohl die Rosen noch blühten? Selbstverständlich! Dort ist ja nie Winter, ein ewiger Sommer . . . Jetzt beginnt die Saison, die große Saison, dachte er, während er über den Hof schritt und wieder ins Haus trat.

Als er Licht angezündet hatte in der großen Stube nach der Straße hinaus, die er bewohnte, legte er seine Brieftasche, seine Uhr und anderes auf den altmodischen Pfeilertisch, zog seine Kleider aus und hing sie über einen Stuhl vor der Tür, damit Iwan sie wie gewöhnlich ausbürsten sollte. Darauf wusch er sich sorgfältig, nahm sich gut Zeit dazu, ging hin und her und summite leise vor sich hin. Schließlich war er fertig, sah hinaus nach seinen Kleidern; aber da sie noch unberührt auf dem Stuhl lagen, zog er einen wattierten seidenen Schlafrock aus der Zeit des Vaters an, den Hanne-Liebe für ihn vorgeschickt hatte. Es schien ihm, als wäre Iwan ein bißchen spät daran, und er ging darum durch die anstoßende Stube und rief:

„Iwan! Iwan! Sieh zu, daß mein Anzug ausgebürstet wird!“

Da jedoch kein Zwan antwortete, rief er nach Nastja; einmal . . . zweimal. Niemand antwortete. Er öffnete die Thür und blickte in die stockfinstere Küche. Eine unerklärliche Stummheit schlug ihm entgegen. Alle möglichen Dinge lagen auf dem Küchenboden verstreut, wie nach einer Flucht oder einem hastigen Ausbruch. Und Segal begriff mit eisiger Gewißheit, daß Zwan und Nastja, ja, sogar die alte Nastja, sie verlassen hatten, sich davongeschlichen wie Diebe in der Nacht, um Erklärungen aus dem Wege zu gehen. Das also war es gewesen, was er gehört hatte, als er aufwachte und zu hören glaubte, daß etwas sich im Hause bewege! Er leuchtete mit der Lampe in alle Winkel, sah in den anstoßenden kleinen Raum, wo Zwan geschlafen hatte, als wolle er nicht glauben, was doch keinem Zweifel mehr unterlag, wandte sich darauf um und ging zu Hanne-Liebes Thür.

„Schwester,“ sagte er und klopfte behutsam an, „bist du wach? Guten Morgen! Zieh' dich an und komm zu mir! Was es gibt? Unsere Leute haben uns heute nacht verlassen! Nastja? Ja, auch sie! Alle ihre Sachen sind fort.“

Hanne-Liebe war im Nu angekleidet. Und als sie sich davon überzeugt hatte, daß der Bruder sich nicht irrte, eilte sie zu ihm hinein.

„Sie haben uns unfrem Schicksal überlassen! Sie haben Angst, im gleichen Haus mit uns zu sein. Ich habe dir neulich von den Gerüchten erzählt, die im Umlauf sind,“ sagte sie und sah den Bruder an.

„Glaubst du?“ fragte er, obwohl er fühlte, daß es so war.

„Ja, man hat sie gewarnt. Sie wollen sich keiner Gefahr aussetzen. Aber daß Nastja geht ohne ein Wort, ohne auch uns zu warnen?“

„So sind die Menschen . . . Aber sie hätten sich all ihre Vorsicht bei ihrer Flucht sparen können. An dies Haus rührt keiner, wenn überhaupt etwas geschieht. Ich hatte kürzlich eine Unterredung mit dem Polizeichef. Sei nur ganz ruhig. Er weiß, wer ich bin . . .“ Segal lächelte überlegen und fuhr fort: „Aber morgen reisen wir, Schwester, so oder so. Wir haben unsere Pflicht getan, niemand braucht uns mehr hier.“

„Sollten wir nicht lieber gleich gehen, noch eh' es hell wird? Wenn wir aus der Stadt heraus sind, können wir einen Wagen bis zur Bahn mieten. Abraham sorgt für das Gitter ums Grab.“ Hanne-Liebe blickte fragend auf den Bruder.

„Nein!“ sagte er bestimmt. „Eh' das Grab der Eltern nicht eingefriedigt ist, reise ich nicht. Ich will mit eigenen Augen das Eisengitter darum sehen. Sollte aber heute hier in der Stadt etwas geschehen, so wende ich mich an die betreffenden Behörden. Es ist ihre Pflicht, friedliche Bürger zu beschützen und die gesetzliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Sonst telegraphiere ich an den Minister.“

„Du hast recht, Bruder,“ erwiderte Hanne-Liebe leise. Und während sie

sich abwandte, um das Zimmer zu verlassen, fügte sie hinzu: „Ich will dir deinen Tee besorgen.“

Bald darauf brachte sie die dampfende Teemaschine, und sie saßen wortlos am Tisch, während der kühle Herbstmorgen sich aufhellte und es Tag ward . . .

„Ich will hinübergehen in eins von den kleinen Häusern am Fluß und fragen, ob wir nicht jemand von den Unfern zur Aushilfe haben können für diese zwei Tage,“ sagte Hanne-Liebe und stand auf.

Segal blieb sitzen. Er dachte plötzlich daran, daß er ganz allein im Hause war, blickte nach der Tür, die die Schwester nicht geschlossen hatte, stand auf und schloß sie sorgfältig, als sei draußen irgend etwas Feindliches, wovor er sich ängstigte. Als er sich wieder an den Tisch gesetzt hatte, fing er an, mit seinem Goldmosaiketui zu spielen. Er knipste es mit dem Zeigefinger an, daß es auf der blanken Tischplatte umhersurrte, und beobachtete mit großer Aufmerksamkeit, wie lange es weiterrufen konnte. Manchmal traf er es verkehrt, so daß es nicht gleich ruhig und glatt um seinen Schwerpunkt kreiste, sondern mit den Ecken gegen den Tisch klapperte, eh' es stehen blieb. Und diese Unregelmäßigkeit ärgerte ihn; er bemühte sich, es zu gleichmäßigem und raschem Surren zu bringen, und fühlte sich befriedigt, wenn es glückte und er den feinen, mahelnden Ton der Reibung gegen den Tisch hörte.

Hanne-Liebe riß die Tür auf.

„Bruder!“ rief sie atemlos. „Man hat ein ermordetes Kind auf unserm Friedhof gefunden!“

Segal wollte aufstehen, vermochte es aber nicht; er griff mit den Händen vor sich hin und sank in den Stuhl zurück.

„Die ganze Stadt ist in Aufruhr . . . Keiner von den Unfern darf sich auf der Straße blicken lassen . . . Suchoswersky hat die schwarze Bande versammelt.“

Segal räusperte sich tief, tastete nach seinem Taschentuch auf dem Tisch und hielt es vor die Nase, nahm es wieder weg und sah sinnend auf einen Blutfleck darauf.

„Ich glaube, ich habe Nasenbluten,“ sagte er so unheimlich ruhig, daß Hanne-Liebe einen Schritt zurücktrat und ihn entsetzt anstarrte.

„Bruder, was ist mit dir? Hast du nicht gehört?“

„Doch, du sagtest etwas von jemand, der auf dem Kirchhof ermordet worden ist. Ich hab' es wohl gehört. Alljährlich werden in Rußland ein paar tausend Morde begangen, in manchen Jahren das Zehnfache und noch mehr. Dies Jahr hat es den Anschein, als sollte es eine Ernte werden, die beträchtlich über das Mittelmaß hinausgeht.“

Hanne-Liebe lief rasch aus dem Zimmer und kehrte gleich darauf mit einem Glas kalten Wassers zurück.

„Bruder, trinke! Du bist nicht wohl. Hörst du! Wir müssen bereeden, was wir tun sollen.“

„Tun? . . . Nichts werden wir tun . . . Ja, ich will mich eine Weile hinlegen und ruhen. Schließe du inzwischen die Türen und räum' ein wenig in der Küche auf. Der Gedanke, wie es dort aussieht, ist mir unendlich. Du könntest auch die Betten machen und die Decken darüber legen, der Ordnung halber.“

„Möchtest du nichts haben?“ fragte Hanne-Liebe und sah den Bruder ängstlich an.

„Ist Wein im Haus? Wenn ja, so hole mir eine Flasche. Vergiß nicht, auch für dich selber ein Glas mitzubringen.“

„Es ist noch da von dem, den wir für Mutter gekauft haben.“

„Das ist gut. Wir wollen ihn trinken,“ sagte der Bruder müde.

Als Hanne-Liebe mit dem Wein kam, lag er auf dem Sofa und rauchte. Er schenkte sogleich beide Gläser voll und nickte der Schwester zu, sie möge ihr Glas nehmen.

Nachdem sie ausgetrunken hatten, ging Hanne-Liebe, um das Haus in Ordnung zu machen. Der Bruder legte sich wieder aufs Sofa und schlief ein.

Hanne-Liebe sah ein paarmal vorsichtig durch die Tür zu ihm herein. Er schlief ruhig, obwohl es schon spät am Vormittag war . . .

„Was ist?“ fragte er und setzte sich auf; er hörte die Schwester laut rufen.

„Bruder! Bruder!“ rief Hanne-Liebe. „Jetzt sind sie da!“

„Wer ist da?“ fragte er verwundert.

„Der junge Suchoswersky mit seiner Bande.“

Segal begegnete dem Blick der Schwester. Er war dunkel und unbeweglich wie ein taubenester Stein. In ihrem blassen Gesicht zuckte es; aber sie weinte weder, noch jammerte sie.

Im selben Augenblick vernahmen sie, wie jemand draußen vom Hof her gegen die Tür schlug.

„Hörst du!“ sagte Hanne-Liebe fast unhörbar und nahm des Bruders Hand.

Er zog sie an sich und küßte sie.

„Sei ganz ruhig. Ich gehe hinaus und rede mit ihnen. Er sah auf die Straße. Da standen ein paar junge Bursche und hatten die Fenster ins Auge gefaßt. Segal zog sich hastig zurück, wandte sich um, als suche er etwas, das er mitnehmen wollte, eh' er ging, sah aber nichts als seinen Paß unter den andern Gegenständen auf dem Tisch. Den nahm er.

„Ach, Bruder!“ sagte Hanne-Liebe und klammerte sich an ihn. „Ich habe solche Angst, daß sie dir etwas tun.“

„Was sollten sie uns tun?“ erwiderte er und wandte sich zum Gehen. Sie hörten, wie sie draußen auf die Tür losstiegen.

„Nimm den hier mit,“ bat Hanne-Liebe und reichte ihm ihren Revolver, den sie immer bei sich trug.

Der Bruder nahm ihn, steckte ihn in die Tasche und ging mit raschen Schritten aus dem Zimmer. Die Schwester folgte ihm langsam, blieb aber stehen, weil ihr einfiel, es sei am besten, wenn Fedja sie nicht sähe.

Als Segal im Ausgang war, rief er denen, die auf die Tür losstiegen, in befehlendem Tone zu:

„Hört auf damit!“

Es ward sogleich ganz still; und kein Laut war zu vernehmen, als er den Schlüssel im Schloß umdrehte und die Tür aufstieß.

Hier stand er Angesicht zu Angesicht mit Fedja, der ein paar Schritte zurücktrat und die Art, mit der er gegen die Tür geschlagen hatte, senkte. Er war augenscheinlich erstaunt über den Anblick dieses kleinen, brünetten Mannes in einem alten seidenen Schlafrock und mit einem Paß in der Hand.

Segal blickte von Fedja zu seinen knüppelbewaffneten Genossen und fragte zurechtweisend:

„Was soll das heißen? Was habt ihr vor? Wißt ihr nicht, wer ich bin?“

Fedja verzog den Mund zu einem schiefen Grinsen und machte den andern nach rückwärts ein Zeichen mit der Hand, eh' er antwortete:

„Das sehen wir schon, was du für ein Fisch bist!“

„Seht doch lieber nach, der Sicherheit halber, sonst kann es euch den Hals kosten,“ wandte Segal ein und fühlte sein Herz hämmern, während er Fedja den Paß reichte.

Fedja nahm den Paß und schob ihn ruhig in die Tasche.

„Ich werd' ihn mir bei Gelegenheit begucken,“ äußerte er höhniſch, und ein böses Funkeln kam in seine Augen.

Segal griff in die Tasche und fühlte in seiner Hand den kalten Griff des Revolvers; aber im selben Nu war Fedja schon über ihm.

„Was hast du in der Tasche!“ zischte er und hielt Segals beide Arme fest. „Jungens, kommt her! Seht, was der Mausche in der Hand hat!“

„Aha! Da sieht man es! Schießwaffen!“ pfiß er durch die Zähne, nachdem seine Spießgesellen Segal den Revolver aus der Hand gerissen hatten.

„Gebt acht auf ihn, solange' ich drinnen im Haus nachsehe!“

Zwanzig Paar Hände griffen nach Segal. Er kämpfte, um loszukommen, stieß mit den Beinen, schimpfte wie rasend, wollte ihnen genauer auseinandersehen, wer er wäre, was sie täten; aber sie überwältigten ihn im Handumdrehen. So oft er etwas zu sagen versuchte, erhielt er einen Faustschlag vor die Brust oder den Leib, bis er nicht mehr konnte und nun völlig jedem andern Menschen gleich, der vergewaltigt wird.

Sobald Fedja sicher war, daß seine Helfer Segal fest gepackt hielten, drang er allein ins Haus ein. Im ersten Zimmer trat ihm Hanne-Liebe entgegen. Sie hielt ein großes Küchenmesser in der Hand, das sie blitzschnell geholt hatte, um dem Bruder zu Hilfe zu kommen. Sie blieben beide stehen, die Augen starr aufeinander gerichtet. Fedja hob zögernd die Art, und Hanne-Liebe wich ein paar Schritte zurück. Fedja bedachte sich einen Augenblick; aber gleichzeitig kam ihm eine Idee; er warf die Art weg, ergriff einen Stuhl und drang damit auf Hanne-Liebe ein. Sie öffnete den Mund, schrie laut auf, unnatürlich laut, mit einer fremden Stimme, und flüchtete in die große Stube nach der Straße hinaus. Hier blieb sie stehen, weil sie nicht mehr weiter konnte, und stand so, mit dem Rücken gegen die Wand, das Messer vor sich haltend. Aber Fedja folgte mit dem Stuhl. Er hielt ihn an der Rücklehne gepackt und klemmte Hanne-Liebe zwischen die Stuhlbeine ein, so daß sie sich nicht rühren konnte.

„Retten Sie meinen Bruder!“ stöhnte sie.

„Wo ist das Geld? Her mit dem Geld! Sonst schlag' ich euch alle beide tot!“

Und als Hanne-Liebes Aufmerksamkeit durch diese Frage einen Augenblick abgelenkt ward, packte er sie so hart bei der Hand, daß das Messer klirrend zu Boden fiel.

„So!“ murmelte Fedja. Er ließ den Stuhl los und griff mit der freien Hand in Hanne-Liebes dunkles Haar. Mit einem Ruck zwang er ihr den Kopf nach hinten, so daß ihr Gesicht aufwärts gegen das seine gewendet war. Sie schrie wieder unnatürlich laut, mit einer Stimme, die nicht die ihre war, und fiel hintenüber. Aber Fedja hielt sie mit beiden Armen fest und tastete lüstern an ihr herum. Seine Augen wurden rund vor Begier, je näher er sich über Hanne-Liebes erloschenes Antlitz beugte, je mehr seine Hand von ihrem machtlosen jungen Körper erfüllt ward. Er ballte die Hand in ihrem Haar und riß mit der andern an ihren Kleidern, riß und tastete mit zitternden Fingern über sie hin, stöhnte laut. Ein heiserer Seufzer kam aus seiner Kehle, und er straffte gewaltsam den Rücken und sah sich suchend im Zimmer um. Er erblickte Segals Bett, hob seine bewußtlose Beute vom Boden und trug sie, immer mit starr auf das Bett gerichteten Augen, hinüber. Aber während er sie niederlegte, stieß er gegen den großen, altmodischen Pfeilertisch vor dem Bett und erblickte dabei Segals Uhr. Er sah näher hin, vergaß augenscheinlich das junge Weib auf dem Bett über den Gegenständen auf dem Tisch. Er ließ Hanne-Liebe liegen, wo sie lag, nahm die Uhr, steckte sie in die Tasche, ebenso das Goldmosaiketui, öffnete darauf die Brieftasche und hätte sie beinah fallen lassen vor Verwunderung. Er riß den Inhalt heraus, blätterte die Banknoten durch, und seine Augen waren ebenso rund vor Gier wie vorhin, seine Finger ebenso suchend, wie als er Hanne-Liebe umfaßt hielt.

„Eins . . . zwei . . . drei . . . vier . . .“ zählte er und murmelte die Zahlen vor sich hin . . . Viertausend Rubel . . . und Kleingeld. Tod und Teufel! Da muß noch mehr sein! . . .“

Er schielte zu Hanne-Liebe hinüber; aber sie lag noch ebenso, wie er sie aufs Bett geworfen hatte. Und Fedja begann, Möbel, Schränke und Schieb-laden genauer zu untersuchen. Wo er im guten nicht zu öffnen vermochte, gebrauchte er mit großer Gewandtheit die Schneide der Art. Es mußte noch mehr da sein! . . . Wenn sie jetzt bloß nicht kamen und ihn störten! . . .

Aber der Mönch hatte, als der alte Suchoswersky seine Prozession weiter führte, Fedja sogleich vermißt. Er suchte im Haufen und blieb unbemerkt zurück, um zu sehen, ob Fedja noch im Manufakturwarenladen beschäftigt war. Als er ihn jedoch auch hier nicht fand, ward er fast betrübt über die Ahnung, die in ihm aufstieg: Sollte Fedja wirklich? . . . Er machte sich unverzüglich auf den Weg in der Richtung, die Fedja — dessen war er sicher — eingeschlagen hatte. Er schritt aus, was er konnte; aber weil es ihm schien, daß er zu langsam vorwärts kam, begann er zu laufen, machte ab und zu ein paar Schritte in gewöhnlicher Gangart, weil ihm einfiel, daß es unpassend sei für einen Mönch, wie ein Verrückter durch die Stadt zu rennen. Aber bald vergaß er jede Rücksicht auf seine Stellung über dem wahnsinnigen Gedanken, daß Fedja, dieser Tölpel, dieser Rüpel, möglicherweise im Begriff war, ihm das Spiel zu verderben. Er schwang während des Laufs die gebogenen Arme; die Ellbogen standen abwechselungsweise spitz nach hinten im Takt mit dem Tempo; die geballten Hände feilten vor und zurück gegen die flatternde Kutte. Das lange, blonde, leicht gelockte Haar schob die Mönchskappe nach hinten, so daß die Stirn frei wurde. Er dachte nicht daran, stehen zu bleiben und die Kappe aufzuheben, als sie zu Boden fiel, rannte nur immerzu, als gälte es das Leben. Als er über den Fluß gelangt war und sich Segals Haus näherte, verminderte er seine Eile und trat mit langen, schlappen Schritten in den Hof. Die gestreckten Arme baumelten steif. Er schnappte nach Luft, konnte fast nicht atmen. Aber als er Segal in Morgenschuhen und Schlafrock, umgeben von seinen Wächtern, dastehen sah, ging ein gleichzeitig rohes und gefühlvolles Lächeln über sein heißes Antlitz. Eine unsägliche Freude überwältigte ihn, und beständig lächelnd ging er auf Segal zu, mit kleinen, zierlichen Trippelschritten, breithüftig und leicht wiegend . . .

Segal, der längst begriffen hatte, daß er am besten fuhr, wenn er sich ruhig verhielt, stand und starrte stumpf vor sich hin; aber als er den Mönch erblickte, kam plötzlich Leben in ihn. Er erkannte ihn augenblicklich, trotz des gekräuselten Christusbartes, entsann sich mit untrüglicher Sicherheit, wo er ihn schon gesehen hatte, bei welcher Gelegenheit sie einander schon begegnet waren.

„Der Herr, der da kommt, kennt mich,“ begann er in einem Ton, als ob er um Entschuldigung bäte, daß er sich unterstand, den Mund aufzutun. Und als seine Wächter schwiegen und sich für seinen Umgangskreis zu interessieren schienen, fuhr er fort:

„Jawohl, wir kennen einander ganz genau. Wir waren erst neulich in einer Gesellschaft in Petersburg zusammen, und bei einer Dame in Moskau. . .“

„Was sagt er da?“ unterbrach ihn der Mönch, der mittlerweile ganz nahe bei der Gruppe angelangt war.

„Jawohl, nicht wahr,“ beharrte Segal eindringlich, „Sie können bezeugen, wer ich bin, Herr Rylowitsch? Nicht wahr? Sie werden mir sicher die Gefälligkeit erweisen, es zu erklären, um Mißverständnisse zu verhüten.“

„Gebt ihm eins auf den Mund!“ rief der Mönch und hielt die Hand vor die Augen, als wollte er sie beschatten. „Schließt dem Christusfeind das unreine Maul!“

„Brüder!“ bat Segal, „hört nicht auf ihn! Er ist kein Mönch. Er ist ein Spion, ein Feind des Volks, war der Zuhälter einer französischen Dirne in Moskau, namens Pepita. . .“

Der Mönch versuchte sich einen Weg zu bahnen, um zu Segal zu gelangen.

„Schlagt sie nieder, die giftige Natter! Seht, wie das Christusblut von seinen Händen dampft! . . .“

„Nein, wartet ein bißchen! Wir wollen hören, was er sagt! Wir kennen diese Mönche auch recht wohl!“ tönte es aus dem Kreis um Segal. Wahrscheinlich wollten sie gern noch mehr von der französischen Dirne namens Pepita hören.

Segal ergriff die Chance:

„Ja, eine französische Dirne hat ihn ausgehalten. Ein großartiges Mädel! Eine Brust wie eine Göttin, fest wie ein Nieder, Formen, sage ich euch, wie im Harem des Sultans. Ich traf ihn mit ihr in der Bade-stube. Gestern hieß er Rylowitsch, heute ist er Mönch, morgen wieder irgend etwas anderes. . .“

„Er höhnt die Kirche und ihren demütigen Diener! Seid ihr vom Antichrist bestochen?“ rief der Mönch rasend und schleuderte ein paar von den Umstehenden zur Seite.

Segal kam im letzten Augenblick ein seltsamer Einfall.

„Glaubt ihm nicht, Brüder!“ sagte er, und seine Stimme hatte fast ihren alten Klang wiedergewonnen. „Er ist es, der heut nacht das Kind gemordet hat! Bringt uns zur Polizei! Ich werde beweisen, was ich sage! . . .“

Einige im Haufen stießen aus heller Verwunderung einen Fluch aus. Sie blickten von Segal auf den Mönch, als wüßten sie nicht, wem sie glauben sollten. Dem Diener der Kirche oder dem, der aus eigenem Antrieb sich der Polizei in die Hände liefern wollte.

„Ich bin Advokat, bekannt in ganz Rußland,“ beeilte sich Segal fortzufahren.
„Ich kenne den Generalgouverneur in Moskau! Ich bin rechthgläubig! . . .“
Hier riß Segal sein Hemd auf und zog sein griechisches Taufkreuz hervor.
„Da seht ihr, Brüder!“ rechtfertigte er sich und zeigte das Kreuz; und alle sahen sie es in seiner zitternden Hand beben.

Der Mönch begriff, daß er, statt alles zu gewinnen, in Gefahr stand, alles zu verlieren. Er bekreuzigte sich fromm, unter tiefen Verneigungen.

„Gott seh' mit Gnaden auf uns herab und erlöse uns von dem Bösen. Wenn du, o Herr, deine strafende Hand wider deine Feinde erhebst, vertriehen sie sich hinter dein heiliges Kreuz und bedecken ihre unreine Brust mit deinem heiligen Zeichen . . . Brüder im Glauben! Werft den Gotteschläger zur Erde und seht nach, welches Glaubens er ist. Gott wird euch die Wahrheit offenbaren!“

„Das ist ein guter Vorschlag! Wir wollen ihn uns ansehen! Daß wir nicht früher darauf gekommen sind!“ riefen sie alle durcheinander und warfen Segal auf die Erde. Er schrie laut auf, als sie ihm die Kleider herunterrißen, schwieg aber plötzlich still, weil er merkte, daß sie seinen entblößten Körper ansahen und ihm das Kreuz vom Hals rissen. Er begriff, daß alles zu Ende war, und tausend Bilder des Lebens, das nun vorüber war, wirbelten durch sein Hirn, deutlich, als erlebte er sie, und doch fern und unwirklich, als wäre sein Verhältnis zu ihnen verschoben. Zuletzt blieb ein Bild unbeweglich stehen: Zwei große, febergänzende Augen. Es kam ihm selbst vor, als nickte er wiedererkennend und verstehend; aber seine Aufmerksamkeit wurde durch andere Dinge abgelenkt.

Er bemerkte nämlich, daß der Mönch den Revolver aus der Hand des Mannes nahm, der ihn ihm selbst beim Verlassen des Hauses weggerissen hatte. Er sah das Gesicht des Mönchs, während dieser den Revolver erhob, und wunderte sich, daß er Ärger und Bedauern darin las, nun, da Nylowitsch, Pepitas Freund, doch das letzte Wort erhielt: . . . „Bonjour, Monsieur Segal,“ wiederholte er, wie damals vor dem Spiegel im Badehaus; denn er wußte nicht mehr, was er sagte, und seine Zunge gab unwillkürlich der überraschenden Erkenntnis Ausdruck, daß er erst jetzt sich darauf besonnen hatte, wo er diesem Nylowitsch schon früher begegnet war. Und selbst nachdem der Mönch den Revolver gegen seine Schläfe abgedrückt hatte, und Fedjas Spießgesellen mit ihren Knüppeln auf den toten Körper loshieban, behielt das Antlitz diesen Ausdruck der Verwunderung und Überraschung . . .

Fedja war durch den Schuß in seinen Nachforschungen im Innern des Hauses unterbrochen. Er hatte allmählich Verschiedenes gefunden, das ihm des Mitnehmens wert erschien.

„Wer schießt?“ flüsterte er überrascht und sah sich um. Er begegnete Haume-Liebes Augen. Fedja war es peinlich, daß sie ihn ansah. Ihm ward

mit einem Mal ängstlich zumute. Es deutete ihm, als entsänne er sich an ein Paar Augen, die vor nicht langer Zeit ihn mit demselben weitoffenen, erstarrenden Blick angesehen hatten. „Wer schießt?“ wiederholte er und eilte zur Tür. Als er aus dem Haus trat, sah er den Mönch mit dem Revolver in der Hand dastehen, während die andern auf Segal los-schlügen.

„Jetzt gilt es zu entwischen,“ dachte er.

„Was habt ihr getan, Brüder!“ rief Fedja. „Wen habt ihr erschlagen? Den ersten Schreiber des Generalgouverneurs! Was habt ihr getan!“

„Ich nicht!“ antwortete sofort einer aus dem Haufen und rannte zum Hof hinaus, so rasch seine Beine ihn trugen. „Ich nicht!“ rief ein zweiter und folgte dem ersten. „Ich auch nicht!“ riefen andere und nahmen die Beine in die Hand. Alle miteinander rannten sie davon und hinter ihnen drein Fedja.

Der Mönch zuckte verächtlich die Schultern und steckte den Revolver neben den andern, den er schon vorher in der Tasche gehabt hatte. Er wollte Fedja einholen, um ihn daran zu hindern, noch mehr Unheil anzustiften, zögerte jedoch: „Einen Augenblick nur! Ich werde gleich bei euch sein!“ murmelte er. „Einen Freundschaftsdienst hat er mir erwiesen. Um ein Haar hätte er mir das Ganze ruiniert. Aber wir werden gleich miteinander abrechnen.“

Er beugte sich über Segals zerschlagenen Leichnam und untersuchte die Taschen des Schlafrocks. Sie waren leer. Hastig packte er den Kragen des Schlafrocks und schleppte die Leiche in den Schuppen.

„Hilfe! Hilfe!“ hörte er plötzlich jemand hinter sich rufen. Als er sich umdrehete, sah er Hanne-Viebe in der Gangtür auf der andern Seite des Hofraumes stehen.

„Hilfe! Hilfe!“ rief sie. „Sascha! Sascha . . .“

Der Mönch griff in die Tasche nach dem Revolver, befann sich aber. Er warf statt dessen den Leichnam auf ein Bündel Stroh neben die wieder-käuende Kuh, strich hastig drei, vier Zündhölzer zugleich an und zündete an. Das Stroh flackerte augenblicklich zu hellen Flammen auf und griff um sich, knisterte und sprühte, angespornt vom Luftzug von der offenen Tür her. Die Kuh, als sie das Feuer sah, begann zu brüllen, lauter und lauter, bis das Brüllen in ein langgezogenes Geheul überging, das den Mönch noch weit die Straße hinunter verfolgte.

Als der alte Doktor Krasnow und Kima, aufgeschreckt durch die Bot-schaft von der beginnenden Judenverfolgung, über den Fluß kamen, um Segal und seine Schwester zu sich hinüberzuholen, war das Dach des Stalls zusammengestürzt. Hanne-Viebe fanden sie bewußtlos innerhalb der offenen Gangtür liegen, die Fedja mit seiner Art gezeichnet hatte.

Wo der Mönch einen Haufen sah, der im Begriff war, ein jüdisches Haus zu plündern und die Bewohner abzuschlachten, da spähte er nach Fedja. Von Straße zu Straße ging er, stand vor den Häusern still, ohne an dem, was innen vor sich ging, teilzunehmen. Und wenn er so außerhalb einer der Schlachtfstätten stand, kam er sich selbst wie ein Feldherr oder ein Generalstabschef vor, der außerhalb der kämpfenden Reihen die Schlacht anordnete und leitete. Er stellte Betrachtungen an über das, was im Innern der einzelnen Häuser vor sich gehen mochte, wenn eine Bande mit Gebrüll die Türen gesprengt hatte und hineinstürmte. Sein Ohr sagte ihm, was geschah. An dem Schreien konnte er hören, wie viele Männer und Weiber und Kinder ungefähr in jedem Haus waren. Erst drang ein Chor von Flüchen und Gebrüll und Geschrei und Gejammere zu ihm heraus. Aber es währte nicht lange, so schwiegen alle Männerstimmen und machten einzelnen langgezogenen, halberstickten Stöhnenlauten von weiblicher Klangfarbe Platz. Und wenn er dies gelle Stöhnen hörte, ballte er die Hände und presste die Lippen zusammen, bis nach und nach alles still ward und in einem letzten hilflosen Winseln von schwachen Kinderstimmen erstarb. Kurz danach kamen die Mitglieder der Bande wieder zum Vorschein, rasend und berauscht von Wollust und Branntwein. Ein zerlumpter Bursche, geschwärzt von Rauch und Staub, kam aus einem Haus mit einer tiefen Wunde in der Backe, aus der das Blut troff: „Gebissen hat sie mich, der Satan!“ wiederholte er unaufhörlich, und so oft er es sagte, bekräftigte er es noch mit einem flammenden Fluch. Der Mönch sah genauer hin, während der Gebissene dastand und sich das Gesicht mit einem Lappen abtrocknete; und da entdeckte er, daß es ein junger Mensch aus sehr guter Familie war, ein Angestellter des Steueramts, der, als Bazzaroni verkleidet, seine Bedürfnisse befriedigte. Der Mönch wandte sich um, weil er plötzlich aus vollem Hals lachen mußte. Er hielt die Hand vor den Mund und lachte, daß er sich die Augen mit dem Rücken der andern Hand wischen mußte. Und lange, nachdem er den jungen Mann mit dem geschwärzten und bluttriefenden Antlitz aus dem Gesicht verloren hatte, konnte es plötzlich in ihm aufglücken, als wäre es etwas Einzigdastehendes und unbändig Komisches, diesen jungen Mann aus der guten Gesellschaft sich im Verein mit dem zerlumpten Abschäum der Gasse und Landstraße in der Pfütze wälzen zu sehen. Wäre es nicht von solcher Wichtigkeit für ihn gewesen, Fedja aufzufinden, er wäre dem jungen Menschen gefolgt, um seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Es war augenscheinlich ein Herr von ungewöhnlichen Sinnen und verblüffender Geschmeidigkeit, wenn er sich nicht bedachte, für den Pöbel Partei zu ergreifen, selbst wenn dieser nur einen einzigen Tag herrschte. Allerdings hatte es etwas verführerisch Neues, diese lichtscheuen Dunkelmänner einen einzigen Tag lang als Selbstherrscher aufzutreten zu sehen, befreit von ihren

Fesseln durch eine göttliche Hand, trunken von der Süße der Macht, doppelt süß, weil sie ausgeübt ward von ihnen, den Heimatlosen, den von der Gesellschaft Ausgestoßenen. Einen einzigen Tag lang durften sie ungestraft Blut vergießen, sich fremdes Gut aneignen, Gewalt gebrauchen, den Instinkten freie Bahn lassen, um, wenn die Sonne von neuem aufging, wieder in Kellern und Winkeln unterzutauchen. „Herrlich ist die Macht!“ flüsterte der Mönch, „herrlicher denn alles andere, und sei's auch nur für einen einzigen Tag! Am herrlichsten für die, die auf der tiefsten Stufe der Gesellschaft geboren sind und nie etwas anderes verschmeckt haben als Fußstritte ins Gesicht von denen, die auf der nächsten stehen . . .“

Vor einer Drogerie fand er einen Haufen Selbstherrscher mit weitgepreizten Gliedern auf der Straße liegen. Die Süße der Macht war ihnen in die Veine gefahren. Sie hatten alles in der Drogerie, was nach Sprit roch, getrunken und den Rest entzwei geschlagen. Vallend, den Sprit zu den Gurgeln herausdunstend, lagen sie in den Gläserben. Die ganze Straße roch nach Sprit und Arznei, als hätte eine Schar Herrschsuchtskranker hier Genesung gesucht und die Unheilbaren zurückgelassen.

Je mehr der Tag sich zum Abend neigte, desto mehr wurden derer, die gefättigt dahinsanken. Entweder sie ruhten auf offener Straße aus oder auch hingen sie über den Tischen der Kneipen. Und die wenigen Unerfättlichen, die nicht aufhören konnten, wurden furchtsam angesichts der Dämmerung, weil daraus hervor verwundende und tödliche Schüsse zu fallen begannen, sobald sie sich in Haufen neuen Häusern näherten. Einzelne versprengte Schüsse fielen da und dort; dann wurde alles still. Und in die Stille hinaus drang nur betrunkenes Gebrüll und Töne wie Siegespsalmen aus den überfüllten Kneipen.

Es war vollbracht! Es war genug! Das Gerücht meldete, daß Militär unterwegs sei, um den Pöbel zu verhindern, Leben und Besitz von Juden und Rechtgläubigen anzugreifen, — nachdem die ersteren hergegeben hatten, was sie konnten . . .

Der Mönch war vor Finkenbauins Anwesen stehen geblieben, das der alte Suchoswersky zerstört hatte, während der Sohn jenseits des Flusses war. Er lauschte auf die versprengten Schüsse; nach ihrer Häufigkeit und Stärke bemaß er die Dauer seines Aufenthaltes in dieser Stadt. Und während er stand und auf die Schüsse lauschte, die ihm alle vorkamen wie auf den Fußbreit Erde gerichtet, auf den er trat, hörte er plötzlich aus dem Innern des ausgestorbenen Geschäftshauses eine Stimme, dumpf und undeutlich, als käme sie aus dem Grab.

„Da ist einer lebendig begraben! Was sagt er?“ dachte der Mönch und näherte sich dem zersplitterten Tor des Anwesens. Aber im selben Augenblick schwieg die Stimme, und erst als er eine Weile gewartet hatte, vernahm

er sie wieder. Der Mönch schritt über einen Leichnam weg, der mit abgesägtem Kopf unter dem Tor lag und trat in den Hof. Und je mehr er sich der Stelle näherte, von wo die Stimme kam, desto deutlicher hörte er sie, ohne doch die Worte unterscheiden zu können. Bald klang sie dumpf und drohend, bald riß sie ab und erstarb in Schweigen. Der Mönch ging quer über den ringsum eingebauten Hof, vorsichtig auftretend, um nicht seine Stiefel in den geronnenen Blutrümpeln zu beschmutzen oder über allerhand Gerätschaften, Tonnen und Leichen zu stolpern. Der Hof sah aus, als hätte der Satan Hochzeit darin gefeiert. Die Leichen lagen nackt und verstümmelt umher, zwei und zwei, paarweise, Mann auf Weib, mit ausgereckten Armen und Beinen. Man hatte es nicht so genau genommen, ob die Paare im Leben zusammengepaßt hätten, wenn bloß der Satan sie im Tod kopulierte: Greise mit Unmündigen, Knaben mit Großmüttern, einerlei. Einige von ihnen trugen Hochzeitsgewänder von Leer und Federn, waren köstlich geschmückt mit Flachspfropfen in Ohren und Mund. Reiche Gaben waren dargebracht worden zur Festlichkeit. Korn und Mehl und zerfetzte Häute ringsumher im Hof um die Paare. Die Türen des Magazins waren aus den Angeln gerissen, damit man leichter zu den Waren gelangen konnte. Das Wohngebäude sah aus, als hätte ein Ungeheuer es zerkaut und wieder ausgespuckt als untauglich zur Speisung. Aus seinem Innern klang ununterbrochen und drohend die Stimme, die den Mönch nach sich zog. Leise schleichend glitt er wie ein Schatten ins Haus. Es war fast dunkel, und er tastete sich mit den Händen vorwärts, stand still, lauschte; jetzt hörte er die Stimme ganz nahe:

„Ich bin der Mann des Elends, der die Rute seines Grimmes sehen muß . . . Er hat mein Fleisch und Haut alt gemacht und mein Gebein zerschlagen . . . Er hat mich vermauert, daß ich nicht heraus kann . . . Er hat mich mit Bitterkeit gesättigt und mit Vermut getränkt; er hat meine Zähne zu kleinen Stücken zerschlagen . . . Du hast uns zu Kot und Unflat gemacht unter den Völkern . . . Meine Feinde haben mich geheßt wie einen Vogel . . . ohne Ursache . . . Ich aber rief deinen Namen an, Herr, unten aus der Grube . . .“

Die Stimme schwieg, und nur ein schmerzvolles Stöhnen war zu vernehmen. Der Mönch nickte anerkennend. Er war bewandert in der Schrift. Mehrere Jahre lang hatte er nämlich, wider seinen Willen, keine andere Lektüre gehabt als die Bibel.

Aber wieder klang es aus dem Dunkel:

„Vergilt ihnen, Herr, wie sie es verdient haben . . . Laß ihnen das Herz erschrecken, laß sie deinen Fluch fühlen . . . Da wird dann ihr König samt seinen Fürsten gefangen weggeführt werden, spricht der Herr . . . Und sie sollen fallen, ein jeglicher durch des andern Schwert . . . Aber der Herr

wird ihre Macht, die sie auf dem Meer haben, schlagen . . . Aber die Tore an den Wassern werden doch geöffnet und der Palast wird untergehen . . . Siehe ich will an dich, spricht der Herr Zebaoth; ich will dir dein Gebräme aufdecken unter dein Angesicht, und will den Heiden deine Blöße und den Königreichen deine Scham zeigen . . . Ninive und Noamon zwischen den Wassern . . .“

Es kam dem Mönch vor, als krasse jemand mit den Händen oder schleppe die Füße über den Boden. Er trat einen Schritt zurück, sah aber nichts; und die Stimme fuhr fort, als hätte der, der da sprach, das Geräusch vernommen:

„Verflucht seist du, der du dem falschen Messias dienst und den andern Göttern, die gemacht sind aus Holz und Gold und Silber. Verflucht seist du mitsamt seinen Götzdienern . . . Zehnmal verflucht die aus dem Volke Israel, die dich und deinen Anhang mästen mit ihrem Gold . . . In Ewigkeit Fluch über die Kinder Israels, deren Gold unsere Feinde stärkt und sie wieder aufrichtet, wenn sie dem Untergang entgegengehen . . .“

Der Mönch strich ein Zündholz an. Das Zimmer, in dem er stand, war leer. In dem nächsten stand eine Truhe gegen die Wand gelehnt, hinter der sich etwas regte. Der Mönch strich ein Zündholz ums andere an und ging, vor sich herleuchtend, auf die Truhe zu. Es war eine schwere Eisentruhe mit aufgebrochenem Schloß. Darunter staken ein paar nackte, blaugeschwollene Füße hervor und hinter ihnen, an die Wand geklemmt, saß halb und lag halb ein alter Jude. Aus einer großen Wunde am Kopf hatte das Blut die eine Seite seines langen, schneeweißen Bartes leberrot gefärbt. Die hageren Greisenhände waren gegen die Truhe gestemmt, wie um sie von den zerschmetterten Beinen zu wälzen. Aber sie waren zu schwach, und die Nägel kratzten peinvoll gegen das harte Eisen. Zwei Augen, versteint in Schmerz, starrten dem Mönch entgegen. Die Lippen bewegten sich leise; aber plötzlich erklang es wieder dumpf und drohend von ihnen:

„Aber du glaube nicht, daß uns Gott verlassen habe . . . Verziehe eine kleine Weile, so sollst du erfahren, wie mächtig Gott ist, der dich und dein Geschlecht plagen wird . . .“

Der Mönch näherte sich mehr und mehr, als wolle er durch seine bloße Gegenwart den Greis zum Schweigen zwingen; der aber schwieg nicht.

„Du aber, der du den Juden alles Leid anlegst, sollst unserm Herrn Gott nicht entlaufen . . . Du gottloser und unreiner Mensch, überhebe dich deiner Gewalt nicht zu sehr . . .“

„Schweig, verfluchte Nachteule, oder ich reiß' dir die Zunge heraus!“ schrie der Mönch, von einer unerklärlichen Raserei ergriffen.

Der Greis öffnete mühsam den Mund, streckte die Zunge heraus und sagte:

„. . . Und da sie es von ihm forderten, reckte er die Zunge frei heraus . . . Du aber, verzieh eine kleine Weile, so sollst du erfahren . . .“

Der Mönch blickte sich hastig im Zimmer um, als käme es ihm undenkbar vor, daß dieser zerschmetterte, halbtot geschlagene Greis es war, der da sprach und niemand anders . . .

Und eh' er noch diese Frage hatte entscheiden können, war er aus dem Haus hinaus, tastend, sich vorwärts tappend, mit einem Beben zwischen den Schulterblättern, als hätte der Greis sich aus seinem lebenden Grab erhoben, um ihm zur Türe zu folgen. Er sprang über die Leichen im Hof und hielt erst inne, als er wieder auf der Straße stand.

„Puh! Ich glaube, ich fang' an, die Toten reden zu hören,“ murmelte er und setzte seinen Weg fort.

Von Kneipe zu Kneipe ging er, um Fedja zu suchen, tauchte, spähend und witternd wie ein Geier, zwischen den taumelnden Tieren um die Schenkstische auf und verschwand wieder im Dunkel, aus dem er gekommen war. In einer der Kneipen fand er zwei von denen, die in Fedjas Gefolgschaft gewesen waren. Er erkannte sie sofort wieder. Es waren die zwei, die Segal zu Boden geworfen hatten und die ersten gewesen waren, davonzulaufen, als Fedja ihnen Angst einjagte. Der Mönch trat dicht auf sie zu.

„Was ist aus eurem Anführer geworden?“

Sie schielten von der Seite auf den Mönch.

„Ich meine Fedja Suchoswersky.“

„Ach so, Fedja! Na, der ist bei der Witwe jenseits des Flusses geblieben.“

Und sie erklärten ausführlich, wie sie hieße und wo sie wohnte.

Kurz darauf stand der Mönch vor dem kleinen Holzhaus der Witwe. Es war Licht in einer der Stuben, aber er konnte nicht sehen, was drinnen vor sich ging. Als er klopfte, kam die Witwe selber heraus, um zu sehen, wer es sei.

„Gottes Friede, Tantschen!“ grüßte der Mönch und schob sofort den Fuß zwischen den Türspalt. „Fedja hat mich gebeten, ihn hier zu treffen.“

„Wenn Fedja selber es gesagt hat . . .“ erwiderte die kleine runde Witwe mit süßlicher Stimme und öffnete die Tür zu der Kammer, wo Fedja, so lang er war, auf einer Bank lag und schlief. Er richtete sich, als der Mönch eintrat, schlaftrunken auf und maß ihn mit einem unsicheren und prüfenden Blick.

„Na, hier treffe ich dich also endlich, Bruder,“ grüßte der Mönch und lächelte über Fedjas sichtlichen Verdruß bei seinem Anblick. „Ich habe, wie du weißt, etwas Wichtiges mit dir zu reden . . .“

Fedja verzog den Mund, als wollte er sagen, er könne sich nicht denken, was das sein möchte.

„Ja,“ fuhr der Mönch fort und setzte sich auf die Bank, auf der Fedja

gelegen hatte, „man hat draußen beim Fluß einen Sack gefunden, der aussieht, als hätte man was darin getragen, und jetzt sagt da einer, sie wüßten . . .“

Jedja griff sich an den Hosensbund und schluckte laut auf.

„Ach, Zantchen!“ rief er hastig seiner Witwe zu, „können wir nicht den Samowar anzünden!“

Die Witwe entfernte sich voller Eifer, um Jedjas Wunsch nachzukommen.

„Was ist das mit dem Sack?“ fragte Jedja, als sie allein waren. „Was sagst du da? . . .“ Er war aschgrau im Gesicht.

„Ach, es war bloß etwas, was mir eben in den Sinn kam,“ erwiderte der Mönch, ohne eine Miene zu verziehen.

Jedja setzte sich augenscheinlich erleichterten Gemüts auf einen Stuhl.

„Weißt du denn überhaupt,“ begann er, in der Absicht, den Mönch einzuschüchtern, „wen du heut' vormittag über den Haufen geschossen hast?“

„Über gewiß, einen Beschnittenen!“

„Beschnitten wird er wohl gewesen sein,“ gab Jedja zu; „aber er war mehr als das! Jawohl, er war mehr!“ bekräftigte er mit einem Blick.

„Wieso weißt du das, Bruder?“ fragte der Mönch; und als ob ihn eine plötzliche Angst überkäme, daß ein Unschuldiger den Tod erlitten haben könnte, fügte er hinzu:

„Es ist doch nicht möglich, daß . . .“

„Ja doch, just so ist es!“ fiel ihm Jedja triumphierend ins Wort. „Der, den du umgebracht hast, war rechtläubig und eine Berühmtheit in Moskau, der Freund des Generalgouverneurs, sag' ich dir!“

Der Mönch sah Jedja erschrocken an und bekreuzigte sich. Jedja verfolgte seinen Sieg sogleich weiter und zog Segals Paß aus der Tasche.

„Da, sieh' her! Was sagst du dazu?“

Der Mönch machte eine schwache Bewegung mit der Hand, um das Papier an sich zu nehmen; aber da Jedja es ihm nur unter die Augen hielt und es augenscheinlich selber behalten wollte, tat der Mönch, als hätte er nicht danach die Hand ausgestreckt.

„Jesus Christus!“ murmelte er bestürzt, als er die Zeilen des Passes gelesen hatte, die Jedja mit seinem Daummagel unterstrich.

„Ja, ein böses Mißverständnis, und strafbar!“ lachte Jedja und weidete sich an der Zerknirschtheit des Mönchs.

„Wir sagen es keinem Menschen!“ bat der Mönch flüsternd.

„Na ja, das kommt darauf an,“ versteifte sich Jedja auf seinen Vorteil und steckte den Paß in die Tasche.

„Du!“ flüsterte der Mönch und legte seine Hand vertraulich auf Jedjas Arm, „zehntausend Rubel hat er bei sich gehabt, heißt es.“

Jedja sperrte den Mund weit auf. „Zehntausend Rubel! Ich . . . ich hab' bloß viertausend auf dem Tisch liegen sehen . . .“

In diesem Augenblick streckte der Mönch langsam seine Hand aus und nahm vom Tisch Segals Goldmosaiketui, das Fedja dahin gelegt hatte, um Zigaretten zur Hand zu haben, während er auf der Ofenbank ausruhte. Mehrere Male hatte er es an sich nehmen wollen, hatte aber nie eine Gelegenheit erwirkt, weil der Mönch nie auf die andere Seite sah. Unwillkürlich griff er nach der Hand des Mönchs; aber es war zu spät. Der Mönch blickte fragend auf ihn und dann auf das Etui. Er kannte es wohl. Segal hatte es ihm seinerzeit selbst angeboten. Er drehte und wog es in der Hand, während er Fedja beständig im Auge behielt.

„Was ist das?“ rief Fedja und langte nach dem Etui.

Aber der Mönch faßte das Etui fester und schob es in seine Tasche.

„Gebt Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ sagte er und stand auf.

„Was sagst du da?“ beharrte Fedja, peinlich berührt.

„Ich sage, daß der Paß und das Ding da, das denselben Namen trägt, nicht in einer Hand sein dürfen. Behalte du den Paß, Bruder; das andere behalte ich. Sonst sehest du dich dem Strafgericht der Menschen aus! Die Stunde ist gekommen, da du mir folgen mußt, um Buße zu tun für deine Tat! Entweder du beugst dich demutvoll der Kirche und ihrem Diener; oder du wirfst dem Urteil der Menschen preisgegeben.“

„Ich folge dir!“ erklärte Fedja bestimmt. Er zog seinen Kittel an, öffnete die Tür zur Küche und sagte zu der Witwe:

„Ich komme gleich wieder, wenn nicht heute, so morgen . . . Adieu solange! Ich begleite unsern Gast . . .“

Und sie gingen hinaus ins Dunkel, Seite an Seite, wachsam und lauernd wie zwei Todfeinde, die um ihre beiderseitigen verborgenen Taten wissen.

Der Mönch dachte: Er ist mir im Weg. Außerdem hat er viertausend Rubel bei sich. Wie soll ich ihn ohne Aufsehen los werden? Drunten am Fluß vielleicht? Aber er tat völlig unbefangen und erzählte von den Klöstern des Südens, dem opalblauen Berge Athos und den Olivenhainen am Flusse Jordan.

Fedja schwieg und lauschte. Gleichzeitig aber dachte er: Wie komm' ich los von diesem Satansmönch, eh' er mir auch das Geld und die Uhr nimmt? . . . Er schwieg und schielte nach der Uhr. . . Wie werd ich ihn los? Ich lauf' einfach davon, noch eh' wir an den Fluß kommen, und beseh' mir die Welt auf eigene Faust.

Es fiel ihm plötzlich etwas ein, was einer der Kameraden gesagt hatte, als sie vormittags vor dem Mönch und Segal davongelaufen waren. Wer weiß, vielleicht konnte er dem Mönch Angst einjagen.

„Jarwohl, schön klingt das, was du da sagst von jenen Teilen des Landes!“ begann er. „Wirklich schön . . .“ Er grubelte eine Weile nach. . . . „Aber

was ich sagen wollte: was war es doch, was der . . . du weißt, Segal sagte, eh' du ihn tötelest?"

„Er hat gesagt, er könne beweisen, daß du das Kind geschlachtet hättest, das draußen an der Kirchhofstür lag.“

Fedja räusperte sich ein paarmal und wick ein bißchen zur Seite.

„Hat er nicht so etwas gesagt, wie, daß er dich kenne? Mir ist, als hätte einer von den Kameraden das berichtet . . .“

Der Mönch blieb jäh stehen und machte Front gegen Fedja. Mit der Hand hielt er den Revolver in der Tasche umklammert.

„Sag' mir,“ begann er sehr ruhig und teilnahmsvoll, „bist du sicher, daß du die viertausend Rubel vergessen hast auf dem Tisch, als du unter anderem die goldene Uhr und den Paß nahmst? Ich möchte dir nämlich nur sagen . . .“

Er wurde durch eine unerwartete Bewegung Fedjas unterbrochen. Er bog sich hintenüber, seitwärts, ward aber doch von einem heftigen Stoß in den Unterleib getroffen. Schwindel überfiel ihn, er spürte eine saugende inwendige Leere in sich, wankte und fiel. Aber als Fedja auf ihn eindrang, um ihn noch tödlicher zu treffen, sah er den Mönch einen Revolver aus der Tasche ziehen; also duckte er sich hastig und rannte im Zickzack vom Ort seiner Tat. Der Schuß des Mönchs traf ihn nicht, und die Dunkelheit verwischte seine Spur. Keiner in seiner Vaterstadt sah ihn wieder . . .

Der Mönch lag eine Weile flach ausgestreckt auf der Straße und bedachte sich. Er hatte das Gefühl, als wäre irgendeine Stelle tief in seinem Innern mit einer Stecknadel gestochen worden, erst langsam und vorsichtig, einmal, zweimal, dann öfter und öfter, schneller und schneller, mit immer mehr und mehr Nadeln, bis sein Fleisch gespickt war mit stechenden Nadelbündeln und der Schmerz wie ein Brand in seinen Eingeweiden fraß.

Er führte die Hand nach seinem Unterleib und fühlte, wie sie naß und klebrig wurde. Wie ein eiskalter Frosthauch fuhr das Entsetzen über seine Nerven. Er fühlte ein Säusen von Jammer über seinen kältezitternden Körper gehen. Mit einer verzweifelten Anstrengung hob er sich auf die Knie und fiel vornüber auf die Arme. Mühselig begann er, die Straße hinunter zu kriechen, ins Dunkel hinaus brüllend und heulend wie ein verwundeter Wolf . . . „Mord! Hilfe! . . . Rechtgläubige! Hilfe! Mord!“

Der Mönch öffnete die Augen. Er lag auf dem Rücken und sah grade über sich die niedere Decke eines langgestreckten, von einer Reihe beschirmter Petroleumlampen schwach erleuchteten Raumes. Die Luft, die er atmete, war stickig. Sie schmeckte nach Knoblauch und Ausdünstung und Karbol. Rund um ihn her stöhnte und jammerte es ununterbrochen, und plötzlich erinnerte er sich, wie jemand ihn von der Straße aufgehoben und auf einen Wagen gelegt hatte. Er fühlte vorsichtig mit den Händen an sich

herunter und griff nach der Tasche und seinem Sack: er war vollständig angekleidet. Darauf bewegte er die Zehen: die Stiefel hatte man ihm ausgezogen. Er versuchte, das Bein zu heben, ließ es aber sogleich bleiben, weil ein gewaltsamer heftiger Schmerz ihn durchzuckte: er war also schwer verwundet und lag im Spital. Langsam drehte er den Kopf. Neben ihm auf einem niederen Eisenbett mit einer groben Sackleinwandmatratze lag ein Mann, ebenfalls vollständig angekleidet. Auch er hatte den Kopf umgedreht und stierte den Mönch mit einem starren, beharrlichen Blick an, als wolle er nach etwas fragen, könne sich aber nicht darauf besinnen. Der Mönch sah ihn genauer an und wunderte sich darüber, daß der Nachbar mit den Händen so krampfhaft seine Jacke gepackt hielt. Und diese Stellung im Verein mit dem starren und fragenden Blick kam dem Mönch so auffallend vor, daß er den Mund öffnete, um zu fragen, was der andere auf dem Herzen habe. Aber im selben Augenblick, als er den Mund öffnete, spürte er, daß dieser so trocken und brennend heiß war, daß es ihn Mühe kosten würde, zu sprechen. Er versuchte ein paarmal zu schlucken, aber alle Feuchtigkeit war fort, als sei er ausgebrannt vor Durst. Er räusperte sich, hustete vorsichtig, um den Leib nicht zu bewegen, schluckte wieder und sagte zu dem Mann, der nicht eine Sekunde lang die Augen von ihm abwandte:

„Nach was siehst du?“

Und da der Mann nicht antwortete, nur fortfuhr, ihn starr anzustieren, wiederholte er kurz:

„Ich sage, nach was siehst du? . . . Bist du taub? . . . Was? . . .“

„Er ist tot . . . Ich habe ihn sterben sehen . . .“ vernahm der Mönch plötzlich von der andern Seite her eine dünne Stimme; und als er den Kopf wandte, um zu sehen, wer da antwortete für den, zu dem er gesprochen hatte, sah er einen Mann mit langem Bart und einem entsetzlich zerschlagenen und aufgequollenen Kopf. Der Sprecher versuchte augenscheinlich, entgegenkommend und mittheilsam auszufehen, trotz seiner entstellten Züge.

„Ja, er ist gestorben,“ fuhr er mit stark jüdischer Aussprache fort, „und wir alle sterben, wenn die Reihe an uns kommt. Ich liege seit zwei Stunden hier, bin vor dir gekommen, und jetzt ist Mitternacht . . .“ Da der Mönch nicht antwortete, fuhr der aufgeschwollene Kopf entschuldigend fort:

„Sie konnten uns ja erst auflesen, als es dunkel wurde, mußt du wissen; darum kommt nun alles auf einmal . . . Der Oberarzt schimpft, aber wir können ja nichts dafür . . .“

„Wer kann nichts für was?“ erkundigte sich der Mönch.

„Ich meine, daß wir um diese Zeit das Spital überfüllen. Aber die meisten von uns sind tot . . . Es ist nur durch ein Mißverständnis, daß wir hier hereinkommen . . . Sie haben uns grausam schrecklich geschlagen . . .“

Der Mönch versuchte, sich aufzurichten, fiel aber sofort wieder zurück und stöhnte laut.

„Ja, es ist schlimm, wenn es den Unterleib getroffen hat? Mir haben sie bloß den Kopf und den Rücken zerblaut . . . Die dich brachten, sagten, es sei der Unterleib . . . Als ich für tot im Haus lag, sah ich, wie sie der Familie des Meisters den Bauch aufschlitzten . . . Das ist sehr schlimm . . .“

Der Mönch setzte sich plötzlich im Bett auf. Er biß die Zähne hart zusammen und stützte sich auf die Arme. Drunten am andern Ende des Raumes war die Krankenpflegerin damit beschäftigt, einen, der zum Verbinden hinausgetragen werden sollte, zu entkleiden. Von einer langen Reihe Betten stöhnte und jammerte es ununterbrochen. Manche lagen vollständig angekleidet da und warteten, andere waren schon im Spitalhemd.

„Kommen Sie hierher, Schwester!“ rief der Mönch, und es ward mit einem Male still in der Baracke, als horchten die Kranken auf bei dieser heiseren, harten Stimme.

Die Schwester sah nach der Seite hin, von wo die Stimme kam, und fuhr in ihrer Arbeit fort.

„Kommen Sie herauf zu mir, sage ich!“ rief der Mönch noch lauter.

Eine der Schwestern näherte sich unwillig.

„Sie müssen wirklich Geduld haben, bis die Reihe an Sie kommt.“

„Zum Teufel mit eurer Geduld!“ antwortete der Mönch zähneknirschend.

„Wo ist der Oberarzt? Ich will den Oberarzt sprechen.“

„Wenn Sie zum Verbinden gebracht werden, können Sie ihn sprechen. Der Unterarzt hat gesagt, es solle der Reihe nach gehen, ohne Ansehen der Person.“

„Holen Sie den Oberarzt! Auf der Stelle! Sonst steh' ich auf und geh' zu ihm hinein, und wenn ich meine Därme hinter mir drein schleppen müßte . . .“ Der Mönch hob die Beine aus dem Bett und machte Miene, aufzustehen, obgleich es ihm schwarz wurde vor den Augen vor Schmerz.

„Um Gottes willen, bleiben Sie liegen! Sie haben eine Wunde im Unterleib!“

„Her mit dem Oberarzt!“ sagte der Mönch und erhob sich schwankend.

„Und wenn ich in meine eigenen Därme treten müßte! . . .“

Die Krankenpflegerin eilte davon; der Mönch aber blieb stehen und hielt die eine Hand gegen den Unterleib gedrückt. Gleich darauf kam der Oberarzt. Es war ein kleiner, dicker Mann mit dichtem grauem Kraushaar und kurzgestutztem Bart. Pustend vor Erregung lief er in seinem weißen Kittel auf den Mönch zu.

„Was zum Satan willst du!“

„Ich will nicht zwischen diesen beschnittenen Äsern liegen!“ gab der Mönch zurück.

„Wie hast du gesagt?“ fragte der Oberarzt sichtlich interessiert und hielt die Hand ans Ohr.

„Mein Platz ist nicht zwischen diesen beschnittenen Äsfern!“ wiederholte der Mönch hart. „Ich bin ein Diener der Kirche. Die Brüdergemeinde bezahlt für mich. Ich habe Geld für ein Einzelzimmer.“

„Wer hat ihn hierher gelegt?“ wandte der Oberarzt sich an die Schwester.

„Der Unterarzt sagte . . .“

„Unterarzt hin, Unterarzt her! Das Kommando führe ich! . . . Er soll sofort in ein Einzelzimmer gebracht und behandelt werden! . . . Leg' dich! Leg' dich hin! Sonst wird bei Gott auch aus dir Wurstfleisch!“

Der Mönch verzog das Gesicht und setzte sich abwartend auf die Bettkante, sank aber gleich darauf hintenüber auf die Matratze . . .

Als der Oberarzt am nächsten Morgen bei seinem Rundgang zu dem Mönch kam, nahm er neben dem Bett Platz und las aufmerksam mit hochgezogenen Brauen die Zahlen auf der Tabelle ab.

„Na, wie geht's, Freundchen?“

„Danke, den Umständen gemäß,“ antwortete der Mönch matt. Er hatte hohes Fieber.

„Ja, es ist eine tüchtige Schramme, die du davongetragen hast, Freundchen. Wie ist es denn zugegangen?“

„Einer hat im Dunkeln nach mir gestochen.“

„Hab' ich es nicht immer gesagt! . . .“ rief der Oberarzt geärgert. „Sag über ducken sie sich, aber sobald es dunkel wird, kommen die Satanskerte mit ihren Küchenmessern!“

Der Mönch schwieg und an seinem Ausdruck ließ sich nicht erkennen, ob er derselben Meinung war wie der Oberarzt.

„Jetzt müssen wir uns ganz ruhig verhalten, mäuschenstill, und weitermachen mit den warmen Umschlägen. Laß einmal sehen!“ Der Oberarzt schlug die Decke zurück und befühlte den Unterleib des Verletzten.

„Pfui Kuckuck! Er schwillt an! . . .“

„Wie bin ich gestochen?“ erkundigte sich der Mönch.

„Gründlich, Freundchen, gründlich, wie die Makkabäer den Elefanten stachen.“

„Und die Aussichten?“ fragte zögernd der Mönch.

„Aussichten? Die Aussichten sind die besten. Ich werde wieder nach dir sehen, Freundchen, gegen Mittag,“ tröstete ihn der Oberarzt und verließ das Zimmer.

Der Mönch blickte ihm nach, verfolgte aufmerksam, wie sich die Türe schloß und die Klinge sich drehte und still stand, als die Hand draußen sie losließ, und wie die Schritte sich entfernten. Er streckte die Hand nach einem Glas Wein und Wasser aus und trank ein paar Schlucke, stellte das

Glas auf den Tisch zurück und rückte es prüfend ein paarmal hin und her, um sich zu überzeugen, daß es sicher stand. Darauf sah er zur Decke empor und verspürte Lust, an etwas zu denken; aber in der Zukunft fand er nichts, das seine Gedanken festhalten konnte, und an die Vergangenheit erinnerte er sich nicht gern. Er schloß die Augen und blickte in das Dunkel hinter den geschlossenen Augenlidern. Nachdem er eine Weile geblickt hatte, zeigten sich ein paar tanzende Punkte, denen er aufmerksam folgte, obgleich das mit einem peinlichen Gefühl verknüpft war. Nach und nach erweiterten sich die Punkte und nahmen eine tief violette Farbe an, die sich in das umgebende sammettschwarze Dunkel vertonten. Die Ringe kreisten gegeneinander, hoben und senkten sich, als folgten sie einem unhörbaren Orchester. Manchmal standen sie plötzlich still, alle auf einmal, bis sie wieder den Tanz aufnahmen im Takt mit den fernen Tönen, so fern, daß sie nur wie ein Ahnen waren. Aber von einem Windhauch getragen kamen sie näher, rauschten auf gleich einem tönenden Quell, erstarben, kehrten wieder, entfalteten sich und schlossen sich gleich einer Blume mit klingenden Goldblättern. Die dunkelvioletten Ringe drehten sich jetzt langsamer, schaukelten zauberisch gleich großen Schmetterlingsflügeln in maulwurfsfellweichem Dunkel. Und beständig strömten die Töne, klingend und zitternd, aus einer goldenen Blume, die von der Erde bis in den Himmel wuchs und ihre rieselnden Blätter unter dem ewigen Hauch von jenseits der Erde neigte . . .

„Wo spielen sie?“ fragte der Mönch, als er daran erwachte, daß der Oberarzt sich über ihn beugte.

„Spielen? Spielen?“ sagte der Oberarzt und sah mit hochgezogenen Brauen auf den Mönch, während er nach seinem Puls faßte. „In deinem Puls, Tod und Teufel, in deinem Puls spielt es, Brüderchen!“

Der Mönch holte Atem, so tief er konnte, und sah den Oberarzt verständnislos an. Vom Oberarzt sah er sich im Zimmer um, warf einen nachdenklichen Blick auf den grauen Tag vor den Fenstern und fand plötzlich, daß alle Dinge ein anderes Gepräge trugen als das gewohnte, anders geworden waren, als er sie von gestern, ja, sogar noch vom Morgen her kannte . . . Hatte man ihn nicht in ein anderes Zimmer gebracht?

„Doktor,“ sagte er, „weshalb hat man mich in ein anderes Zimmer gebracht?“ Und als ob ihm jählings etwas einfiel, hob er den Kopf, um sich umzusehen.

„Bleib liegen, Freundchen! Leg' dich hin! Sonst geht's, Tod und Teufel, schief!“

„Wo sind meine Sachen?“ fragte der Mönch und sah den Oberarzt mißtrauisch an. „Weshalb hat man mich ausquartiert?“

„Ausquartiert? Du bist nicht ausquartiert, Freundchen. Deine Kleider hängen in schönster Ordnung dort unter dem Laken.“

Der Mönch sah zu seiner Beruhigung, daß ein Ende seiner schwarzen Kutte unter dem Laten hervorsah.

„Ich will Ihnen nämlich sagen, Doktor,“ erklärte er, „ich kann es nicht leiden, wenn meine Kleider nicht bei der Hand sind, wenn ich jetzt aufstehe.“

„Aufstehe?“

„Ja, was meinen Sie, Doktor?“ Und er sah scharf und forschend auf den Oberarzt, als hätte in dessen Ton etwas Auffallendes gelegen, in das er sich plötzlich festbiß. Und da der Oberarzt schwieg und sich ein paarmal räusperte, ehe er die rechten Worte fand, fuhr der Mönch halb mitleidig fort:

„Sagen Sie es mir, Doktor! Was das anbelangt — ich bin bereit. Aber wissen muß man es, verstehen Sie? Ich habe noch eine Kleinigkeit zu ordnen, wenn es soweit ist . . .“

„Du sollst nicht so viel reden, Bruder,“ sagte der Doktor ausweichend und wollte aufstehen. Aber der Mönch streckte den Arm aus und packte ihn fest am Handgelenk.

„Ich verlange, Doktor, zu wissen, wieviel Zeit ich noch habe . . . wenn es so steht . . . Ein Diener Gottes muß vorbereitet sterben.“

Der Oberarzt versuchte schonend seine Hand freizumachen; aber die Finger des Mönchs hielten sie eisensfest umklammert.

„Es ist Ihre Pflicht, Doktor!“

Der Oberarzt blickte zu Boden, und plötzlich, als fühle er sich just diesem Kranken gegenüber sehr unsicher, kam es von seinen Lippen:

„Ja, wenn du es denn durchaus wissen willst, Freundschen . . . Du bist ja fremd hier und hast vielleicht jemand . . . Dein Zustand ist ernst. Hm . . . Einen Tag etwa, denke ich . . .“

Der Oberarzt fühlte, wie die Finger des Mönchs einer nach dem andern sich von seinem Handgelenk lösten. Und als die Hand ganz frei war, begann er verlegen die weißen Male darauf zu reiben, hielt aber gleich wieder inne, weil er die Augen des Kranken auf sich ruhen fühlte. Und plötzlich legte er seine Hand auf die Schultern des Mönchs.

„Ich kann nichts dafür, Brüderchen. Tod und Teufel, nein, ich kann nichts dafür. Der Satanskern hat dir ja die Därme aufgeschlitzt, hat sich gründlich deine inwendigen Teile besehen . . . Und der Mensch ist ein zerbrechliches Gefäß, der reine Scherben, jawohl! . . . Alles Fleisch ist wie Heu,“ fügte er hinzu, um etwas zu sagen, was der Gelegenheit angemessen war.

Der Mönch nickte schwach mit dem Kopf.

„Kann eine Schwester zu mir kommen, damit sie etwas für mich besorgt? . . . Da ist nämlich jemand, dem ich gern Abbitte leisten möchte für etwas . . . Ich habe ein bißchen harte Worte gebraucht einmal . . . und mit Unrecht . . .“

„Aber freilich, Brüderchen . . . Ich sehe gegen Abend wieder nach dir,“ versicherte der Oberarzt und ging.

Als die Krankenpflegerin kam, bat der Mönch:

„Schwester, legen Sie meine Kleider hier auf den Stuhl.“ Und als sie sie gebracht hatte, suchte er mit der einen Hand in seiner Tasche und holte einen kleinen Kasten mit Briefpapier und Bleistiften heraus. Auf ein Stück Papier schrieb er:

„18 — 4 — 1880“

Er schloß sorgfältig den Briefumschlag und schrieb etwas außen hin.

„Schwester, bringe diesen Brief an seine Adresse. Sage: ein sterbender Mönch will Abbitte leisten für harte Worte, die er unlängst gesprochen hat . . . Und weil es die einzige Sünde ist, deren ich mir bewußt bin . . . Sage: es eilt, damit ich nicht ohne Vergebung sterbe . . . Hab Dank, Schwester, und Gott sei mit dir!“

Der Kranke schloß die Augen, ihm war, als schaukte und verschiebe sich alles. Die Wände wichen zurück und falteten sich zusammen, daß die Ecken des Zimmers hervorsprangen und Speere um sein Lager aufrichteten. Sie senkten und hoben sich, legten aus und zogen sich zurück, als würde die Reichweite des Stoßes in unsichtbaren Händen gewogen. Der Kranke legte vorsichtig seine Hand zurecht, und in dem Augenblick, als die Speere alle auf einmal einen Ausfall machten und sich dicht über seiner Brust kreuzten, daß Feuer und Funken aus den Eisenspitzen sprang, griff er mit der Hand zu und hielt sie fest. Sie wanden sich, um loszukommen, zerrten gleich gefesselten Tieren, daß sein ganzer Körper zitterte; aber er ließ nicht los. Das rohe Eisen sandte ihm eine eisige Kälte den Arm hinauf. Seine Finger wurden starr, hielten aber ständig die blaukalten Eisenzungen fest, als wären sie um sie herum zu Eis gefroren. Ein siegesbewußtes Zucken lief über das zerquälte Anlitz des Mönchs, und er wandte den Kopf, um nicht seine steifgefrorene Hand sehen zu müssen. Seine Gedanken wandten sich auch gleich darauf auf etwas anderes. Es war ihm, als wäre er ganz klein und bloß in ein kurzes Hemd gekleidet. Er stand auf einem ungeheuren Platz, wo immer Schatten war, weil die Häuser darum höher waren als die Sonne. Ein Fluß mit dunklen und duftenden Wassern zog seine Furche von Häuserreihe zu Häuserreihe; aber wenn er auf den Zehenspitzen ging, konnte er hindurchwaten bis zum andern Ufer. Dort setzte er sich hin, um nach vielen köstlichen Dingen zu fischen, die der Fluß mit sich führte: Korben und schwarze Melonenkerne und zerbrochene Holzlöffel. Alles, was er fing, legte er zum Trocknen neben sich auf die Erde. Unendliche Schätze entnahm er dem Fluß, eine Welt von Reichthum und Herrlichkeit. Er besah sie, einen um den andern, ließ die Hände zärtlich darüber hingleiten, steckte ein paar Melonenkerne in den Mund, um zu schmecken, wie glatt und blank sie

waren . . . Aber just wie er so recht mit Wohlbehagen schmeckte, packte eine große, rote Hand ihn beim Haar und riß ihn mit einem Ruck in die Luft empor, daß ihm Funken vor den Augen sprühten: Liegst und wühlst du wieder im Kinnstein herum, verfluchter Hurenjunge!“ rief eine rohe Männerstimme. Und wieder zerrte es an seinem Haar, daß ihm das Feuer aus der Stirn schlug . . . Aber als das Feuer nach und nach erlosch in einem Meer von salzigen Tränen und das Meer verzehrt war bis auf den letzten Tropfen, merkte er, daß er gewachsen war und in dünnen Kleidern durch eine endlos lange und schneeweiße Straße ging. Er froh, und niemand wollte seine Schuhbänder und Papierblumen kaufen. Ab und zu wärmte er sich in einem Treppenschlur; erwischte ihn aber der Portier, so hieb und schlug und trat er auf ihn los, bis seine Rippenknochen so blau waren wie seine erfrorenen Hände. Und wenn er ohne Geld heimkam, setzte es aufs neue Hiebe und Fußstricke, bis in seinem ganzen Körper überhaupt kein Gefühl mehr war, ah, nein, keine Spur von Gefühl . . . Der Mönch stöhnte laut auf in seinem Fieberschlummer: Was noch weiter? Wie war es zugegangen? Wie war es so weit gekommen? . . .

Und sah sich selber innerhalb der Tür stehen und Befehle von dem Mann entgegennehmen, dessen Gewerbe es war, Brudermord im Land zu säen . . .

Wie war er auf den Gedanken gekommen, sich die Städte am oberen Dnjepr auszubitten? Wer war es, den er hatte sehen wollen bei dieser Gelegenheit, nun, da er endlich Macht hatte über andere, so wie sie Macht gehabt hatten über ihn? . . . Und jetzt? . . . Und jetzt? . . . Ihm war, als spüre er, wie das Messer in ihn eindrang, wie seine Hand warm und klebrig wurde, als er nach seinem Unterleib faßte, der brennend heiß war, als kochte das Blut in der Wunde . . . Langsam lösten sich seine erstarrten Finger von den gekreuzten Speerspitzen. Sie schmolzen in einem Quell von springendem Blut, wurden schlaff und feucht. Die Hand sank auf die Bettdecke nieder. Die Speerspitzen auf seiner Brust fuhren mit einem Schlag auseinander wie ein klicrender Eisenfächer, entfalterten sich, wie durch unsichtbare Arme, weit über den Himmelsraum, und setzten die Sterne über ihn nieder in einem schäumenden Feuerwasserfall . . . Ein süßlicher Duft von Brand und Hitze füllte die Luft . . .

Der Kranke holte tief Atem, schlug die Augen auf und streckte die Hand nach dem Glas auf dem Nachttisch aus, ohne den Kopf zu wenden. Nachdem er getrunken hatte, schnupperte er in die Luft, als verspüre er noch immer diesen süßlichen Duft von vorhin, sah sich um, erst nach der Seite, wo der graue Tag vor dem Fenster stand, dann nach der Tür. Er blinzelte mit den Augen, sperrte sie wieder weit auf: er sah eine dichtverschleierte Frau, gesenkten Hauptes, sich auf den Türgriff stützend, stehen. Aber sofort wußte er auch, wer das war. Er wußte, sie konnte nicht anders, sie mußte

kommen. Er schob sich das Kissen besser unter dem Kopf zurecht und trank wieder ein paar Schluck Wein und Wasser, ohne eine Sekunde lang die Augen von der Frau an der Tür abzuwenden. Wie um sich seiner Stimme zu vergewissern, bewegte er die Zunge, öffnete und schloß ein paarmal den Mund, eh' er sprach.

„Ich habe Sie bemüht,“ begann er ganz leise, „weil ich einen Gruß für Sie habe von einem Sterbenden, der am 18. April 1880 geboren wurde.“

„Mein Gott! So ist er wirklich tot!“ rief die Frau ergriffen aus und trat einen Schritt vor; aber hinter ihrer Ergriffenheit lag eine schlecht verhehlte Freude, daß irgend etwas oder irgend jemand für immer aus der Welt war. Sie bekreuzigte sich, zu dem Heiligenbild gewandt, eifrigst und flüsterte ein Gebet.

Der Mönch schlug die Augen nieder, und über sein fieberheißes Antlitz glitt ein Schatten bitterer Enttäuschung. Sorgfältig, mit kleinen, unruhigen Handbewegungen, glättete er das Bettuch. Und als es ihm deuchte, es sei glatt genug, ballte er langsam die Hände und heftete wieder seine Augen auf die fremde Frau.

„Denn ich irre mich wohl nicht,“ fuhr er fort, „Sie sind Anna Arkadijewa Bessonow, die Vorsteherin des Mädchengymnasiums hier in der Stadt?“

„Nein!“ erwiderte die Frau hastig. „Sie konnte nicht selber kommen . . . Ich bin bloß ihre Freundin . . . Ich werde ihr ausrichten . . .“

„Was?“ unterbrach sie der Mönch und versuchte sich im Bett aufzurichten.

„Daß er tot ist.“

„Wer?“

„Nun, er, von dem Sie sprachen,“ stammelte die Frau.

Der Mönch schwieg und strich mit der Hand über sein langes, blondes, leicht gelocktes Haar.

„So können Sie gleichzeitig Ihrer Freundin, die Ihnen so nahe steht, sagen, daß der, der die Botschaft brachte, ebenfalls tot ist. Das wird sie gewiß doppelt erfreuen. Ich kann Ihnen nämlich sagen, daß ich die Nacht nicht mehr überleben werde.“

„Aber nein, was sagen Sie doch! . . . Ich will zum Allmächtigen für Sie beten um ein langes Leben! . . . Kann ich nichts für Sie tun? . . . Ist da nichts, was Sie gern haben möchten? . . . Darf ich Ihnen ein bißchen Geld anbieten, das wenige, das ich bei mir habe? . . .“

Der Mönch versuchte zu lächeln; aber es ward nur zu einer zähneknirschenden Grimasse.

„Nein danke. Ich brauche nichts auf den Weg.“

„Ja also, so wünsch' ich Ihnen gute Besserung und vielen Dank im

Namen meiner Freundin!" sagte die Frau wie zum Beschluß und wollte sich entfernen.

„Aber vielleicht dürfte ich Sie bitten, Ihrer Freundin einige Kleinigkeiten von dem Toten zu überbringen," sagte der Mönch, und etwas wie ein trockenes Lachen gluckste in seiner Kehle. Er streckte die Hand in seine Tasche und holte ein kleines, mit einer Schnur umwickeltes Paket hervor.

„Sehen Sie — hier — sein ursprünglicher Paß, auf den Namen Klimow lautend, nach der Waschfrau, bei der er in Pflege gegeben war. Unter diesem Namen ist er mehrere Male bestraft worden, das erstemal in seinem fünfzehnten Jahr. Ferner sind hier weitere Papiere, die er in seiner Tätigkeit als Spion, Provokator und dergleichen benützt hat . . . Er wollte, wissen Sie, seiner Mutter so eine Art Lebensbeschreibung hinterlassen . . . Sie verstehen wohl . . . Er war ein einsamer Mann und mußte die Waffen strecken, just als es anfing, besser zu werden für ihn . . ."

Der Kranke blickte fragend auf die Frau. Sie holte hastig Atem und hatte mit der behandschuhten Hand den Stuhl am Bett gepackt.

Er fuhr fort:

„Übrigens hat er mir anvertraut — doch hierüber existieren keinerlei Aufzeichnungen — daß er unter anderm sozusagen von Geschäftswegen ein kleines Mädchen ermordet hat . . ."

Er verstummte plötzlich und blickte aufmerksam auf die Frau, die auf dem Stuhl niedergesunken war und, die Hand vor die Augen gedrückt, leise schluchzte. Aber er, nachdem er sich ein bißchen erholt hatte, fuhr fort:

„Sie müssen das nicht so schwer nehmen. Überlassen Sie das Ihrer guten Freundin. Und was Klimow betrifft, so hat er es in der besten Absicht getan, um nicht seine Mutter in Ungelegenheiten zu bringen, die in einer guten und angesehenen Stellung war und an anderes zu denken hatte . . . Nicht wahr, das werden Sie ja verstehen?"

Die Frau antwortete nicht . . . Sie fuhr fort, leise vor sich hin zu schluchzen, während der Kranke mit seinen ausgebrannten Augen sie unverwandt ansah.

„Und zum Schluß ist hier ein Messer mit einer losen Silberplatte, und ein Goldmosaiketui," fuhr er langsam fort und schlang die Schnur um die beiden zuletzt erwähnten Gegenstände, so daß das Ganze ein kleines, zierliches Päckchen ausmachte. „Mit dem Messer hat er das Mädchen erstochen, und es ist am besten, man schafft es beiseite. Die goldene Dose dagegen — zu der ist Klimow ehelich gekommen, und die kann Ihre Freundin wohl zur Erinnerung behalten, wenn man bloß den Namen auslügt."

Der Kranke zögerte ein bißchen und sagte dann:

„Also bitte, nehmen Sie Klimows Hinterlassenschaft; denn ich kann sie, wie gesagt, nicht mehr länger aufbewahren."

Die Frau streckte ihre Hand aus, und als sie das Päckchen hatte, schlug sie den Pelztragen zurück und ließ Klimows Eigentum in ihre ausgeschnittene Bluse niedergleiten. Die leere Hand legte sie außen gegen die Bluse, da, wo das Paket ihre nackte Brust berührte.

Der Kranke sah sie verwundert an, wie sie da saß und weinte, mit der Hand vor der Brust. Eigentlich hatte er gedacht, es wäre nun nichts mehr zu sagen. Er konnte auch fast nichts mehr sagen, fühlte auch keinerlei Drang zu weiterer Offenherzigkeit. Aber wie er so die weinende Frau sein elendes Päckchen an die Brust drücken sah, entschloß er sich, noch nach einer Sache zu fragen, die in der letzten Zeit mehrfach seine Gedanken beschäftigt hatte.

„Sagen Sie,“ begann er, nach Worten suchend, und beugte sich mit dem Kopf der Frau entgegen . . . „ich habe vor einiger Zeit einen ehemaligen Popen getroffen . . . er ist tot jetzt, wie wir andern, nach dem, was ich in der Selbstmordrubrik gelesen habe . . . Ein hochgewachsener Mann mit schmalen Gesicht, dichtem, schwarzem Haar und außergewöhnlichen, dunkelglänzenden Augen.“

Die Frau ließ die Hände sinken und starrte entsetzt auf den Kranken, als sähe sie in seinem Antlitz eine plötzliche Ähnlichkeit mit sich selber, dem wahren Bild ihrer selbst, wie es der Spiegel niemals offenbart.

„Nicht wahr?“ fuhr er flüsternd fort. „Es stimmt: außergewöhnliche Augen? . . . Und auch sonst ein außergewöhnlicher Mann . . . Ich sehe eine Frau,“ sagt er zu mir, „sie gleicht Ihnen.“ Mir kommt der Gedanke, ob jener Mann . . . ob dieser Salamandrow nicht etwa mein Vater sein könnte . . .?“

Anna Arkadiewna schrie laut auf und warf sich auf den Boden neben dem Bett, tastete nach der Hand des Kranken:

„Vergib mir um unseres himmlischen Vaters willen!“ rief sie bebend vor Weinen. „Vergib mir, Kind!“ flehte sie und presste die Hand des Kranken gegen ihr Antlitz und küßte sie mit ihren verschleierten Lippen . . . „Vergib mir Unglücklichen alles Böse, das ich meinem eigenen Kind zugefügt habe . . .“

Die Hand des Kranken begann zu zittern. Und plötzlich machte er eine gewaltsame und unüberlegte Bewegung, um sich zu seiner Mutter hinabzubeugen. Aber er fiel zurück auf das Kissen und blieb, mit dem Nacken über das Bett heraushängend, liegen.

„Ah . . . ah . . .“ stöhnte er. „Ich sterbe . . .“ Sein ganzer Körper zitterte und seine Finger krampften sich gewaltsam um die Hand der Mutter. Sie riß sich los und erhob sich.

„Er stirbt! Er stirbt!“ schrie sie und rannte aus der Tür. „Schwester! Schwester!“

„So beruhigen Sie sich doch, Anna Arkadiewna! Es ist nicht so schlimm, wie es aussieht!“ sagte eine der Schwestern, die dazu kam, und faßte sie unter die Arme. „Hätten wir gewußt, daß es so nahe war, so hätten wir Sie überhaupt nicht belästigt mit dem Mönch. Kommen Sie, ich bringe Sie nach Hause . . .“ Und die Schwester ging mit Anna Arkadiewna, die schwer an ihrem Arm hing und die Hand nicht von der Brust nahm, wo die Summe von Elend verborgen lag, die der Mönch ihr bei seinem Tod hinterlassen hatte.

Hanne-Liebe begab sich nach Verlauf einiger Tage nach Petersburg, mit dem Paß, den der Bruder für sie besorgt hatte. Dort lebte sie bei Tschertorogows, deren Hausgenossen sie nicht kannten, bis Sascha kurze Zeit darauf durch die große Amnestie frei ward. Im Verein mit andern Unterdrückten und Verfolgten suchten sie sich für die blutige Freiheit zu rächen, die ihnen und Tausenden von andern im heiligen Rußland geschenkt ward.

Lange hörte man nichts von ihnen.

Einmal behauptete das Gerücht, sie wären beide gehängt worden; ein andermal, Hanne-Liebe sei getötet worden zusammen mit einer hochstehenden Persönlichkeit, gegen die sie eine Bombe geschleudert hätte.

Ein paar Jahre darauf reiste Nima ins Ausland. Und als sie zurückkam, berichtete sie unter Vorbehalt und nicht an alle, daß sie ganz zufällig ihren Bruder und ihre gemeinsame Jugendfreundin getroffen hätte.

Wo, darüber ließ sie sich nicht näher aus.

Hanne-Liebe und Sascha aber lebten miteinander in einer kleinen Stadt an einem der italienischen Seen, gesegnet von einer großen Liebe, befreit in der Läuterung des Lebens, deren Name Leiden ist.

In Palästina

von Alfons Paquet

Die „Schleswig“ brachte mich von Venedig nach Jaffa. Der Dampfer gehört zu der Flotte des „Norddeutschen Lloyd“, der seine Flagge jetzt mehr als früher im südlichen Mittelmeer zeigt. Das Schiff war wie ein gutes Gasthaus, dessen Terrassen, vom Seewasser bespritzt, bis an die Küste des Heiligen Landes reichen. Eine Gesellschaft von zweihundert evangelischen Pastoren nebst Angehörigen hatte von der angenehmen Einrichtung Gebrauch gemacht. Sie sangen „Großer Gott wir loben dich“, als das Schiff an den Gärten des Lido vorüber ins Meer fuhr. Zwischen Posaunenchor, Seekrankheit und schönem Wetter mit „Besichtigung“ von Korfu erlebten wir ein einziges Gemisch von Kreuzzugsstimmung und Vergnügungsausflug. Als am fünften Tag die Küste Palästinas schmal und gelb zwischen dem Blau des Himmels und des Meeres erschien und dann ein kleines Boot mich durch die Klippen zu den schlüpfrigen Stufen der alten Mole brachte, da ging ich, froh wieder allein zu sein, meiner Wege. Die theologische Atmosphäre an Bord hatte mir ein wenig den Atem verschlagen, es war mir schließlich nicht anders, als sei ich fünf Tage lang mit einem Kongreß von Gas- und Wasserfachleuten eingesperrt gewesen. Nur die Stewarde in ihren weißen Jacken waren bis zuletzt immer oben geschwommen auf dieser Masse von Loden und schwarzen Gehrocken. Ich sah es nicht und fühlte es doch angenehm, daß ein Extrazug sie nun alle sofort nach Jerusalem brachte. Ich blieb in Jaffa, besuchte die deutschen und die jüdischen Ansiedlungen dort, und als ich nach ein paar Tagen auch oben in Jerusalem war, auf einer Dachterrasse mitten in der bleichen Stadt, im Mondschein, unter einem kühlen, von nebelhaft wehenden Wolken vergeisterten Himmel, und wie über vieles Totengebein zur Schlucht des Kidron hinunterschaute, da kam aus der Ferne noch einmal ein Choral, vom Posaunenchor geblasen. Es war ein Abschiedsgruß jener Landsleute, die am nächsten Tag aus dieser Stadt verschwanden. Ich winkte im stillen den guten Gesichtern nach. Nun schien es mir, als sei ich angekommen.

In die großen Pflastersteine der Gassen von Jaffa sind die Muscheln des Meeres hineingebacken. Die Menschen in Palästina gleichen diesen Steinen. Die Geister des Landes wandeln über ihnen. Die Muscheln sind die Merkwürdigkeiten der Vergangenheit, alle die tausend kleinen Dinge des Glaubens wie des Unglaubens, die Hoffnungen und die Hoffnungslosigkeiten einer Welt. Es wird schwer halten, in Palästina einen Menschen zu finden, in dessen verborgeneren Ecken nicht irgendein Funke von Mystik schlummert. Es scheint allerdings immer auch einen zweiten zu geben, der auf diesen

Funken von Mystik bei den anderen spekuliert. Vielleicht geht hier deshalb ein jeder umher wie mit einem verschlossenen Kästchen in der Tasche. Der Trieb zu Gott führt die meisten hierher und aneinander vorüber. Es ist eigentlich nur die Schuld der Gebildeten, wenn sie sich hierüber in Worte nie so recht zu fassen wissen. In Jaffa traf ich zwei Männer im Gespräch. Der eine war einen Kopf größer als der andere, ein hagerer Amerikaner mit glattem Gesicht und kurzgeschnittenem grauen Haar; man mochte meinen, daß er eine Lebensperiode als Geschäftsmann schon hinter sich habe, und mochte sich fragen, was er in diesem Land wolle. Der andere war ein Jude. Man sah an seinem Gesicht und an seinen Kleidern, er war in Amerika nicht geboren, aber dort gewesen. Er sah kräftig und frisch aus und sperrte gern den Mund auf, um sein starkes weißes Gebiß zu zeigen.

Jemand erzählte mir die Geschichte von diesem Amerikaner. Er war eine Art Missionar, ein trockener Seitenzweig auf dem großen, ohnehin etwas dürren Stammbaum von Lewis Bay. Lewis Bay, ein Geistlicher von vornehmer englischer Abkunft, war ein Begründer der Mission unter den Juden, die sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts über Schottland, Deutschland und Amerika verzweigte. Seine Beziehungen reichten bis zum Zaren Alexander I., den er im Jahr 1817 überredete, zwei Ukasse zu erlassen, die den Getauften in Rußland große Vorteile versprachen. Lewis Bay kam auf seine Ideen bei einem Spazierritt in der Grafschaft Devonshire, in einem Eichenwald. Es war fast ein Urwald, denn die verstorbene Besitzerin hatte diesen Wald in ihrem Testament bestimmt, zu verwildern bis auf den Tag, wo Israel wieder in den Besitz seines Landes und der heiligen Stadt gelangt sei. Jener Amerikaner nun, der in Jerusalem seit fünfzehn Jahren lebt, ist dort Verwalter eines Weinberges, der einer alten Dame in London gehört. Das Gut heißt Abrahams Weinberg und soll den Juden übergeben werden, wenn die Zeit kommt, daß sie von selber Christus suchen und bekennen. In dem Weinberg dürfen nur jüdische Arbeiter beschäftigt werden; dem Verwalter ist auferlegt, keine Propaganda für den christlichen Glauben zu treiben, mit Juden aber viel zu verkehren. Er wohnt also in dem einzigen streng jüdischen Hotel, das es in Jerusalem gibt; gelegentlich kommt er einmal nach Jaffa, um sich von der rituellen Kost zu erholen.

Der jüdische Gentleman aber, der mit dem Amerikaner sprach, war aus Rußland. Er war Journalist gewesen, hatte das Reich Nikolaus II. nach der Revolution verlassen und war Zionist geworden. Da ich mit ihm bekannt wurde, so erfuhr ich durch ihn selbst, er sei schon zum zweitenmal in Palästina. Hier im Gasthaus der deutschen Kolonie wohne er schon längere Zeit und nehme täglich arabischen Unterricht. Es scheint, daß er irgendeine größere wirtschaftliche Unternehmung vorbereitet und sich in den Verhältnissen des Landes gründlich umsieht. Neben uns sitzt ein italienischer Herr,

der nach Bedarf deutsch, englisch, russisch und arabisch spricht. Zu allem hat man hier Gelegenheit. Er ist der Vertreter einer großen norditalienischen Firma, die nach Odessa und in die Türkei exportiert und neuerdings in Palästina die Marseiller Ziegel mit italienischen bekämpft, die immer in Barkenladungen nach Jaffa kommen. Schließlich haben die Ziegeleien beider Seiten zu leben, denn in diesem Land werden ja jetzt viele Häuser neu gebaut. Wir drei kommen bei Tisch miteinander auf die russische Literatur zu sprechen. Der Jude rühmt ihren befreienden Geist, er nennt sie den Gärstoff der ganzen östlichen Welt. — Aber die wirtschaftlichen Umwälzungen darf man daneben auch nicht vergessen! — Schön. Nehmen Sie die Juden in Russisch-Polen. Sie stehen in einem großen wirtschaftlichen Kampf, sie hassen Rußland, und doch ist ihr Drang nach Nationalität und Freiheit geweckt von der russischen Literatur, die zuletzt noch Schiller in sich aufgenommen hat, ehe sie selbständig wurde. — Das sind Juden, die ein eignes geistiges Gesetz ohnedies in sich tragen. — Was wollen Sie! auch die Führer der panislamischen Bewegung, die Redakteure der arabisch geschriebenen Zeitungen in Konstantinopel, in Kairo und in Kalkutta sogar, sind zumeist Tataren, die auf russischen Gymnasien erzogen sind. Sie haben einen Zionismus, wie wir den unsrigen. — Ich meine, die Führer des modernen Zionismus sind doch deutsche Gelehrte, Kaufleute und Ingenieure? — Meinertwegen. Aber in den Tausenden, die dann wirklich nach Palästina kommen, besteht zu diesen „Deutschen“ nur ein kühles Verhältnis, wie es zwischen der russischen Masse und den neunmalklugen Deutschen im Osten auch besteht.

Nun bin ich in Jerusalem. Ich wohne in einem bescheiden stillen Hospiz, gehe umher in den getreppten tiefen Gassen, in den Kirchen und in den Höfen der Klöster und begegne, ganz ohne Bekannte hier, und mitten unter der Menge, die ihr Geschrei plötzlich wie Waffen hervorzieht und auf den Vorübergehenden einhaut, nur einem Menschen immer wieder, der schon im Eisenbahnzug mit mir herauffuhr. Es ist ein arabischer Pilger mit grünem Turban, ein junger Mensch, dem die blasse Gesichtsfarbe und der dicke Hals ein idiotisches Aussehen geben.

Der große Hohenstaufe Friedrich, mit der Krone des Königs von Jerusalem auf dem Haupt, ließ sich zur Westmauer führen und sah die klagenden Juden. Keiner wagte es, sie von dort zu entfernen. Man zeigte ihm einen Mann dort an der Mauer, der täglich an derselben Stelle stand, immer in derselben Weise seinen Kopf in eine zwischen zwei Steinen herausgebrochene Spalte legte und hineinsprach wie zu einem lebenden Wesen. Derselbe Mensch steht dort noch heute. Neben ihm in langer Reihe stehen die Männer in schwarzen Kaftanen, mit abgeschabten fuchsig glänzenden Hüten, die denen der französischen Kapläne ähnlich sehen. Dazwischen ist

einer, dessen Reiseanzug von einem englischen Schneider stammen mag, ein kleiner Mann mit rasierten Wangen, der halblaut aus seinem in weiches Leder gebundenen Taschenbuch die seltsamen Zeichen abliest, die an Laubsägen erinnern. Von solchen Zeichen sind Sprüche mit Kalk oder mit Kohle hier auf die alten Quadersteine der Mauer hingemalt. Ein paar bleiche, mädchenhafte galizische Knaben in langen Kleidern und mit Schläfenlocken lesen ebenfalls die Gebete; ein langer schmieriger Vater zieht gelegentlich einen an den Ohren. Eine Gruppe von Paradiesvögeln steht zwischen allen diesen grauen Späßen und schwarzen Raben. Es sind feiste behäbige Gestalten in buntgeflamnten Seidenkleidern mit Querstreifen von Grün, Blau und Karmin, oder Weiß, Gelb und Rot, oder Karmin, Grün und Scharlach. Bucharische Juden, nicht Uskenasim wie die übrigen aus dem Reich des Zaren ausgewanderten, sondern Sephardim wie jene, die in Persien, in Bagdad, im Jemen, in Ägypten, am Nordrand von Afrika und als Spaniolen in der Levante leben. Sie bewohnen ein sehr schönes, nagelneues Viertel in der Jaffavorstadt; dort stehen ihre mit feiner Steinmetzarbeit verzierten Häuser, in bunte Gärten zurückgezogen. Viele dieser Häuser sind erst im Bau, andere noch unbewohnt, denn die Besitzer sind noch einmal in das alte Ausland zurückgekehrt, um ihre Geschäfte abzustellen. Auch Frauen, in weiten kleinfürgerlichen Kleidern, sitzen an der Mauer auf einer Bank, die sie selbst herzugetragen haben. Die Männer weinen nicht, sie stehen nur da und lesen; diese Frauen aber nehen die Steine mit Tränen. Soeben kommt eine Gruppe von Fremden; sie schimpfen noch über den labyrinthischen Zugang dieses Orts, der durch die schmutzigsten Gassen des Araberviertels führt. Jetzt schweigen sie. Ein Mann, viel zu elegant für hier, wendet sich plötzlich ab mit zuckendem Mund.

Es ist ein Freitagabend im alten jüdischen Stadtteil. Unmöglich, sich ohne Führer in diesen stinkenden, von niederen Fenstern und Höfen umlauerten Gassen zurechtzufinden. Man sieht in trödelhafte Stuben, Huren stehn in den Hausgängen. An einer Straßenecke schreit gellend ein Weib und raust ihr Haar; die Nachbarn laufen zusammen; das türkische Militär hat ihr den Sohn fortgenommen, jetzt am Festesvorabend! Wir betreten einen Hausgang, durchschreiten einen kleinen Hinterhof, steigen breitere Stufen hinauf und stehen im hochgewölbten Tor einer Synagoge. Der Gottesdienst hat noch nicht begonnen, die Lichter werden gerade angezündet. Erst wenige Männer sitzen in den Bänken. Es sind alte Schnorrer mit demütigen Gehröcken und ängstlichen Gesichtern, wie sie manchmal auf dem Frankfurter Hauptbahnhof ankommen und wieder verschwinden. Auf dem Podium in der Mitte des Raumes, der sich langsam erhellt, — denn aus dem Loch der Galerie kommt an langer Stange ein Flämmchen und zündet

in der Kuppel einen Kreis von Lichtern an, — sitzt ein Mann im Kaftan, tief versunken. Mit einem faden schwermütigen Lächeln schaut er vor sich hin, er spricht nie ein Wort. Er glaubt, er sei der Messias. Er findet sich ein, wenn die Synagoge geöffnet wird; wenn sie geschlossen wird, führt man ihn nach Hause. Ein merkwürdiges Wandbild leuchtet sich jetzt über dem Eingang: ein ganzer Instrumentenladen von Violinen, Klarinetten, Flöten und Bassgeigen, durchflochten von Weidenzweigen an den Wassern zu Babel.

Wir wollen auf den Gottesdienst nicht warten, wir gehen weiter durch die Gassen. Hinten in einer von Kehrlicht und Bausteinen fast unzugänglichen Sackgasse erhebt sich die Wand einer andern Synagoge; die hoch gelegenen großen Fenster sind erleuchtet. Drinnen in dem mäßig großen, durch Umbau erweiterten Raum brennen Lampen in Milchglaskugeln, an der Decke hängen venezianische Leuchter mit Kerzen. Männer in farbigen Seidenkaftanen und Pelzmützen sitzen hier, weit über gebeugt, mit aufgestützten Armen, lesend und diskutierend an einem schweren, mit alten Scharfeten besetzten Tisch. Ihre seideglänzenden Kaftane gleichen einem Strauß von gelben, himmelblauen, veilschenfarbenen und fleischfarbenen Hyazinthen. So gingen die Vorväter in den deutschen Städten des dreizehnten Jahrhunderts gekleidet, ehe die tragische Wanderung nach Polen begann und das Schiff des heutigen Ostjudentums sich im Schlamm festfuhr. Es herrscht hier ein goldenes gedämpftes Licht, das an den Glasflüssen der Leuchter, an silbernen Kandelabern, an alten Truhen, an einer schönen seltsamen Wanduhr, an rotsamtenen und mit Silber gestickten Decken spielt. Vielleicht sah Rembrandt Ähnliches im alten Amsterdam. Junge Burschen in gelben Kaftanen kommen einzeln herein, einige schwafen noch im Vorraum, manche bringen die brennende Zigarette oder einen Mund voll Tabakrauch bis in die Tür. Jemand hat inzwischen alle Lampen des seitwärts gelegenen Raumes, wo die Bänke stehen, angezündet; plötzlich erhebt sich die durchdringende und doch weiche Stimme des Vorsängers. Mit einem Schlag verändert sich alles. Im Umdrehen erwachen diese Menschen zu einer andern Existenz. Die Alten schreien Verse einer unverständlichen Sprache. Einige haben rasch in den Chorstühlen an der Wand ihre Sitze eingenommen. Ihre Oberkörper halten keine Ruhe mehr; einer der Greise faßt grausam in seinen silbernen Bart, ein anderer schlägt beide Fäuste auf seine Brust und stiert zur Decke mit verzerrtem Gesicht und schüttelt sich in Besessenheit. Der Vorsänger, sich windend, mit verhülltem Haupt: Erbarme dich über Zion. — Chor: Sammle die Kinder Jerusalems. — Vorsänger: Eile, Zions Erlöser! — Chor: Sprich zum Herzen Jerusalems. — Vorsänger: Schönheit möge Zion umgeben. — Chor: Ach, wende dich gnädig zu Jerusalem. — Vorsänger: Möge bald das Königreich Zion wieder erscheinen. — Chor: Tröste, die trauern über Jeru-

salem. — Vorsänger: Möge Friede und Wonne einkehren in Zion. — Chor: Und der Zweig aufsprossen zu Jerusalem.

Diese emporstöhnende Liturgie in ihrem dahinflutenden Rhythmus, mit ihren kurzen Stocungen, gleicht den Gebeten in den Klöstern der Mongolei. Ein brausendes Gemurmel. Es fehlen nur die langgezogenen und berstenden Vo=saunentöne, als schrien die Tiere des Waldes mit bei diesem Ansturm auf Gott.

In den tiefen schmalen Gassen von Jerusalem, die den Berghang hinunterführen, sind Kellerfenster, durch die man düstere verlassene Grabmäler erblickt; in den von Gewölben und armseligen Butiken umdunkelten Querstraßen gehen Nonnen mit Palmzweigen durch das Gedränge. Menschen knien nieder, und das hörnerne Klappern von Eselhufen macht ihre Gebete schwindlig hier am Ziel. Ein Unterbau von Schutt trägt die zerstückten, tausendfach gebrochenen Gebäude. Die mit scharfen Splintern und mit Grabsteinen besäten Abhänge und Felder rings, diese unbeschreiblich rauhen und verwilderten Täler, die den Fuß verletzen und den Körper des Wanderers ermüden, sind ganz eins geworden mit der unüberwindlichen Sage, die in allen Ritzen der Steine nistet. Diese Stadtmauern sind Mittelalter, und doch ist diese gewaltige alpine Festung wie mit einem einzigen Hammer zerschlagen, und am Abend sind auch die Menschen wie zerschlagen von allen den Beschwerden. Alles geht früh zu Bett in den großen halboffenen Felsenzimmern an der Terrasse; sogleich kommt der Schlaf. Doch von einem fernen Hahnenschrei erfaßt, strömen nun die leichten, ernstern, leidenschaftlichen Träume. Christen, Juden, Mohammedaner, alle werden Fanatiker hier in Jerusalem! Ich stehe auf und schaue wie von einem Turm in die Stadt hinab; nirgends in den Straßen sind die Lichter angezündet. Die Glocken aller Kirchen läuten. Die Straßen sind erschreckend dunkel. Nur in einigen Synagogen ist Licht, doch das Licht kann nicht aus den Fenstern. Und während dort drinnen in den taghell erleuchteten Synagogen die Beter mit verhüllten Schultern und verzerrten Gesichtern gen Himmel schreien, öffnen sich in der Stadt die Pforten der Herbergen, der Pilgerhäuser und der Stiftungen. Bei verstummenden Glocken, ohne Gesang, ohne Lichter treten die Menschen den Gang zum Grabe an. Sie treffen sich in den Straßen, sie vereinigen sich zu einem Strom und erkennen einander nicht, ob es Griechen oder Deutsche, Russen oder Kopten sind. Wie das Wasser aus einem Schwamm strömen sie hervor aus den Höhlen und Gelassen der Häuser und füllen die Grabeskirche in einem unabsehbaren Gedränge. Nicht eine Kerze noch Ampel brennt hier, die mit Gold und farbigen Steinen bedeckten Bilder schweben dunkel und erloschen. Plötzlich scheinen die Mauern, die Wölbungen weggehoben, die Menge lagert, jeder einzelne fühlt sich nicht

mehr denn einen Stein. Plötzlich sehen alle den Gekreuzigten. Seine Haut ist schmutzig und voll grüner Leichenflecken; in den Poren stecken da und dort noch Dornen, beklebt mit braungewordenem Blut. In den weitaufgerissenen, unflätigen und brandigen Wunden der Hände hängt der tote Körper, von seinem Gewicht herabgezogen. Die grauen, mit einem derben eisernen Zimmermannsnagel übereinander gehefteten Füße sind elefantenmäßig geschwollen, auf einen nassen Holzloß genagelt, eine einzige gräßliche Masse. Der Kopf hängt haltlos an dem schlaffen Hals, unnatürlich tief gesunken, fast tiefer als die Schultern, und ein Dornenkranz von fanatischer stechender Spitzigkeit sticht nach allen Seiten; Dornen von der Länge eines ausgewachsenen Fingers um das ekel gewordene und verzerrte Haupt, das von innen her in einem grauen Schatten liegt. Die Unterlippe hängt herab und entblößt die Reihe weißer schöner Zähne zu einem Grinsen. Die auf einen unbehauenen Birkenkloben genagelten Hände weisen mit gespreizten Fingern in die Ecke. Der Himmel ist schwarz wie altes Schuhleder.

Zwei Ungeheuer, nicht mehr menschliche Gestalten, stehn an seiner Seite. Links die Gestalt einer Frau, unförmig geworden vor Stillstehn. Ganz abgestumpft und vermodert sind die Farben ihres gewaltigen Kleids. In den Mienen, die vor Gram häßlich sind, liegt nichts als der einzige Ausdruck einer unsäglichen tiefen zentnerschweren Verdrießlichkeit. Rechts steht ein Mann. Sein Gewand ist gestern vielleicht noch schön und neu gewesen, es ist vor lauter Rissen und Beulen zu einem Lumpen geworden. Mit einer Gebärde, die bei einem Mann ganz ungewöhnlich ist, ringt er die Hände. In seinem Gesicht, auf seinem zwerghaften Kopf ist die Haut zusammengeschrumpft, sie ist in Falten nach den Nasenwinkeln zusammengezogen und bildet Riefen nach den Munddecken. Seine überanstrengten, ausgetrockneten Augen verbergen sich in den geröteten Hauträndern, in grauen Höhlen, fast wie Schlitzaugen. Seine bucklige niedre Stirn, seine Backen, auf denen rote Bartstoppeln hervorbrechen wie Höllenflämmchen, sind unedel, ja gemein; aber ein unsäglicher Gram gibt diesem Antlitz eine ewige Vollkommenheit des Jammers. Ein trostloser, ganz finsterner Himmel darüber, schwarzgrau wie der Rauch aller Fabrikschote dieser Erde, läßt die drei Gestalten wie einen starken Marsch erklingen, der verrückt macht in seiner unbeweglichen Trauer; es ist ein Vorwurf ohne Anklage, keiner denkt daran, anzuklagen. Die heimliche Krankheit ist aufgebrochen. Die Menschen sind Stein geworden in ihrem stumpfen Entsetzen. Plötzlich legt sich eine Hand auf meine Schulter. Ich wende mich um, sehe aber niemand. Nur eine Stimme spricht: Male cogitasti de me.

An einem dieser Abende vor dem Pessachfest besuche ich einen der Führer der zionistischen Sache. Er ist ein Berliner Rechtsanwalt, der sich

durch soziologische Forschungen einen Namen gemacht hat. Er kommt von Darwin. In seinem letzten, ausgezeichneten Buche, über die Juden der Gegenwart, gelangt er noch nicht zu einer klaren Entscheidung für den Zionismus. Aber seine jetzige Stellung zu den Dingen drückt sich darin aus, daß er nach Jaffa übergesiedelt und ein Generalsekretär der zionistischen Organisation geworden ist. Er ist jetzt hier oben, um in Jeruschalajim Pessach zu feiern.

Ich treffe ihn im jüdischen Hotel. Es ist, selbst für die örtlichen Verhältnisse, ein Gasthaus zweiten Ranges und überfüllt von Gästen. Unser Gespräch geht im Gesellschaftszimmer vor sich, mitten unter anderen Gästen, die soeben vom gemeinsamen Abendessen aufgestanden sind. An den Wänden dieses Raumes hängen, sonderbar genug, die Bilder aller europäischen Staatshäupter; der König von Spanien hat den Ehrenplatz über der Tür, die zur Küche führt. Die Gäste hier sind aus allen Teilen der Erde. Einige haben das blonde Haar der Deutschen, andere verraten ihr Schicksal mit dünnen Gliedern und scharfen bleichen Mienen. Einige sind sonnenverbrannt, breitschulterig, mit weiten weltlichen Westen, die zeigen, daß man in Südafrika gewohnt ist, in besseren Hotels zu wohnen und im Auto vorzufahren. Eine korpulente Dame ist aus Melbourne gekommen, ein junges Ehepaar aus dem Kaukasus, andere sind aus Kalifornien, aus den baltischen Provinzen Rußlands.

Doch alle zusammen haben sich nach Erez-Israel gewendet und sind Kundschafter aus einer erwartungsvollen Masse, die angefangen hat zu brodeln und sich zu werfen. Hier laufen ihre Wege zusammen, hier üben sie aneinander ihr defektes Hebräisch und offenbaren ihr Herz. Sie sehen sich um im Lande und kommen nicht mit leeren Händen. Einer, aus Hamburg, hat Geld gestiftet zum Bau einer Turnhalle für die Jugend der jüdischen Schulen in Jerusalem. Ein anderer, aus Australien, stellte der Salmud-Thora ein paar tausend Frank zur Verfügung; es fehlt an Schreibkundigen; die Kaufleute erhalten jetzt aus allen Teilen der Welt Bestellungen auf Thorarollen, Gebetröllchen und Gebetriemen, die in Jerusalem geschrieben sein müssen; eine Gruppe armer Menschen könnte von dieser Beschäftigung in Jerusalem leben. Ein anderer gibt Beiträge für die Bücherei des Volkshauses, dieser läßt einen Scheck zurück zugunsten der Gesellschaft für Palästinakunde, die jetzt im ganzen Land meteorologische Stationen errichtet. Man interessiert sich auch für die Ausgrabung der alten Städte und möchte nicht hinter den deutschen, russischen, amerikanischen Archäologen zurückstehn. In nichts außer ihrem Judentum unterscheiden sich diese Menschen von den zehntausend Fremden, die alljährlich nach Jerusalem heraufkommen. Und die hunderttausend Juden, die für den Nationalfonds den Schefel zahlen, unterscheiden sich nicht sehr von den

Christen, die aus der Ferne mit Sehnsucht und mit leisen apokalyptischen Vorstellungen an diese Stadt denken und in das ewig rinnende Danaidenfaß dieses Landes ihren Tribut entrichten.

In den nächsten Tagen wird auf der Ebene von Saron, unweit der Jaffa=Jerusalem=Eisenbahn, ein großes Volksfest der jüdischen Kolonisten stattfinden, und ich werde aufgefordert, es anzusehen.

Ein Sprühregen geht nieder, als der Zug am Morgen abfährt, um viele Leute aus Jerusalem zu jenem Volksfest zu bringen. Als wir aber nach zwei Stunden bei der Station Ramleh ankommen, ist warmes Sonnenwetter. Ramleh ist eine kleine, von Gärten umgebene Stadt mit einem Turm aus der Kreuzfahrerzeit auf der Anhöhe. Von dort hat man eine schöne Fernsicht auf das jüdische Gebirge, das hier dem Taunus ähnlich sieht. Rings breitet sich die Ebene, von roten Feldwegen durchzogen, lichter und tiefer grün, Baumgärten und Wiesen.

Ein Duzend Landwagen erwartet die Ankömmlinge vor dem Bahnhof, auch Reittiere stehen zur Verfügung. Aber im Nu sind alle weggenommen und stäuben auf der Landstraße dahin. Wir, die übrigbleiben, sind nur drei Personen; nach einer Weile finden wir in einem Gehößt der Stadt, bei Arabern, zwei alte Gäule und einen Esel und reiten los; ein Bursche läuft nebenher. Die Tiere waten durch den fußhohen gefurchten Sand. Fast immer sind wir zwischen Weingärten, Mandelwäldchen und Orangenpflanzungen. An den Seiten stehen die lückenhaften, verstaubten, groben Mauern der Kakteen, oder Hecken mit blühenden Winden. Dann breiten freie silbergoldene Wiesen sich aus, ganz überfät mit Margeriten. Nach anderthalb Stunden sehen wir auf einer Anhöhe vor uns die ersten roten Dächer. In der gelbgrünen, sonnigen Bodenumulde zur Seite leuchten die weißen, mit Palmzweigen geschmückten Zelte des Festplatzes, die Ehrenbogen, mit dem sechseckigen Stern geschmückt, und die flatternden, hellblau und weißen Zionsfähnchen neben roten Halbmondwimpeln über einer locker verteilten Volksmenge. Auf einem mit Gehölgz bestandenen Abhang begegnen uns die Menschen. Sie streben in Gruppen dahin und dorthin ohne einen rechten Halt, manche wandern zum Festplatz, die meisten aber erwarten den Zug, der sich mit fernen Paukenschlägen und mit Blechmusik ankündigt.

Die Hauptstraße der Kolonie ist breit und an den Seiten fast ein Rasenplatz, mit alten Bäumen bestanden wie eine Dorfstraße in Südrußland; die kleinen schlichten Häuser stehn weit auseinander. Schon kommt der Zug herauf mit Musik und Gewimmel, mit weißgekleideten Turnern in geschlossenen Reihen, mit Reitern daneben, die eine orientalische Fantasia ausführen, mit allerhand ländlichen Fuhrwerken, die voll beladen

sind mit hellgekleideten Fräuleins. Die Turner tragen blaue Seidenschärpen und den kirschroten Fes, sie führen Fahnen mit hebräischen Aufschriften. Die Pferde sind nach arabischer Sitte aufgezäumt mit lang herabwährenden bunten Quasten. Es sind vorzügliche feurige Tiere dabei; die Reiter tragen den Beduinenmantel, andere tragen kaukasische Pelzmützen und Samtjoppen mit silbernen Stiften im Patronengürtel. Die Fräuleins aber tragen Modistinnenhüte und Sonnenschirmchen, und manche der Kolonisten kommen im Zuge daher im langen verstaubten Gehrock, der noch aus dem Galuth stammen mag. Die Zuschauer klatschen in die Hände und folgen dem Zug, nur wenige gehen weiter durch die fast menschenleer gewordene Kolonie und suchen das Gasthaus. Es liegt als letztes Haus am Feldweg in der prallen Mittagssonne; schon viele Gäste sind vor uns hier gewesen, einige verziehen noch an den von Resten bedeckten Tischen, wir müssen vorlieb nehmen und die Lust zu Vergleichen unterdrücken. Die Räume sind groß, das Inventar gering. Ein Stück galizisches Dorfwirtshaus macht hier verzweifelte Anstrengungen, die großstädtischen Ansprüche zu erfüllen, die es mit seinen langen neuen Tischen und seiner elektrischen Klingel erweckt, und kann die naturgegebene Ländlichkeit nicht finden. Etwas enttäuscht machen wir uns auf den Weg zum Fest.

Diese Kolonie, Rehoboth, gilt als eine der glücklichsten in Palästina. Sie ist im Jahr 1890 angelegt worden, und zwar von einer aus fünfzig russischen Mitgliedern bestehenden Gesellschaft, die sich selbst ein grünes Banner gegeben hat in ihrem Namen „Ruhe und Landbesitz“. Jedes Mitglied zahlte 2800 Rubel und bekam dafür elf Hektar Land. Von diesem wurde zunächst nur ein Viertel mit Weinstöcken und Mandelbäumen besetzt, der Rest blieb leer. Die meisten der Besitzer wohnen noch jetzt in Rußland, alle zusammen aber ließen, nach amerikanischem Muster, ihre Anwesen durch eine gemeinsam eingesetzte Verwaltung bestellen. In wenigen Jahren schon war der Ertrag der Bäume und die Steigerung des Bodenwertes so groß, daß die einen das leer gebliebene Land aus den Überschüssen des bebauten bewirtschaften lassen konnten, die andern waren damit zufrieden, daß selbst der Wert der Brache auf das Vierfache gestiegen war. Auch eine jüdische Pflanzergesellschaft auf Aktien besitzt Landanteile in dieser Gemarkung; von diesem Boden ist jetzt ein Drittel mit Orangen, der Rest mit Mandeln und Oliven bepflanzt. Jetzt wohnen hier zweitausend Menschen. Und da diese Kolonie, wenn auch nicht eine der ältesten, doch eine der wohlhabendsten ist und zwischen den älteren und jüngeren Kolonien in der Umgegend von Jaffa fast in der Mitte liegt, so ist sie der gegebene Ort für das jährliche Volksfest, das sich seit einigen Jahren um die Pessachzeit eingebürgert hat. Es ist Erntefest, modernes Sportfest, landwirtschaftliche Schau und nationale Kundgebung in einem.

Manche kamen hin in das weite, von Zelten, Buden und abgeschirrten Wagen gebildete Viereck, auf dem die Menge sich bewegte, und fanden, daß eigentlich nichts los sei. Es waren einige Verkaufsstände da, wo es um billiges Geld Limonade und einen leichten, schwammähnlichen Kuchen und aus den großen Samowaren Tee zu trinken gab. Das Zelt mit den Weinfässern und die Küfer von Rischon waren nur hier, um Bestellungen anzunehmen, und gaben nicht mehr als ein halbes Glas zur Probe. In Bescheidenheit und ohne rechten Wettbewerb waren ein paar landwirtschaftliche Produkte ausgestellt, eine Agentur zeigte landwirtschaftliche Maschinen oder wies auf Düngersalze hin, und in einer Schriftenbude umstanden Neugierige die erste, in Deutschland gedruckte Landeskarte in hebräischer Sprache.

Die Turner, die den grünen Platz mit ihrem schneeweißen Schimmer füllten, zeigten Freiübungen nach schweizerischer Vorschrift unter hebräischem Kommando. Die Blechmusik spielte, und ohne Lärm und ohne ausgelassene Fröhlichkeit, doch mit zufriedenen Gesichtern, ging und stand das Publikum umher. Es war etwa ein alkoholfreies Turnerfest, verbunden mit Kostümpromenade; ein Gemisch aus deutscher Kirrnes und russischer Guljanie. Die türkischen Kopsbedeckungen der Turner, die weißen wallenden Palästinamäntel und die Tropenhüte der städtischen Besucher, die arabische und tscherkessische Kostümierung der Reiter, die sich seitwärts mit einem Wettrennen vergnügten, die Waschuniformen und spanischen Barette einiger Schüler gaben den fremdartigen Einschlag. Und in manchen Gesichtern, die von der Heiterkeit des sommerlichen Frühlingstages glänzten, lag fast eine feierliche Freude über die gesunden und von Eifer geröteten Gesichter der andern, über dieses weite, ungezwungene Untersichsein, über die Pferde, die von jungen Burschen prahlerisch getummelt wurden, und selbst über die Esel an der Seite, die an den Krippen standen und mit den Schwänzen schlugen. Von der Anhöhe gesehen, war es ein schönes Bild mitten auf der leicht gewellten Ebene. Glänzende Strichwolken standen am blauen, sonnenreichen Himmel. Über das ferne Gebirge liefen die Wolken Schatten, ein Lüftchen von der See bewegte die dünnbelaubten spitzigen Sträucher rings und die Blätter der Baumgärten.

Schon am späten Nachmittag lief ohne Sang und Rede das Fest auseinander. Die Farmer mit ihren Familien fuhrten und ritten nach allen Seiten davon. Für den Rest der Besucher, die noch den Weg nach Ramleh vor sich hatten, standen Leiterwagen bereit, doch die Wagen reichten nicht aus, und die Fuhrleute wollten nicht fahren, denn die Ausgeschlossenen boten einen höhern Fuhrlohn, die drinnen Sitzenden, die längst bezahlt hatten, aber wollten sich nicht zwingen lassen, wieder auszustiegen. So schien es zu guter Letzt, als werde Unordnung und Geschrei das Fest beenden und als solle für viele die Rückkehr zur Station über-

haupt in Frage kommen. Ein Teil der Karawane war schon abgefahren, und erst, als eine Revolte drohte, setzten sich auch die letzten schwer beladenen Wagen in Trab und klirrten nun im Zuge auf dem roten Feldweg fort. Sogleich war auch der Gleichmut zurückgekehrt. Es wehte kühl, der Himmel stand in einem feurigen Abendrot. Doch die Pracht sank rasch zusammen und machte milden Sternen Platz. Das wäre der Augenblick gewesen, um ein Lied anzustimmen, aber alle fuhren nur schweigend, ja mit verzerrten Mienen dahin, denn die Wagen stießen fürchterlich, jeder mußte sich mit allen Kräften an seinen Sitz klammern und die am Ende Sitzenden waren immer durch die Deichsel des dahinter fahrenden Wagens gefährdet. Aber als es ganz dunkel wurde, fingen zwei kleine Knaben mit ihren hellen Stimmen eines der neuen hebräischen Lieder zu singen an. Und wenn auch jetzt die Erwachsenen noch nicht mitsingen, sondern still blieben, als ob sie sich an ein so freies Singen noch nicht gewöhnen könnten, so richteten sich doch jetzt die Gesichter ein wenig aufwärts. Es schien mir plötzlich, als schlummere nur in diesen harten unfreundlichen Menschen die Ergriffenheit über den heutigen Tag, und mancher sei unter ihnen, der einmal schon mit den Heimlichkeiten des Glücks den Boden dieses Landes geküßt hätte, der nun nach langen bösen Träumen der Väter die Enkel als freie Männer wieder trug.

Doch ich will mich nicht irren und Gefühle nicht voranstellen in dieser abgründigen und verschlossenen Zeit. Es war Mitternacht, als der Zug vor Jaffa an den Straßenschranken des neuen Stadtteils anhielt, und ich ging allein auf der Landstraße unter den Sternen zur Stadt.

Rischon le Zion und Petach Tikvah, beide nur wenige Reistunden von Jaffa entfernt, gehören zu den ältesten jüdischen Kolonien. Ich besuchte die erstere, im Jahr 1882 gegründete, am nächsten Tag und fand auch hier jenen mit einer gewissen Schlampigkeit sich pflegenden Wohlstand, der mir schon an neueren Ansiedelungen begegnet war. Vielleicht kommt dieser Eindruck daher, daß die Frauen der jüdischen Kolonisten etwas langsamer den Sinn des ländlichen Lebens begreifen als die Männer. Wie lang es dauert, bis aus Städtern Landleute werden, das merkt man weniger an den Männern, die bei ihrer harten Arbeit den rauhen ländlichen Charakter bald annehmen, als an den Frauen, die in ihren Häuslichkeiten viel weniger bald jenes resolute Verhältnis zur Natur wiederfinden. Die Kolonisten haben eine Art Frauenfrage in das Land gebracht; die Organisation bemüht sich sehr, diese Frage durch Haushaltungs- und Gärtnerinnenschulen zu lösen. Wenn man die behaglichen Kolonien der württembergischen Tempelbauern in Palästina gesehen hat, so sagen einem die kümmerlich behandelten Vorgärten dieser Kolonistenhäuser genug; schöne Ausnahmen gibt es nur

wenige. Im Getreidebau und in der Viehwirtschaft sind die jüdischen Kolonisten noch nicht an ihre deutschen Vorbilder im Land herangekommen, doch im Weinbau stehn sie ihnen schon gleich, und im Orangenbau sind sie Meister geworden. Sicherlich werden sie es auch in der Seidenraupenzucht zu etwas bringen, wenigstens in Galiläa, wo das Klima den Maulbeerbäumen günstig ist. Was aber den Kolonisten an der Erfahrungssicherheit der echten Bauern fehlt, das ersetzen sie bisher nur teilweise durch ihren scharfen Instinkt für die Vorteile der wissenschaftlichen Bodenbehandlung. Über alle neueren Kolonien sind landwirtschaftliche Versuchsstationen, Baumschulen, Versuchsfelder verstreut, deren Leitung in Uelit bei Haiffa zentralisiert ist.

An der breiten, hügelan führenden Hauptstraße von Rischon liegen die aus Stein gebauten einstöckigen Kolonistenhäuser. Auf dem Hügel steht ein unansehnliches Gebäude, der Betsaal. Seitwärts ragen über einer Anhöhe und über den Weinbergen die von Rothschild'schem Geld gebauten Kellereien, die einem Brauhaus ähnlich sehn. Ein älterer Kolonist führt mich durch die Straßen und in den tropisch wilden Garten der Kolonie. In seiner Mitte liegt eine Allee von ausgewachsenen Palmen, deren Schößlinge ringsum wuchern, ein Zeichen für die große Fruchtbarkeit des Bodens. Zeiten der Begeisterung und der Verzagttheit sind über alle diese älteren Kolonien hinweggegangen. Manche frühere Bewohner haben, als die Rothschild'schen Unterstüßungen spärlicher wurden, das Land wieder verlassen und sind nach Kanada ausgewandert. Es sind Fehler gemacht worden, solange das französische Geld noch da war, um sie auszugleichen; aber die bedenklichen Zeiten sind vorüber. Das Gemeinwesen blüht, und der Wein ist von seinen Produkten das bekannteste geworden. Die Etiketten von Rischon kleben auf weit verbreiteten Weinsorten. Später, wenn einmal nicht mehr die türkische Wirtschaft alle industriellen Versuche niederhält wie bisher, wird man auch Konservenfabriken für feine Obstsorten hier anlegen können oder mit den Projekten Ernst machen, die eine Verwertung des Papyrus und der mannigfachen Parfümpflanzen möglich machen, die hier gedeihen.

Der Besucher merkt noch mehr als in Rischon an der Kolonie Petach Tikwah die Verschiedenartigkeit der Ansiedler und der Bauperioden. Die Kolonie liegt fünfzehn Kilometer von Jaffa entfernt, nicht weit vom Meer und in der Nähe eines kleinen Flusses. Petach-Tikwah ist schon ein Landstädtchen von zweitausend Bewohnern. Das Gründungsjahr ist 1878. Die ersten Ansiedler, die gekommen waren, hatten unter der Malaria zu leiden und zogen wieder fort. Einwanderer aus Bjelostok kauften dann einen Teil des Bodens, und für diese baute dann die russische Gesellschaft der Zionsfreunde achtzehn Häuser an einer gesünder gelegenen Stelle. Die Gemarkung ist fast doppelt so groß wie die von Rischon. Die Siedelung

ist weitläufig angelegt, am Rande fast mit Raumverschwendung; hier laufen die planierten Straßen schon weit ins freie Feld. Der Eindruck des Unfertigen hier kommt von den Lücken der Bebauung, und diese Lücken kommen von dem raschen Anwachsen der Kolonie in der letzten Zeit. Wie in Rehoboth, so sind auch hier manche Grundstücke von Leuten gekauft, die noch nicht ansässig geworden sind: Drei rosarot angestrichene, noch unbesohnte Villen gehörten Leuten in Harbin oder in Neu-Orleans. Beim Bau der neueren Häuser am Rande des Orts ist Beton verwendet, der in Jassa hergestellt wird, und man deckt die Dächer mit Ziegeln. Die Wohnungen enthalten selten mehr als fünf Zimmer und kosten sechs- bis siebentausend Frank. Das ist nicht gerade billig. Man sagt mir, daß die Häuser nur vier Prozent Verzinsung ergeben; der Bankdiskont ist neun Prozent. Einige der neusten Häuser sind wirklich hübsch und mit liebend gepflegten Blumengärten umgeben. Aber es gibt auch ältere Häuser, die noch keinen Zaun um den Garten oder überhaupt noch keinen Garten haben, denn ihre Besitzer können immer nur im Herbst nach der Orangenernte ein Stück weiterbauen, so weit ihr Geld reicht. Ein rührendes Beispiel ist die Hütte eines alten Arbeiters; ein wahrer Zellenbau, der in jedem Jahr ein Zimmerchen neu angefügt hat, entsprechend den Ersparnissen des Mannes und dem Anwachsen seiner Familie. Etwas außerhalb des Orts, bei der Tenne, stehen die kastenähnlichen armseligen Baracken der Jemeniten, die hier im Land als Tagelöhner immer noch besser daran sind als vorher in Arabien, obwohl sie auch hier die Stelle der Paria einnehmen. Die älteren, leicht hingebauten Wohnhäuser des Ortes mit ihren Gemüsegärten liegen dichter beieinander. Neu ist ein Saalbau: das Klubhaus oder die Turnhalle der Arbeiter. Unweit davon hängt die große Glocke, die sie mittags und abends von den Feldern heimruft. Das Gemeindeamt, wo das Grundbuch aufliegt und die bürgerlichen Angelegenheiten verwaltet werden, liegt an einem Ende der alten Allee, ein verwitterter Konzertpavillon und eine primitive Hütte der türkischen und der österreichischen Post an ihrem Ausgang. Die Straßen sind dörflich, doch man findet in ihnen die Aushängeschilder von Modegeschäften, Coiffeuren, Schneidern und Strumpfwirkern und Schustern und sogar eine Bankfiliale.

In der Mitte der Siedelung zeigen sich noch ganz deutlich die Schlacken der Entstehungszeit; doch diese Schlacken sind im Schwinden. Es gibt schon Erwachsene, die hier geboren sind; der zuversichtliche Sinn der Kolonisten offenbart sich in ihren frühen Heiraten. Im Durchschnitt kommen sechs Kinder auf die Familie, und für diesen Reichtum an Kindern gibt es zwei Schulen in dem kleinen Ort. Man könnte vielleicht die Schulen und auch den Arzt mit den benachbarten Orten gemeinsam haben und dadurch mancherlei Ersparnisse machen, doch selbst auf kurze Entfernungen sind die

Landstraßen noch zu schlecht, und man ist auf ihnen niemals vor arabischen Überfällen ganz sicher. Die Kolonien führen im Alltag ein ziemlich abgetrenntes Leben. Dieser Zustand verteuert einstreilen die öffentlichen Lasten nicht unwesentlich. Außer der Steuerlast des „Zehnten“, die in Wirklichkeit über ein Achtel des Ertrages ausmacht, haben die Kolonisten die Ausrüstung und Befoldung ihres eigenen Wachtienstes aufzubringen, die zum Teil aus Verrittenen besteht. Für Rehoboth soll dieser Anteil 22000 Frank betragen, oder im Jahr 200 Frank für jede Familie. Auch die Verbindung zur Stadt ist schlecht; wer nicht Reittiere nimmt, der ist auf den armseligen Stellwagen angewiesen oder auf den Milchwagen, der frühmorgens zur Stadt und mittags zurückfährt.

Der jüdische Landbesitz in Palästina, in den letzten Jahrzehnten erworben, beträgt heute etwa ein Fünfzigstel des Landes, das insgesamt eher kleiner denn größer ist als die Provinz Posen. Die Kolonien gruppieren sich besonders dicht um Jaffa, ziehen sich an der Bahnstrecke vereinzelt auch bis in die Nähe Jerusalems hinauf, umgehen bis jetzt noch völlig den alten Landweg, der über Nablus nach Galiläa hinaufführt, ebenso wie sie bisher den Jordan noch vermeiden, sondern führen vielmehr an der Küste bis Haiffa hinauf, um endlich nochmals um die beiden Seen des oberen Jordans, doch auch hier nur auf der rechten Uferseite des kleinen Flusses, einen Zusammenhang zu bilden.

Fast jede dieser Kolonien hat den Reiz einer eigenen Entstehungsgeschichte, die sie von den anderen theoretisch unterscheidet. Es gibt ihrer nach dem russischen, französischen, dem deutschen und dem amerikanischen Rezept, es gibt die individualistische, die kommunistische und die sozialistische Entstehungsweise, die sich in der weiteren Ausgestaltung, den Erfolgen und den Krisen der einzelnen nicht verleugnet. Wer sie im einzelnen beschreiben wollte, der dürfte, um den Gesamtgeist der Kolonisation in diesem Land zu schildern, auch die sieben blühenden Kolonien der deutschen Bauern nicht auslassen. Doch diese Beschreibung mag aufgehoben bleiben. Wichtiger erscheint in diesem Zusammenhang ein Blick auf das Wesen jenes Zionismus, der allen zugrunde liegt.

Wer den modernen Zionismus beurteilen will, der muß zuerst die Flugschrift seines Begründers: „Der Judenstaat“ von Theodor Herzl, lesen. Denn was heute im Zionismus sich durchsetzt, das sind Herzls Vorschläge, und wenn in der Wirklichkeit auch manches den ursprünglichen Absichten nicht entspricht, so enthält doch diese Schrift in knapper und bestimmter Form die leitenden Gedanken. Diese bestehen darin, daß alle Juden der Erde sich zu einer bewußten nationalen Einheit zusammenschließen, daß sie die Besiedelung eines Landes in Angriff nehmen sollen, um dort eine „öffentlich-rechtlich gesicherte

Heimstätte“ zu errichten und im Rahmen dieses neuen Staatsgebildes alle die tausend Einzelfragen, die jetzt unter dem Namen Judenfragen gehen, mit einem Schlag zu lösen. Herzl nennt Palästina oder Argentinien.

Die Größe Th. Herzls besteht darin, daß er neue Wege angab, um eine so gewaltige Aufgabe zu erfüllen. Man hat Herzl einen politischen Romantiker genannt. Wenn sich dieser Vorwurf auf den Schwung seines Nationalgefühls bezieht, so ist er kein Vorwurf. Soll der Vorwurf deswegen gelten, weil Herzl bei der von ihm gedachten Ausführung des Planes mit dem rätigen Interesse gewisser Staatsregierungen rechnete, ohne deren Mitwirken die Bewegung unter Umständen auf einem toten Punkt anlangen könnte, so ist es mindestens noch zu früh, aus den Fehlschlägen von Herzls eigenen diplomatischen Bemühungen auf die Verkehrtheit seines Grundsatzes überhaupt zu schließen. Das Buch selbst ist in jeder Zeile das reife Ergebnis einer Verstandestätigkeit, die sich über die Grundlagen und Verhältnisse des Judentums klar geworden war. Wenn Herzls Vorschläge vielerlei Korrektur bereits erfahren haben, so liegt es daran, daß durch die ausgiebige Diskussion, die seine Schrift erregte, Kräfte hervorgetreten sind, die der Verfasser vorher unmöglich in Rechnung ziehen konnte und von denen er, der sie noch nicht übersehen konnte, weise schwieg. Herzl war für klare Verhältnisse. Zwei große Organe sollten geschaffen werden: die „Society of Jews“ und die „Jewish Company“. Die erstere sollte wissenschaftlich politisch vorbereiten, was durch die zweite praktisch auszuführen blieb, nämlich Liquidation aller Vermögensinteressen der abziehenden Juden und die Organisation des wirtschaftlichen Verkehrs im neuen Land. In dem heute bestehenden Jewish Colonial Trust und seiner Gründung, der Anglo-Palestine-Company, ist jetzt gewissermaßen jene Jewish Company vorhanden. Die Society of Jews steckt in der heutigen Form des Zionistischen Aktionskomitees, das die Werbung für die Zwecke des Zionismus leitet und mit der Verwaltung des Nationalfonds teilweise identisch ist. Der einen schließen sich in freier Weise viele Sonderunternehmungen in Palästina an; der letzteren die internationalen Verbände, wie der Weltverband der jüdischen Akademiker und alle die Kräfte und Gemeinschaften, welche in literarischer Form die geistige Bewegung ausdrücken und auch auf das Unterrichtswesen in Palästina einen Einfluß üben. Diese Vielfältigkeit der Organe hat den Vorzug der Elastizität, doch sie verhindert die für den Außenstehenden weithin sichtbare Zusammenfassung. Nicht zwei Organe leiten die Bewegung, sondern die zersplitterten Institute üben mehr ihre Tätigkeit unter der Hand aus. Durch die jetzige Form, die viel zusammengesetzter ist, als sie Herzl wollte, ist die zweideutige Lage, die das Judentum sich selber anerkennt, eher verstärkt als zurückgeführt worden. Der sozialistische Grundgedanke Herzls scheint ethisch höher zu stehen als das gegenwärtige Schachtelsystem mit seinen Zufälligkeiten.

Die zionistische Bewegung hat schon vor Herzl bestanden, aber durch Herzls Eintreten eine Festigung gewonnen. Die Führer haben nur kurze Zeit in der Wahl des Ortes der künftigen Besiedelung geschwankt. Man hat auch an Gründungen in Ostafrika oder auf Zypern ernstlich gedacht. Noch zu Herzls Lebzeiten wurde sich die Mehrheit der Zionisten darüber einig, daß nur Palästina in Betracht komme. Palästina ist noch fast frei von Kolonisation; es hat den Vorzug der Nähe des europäischen Kulturkreises. Das Land befindet sich seit einem halben Jahrtausend in den Händen des Islam, die es haben verkommen lassen. Das ist für den, der dort ein neues Werk schaffen will, in jedem Sinn ein Vorzug. Die staatliche Schwäche der Türkei kann der Sache des Zionismus nur willkommen sein, gleichviel ob seine Anhänger damit rechnen, in Zukunft an einem Wiedererstarren dieser Macht den tätigsten Anteil zu nehmen und sich damit einen weltpolitischen Einfluß zu sichern, oder aber, beim Untergang des türkischen Staates mit Aussicht auf eine reiche Erbschaft mitzuwirken. Das zionistische Komitee hoffte anfangs, durch eine bedeutende finanzielle Gegenleistung vom Sultan Abdul Hamid einen Freibrief für die Besiedelung des ganzen Landes erwerben zu können. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Soweit die türkische Regierung dazu imstande war, hat sie gelegentlich sogar versucht, die Einwanderung von Juden in Palästina zu erschweren. Die Organisation beschränkte sich also auf eine Besiedelung im kleinen. Das Ergebnis dieser Kolonisationsarbeit, die teilweise auf früheren Versuchen fußt und diese mit benutzt, ist jetzt bereits so weit zu übersehen, daß man sagen kann, die Zukunft in Palästina, sowohl die wirtschaftliche, als in gewissem Sinne auch die der Verwaltung, gehöre den Juden. Das klingt erstaunlich nach so wenigen Jahren, aber es ist nichts Wunderbares dabei, wenn man im Land selber sieht, wie die Juden begonnen haben, außer ihrem Geld und der Intelligenz, die sich in den Dienst der Sache gestellt hat, jährlich auch einige Tausend frischer Arbeitskräfte in das Land zu führen. Der Betrag, der seit etwa drei Jahrzehnten dem Judentum Palästinas in den verschiedensten Formen von außen zugeflossen ist, wird auf mehr als hundert Millionen Mark beziffert. Die Werbung für den Zionismus ist unter dem Ostjudentum in Galizien, Rumänien und Rußland nicht minder wirksam wie unter den Juden der protestantischen und der romanischen Länder. Sie wendet sich im Osten unmittelbar an die proletarischen Massen, im Westen vor allem an die jugendliche Intelligenz. Sicherlich ist die Zahl seiner heimlichen Anhänger mindestens ebenso groß als die Zahl seiner Bekenner, die den „Scheffel“ zahlen. Auch unter den Sepharden hat der Ruf nach Zion Wiederhall gefunden. Obwohl die meisten der Völker, unter denen diese Sepharden leben, so zum Beispiel die Araber in Jemen, Semiten sind, sind sie nicht immer duldsam gegen die Juden, die mit Zähigkeit an ihren

religiösen Gebräuchen festhalten und sich abschließen. Merkwürdigerweise machen sich selbst in Palästina unter den Arabern neuerdings judenfeindliche Stimmungen bemerkbar, allerdings vielleicht als Folge eines Mißverständnisses, das daraus entstanden ist, daß die jüdischen Kolonisten in einzelnen Fällen keine arabischen Arbeiter auf ihren Farmen beschäftigen wollen.

Zwar sind die Schwierigkeiten der Kolonisation nicht gering. Es ist vorläufig noch wenig Platz für Einwanderer ohne ein kleines eigenes Kapital. Schlechte Verkehrsverhältnisse, rohe Steuern, Feindschaft und diebische Angewohnheiten der arabischen Landbevölkerung, nicht zuletzt auch mancher Hader innerhalb der Judenschaft selbst wirken hemmend. Aber alle diese Schwierigkeiten überwindet die Zuversicht der Einzelnen und das fast automatisch großzügige Arbeiten der Organisation. Diese Organisation trägt bis jetzt fast ausschließlich deutschen und englischen Stempel. Die leitenden Gesellschaften, vor allem die Anglo-Palästina-Company mit den von dieser Bank abgezweigten Stellen für Einkünfte, Verwaltungsangelegenheiten und Landesforschung, die Palästina Land Development Co, die Jewish Colonisation Association, die Immobiliengesellschaft als Institut für städtischen Grundbesitz, die verschiedenen wissenschaftlichen Gesellschaften, das Gymnasium in Jaffa und das große Technikum in Haiffa, das im Herbst dieses Jahres eröffnet wird, stehen teils unter deutschem, teils unter englischem Schutz. Außer ihren reinen Bankgeschäften und einer ausgiebigen Gewährung von Darlehen an die Kolonisten, betreibt die Anglo-Palästina Co Landankäufe größeren Stiles für den Nationalfonds. Das vergangene Kriegsjahr der Türkei war den Landwerbungen besonders günstig. Die Ebbe in den Kassen der Regierung und der Beamten kommt diesen Landwünschen sehr zugute, und die Vorteile für die Käufer sind um so größer, als ihre Mittel an flüssigen Geldern bedeutend sind. Der Landkauf könnte noch rascher fortschreiten und noch größere Vorteile wahrnehmen, wenn die Zuwanderung der Kolonisten damit Schritt hielte. Eine Anzahl Großgrundstücke im Besitz des Nationalfonds liegt vorläufig noch unbebaut auf Vorrat. Die mit den Landesfritten vertrauten Agenten der Organisation verstehen es, mit den türkischen Beamten gute Beziehung zu pflegen.

Die Gesamtzahl der seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Palästina eingewanderten Juden mag hunderttausend betragen. Etwa achtzigtausend davon gehören allerdings zu den Strengen, und nicht der Zionismus ist die Ursache ihrer Übersiedelung nach Palästina gewesen, sondern ein religiöser Grund. Diese achtzigtausend leben zum größten Teil in Jerusalem, die übrigen in Safed und Tiberias: denn in jenen Gegenden von Galiläa erwarten die Frommen das Auftreten des Messias. Unter diesen Leuten sind viele Alte, Kranke und Schwache, die nur gekommen sind, um im Boden ihrer Väter begraben zu werden. Nur ein Teil von

ihnen ist imstande, einen Nebenerwerb von Handel und Kleingewerben zu finden; die meisten leben von der Haluka und von den privaten Unterstützungen, die den Armen von ihren Verwandten daheim zugute kommen. Ein Wechselstrom von Bettelbriefen, der von Jerusalem und Tiberias ausgeht und die Gaben heranzieht, hält eine gewisse Verbindung dieser Menschen mit der übrigen Welt aufrecht. Die Haluka ist die offizielle, nach Landsmannschaften verteilte Spende der ganzen religiösen Judentheit für die in Palästina lebenden Frommen. Die Einrichtung besteht sowohl bei den aschkenasischen wie bei den sephardischen Gemeinden, und es wäre nur zu wünschen, daß diese öffentlichen Beiträge etwas reichlicher flössen, damit von dem Gelde etwas unternommen werden kann, um die in einem fruchtlosen Talmudstudium Dahinlebenden, besonders die jüngeren unter ihnen, an rentablere Formen des Hausfleißes zu gewöhnen.

In Jaffa sind durch eine Schlosserei, in Jerusalem durch die Schule und die fabrikmäßige Einrichtung der kunstgewerblichen Anstalt „Bezalel“ einige Anfänge dafür geschaffen worden. Bezalel ist vor acht Jahren gegründet worden und jetzt mit seinen vierhundert Arbeitern, die in zwei Häusern beschäftigt sind, das größte wirtschaftliche Unternehmen in Jerusalem; auch eine kleine ländliche Kolonie bei Jaffa gehört zu ihrem Betrieb. Die Feinhandwerker und Künstler dieser Anstalt, die Teppichknüpfer, Ziselierer, Filigranbinder, Holzschnitzer, Tischler und Spitzenklöpplerinnen, stammen teils aus Damaskus und aus Ägypten, teils sind es Eingewanderte aus Rußland und Rumänien, und der Nachwuchs wird von Lehrern unterrichtet, die eine westeuropäische Schulung haben. Der Absatz der Bezalel-Waren scheint geschickt organisiert zu sein. In den großen Städten Deutschlands und Englands findet man Ausstellungen der Erzeugnisse in den Warenhäusern, im Osten haben eigene Vertriebsgesellschaften den Verkauf in die Hand genommen; zweifellos kommt diesen orientalischen Gegenständen bei ihren Abnehmern der Strahlenkranz von Jerusalem zugute. In Zukunft wird das vielseitige Unternehmen auch die graphischen Gewerbe pflegen. Da es einstweilen an einer Großindustrie im Land noch vollkommen fehlt, so leistet diese Anstalt in ideeller Verbindung mit den philanthropischen Bildungsstätten, die in Jaffa und Jerusalem eifrig gefördert werden, schon jetzt ihr Bestes, um wenigstens Teile der orthodoxen jüdischen Bevölkerung mit der Moderne in Berührung zu bringen und sie von dem inneren Wesen des zionistischen Gedankens abhängig zu machen. Von den hunderttausend Juden Palästinas sind in der Landwirtschaft höchstens zehntausend beschäftigt.

Erst seit zehn, höchstens seit fünfzehn Jahren gibt es einen modernen Zionismus. Überblickt man, was seine Werarbeiter bisher für die Durchtunetung des in Palästina neu versammelten und des gesamten draußen verstreuten Judentums geleistet haben, und was im Lande geschieht, so muß

man zugeben, daß schon vieles erreicht worden ist. Von Jahr zu Jahr tritt Palästina deutlicher als Wirtschaftsgebiet von ausgesprochener Eigenheit auf dem Weltmarkt hervor. Die Sonnenzahl der in Gaza, Jaffa und Haiffa verkehrenden Schiffe ist seit 1903 auf mehr als das Doppelte des Früheren gestiegen, und noch fühlt man sich nur in den ersten, ganz bescheidenen Anfängen. Das ist zwar nicht das Werk des Judentums allein, aber sein Anteil an dieser Entwicklung wird immer größer. Am langgestreckten Küstensaum von Jaffa, am Nordrand von Jerusalem, an den Abhängen des Karmel bei Haiffa sind jüdische Viertel moderner Kleinhäuser nach europäischem Muster entstanden; weitere, bessere sind im Entstehen. Man plant bei Jaffa die Anlage eines guten Badestrandes mit Hotels auf dem von jüdischen Gesellschaften gekauften Dünenboden. Man hofft, in wenigen Jahren die verödete schöne Landschaft des Sees von Tiberias so umzugestalten, daß sie für die elegante Welt, die bisher nach Ägypten reist, zu einem großen Wintekurplatz werden kann. Man wird in Zukunft das Land mit Automobilen, die Flüsse mit Motorbooten befahren. Schon bestehen, als Bausteine einer künftigen hebräischen Landesuniversität in Jerusalem, verschiedene chemische Laboratorien, geologische, archäologische, medizinische Institute und weitverzweigte Gesellschaften; in dem hebräischen Gymnasium zu Jaffa kamen in diesem Jahr die ersten Reisezeugnisse zur Verteilung. Hier wird die Jugend für den Besuch der künftigen Universität und des neuen deutschen Polytechnikums in Haiffa vorbereitet. Man hat begonnen, Landstraßen zu bauen und den Sicherheitsdienst zu einer kleinen Truppe zu vereinigen. In Zukunft sollen Stauanlagen geschaffen werden, die den ausgetrockneten Berghängen die Möglichkeit der Bepflanzung wiedergeben. Lang wird es nicht mehr dauern, und in den größeren Städten Palästinas wird man die Theater, die Zeitungen, die musikalischen Veranstaltungen der Juden finden. Und je mehr die Kolonisation zunimmt, desto größere Bedeutung gewinnt auch der politische Zusammenschluß der Kolonien und das Neuhebräisch, das ihre Sprache ist.

Wir erleben in der Gegenwart, daß Rußland durch Umsiedelung von Hunderttausenden seiner Bauern jährlich die Einöden Sibiriens langsam mit Menschen anfüllt, wir erleben gegenwärtig die rasche Besiedelung Kanadas und der westlichen Streifen des nordamerikanischen Festlandes, die Urbarmachung Brasiliens und Argentiniens, die Rohausbeutung des afrikanischen Festlandes, die Besiedelung der südlichen Mongolei und der Mandchurei durch die Chinesen, die kolonisatorische Eroberung Koreas durch die Japaner. So hat die Besiedelung Palästinas nichts Besonderes an sich. Sie ist nur ein Teil der unaufhaltsamen Europäisierung Vorderasiens und letzten Endes ein Teil der gesamten Völkerbewegung, die von den noch unausgebeuteten Ländern und Reichümern der Erde Besitz nimmt und die

große Aufgabe hat, das Proletariat zu befreien. Von allen Großstaaten, die Kolonialmächte geworden sind, hat vielleicht Deutschland bisher noch das geringere Verständnis für die Zukunftsbedeutung solcher Vorgänge, und doch kann eine industrielle Krisis auch für Deutschland diese Frage über Nacht zu einer der gewaltigsten machen. Es ist deshalb auch für die deutschen Interessen gut, daß ihm die zionistische Bewegung hier das Verständnis für diese Frage offen hält. An die Bewegung selbst knüpfen sich für das Reich nur einige untergeordnete politische Perspektiven, die sich an die Frage des künftigen Besitzes des Landes knüpfen. Zwar sind in Palästina auch die deutschen Interessen erheblich. Sie sind nicht allein wirtschaftlich im Eigentum der deutschen Tempelkolonien begründet, sondern stehen auch politisch in einem labilen, dreiteiligen Gleichgewicht mit denen Großbritanniens und Rußlands. Da die Mehrzahl der zionistischen Juden, ja der Juden überhaupt, ein Rußland feindliches Element darstellt, so mag in Zukunft die Besiedelung Palästinas und seiner Nebenländer durch Juden in dieser Rechnung einmal irgendwie ins Gewicht fallen. Wichtiger ist die geistige Seite des Zionismus. Bei dem so stark auf Erwerb und Besitz gerichteten Charakter der jüdischen Rasse wäre es verwunderlich, wenn das Gefühl des Heimwehs, das sie antreibt, nicht auch gemischt wäre mit neuer Machtbegierde. Dieses Gefühl erhält seinen Ausdruck bereits in der Forderung einer strengeren Hebraisierung der gesamten jüdischen Diaspora. Ein Ruhebedürfnis, hervorgegangen aus dem ewig ungesetzten Schicksal eines Volkes, ringt hier mit dem Bedürfnis nach einer größeren Steigerung der Macht, die bei anderen, die nicht sicher sind, ob sie nicht in Zukunft darunter zu leiden haben werden, Unruhe und Unbehagen verbreitet.

Denn notwendig verbindet sich mit dem Bestreben nach der nationalen Erneuerung das Suchen nach einem religiösen Grundgedanken, der für manche in der Idee des Judentums überhaupt bereits gegeben ist, und so sind in wenigen Jahren an der Stelle Herzls und seiner Schule Philosophen und Religiöse die eigentlichen Führer des Zionismus geworden. Es ist nun kaum zu erwarten, daß Europa seine Presse und Literatur dem Zionismus als Schauplatz für seine Experimente einräume. Der ruhige Ausbau eines einzigen umfassenden Gedankens kann hier keinen Boden finden. Es liegt schon darum nahe zu wünschen, wie es die Romantiker einer früheren Zeit getan haben, daß jede geistige Richtung, die sich für fähig hält, den Grund einer Gesellschaftsordnung zu legen, den Versuch dazu in einem Koloniallande machen könne. Schon beim Entschluß dazu und bei dem Ringen mit den Schwierigkeiten der neuen Ansiedelung müßte sich herausstellen, wieviel geistige Kraft der eingeschlagene Weg in die Gemüter zu pflanzen vermocht hat.

In dieser Richtung zeigt der Zionismus auf seinen bisherigen Wegen eine Ähnlichkeit mit der Bewegung, die in der Mitte des vorigen Jahre

hundreds die Tempelgesellschaft der württembergischen Bauern bewog, Deutschland zu verlassen und sich in Palästina anzusetzeln. Die Ruhelosigkeit des jüdischen Zionsglaubens und der Prophetismus der Bibel war schon in dieser Bewegung, die aus dem Pietismus hervorging, der Keim. Der geistige Stillstand, dem diese Tempelgesellschaft, bei äußerem Wohlergehen, verfallen ist, zeigt auch den neuen jüdischen Zionisten eine Gefahr, nämlich aus mangelndem Interesse des Ausgangslandes den inneren Zusammenhang mit diesem zu verlieren. Aber diese Gefahr ist hier ungleich geringer als bei allen früheren ähnlichen Versuchen, die seit den Kreuzzügen aus dem Schoße der Christenheit hervorgegangen sind, denn der Gegenstand ist ungleich größer in seinem Verhältnis zum ganzen Wesen des Volkes. Der jüdische Zionismus ist eine zu auffällige Tatsache, als daß nicht außer dem Judentum selbst auch die weitesten religiösen Kreise, insbesondere der protestantischen Länder ihn mit Interesse, ja mit einer starken mystischen Sympathie verfolgten. Jene Kreise sehen, und nicht nur die obskuren, kleinen, die früher Napoleon und jetzt den Balkankrieg aus der Apokalypse herauszulesen imstande waren, im Zionismus das Eintreffen einer biblischen Weissagung. Aber auch für jene, denen die Frage nach der Zukunft unserer Kultur wichtiger ist als die Frage, wem Palästina in Zukunft politisch gehören soll, und denen die biblischen Weissagungen im besten Falle nur besagen, daß über dieses Volk, das ohne seinen Gott und seine ewige Spannung nicht denkbar ist, das letzte Wort bisher noch nie gesprochen war, bedeutet der Zionismus ein merkwürdiges Zeichen der Zeit. Die vergangenen, kurzen, vorläufigen Bewegungen in der Christenheit, die nach Zion strebten, sind nichts gegen die Erscheinung, daß von der Masse der Ostjuden seit zwei Jahrzehnten Blöcke abzutreiben beginnen wie Eisberge im Frühling, und daß von diesem in Fluß geratenen Volkstum Scharen sich nach Palästina wenden, während zugleich unter den Wissenden der westeuropäischen Intelligenz dasselbe Bestreben auftritt, sich wie in einem instinktiven Vorgefühl kommender Neuordnungen eine feste Stellung außerhalb, oder vielmehr im weiteren Zukunftskreise der europäischen Zivilisation zu schaffen. Denn zu diesem weiteren Kreise wird das gesamte Vorderasien mit Wahrscheinlichkeit gehören. Es kommt auch gar nicht so sehr auf die große Zahl der Übersiedler an. Sei das künftige politische Gebilde noch so zwerghaft und abhängig von fallenden, äußeren Dingen, es genügt vollkommen, wenn im Laufe einer kurzen Zeit sich so viel jüdische Bevölkerung in Palästina ansammelt, daß sie dort mit der nichtjüdischen gleichsteht. Dann ist der jüdische Charakter des Landes gesichert, und der archimedische Punkt gefunden, wo eine Entscheidung ansetzt. Und hier ist denn auch jener Punkt, den Th. Herzl in seiner Programmschrift nur mit einer Andeutung berührt hat, wenn er darauf hinweist, daß das, was die Juden dort versuchen,

„machtvoll und beglückend“ hinauswirken werde. Martin Buber, der durch seine Drei Reden einer der Wortführer des gegenwärtigen Zionismus geworden ist, sagt an bedeutender Stelle, daß dem Judentum die Umkehr not tue; kein Stückwerk könne das Judentum erneuern, sondern nur ein ganzes und geeintes Werk. Diese Umkehr liegt für ihn und andere in einer Annäherung an den christlichen Gedanken, wobei er sich indessen folgendermaßen ausdrückt: Was am Christentum schöpferisch ist, ist nicht Christentum, sondern Judentum, und damit brauchen wir nicht Fühlung zu nehmen, das ist unschöpferisch, aus tausend Riten und Dogmen gemischt, und damit wollen wir nicht Fühlung nehmen. Freilich müssen wir den abergläubischen Schrecken, den wir vor der nazarenischen Bewegung haben, überwinden und sie dahin einstellen, wohin sie gehört: in die Geistesgeschichte des Judentums.

Es hat wenig Sinn, in die Erörterung der Gesamtfrage jenen lächerlichen Prioritätsstreit hineinzutragen, der neuerdings unter dem Einfluß dieser Auffassung, die ja nicht erst von gestern ist, nur das alte Gezänk zwischen den Theologen beider Seiten wieder entfesselt. In Wirklichkeit finden sich alle Gedanken, seien sie zu Dogmen geworden oder der Kanonisierung bisher entgangen, sogar die Ausgestaltung des Rituellen bis zum Selbstzweck, in der es das orthodoxe Judentum noch erheblich weiter gebracht hat als selbst der Katholizismus, finden sich die Idee des Einheitsgottes sowohl wie die seiner allegorischen Zerlegung in Gottgewalten, der Messiasgedanke und der Glaube an die Göttlichkeit des Welterlösers, in jener ganzen Reihe von Religionen zerstreut, die gemeinsam aus sehr alten Wurzeln sprossen. Diese Gedanken sind nur, gewissermaßen zu andern Bündeln geordnet, überall vorgekommen: Gott ist auch allgegenwärtig. Nur was dem einen Religionskreise eine Maus gewesen ist, das war dem andern ein Elefant; der eine hat ihn zur Majestät ausgestaltet, bei dem andern spukt er still und sonderbar nebenher. Es beweist weder für noch gegen das Judentum etwas, daß viele seiner Ideen sich vor ihm und seitwärts von ihm im erasischen und im arabischen Religionskreis finden, daß auch den ältesten europäischen Mythologien der Begriff der Seelenwanderung und der Auferstehung in dumpfen Gesichtern nicht fremd war, daß die Vorstellungen vom unendlichen Wert der Menschenseele, daß die Gebote der Ehrfurcht auch seitab vom Judentum den Chinesen, den Indern und Indogermanen sich geoffenbart haben und beachtet wurden, daß selbst der Dekalog auf jüdischen Quadern nicht sicher steht. Und es beweist weder für das Germanentum noch gegen das Judentum etwas, wenn die protestantische Idee von der Freiheit des Menschen in Gott, die schließlich aus dem ersten Entzücken der Mystiker hervor den Anstoß und den religiösen Ausdruck eines Zeitalters der kühnsten technischen und wissenschaftlichen Taten gegeben hat und die Fessel der Scholastik sprengte, religiös widerwillig, im Wesen aber ganz natürlich dem schärfsten

Nationalismus auf ihrem Weg begegnere. Aber selbst die orthodoxe Dogmatik des Thomas von Aquina, wie sie heute in dem französischen Neorthomismus eines Paul Claudel sich wieder hervorstellt, gleichsam um den verworrenen Erscheinungen des modernen Geisteslebens eine neue Ordnung anzutragen, ein Gemeng aus griechischer Philosophie und starrem Hebraismus, ist klärend und mit großer Bedeutung in den Katholizismus seiner Zeit und mit dem Recht des Stärkeren an die Stelle des Vorhandenen getreten. Zudem ist es nicht minder das Ritual gewesen, als die Idee des Einheitsgottes, die das Judentum als einen Staat im Staate der übrigen Welt bisher zusammengehalten hat. Aber, wie gesagt, nicht die Priorität der Ideen, die den Blick vom Wesentlichen ablenkt, steht uns, die wir die Auflösbarkeit der Elemente vor Augen erleben, hier in Frage, sondern die Tatsache allerdings, daß ein Volk gleichsam zur Funktion des Wartens der ganzen Menschheit auf eine Geistesoffenbarung, die noch bevorsteht, geworden ist und sich als ein Volk mit so eigener Aufgabe im Ringen um sein Schicksal betrachtet.

So mag es denn auch besser sein, nicht zu leugnen, daß gerade im Judentum des Zionismus die freien Geister Europas mit den gebundensten zusammenstoßen und daß hier ein Kampf zum Austrag steht, der wichtiger ist als seine Verkleisterung durch den zeitweis so billigen, „alles überwindenden“ Gedanken des Volkstums, und der allein es auch für den Christen der Mühe wohl wert macht, die Entscheidung mit der geduldigen Spannung des nicht ganz Unbeteiligten zu erwarten. Nationalistisch ausgedrückt lautet die Formel: Umwandlung und Befreiung des Ostjudentums durch den Geist des Westens. In anderer Formel dagegen: ein Kampf um den Besitz und die Erweiterung jener Freiheit, welche das Christentum mit allen griechischen, jüdischen und indischen Elementen, die es in seiner Frühzeit in sich aufnahm, der heutigen europäischen Welt gebracht hat. Bisher verhüllt sich dieser Kampf, der als jüdische Angelegenheit vielleicht nur in Palästina vor sich gehen kann, wo die Reibung mit dem Christentum wegfällt, erst in wenigen geringen Anzeichen, die nicht mit Hoffnung betrachten kann, wer sich auf erste Anzeichen nicht verstünde. Das Gymnasium in Jaffa ist eins dieser Anzeichen. In dieser Schule gibt es keinen Religionsunterricht, Bibel und Talmud werden als Literatur und Geistesgeschichte des Judentums unterrichtet. Es hat Kämpfe gegeben um den Geist dieses Unterrichts; ein Versuch, die Bibel nach den kritischen Methoden zu zergliedern, mußte aufgegeben werden. Die Widerstände werden aufs neue hervortreten bei der Gestaltung der künftigen Universität in Jerusalem. Es handelt sich dann schon mehr als bei einem Gymnasium um die Freiheit der Forschung und der Überzeugung, deren Vorkämpfer einst Spinoza gewesen ist, gegen die vom Gesetz Verdunkelten. Wer heute in Palästina reist,

der findet noch in keinem der von jüdischer Seite herausgegebenen Handbücher auch nur den leisesten Hinweis auf jene Stätten, die für den, der einem Moriz Friedländer oder Martin Buber zu folgen vermöchte, in der Geistesgeschichte des Judentums zu den bedeutendsten gehören, ganz zu schweigen davon, daß es sich um die landschaftlich schönsten handelt. Im silbernen Palästinahandbuch spricht nur eine halbe Zeile von Orten, um deren Besitz sich seit Jahrhunderten die „rivalisierenden christlichen Sekten“ streiten. Hier sind die leisen Rücksichten auf geringere Geisteszustände. Gewiß, es gibt solche Fälle von Rücksicht in der Welt sehr viele. Aber bei allem Respekt vor den Männern, die sich hier hinter eine Grenze stellen, die sie sonst wohl vorgeben, innerlich längst überschritten zu haben, scheint es doch, als ob ihre Anfänge mit einem Schritt zurück beginnen. Ihr Bekenntnis zur jüdischen Geistesgeschichte ist dann noch geringer anzuschlagen als die berüchtigte Äußerung des Flavius Josephus über den Christus, jene Stelle, die, dank den Forschungen eines Burkitt und der Logik eines Harnack, es verdiente, wieder berühmt zu werden. Im übrigen war auch jene Äußerung des Josephus ein Zeichen für den Gegensatz zwischen dem Pharisäertum jener Tage und dem Landvolk, den Am-Haarez, die angeweht waren vom Geist der alexandrinischen Diaspora. Die Juden in Palästina sind auf dem Weg zu einer Situation, die genau dort wieder anzuknüpfen scheint, wo sie vor zwanzig Jahrhunderten abbrach: es war eine Zeit des äußersten Gegensatzes zwischen den Pharisäern, die mit ihrer Starrheit den vollständigen politischen Untergang verschuldeten, und jenem freien jüdischen Landvolk. Diesmal aber werden die Am-Haarez siegen, und es ist schöpferischer europäischer Geist, der ihnen hilft.

So scheint denn dieses neue „Landvolk“ in sich das Ziel zu tragen, welches in dem Wort von der Umkehr verkündet wird. Unter diesem Gesichtspunkt, so scheint es, müssen die Äußerungen gewertet werden, mit denen der Zionismus sich selbst begründet. Noch ist in ihm die Zweideutigkeit nicht aufgehoben, das Denken seiner Führer steht vor Entschlüssen, die sie noch nicht zu bestimmen wagen. Mag das fromme Christentum erstaunen, daß am jüdischen Volk die alten Weisagungen sich erfüllen: es sind im Leben der Völker schon andere Weisagungen wahr geworden, und es ist nichts Geringses, mit Willen, wenn die Zeit gekommen ist, das Tor zu bauen und durch das Tor einzugehen, das allein die Seher unter den Blinden der Vergangenheit schon ragen sahen. Wie einst das Jahr Tausend ohne Erdbeben und Verfinsternung der Sonne vorüberging und dennoch die Posaunen des Gerichts den Gläubigen erklangen, so wird, wenn bei solchen Ereignissen der Umkehr die Posaunen des Gerichts in den Seelen überlaut werden, das christliche Drama und was jüdisch an ihm ist, sich aufgelöst haben wie eine schillernde Blase, und den Menschen in Wahrheit ein anderer Tag anbrechen als dieser war.

Das Empire ist ein Produkt des Chaos, David ein Despot, der eine stürzende Welt zu sichern glaubt, indem er ihr ein paar Zeichen aufdrückt; seine Doktrin die Idee eines Abenteurers, der zum Akademiker wird. Er gleicht dem Kapitän eines schwer gefährdeten großen Schiffes, der das Meer zu beruhigen sucht, indem er Öl auf die Wegen gießt. Die Oberfläche glättet sich auf einen bestimmten Umkreis, auf eine bestimmte Zeitdauer. Dann tobt es um so toller. Die engeren David-schüler sind alle Schwimmer im Öl, die aus der fiktiven Schicht über dem eigentlichen Element Realitäten zu gewinnen suchen. Auch Cornelius ist so ein Beschwichtiger mit ungeeigneten Mitteln. Die subjektive Sanktionierung seines Öls machte seine Methode nicht rationeller. Die deutsche Gründlichkeit stärkt nur noch mehr den Irrtum, macht ihn für Jahrzehnte unausrottbar. Die Stabilität ist Erstarrung. Goya und Géricault sind Schwimmer, die zuweilen auf den Grund tauchen. Sie kommen mit Tropfäen an die Oberfläche und schwimmen mit ihnen im Chaos. Da, wo Ingres taucht, scheinen sich die Wasser zu teilen. An einer Stelle, die nicht die tiefste ist, wächst ein einsamer, schmaler Damm, mit friedlichen Gebilden verziert. Es ist Neuland, aber zu abseits gelegen, um dem ungeheuren Chaos zu gebieten. Andere Dämme müssen dazu kommen, um es zu sichern.

Nun taucht ein Jüngerer, von edlerer Herkunft, von tieferem Gefühl, von klarerem Intellekt in die Fluten. Er sucht sich die Stelle in der Mitte, die wildeste, wo die Trümmer des Früheren zu Haufen treiben, wo der Schwimmer am schwersten gefährdet ist, wo das Gelingen größten Nutzen verheißt. Keine Fiktion hemmt ihn, schützt ihn. Er wirft das Akademische, den bequemen Schwimmgürtel, von sich. Alles oder nichts! sagt er. Entweder gewinne ich Unbegrenztes oder will vergehen. Sein Idealismus ist überfranzösisch. So viel hat noch keiner der gesegneten Rasse gewollt. Freilich hat noch keiner solche Aufgaben vorgeschrieben erhalten. Noch nie befand sich die französische Kunst in einem auch nur entfernt ähnlichen chaotischen Zustand. Nichts steht mehr fest, seitdem David abtrat. Die Revolution scheint jetzt erst, nachdem die neo-akademischen Zeichen verblaßt sind, im ganzen Umfang auszubrechen und will sich auf das Banale werfen. Alles ist von vorn zu beginnen. Da wo Veronese und Rubens, Rembrandt und Greco aufhörten, ist anzufangen. Ein einziger Mensch will die Kluft, die dazwischen liegt, überspringen und will modern sein, muß modern sein, soll die Lat zu Weiterem nützen.

Man kann an Goethe denken, an den Erbauer unserer Kultur, zumal

an den Faustdichter, dem der junge Maler frühe Zeugnisse weicht und der den Gruß erwidert. Aber der Franzose hat das Französische voraus, eine intakte Kultur, die zum Ersatz schadhafter Stellen zwingt. Er braucht nur an den Rest zu denken, den Standpunkt eines Malers, der gleichzeitig Kind seines Volkes ist, mit allen Konsequenzen zu erfassen, um auf dem einen, durch Zufälle, durch ein Zuviel, ein Zuwenig zerrütteten Felde Ordnung zu schaffen. Ein Ordner ist er von nie gesehener Art, weitherzig wie der junge Goethe, freier wie irgendeiner der früheren Diktatoren der Kunst, strenge nur gegen sich selbst; und ein Schöpfer. Nicht eine alles andere ausschließende Form stemmt sich den Strömen der Zeit entgegen, sondern sich wie Jngres' Raffaelitentum wie das Präraffaelitentum anderer willkürlich ab. Soviel Ströme in der bewegten Zeit fließen, soviel Formen fangen sie auf. Ein unübersehbarer Organismus verschlingt sie, um sie zu überwinden. Langsam und majestätisch und gleich mächtig nach allen Seiten wächst eine neue Kunst empor, die nur Geist ist, der Extrakt einer alles erlebenden, alles verstehenden Klarheit. Aus dem Chaos wird ein Kosmos. Und diese Klarheit strahlt von einem Menschen aus, dessen natürliche Art es nicht ist, die Dinge zu ebnen und zu glätten. Eine ihm selbst kaum im ganzen Umfang bewusste Übertreibung liegt ihm im Blut. Was er anfasset, wird sofort Teil seines die ganze Existenz bis in das Alltägliche umfassenden heißen Rhythmus. „Ein Vulkan im Herzen, eine Sonne im Hirn,“ hat einer von ihm gesagt. Und allgemein gilt er als König der Romantik. Er ist so wenig Romantiker wie Klassizist, wie Realist und ist alles zusammen. Eine neue Spezies Künstler kommt mit Delacroix in die Welt, freilich in einem einzigen Exemplar: kein Künstler vor oder nach ihm ist wie er gewesen; kein Künstler hat so wenig anders als andere sein wollen.

Man wird nie behaupten können, Delacroix habe schönere Bilder als die alten Meister oder als die jungen, die ihm folgten, gemalt. Denn er hat immer nur seine eigenen gut oder schlecht malen können. Aber es wäre nicht übertrieben, zu sagen, er habe die seinen besser gemalt als die größten Meister die ihren, habe mit seinem Pfund besser als alle anderen gewuchert. Auf seinem Verhältnis zum Malen beruht seine Sonderart, die einzig erscheint. Die Organe seines Schöpferischen waren vielleicht nicht besser, aber zahlreicher und besser geordnet. Es gelang ihm, Faktoren seines Menschentums zu beteiligen, die bei anderen Künstlern schlafen oder Dinge treiben, die der Produktion entgegen sind. Er hatte kein Privatleben. Es gab bei ihm nicht den bekannten Unterschied zwischen Mensch und Künstler, mit dem man alles und nichts erklärt und entschuldigt. Ob er den Pinsel in der Hand hatte oder die Feder, ob er mit den Gestalten seiner Bilder sprach oder bei Thiers dinierte, ob er seine geliebten Dichter las oder Chopin zuhörte: es war derselbe nuancenreiche Mensch, und alle Nuancen blieben beteiligt. Wie voll-

bringe ich meine Kunst? ist nur der eine, nie isoliert geltende Teil des Programms, untrennbar von der zweiten: Wie mache ich es, um dabei Mensch unter Menschen zu bleiben? Man mag dieses Programm noch so weit fassen und alles Ethische und Ästhetische, das darin liegt, überdenken, man wird nicht den Umkreis im Auge behalten, den Delacroix realisierte. Aus dem Journal geht manches Detail in dem Stundenplan dieses Weltmannes sondergleichen hervor. Was mir, wenn ich an Delacroix ohne eine besondere Hinsicht denke, als sein Größtes erscheint, ist seine Muße. Und nichts beschämt uns Trunkene von Geschäftigkeit tiefer als dieser Hinweis: wie viel Zeit hatte der Mensch, der soundsoviel tausend schöne Dinge hinterließ, für andere Dinge? Gab es ein des Geistes Würdiges, das ihm fremd blieb? In seinen Schriften findet sich zuweilen eine leise Bitterkeit des Skeptikers. Nie kommt es zu der Klage, die heute in unserem Dasein auf aller Lippen ist, die Dehmels Arbeitsmann ausspricht. Nie fliegt dem Künstler, dem Denker, dem Weltmann die Zeit fort, die er braucht. Er malte schnell, schneller als andere dachten, das war seine Technik, Resultat eines reifen Gedankens. Er lebte gelassenen Schritts, wie es die vollkommene Harmonie aller hohen Bedürfnisse fordert. Dies war seine Form und sein Inhalt.

Von der Zinne eines Weltbürgers, der mit dem Zusehen allein genug zu tun hätte, wird ein Werk geschaffen, das in jedem Strich produktive Originalität ist. Es ist das umfangreichste Œuvre unserer Zeit. Wird Eigenhändigkeit bedingt, so dürfte es das größte Maleropus aller Zeiten sein. In dieser Fülle ist nichts, das dem Mechanismus einer Routine das Dasein verdankt, das nicht empfunden wäre. Ein Gefühl, mächtig wie ein großer Massengedanke, rein und subtil wie nur ein hoch geartetes Individuum sein kann, bringt Historien, Heiligenlegenden, Schlachten und Löwenkämpfe, Stilleben und Bildnisse hervor, illustriert die Dichtung auf eine den Dichter überflügelnde Art, malt riesige Fresken, die noch einmal die ganze Pracht einer den wirklichen Raum umschlingenden Kunst ausstrahlen und deren Stil jede Stilisierung verbannt, malt winzige Staffeleibilder von juwelenhaftem Gefüge. Und dieses Gefühl, dessen Produktivität nur aus einer angeborenen dämonischen Kraft von urwüchsiger Robustheit zu erklären ist, das wie eine ungeheurere Flamme seine Stoffwelt umschlingt, paart sich mit dem Geiste des Forschers, des Gelehrten, mit einer Kühle des Bewußtseins, die die bequeme Erklärung mit der Romantik ausschließt. Das Romantische in Delacroix ist Technik. Er hat die Gabe, mit allem, was er in die Hand nimmt, hinzureißen. Nur eins wird nicht mitgerissen: das Hirn, von dem alles ausgeht. Delacroix steht über seinem Dämon.

Man könnte diese Mischung nicht erfinden. Der Dichter, der es wagte, würde Mühe haben, gegen das Mißtrauen zu kämpfen; das Mißtrauen

gegen den Geist, der dem Dämon immer nur das rechte Feld öffnet, oder das Mißtrauen gegen die Stärke des Dämons, der sich leiten läßt. Wir sind zu wenig gewohnt, sich ausgleichende Kräfte schöpferisch wirken zu sehen, um nicht in der Harmonie nach dem Defekt der einen oder anderen Seite zu suchen. Und die ganze Geschichte seit der Revolution, die ganze Geschichte nach Delacroix bestätigt das Mißtrauen. Es gibt selbst in der alten Kunst nur sehr wenige Beispiele, vor denen sich unserer Bewunderung der Harmonie nicht der leise Wunsch nach einer stärkeren Aufbietung der Kräfte beimengt oder unser Staunen vor der Kraft die Sehnsucht nach einer, sei es auch nur in Einzelheiten, reineren Harmonie beschwichtigt. Die Wucht eines Rubens wird nicht so vollkommen zum Spiel, der Materialismus eines Tizian nicht so vollkommen vergeistigt, das Dämonische Michelangelos nicht so vollkommen überwältigt, daß nicht das Überwiegen des kräftigeren Teils als Einbuße an dem höchsten Werte erscheint. Rubens ist viel mehr Romantiker als Delacroix. Wir machen uns die Kritik zu leicht, wenn wir just in dem Geringen, das göttliche Meister bei dem Ausgleich ihres Menschentums mit ihren Zielen übrig ließen, ihre Eigenheit zu erkennen glauben. Eigenheit ist nur der Name für Kräfte, die erst, wenn sie die Ansprüche der Vielheit aushalten und wirksam bleiben, den hohen Wert, der ihrer Summe zugesprochen wird, verdienen.

Dieser Kreis höchster menschlicher Forderungen bestimmt den wesentlichen Wert Delacroix', und er übertrifft um ein Unendliches die Sphäre, in der sein mannigfaltiger materieller Nutzen für Kunst und Künstler gefunden wird. Wohl ist dieser kaum hoch genug zu schätzen. Delacroix hat ein neues Handwerk geschaffen. Wir verdanken ihm die sichere Erkenntnis der Grenzen des Malerischen. Er hat das rechte Wissen von der Palette, das dem Empire entgangen war, das dem Dix-huitième über alles ging, wieder hergestellt und um eine der vollen Weglänge von Tizian bis Watteau entsprechende Spanne erweitert und hat es, was noch mehr bedeutet, an die rechte Stelle gesetzt, wo es keiner gerechten Reaktion erreichbar ist. Er hat der neuen Malerei alle Möglichkeiten der alten und mit ihnen das Mittel erschlossen, sich ihrer zu bedienen, ohne Epigone zu werden. Er hat ihr viele neue Möglichkeiten geöffnet. Er hat die Bedeutung des Manuellen erwiesen, die Notwendigkeit, eine geübte Hand in Bereitschaft zu haben, um allen Windungen des Rhythmus mit Schnelligkeit folgen zu können, und hat, was mehr bedeutet, gezeigt, wie wenig Geschicklichkeit wert ist, welche Gefahren jede Kunst bedrohen, die sich allein auf Geschwindigkeit und Schönheit des Pinselstrichs verläßt. Alles, was im nahen und im weiteren das Metier des Künstlers angeht, hat Delacroix in strahlenden Werken, sicherer als die klarsten Lehrsätze, niedergelegt. Er ist die Bibel des modernen Malers, der Klassiker aller Malererfahrung. Und doch gilt dieses immense Werk

nichts neben der Bedeutung des Menschentums dieses Künstlers. Delacroix hat unsere Begriffe vom Menschlichen erhöht. Wir wissen besser seit ihm, was Eigenart und Stil und was Natur nicht nur in der Kunst, sondern überall bedeutet, was ein großer Auserwählter schuldig ist. Über den Tausenden von Zeichen, die seine Kunst uns schenkte, leuchtet das göttliche Gefühl seiner Verantwortlichkeit.

Er war einer der gesegneten Künstler, denen geeignete Dinge in Strömen zufließen. Mit der Geschwindigkeit, mit der andere Sterbliche Realitäten wahrnehmen, sah er Bilder. Ein Erzähltes wurde ihm zu Farbe, bevor noch die Worte verflangen. Er sah dramatisch. Mit der Begebenheit wurde ihm der Rhythmus, der sie komponiert. Diese Begabung hätte ihm zu dem Fluch jenes Mannes im Märchen werden können, der alles, was er berührte, in Gold verwandeln wollte. Welcher Kleine hätte über der Fülle von Erz, die ihm geschenkt wurde, an das deutliche Prägen gedacht? Hätte aus soviel Kunst sich immer wieder ins Leben zurück gefunden? Selbst Delacroix' Skizzen sind ausgedachte Gedanken. Oft, zum Beispiel bei der Medea, ist ihm die letzte Realisierung erst nach zahlreichen Wiederholungen desselben Vorwurfs, zwischen denen viele Jahre liegen, gelungen. Er hat seine großen Dinge vollendet wie Ingres die kleinen. Sein Geist schien voll von Kräften, die nur irgendeines äußerlichen Anlasses bedurften, um zu Formen zu werden. Der Blick auf ein paar Blumen, auf eine zufällige Bewegung genügte. Er wählte die Anlässe. Für den fein gegliederten Apparat schien ihm das Beste gut genug. Dante, Shakespeare, Goethe, Ariost waren seine Genossen; Genossen, nie Tyrannen. Die Gefahr einer literarischen Kunst, die zu wiederholen sucht, was das Wort besser gesagt hat, ist ihm nie nahe gekommen. Er dichtete die Dichter, verdichtete das, was ihnen Unriß war, machte es im Fluge sichtbar und ließ es doch Erscheinung bleiben. Er sah sie wie Landschaften an. Nie näherte er, was in der Ferne bleiben muß, nie festete er mit indiscreter Hand das, was nur als Loses Bestand hat. Er hatte den Takt, mit seiner notwendigen Übertreibung innerhalb der Sphäre der gewählten Dinge zu bleiben, jene hohe Konvenienz, die auch Poussin besaß, sein großer Vorgänger in Frankreich. Er hatte Respekt vor dem Gefühl seiner Mitmenschen und vor dem eigenen und blieb doch immer ganz freier, naiver Instinkt, ob ihn Dante bestürmte oder die Schönheit seiner Modelle im Jardin des plantes. Es waren wohl immer vielartige höhere Impulse, die ihn zum Malen trieben, und nur dann griff er zum Pinsel, wenn der Trieb auf der Höhe war. Unter den Impulsen hat die Musik die größte Rolle gespielt. Er war als Musikkenner noch exklusiver als Ingres und sah in der Musik weniger die reinste Sinnlichkeit als den reinsten Konventionalismus. Er liebte Mozart und die Italiener, vermochte sich nie ganz zu Beethoven zu

befehlen und war der erste, der Wagner sachlich verurtheilte. Nichts weniger als eine gegenständliche Beziehung, mehr ein Rhythmus, den wir uns noch am ersten musikalisch denken können, schien ihn mit anderen Künstlern, anderen Künsten, mit allem Schönen zu verbinden. Man denkt bei der Dantebarke nicht an den Dichter der Göttlichen Komödie, auch nicht an Delacroix, sondern an ein ihm und Dante und vielen anderen gemeinsames Gefühl, das hohe Gebilde in erhobene Schwingung versetzt und auch uns, den Betrachtenden, davon abgibt. Wir denken bei den Faustillustrationen nicht an Goethe, sondern an einen Gegensatz zwischen Hell und Dunkel, etwa zwischen Mittelalter und Neuzeit, ohne uns deshalb gewaltsam zugunsten einer unsicheren Abstraktion von dem derben Konkreten lösen zu müssen. Bei der Don Juan-Barke wirkt nicht etwa das vergessene Gedicht, obwohl der Maler innerhalb der Sachlichkeit Byrons bleibt, sondern die Einsamkeit eines auf dem Ozean treibenden Kahns mit Menschen, deren winzige Gestikulationen in das Leuchten des Meeres aufgehen. Mit dem Mord de Sardanapale entsteht der Traum eines Übermenschen, dessen Gewalt die Ungeheuerlichkeit des Gedichtes vervielfacht. Und trotzdem bändigt der Maler sein Durcheinander siegreicher als der Dichter seine Vision. Das Gedicht, das den Traum hervorrief, erscheint wie einer der zahllosen Teile des Bildes.

Dieser Verallgemeinerung der Dichtung durch den Traum des Malers verdanken wir eine große Reihe von Bildern. Sie ziehen sich gleichmäßig über das ganze Deutze hin und stellen keine besondere Gattung dar, wenn man nicht etwa künstlich eine konstruieren will. Die Erfindung spielt in ihnen keine andere Rolle als in den Tierstücken oder Schlachtenbildern usw. Das muß man heute noch, bei uns wenigstens, aussprechen. Delacroix ist in Deutschland so wenig bekannt, daß man nicht um die Frage herumkommt, ob er der Dichter bedurfte. Den engeren Umfang der Frage beantwortet jede, auch die winzigste Studie des Meisters, in der wir einen Grad desselben Gefühls, desselben Inhalts finden, den die Bilder mit den Titeln aus Ariost enthalten. Der weitere Umfang fällt im Grunde mit der Frage zusammen: bedürfen wir der Gefühle, um fühlend, der Gedanken, um denkend zu werden. Denn für Delacroix hatte das Gefühl nicht als solches, das Denken nicht als solches Wert, sondern erst, wenn es die Gefühle und Gedanken der Menschheit zu erhöhen, zu vertiefen vermochte. Ebenso dachten die Literaten Michelangelo, Rubens, Rembrandt. Sie illustrierten sich selbst, indem sie der Dichtung nachgingen, fanden in diesem losen Zusammenhang mit Gegebenheiten ein Etikett, um namenlosen Dingen Namen zu geben, ein Mittel, sich uns verständlich zu machen und sich selbst verständlich zu werden. Die Dichtung war ihnen so gut wie die Natur das Dictionnaire, von dem der Schreiber des Journals des öfteren handelt.

Delacroix hätte die Dichter aus Pflicht gewählt, wenn ihn nicht die Mei-

gung zu ihnen getrieben hätte. Er hätte sich für einen nicht ganz ausgebildeten Menschen angesehen, wenn seine Bilder dieser Beziehung oder irgend-einer anderen, die das Geistige zu vergrößern vermag, entraten hätten; so wie ihm sicher der Mangel an Sinn für Musik wie ein physischer Defekt erschien. Er hätte sicher einen unliterarischen Künstler nicht für unfähig gehalten, schöne Bilder zu malen, aber für ungeeignet, einen Thron im Reiche der Kunst zu besteigen.

Wie er sich der Dichtkunst und Musik hingibt, um zu Verallgemeinerungen seiner Malerei zu gelangen, so nimmt er die Geschichte auf, die seiner Zeit und der Vergangenheit. Er hat das Geheimnis, Gegenwärtigkeiten in vergrößernde und vereinfachende Fernen zu rücken, einen Pariser Straßenkampf episch zu behandeln, aus einem Griechengememel, das soeben die Welt erregt hat, eine Tragödie zu gewinnen. Dieser Historienmaler bedarf keines fremden Bewußtseins, um das eigene zu erheben, keiner erstarrten Maske, um sich ein gebietendes Anliß zu geben, noch des antiken Reims, um würdig zu reden. Das Symbol eint viele Gebärden, auch die antiken, aber der spontane Zwang eines notwendigen Ausdrucks bringt es hervor. Eine Steigerung, die nicht von außen in das Bild hineingetragen wird, sondern die wir im Bilde selbst, in seinem handelnden Rhythmus größer werden sehen, erhebt sich natürlich zu königlicher Getragenheit. Alle Bilder Delacroir' sind heroisch, auch die mit ganz einfachen Motiven, eine Landschaft mit einem Indier, selbst der schlichte Atelierwinkel, der vor kurzem in den Louvre gelangt ist; heroisch wie das geschlachtete Kind Rembrandts oder wie die zweite Anatomie. Der Heroismus ist in der Kraft des Auges, die das Objekt umschlingt und seine Realitäten vervielfacht, in dem Löwen-griff des Malers, in dem Farbigen, das alles Lokale im Nu zu einer Atmosphäre erweitert. Delacroir' Blumen sind Historien, und seine Historien sind Blumengewinde.

So nimmt er die Kunst der anderen auf, sich selbst und das Aufgenommene reinigend und erweiternd. Selten ist ein Genie so geschlossen in die Welt getreten, wie dieser Debütant mit der Dantebarke. Es ist, als hätte der Jüngling schon alles Ungebürdige der Jugend abgestreift und sei mit Erhabenheit geboren. Dies Debüt verspricht so viel und der instinctive Appell an die Masse, das Symbol auf das Schicksal des Geistes in der gärenden Zeit, das ein paar Jahrzehnte vorher rührender und tiefer als in diesem Dichterschiff auf wogendem Meer dargestellt werden konnte, ergriß die Elite, wie einst die Horatier Davids die Menge, mit so unabreissbarer Macht, daß es kaum denkbar schien, diese bereits fertige Eigenheit könne zukünftigen Ernüchterungen zuvorkommen. Und sicher hätte Delacroir enttäuscht, wenn der ersten Dantebarke eine zweite gefolgt wäre. Nichts von dieser abgeschlossenen Art folgt; eher ein Extrem des Entgegengesetzten. In

der Fertigkeit der Dantebarre erkennt Delacroix die Gefahr des Kompromisses. Noch weiter auf diesem Wege gehen, heißt, sich noch weiter von gangbaren Wegen in die Schatten des düsteren Sees zurückziehen. Aufmachen! Licht und Luftmachen! wird die Parole. Es ist eine der vielen Parolen Delacroix', die bis zuletzt wirksam bleiben, einer der vielen Kanäle, mit denen er die Bewässerung seines Landes organisiert.

Die bis an den Rand gefüllte Eigenheit der Dantebarre umschließt nichtsdestoweniger bereits die Anfänge einer Synthese überlieferter Werte, unter anderem das in Géricaults Medusenbarre gewonnene Resultat der letzten Generation. Ein Dantescher Geist hat die zu groß geratene Episode Géricaults geläutert und monumentalisiert und den großen Massen einen sowohl der Aktualität als auch allem Akademischen entrückten Inhalt verliehen. Das Massacre und die anderen frühen Historienbilder bringen, wiederum erweitert und erhöht, wiederum unlösbar mit einem Fortschritt der Vision Delacroix' verbunden, ein weiteres Gut der Überlieferung, das jenseits der Medusenbarre liegende Resultat der letzten Generation: Gros. Schon erscheint die Mitgift gering neben dem Geist, der sie umgestaltet. Schon regt sich mächtig neben dem Zeitgenössischen die stille Mithilfe großer Toten, die in den Bogen um die Dantebarre nur geahnt wird: ein Rubenshaftes in der schönsten Gruppe, ein Antikes in dem Pathos des Ganzen. Und in letzter Stunde wird dem Bild noch ein großes Fenster geöffnet. Das beste Resultat Englands, das einen Géricault zu einem neuen Stoffgebiet, fast zu einem neuen Menschen zwang, wird mit dem Pathos des Massacre amalgamiert und es vertreibt die Zähigkeit der Guérin-Schule. Das Pathos wird flüssig. Schon wird dem Erkennen Constables eine große Forderung klar: die Teilung des Pigments.

Zu Rubens, zu Géricault, zu Constable treten viele andere Meister. Die Zahl wächst mit den Jahren und den Werken. Er nimmt sie sich nicht, er wächst in sie hinein. Oder er ist wie ein Badender in dem an köstlichen Gasen reichen Wasser von Spa. Der Körper besät sich mit Perlen. Bei jeder Bewegung treten neue hinzu, andere wechseln ihre Stellen, und aus den Zahllosen, die eng das Fleisch bedecken, entsteht eine ganz einheitliche, strahlende Epidermis. So wenig diese Hülle aus Perlen die Form des Körpers, den sie stärkt, zu modifizieren vermag, so wenig bedrückt Delacroix der Einfluß der Großen, dem er sich aussetzt. Andere mögen in dem von Kräften siedenden Gewässer vergehen. Ihn trägt es und macht ihn immer stärker, reifer und würdiger.

So versteht er den Begriff der Persönlichkeit. Es handelt sich nicht darum, die Eigenart wie eine isolierte und immer winzige, immer gebrechliche, immer verirrte und verirrte Linie, eine Wurzel ohne Erde, zu züchten, sondern sie mit allem, was die Erkenntnis ihr als natürliche Stützen zu

geben vermag, zu umhüllen und sie dann mit diesem ganzen fruchtbaren Erdreich zusammen in die Höhe zu treiben. Mutig ist nicht, wer alle Last von sich wirft, sondern die notwendigen Lasten, auch die schwersten, lächelnd zu tragen weiß. Da erst erwirbt das Temperament seine Grade. Nicht das Licht an sich, sondern das durch tausend Schichten des Überlieferten durchbrechende Leuchten der Persönlichkeit gibt der Welt die Wärme. Die Eigenart steht auf dem Gipfel, wenn das ihr erreichbare Maximum anderer Werte in dem ihren gelöst ist.

Fragmente dieses Programms realisiert jeder Meister. Es ist leicht, von allen Großen, mit denen sich Delacroix umgab, ein Stückchen zu nehmen. Man kann mit einem Extrakt aus Rubens und Rembrandt ein Stillleben malen, groß wie die Hand und vom geistigen Umfang einer Hotelrechnung, trotzdem angenehm und kunstvoll. Es ist schwieriger, es wie Ingres zu machen, der die Antike auf eine Miniatur reduzierte, die alles, sogar ein lebendiges Griechentum, enthält. Aber die Methode, so ingenüös sie sein mag, versetzt den Erfinder nicht unter die Unsterblichen, auf die er sie anwendet. Man kann sich fragen, ob Delacroix die übernommenen Werte reduziert hat, ob nicht eher seine Synthese eine Konzentration ohne wesentliche Verringerung des Umfangs genannt werden darf. Denn das, zum Beispiel, was er von Rubens ließ, scheint uns entbehrlich. Er ließ die Wucht, die das Bildhafte aus dem Gleichgewicht bringt, und vergrößerte die Kraft, die es sichert. Von Raffael, seinem höchsten Vorbild, trennt ihn, so scheint es, der Unterschied der Temperamente wie eine Kluft. Doch wissen wir den Unterschied in der S. Sulpice, vor dem reifsten Werk des so wenig raffaelischen Geistes, kaum zu wägen. Das ideale Bildnis des Urbinateen strahlt uns aus einem Mosaik reichster Wirkungen entgegen. Es ist, als habe Delacroix geheime Wünsche des Schöpfers der Stanza d'Eliodoro erraten, deren Erfüllung die Zeit Julius II. nicht zuließ. Den Vorgang, den Raffael in der Sprache des päpstlichen Hofmalers mit größter Anmut und würdiger Gelassenheit erzählt, erblicken wir leibhaftig. Es ist kein kirchliches Emblem, sondern packende Begebenheit. Die gewaltige Halle des Palastes erdröhnt von seiner Wucht. Eine Flut reichster Farben, die Raffael nicht geahnt hat, entzündet ihn. Und auf der Höhe dieser Woge aus Farben und Linien behält Delacroix Raffaels edelste Gabe, eine sublimen Bestimmung. Sie tritt an die Stelle der kirchlichen Repräsentation, ist persönliche Selbstzucht, wirkt repräsentativ in einem weit höheren Sinne. Wir würden sie Gelassenheit nennen, wenn uns nicht das Wort für diese dem Sturm gebietende Beherrschung zu klein wäre. Raffael ist für den Meister der S. Sulpice ein Anfang und gleichzeitig ein Ziel. Zwischen beiden Enden liegt eine unendlich reiche und komplizierte Welt, der Raffael ganz fern steht. Das übernommene Sachliche verschwindet in dem übernommenen Ideal, in der Ver-

allgemeinerung des Vorbilds und wird zu einer höchsten menschlichen Qualität. Diese Rolle spielt kein anderer Meister in der Entwicklung Delacroix'. Das Temperament läuterte sich an dem Vorbild und gewann gleichzeitig Nahrung aus ihm. Er erkannte an Raffaels Würde die Grenzen der Bedeutung eines Rubens und der Venezianer. Soviel ihm Veronese gab, er erscheint doch nur wie ein passendes Wort in einem gedanklich längst gefügten Satz, wobei zu bedenken ist, daß in dieser ungeheueren Syntax Worte atmosphärische Gebilde bedeuten. In der Eroberung Konstantinopels scheint der silbrige Dunst der riesigen Prunkmahle des Venezianers zu einer sanften Fernsicht geworden, der Abwandlung des gewaltigen Pathos, das den Vordergrund füllt.

Es gibt wenig Großes in der Kunst, zu dem sich in Delacroix nicht eine nahe oder ferne Beziehung finden ließe, und es gibt kein Bild in seinem *Deuvre*, das nicht in allen Teilen Geist von seinem Geist wäre, in dem er nicht Herr und Gebieter aller Regungen bliebe, vor dem man nicht zu der Dantebärke, der einfachsten und geschlossensten Form seiner Eigenart zurückfände. Man wird schwer entscheiden, was bedeutender in ihm war, der Widerstand gegen so viele Einflüsse, oder die Kultur, die ihrer bedurfte.

Wie er die Kunst umfaßt, so verallgemeinernd, reinigend und erweiternd nimmt er die Natur. Die Reise nach Marokko, die wichtigste Etappe des Naturalisten, an der Grenze zweier Zeiten, am Ende der stürmischen Jugend, zu Beginn der Reife, ist nicht der vorübergehende Zufall im Leben eines Malers, sondern der planvolle Zug eines Eroberers. Europa, in Gestalt seines größten künstlerischen Genies, nimmt von dem Orient Besitz. Ein Europäer, den hier so wenig das Ethnographische bedroht wie in der Kunst, wo es anders genannt wird, erbeutet die Schätze, die vorher keinem Maler erreichbar schienen. Er entdeckt in Marokko die Quellen Italiens, das er nie betreten wird. Besser als die deutschen und französischen Romfahrer an den Formen Raffaels ersieht er an den Mohammedanern und Juden des unberührten Landes antike Schönheit und ein weiteres, das allen Suchern der Antike beim Anblick des Marmors entging: die Atmosphäre um antike Gestalten. Dieser Fund ist nicht zum geringsten Teil physiologischer Art. Die Sonne Afrikas bestätigt dem Forscher den zweiten und wichtigsten Abschnitt seiner Farbenlehre: das Gesetz von den Kontrasten und den Komplementären.

Die Gleichzeitigkeit physiologischer und psychologischer Momente, die schon an dem Maler des *Massacre* auffällt, die unter dem heißen Himmel zu einer ganz organischen Verbindung geschweift wird, ist Delacroix' größter Besitz. Die einen durchdringen die anderen, modifizieren und werden modifiziert, ganz wie sich die einsichtige Pietät vor Raffael mit der instinktiven Verwandtenliebe zu Rubens vereint, wie die Begeisterung für Dante und

Shakespeare den Naturalismus in der Balance hält, und das Bedürfnis musikalischer Sensationen die materiellere Freude des Handwerkers an der Materie ausgleicht. Nach der Marokkoreise hat Delacroix sein Material zusammen, die günstigsten Motive für sein Talent, das vorher nicht immer mit gleichem Glück den Gegenstand getroffen hatte, und hat gleichzeitig alle Möglichkeiten, diese Stoffe zu entmaterialisieren. Die Gemmes d'Alger, die Eroberung Konstantinopels, die Dekoration der Bibliothek im Palais Bourbon, der Louvreplafond und S. Sulpice sind ebenso viele und große Etappen der Laufbahn des Malers und des Menschen. Wie bei Dante wird Pracht und Geist zu einem und demselben Begriff. Seine Farbenlehre ist der Kodex von der Materie, die aufdeckende Physiologie aller Geheimnisse von den Mosaiken an über die Venezianer bis zur Neuzeit und noch über Delacroix hinaus, und ist gleichzeitig das unangreifbare Mittel der Vergeistigung der Materie. Wohl übertrifft die Pracht alle Gelüste der Emaillure von Limoges, wohl könnten manche kleine Legenden der Sammlung Thomy Thiery Reliquienschrine der Menschheit umschließen, nie ist die Pracht ihrer selbst wegen da. Die Farbe schmückt nicht, sondern realisiert das Objekt in einer überirdischen Atmosphäre.

Die Bilder nach der Marokkoreise haben der modernen Malerei die Farbe, das heißt die Substanz gegeben. Das Genie Prud'hons war quasi nackt herumgelaufen. Ein Windstoß mußte den losen Schal zerfetzen, mit dem die Eigenart ihre Blößen verhüllte. Die Klassizisten hatten sich bei ihren feierlichen Gelegenheiten mit Blech gegürtet; Ingres mit einem nur für ganz bestimmte Bewegungen passenden Gewebe. Goya hängt die Form wie malerische Lumpen um die Glieder. Gros und Gérard werden von ihr erdrückt, wenn sie sie nicht instinktiv von sich fernhalten.

Der Geschmackswert der Farbe ist eine Modesache und der Kolorist, dem die Farbe Beruf ist, ein Maler für Hutfächer und Schleifen. Nur wer ohne Farbe zu gestalten vermag, kann mit ihr seine Materie vergrößern, kann Entdecker einer bleibenden Farbigkeit werden. Nicht weil Delacroix der größte Kolorist aller Zeiten ist, steht er so hoch, sondern weil er die Farbe zu einem vollkommen organischen Teil seines Geistes formte. Nicht seine hohe Liebe zu den alten Meistern gibt ihm einen Ruhmestitel, sondern die Werkthätigkeit seiner Liebe, das Einfügen der Werke alter Meister in den Blutumlauf der zeitgenössischen Schöpfung. Ebensovienig verdient sein leidenschaftlicher Hang zur Natur besonderes Lob. Ingres' Naturalismus war ebenso ernst gemeint, Constables Landschaftertum und die Treue der Runge und Friedrich nicht weniger ehrlich. Aber es gilt von dem Nutzen der Natur dasselbe, das von der Farbe gilt und von den alten Meistern, denen nur der das Maximum entlockt, der ohne sie fertig werden könnte. Nur wer aus sich selbst heraus das Natürliche zu produzieren vermag, wird

mit der Natur die höchsten Gipfel erreichen. Delacroix war von keinem besonderen Modell abhängig, weil sein Gedächtnis von Modellen voll war. Sie versperrten dem Rhythmus nicht den Weg, füllten nicht sein Atelier — wieviel hätte er haben müssen! — sondern umgaben ihn, wenn er aß und trank, spazieren ging oder im Theater lauschte, und sie hatten ihm bereits ihre Hilfen gegeben, wenn er zu malen begann. Keiner der Sehnsüchtigen, die von der Natur Rettung erhofften, hat Landschaft, Tier- und Blumenwelt und Menschheit tiefer durchschaut und rationeller genützt und dem einzigen Lehrbuch so gütliche Erkenntnisse weitesten Umfangs entnommen. Dem traurigen Realisten, dem das Barock des Meisters das Natürliche in den Löwenjagden und Reiterkämpfen, in den großen Dekorationen und den kleinen Legenden verdeckt, dem entgeht wohl auch die Natur in Rembrandt und Greco, in Mozart und Beethoven, und er verlangt nach Eßbarem, wo ihm geistige Nahrung geboten wird. Man soll dem Barock dankbar sein, weil es eins der Mittel ist, den Feuergeist, der in diesem Menschen wohnte, zugänglich zu machen. Er besaß von Michelangelo die Gabe, mit einem Arm oder Bein ein Drama zu spielen. Wenn er den Christ im Ölgarten malt, zeigt er nicht einen am Boden liegenden Heiligen, von dessen Antlitz wir das Seelische ablesen können, sondern wirft ein Stück zuckenden Fleisches hin, das die halbe Welt bedeckt. Er konnte mit Farben ohne Gegenstände Dramen spielen, mit züngelnden Rots und lauernden Smaragds, mit glühenden und dumpfen, lächelnden und weinenden Farben. Er besaß hundert Wege und Irrwege der Symbolik. Wir würden ihn nicht fassen, wenn das Barock nicht seine Artikulationen zur Sprache fügte. Es ist Teil seiner Technik, im Grunde ein sehr geringfügiger Teil. Wer in ihn einge- drungen ist, kann das Barock leicht abziehen.

Delacroix hat der Kunst eine Sprache gegeben, die von keinen grammatischen Schnitzern, die zu Originalitäten werden, getrübt ist; eine Sprache, rein wie Musik, fähig, das Tiefste auszudrücken, und zu allen Geistern, selbst zu denen, die nicht besonders auf Malerei eingelernt sind, zu reden, eine Weltsprache. Mit ihr stellte er sich der zerstörenden Tendenz seiner Zeit entgegen. Sie ist der Kosmos im Chaos. Dafür lebte der Weltmann. Sein sozialer und sein Künstlerinstinkt sah in dieser Schöpfung das vornehmste Ziel seines Universalismus. Sprache und Vernunft waren dem Künstler daselbe.

Wir Deutsche drücken uns gern in Interjektionen aus und sind geneigt, einer Empfindung zu mißtrauen, die sich lückenlos in Sätze zu kleiden vermag. Mancher von uns hört nur das Pathos in Delacroix und weigert seiner Sprache die Gültigkeit für schlichte Zwecke. Delacroix war pathetisch. Er war es zumal in dem vibrierenden Fleisch seiner Menschen, in dem Leuchten der Stoffe, in dem Blinken der Wellen, in Lichtern, Schatten und

Farben. Er war es in keinem lärmenden Achilles, in keiner überlieferten Andromachepose, in keinem Augenaufschlag betörter Schönen, in keiner Gebärde, die des ergänzenden Wortes bedarf. Er war es so wenig in seinem urbanen Anstand, daß ihn mancher für einen glatten Diplomaten nahm. Doch könnte man den wahren Sinn seiner ganzen Lebensführung pathetisch im höchsten Maße nennen. Sein Pathos war die Fülle einer lebenskräftigen Form, der Prunk ganz reifer Früchte auf kristallener Schale, die Kurve, die sich, getrieben von beherrschter Kraft, zur größten Rundung wölbt.

Dieser Mensch trägt eine neue Welt. Er steht vor dem ungeheuren Loch in der Geschichte, ein Fels im Chaos. Seine magnetischen Kräfte ziehen alle Werte, die das leichtsinnige achtzehnte Jahrhundert und die Wut der Revolution zerstörte, an und in sich hinein. Das Überlieferte hat er in reinsten Essenzen, das Neue liegt in ihm wie die Perle in perlmutterner Schale. Er läßt es dort, umschlossen von dem sicheren Gehäuse, ein ruhiger Besitzer. Zum letzten Male wurde die Welt, die ganze Welt, die alte und neue, zu Malerei. Nach seinem Hingang kommen Maler, Perlenfischer, verwegene Taucher nach kürzeren und intensiveren Lüssen. Aus winzigen Perlen werden neue Welten. Doch jener allumfassende Kosmos kommt nicht wieder.

Saramba

Erzählung von Otto Flake

(Schluß)

Käthe, ihre Mutter und ihr kleiner Bruder saßen beim zweiten Frühstück auf der hinteren Veranda, die auf den Rosengarten hinausging; dahinter kam eine Wiese und dann der Gutswald, dessen Ränder der Herbst stark und glühend gefärbt hatte. Der Diener meldete, während er den Nachtschiff ausstrug, daß der Kutscher angespannt habe, um zur Bahn zu fahren.

„Ich möchte Doktor Herzog mit Kurt abholen,“ sagte Käthe, „er weiß nicht Bescheid.“

„Dafür ist Leo da, der ihn schon herausfinden wird,“ erwiderte die Mutter mit einem kurzen, etwas erstaunten Blick. Kurt warf einem weißhaarigen Terrier, der ihn aufmerksam ansah, ein Biskuit zu. Er zielte über ihn hinaus, das Hündchen sprang in die Höhe, warf sich in der Luft herum und schoß dem Konfekt nach.

„Fox,“ rief die Gräfin; das Tier hielt an, wagte nicht zuzufassen und gab dem Stück mit der Pfote, zierlich wie ein spielendes Kästchen, einen Wischer, um es wenigstens näher heranzubringen. „Fox“ — die Stimme klang scharf und bestimmt. Der Hund ließ das Biskuit liegen und schlich sich zur Treppe hinaus. Als die Menschen aufgestanden waren, kam er wieder und wollte sich unbemerkt seine Beute holen. Käthe trat schnell mit dem Fuß darauf und zertrat das Stück; als er die Krumen auflecken wollte, zerstreute sie sie und befahl nun auch sie ihm, als ärgere es sie, daß ein Tier so charakterlos sei, zu erbetteln, was ihm untersagt worden war. Die Mutter, der nichts entgangen war, zuckte die Achseln. „Was tust du jetzt?“ fragte sie.

„Ich gehe mit Kurt an die Luft.“ Dagegen war nichts einzuwenden, und eine Weile später gingen die drei über die Wiese, das große Mädchen, der kleine Junge und der Terrier, der sie fröhlich umsprang, von keiner strengen Stimme mehr bedroht. Der Knabe nahm, als sie den Waldpfad betraten, die Hand der Schwester. Er hatte feine, schimmernde Haut wie ein Herrenkind; die Haare waren nach russischer Manier hinten gerade abgeschnitten und fielen vorne seidig und blond in die Stirn.

Der Wald wechselte. Zuerst war er aufgelichtet und an hohe, schlanke Buchen schmiegteten sich bisweilen steile Leitern, die zu einem Auerhahnstand unter dem Laub hinaufführten; dann kamen, durch den Weg in zwei Karrees getrennt, Tannen, die so dicht standen, daß alle Zweige abgestorben waren, wie von einem Feuer verdorrt; der Knabe bückte sich, um jenseits der düsteren Nacht nach den Säumen zu spähen, wo das Licht durch tiefhängende, ge-

heimnisvoll grüne Zweige dämmerte: dort hielten die Rehe an und witterten nach dem freien Lande, dort war die Helle und der Tag und das Ende der Beängstigung. Und als der Wald aufhörte, sah man den ganzen Aufbau der Gegend. Es war eine Hochebene, die, weit und mächtig, Acker an Acker, zu einem Fluß hinunterstieg — unten im Kessel lag eine Stadt mit vielen Kirchen. Die Äcker waren abgemäht, durch die Stoppeln bewegte sich ein Jäger und immer stieg er von neuem über die Wälle, zu denen das Geröll zusammengetragen war.

Käthe wandte sich zur Seite, wo die Fahrstraße heraufführte. Holunderbüsche schützten ein Kapellchen, davor stand eine Bank. Hier setzten sie sich und warteten auf den Wagen. Es dauerte noch lange, bis er kam. Martin machte ein finsternes Gesicht, es klärte sich auf, als er Käthe sah. „Ich hätte Sie gern abgeholt, aber es ging nicht,“ sagte sie, „das ist Kurt.“ Sie stiegen ein und fuhren zusammen weiter. Kurt betrachtete den neuen Lehrer. „Kommt Doktor Baehinger gar nicht mehr?“ fragte er, und Käthe erzählte, daß er den Schwaben ins Herz geschlossen hatte.

Sie näherten sich dem Schloß auf der vorderen Seite: auch jetzt kam wieder Wald. Aber hier war die Fahrstraße wie ein großer Herr, vor dem er ehrerbietig zurücktrat und dem er zu beiden Seiten ein besonderes Geleit von Kastanienbäumen gab: sie hatten noch viel Laub und es war ganz hell und gelb geworden. Es kam ein Rondell von roten Vogelbeeren, das die Straße in zwei Halbkreisen umfaßte — dann vereinigte sie sich wieder und lief nun auf das Gitter zu, hinter dem das Schloß leuchtete. Es war ein einfacher, langer Bau im französischen Geschmack, er trug nur ein Stockwerk.

Die Gräfin ließ sich nicht sehn. Martin erhielt ein Frühstück nachserviert; dann kam die Beschließerin, um ihm sein Zimmer zu zeigen. Sie verließ es nicht, während er auspackte. Sie hatte weißes Haar, einen breiten Mund und einen breiten Gang, den ihr alter, verhärteter Bauch noch schwerfälliger machte. Er ließ sich ihre Hilfe und ihre Redseligkeit gefallen, nur schien es ihm, als plage sie eine rechte Neugier, so aufmerksam sah sie ihn an. Und dann kam die Frage, ob er aus Schlessien sei. Erstaunt fragte er, warum? „Wegen der Sprache,“ sagte sie. Er war sich aber bewußt, daß, obwohl auf seinem Geburtschein Schlessien stand, er selbst nichts von diesem Dialekt haben konnte, er hatte nie im Osten gelebt und nie war ihm Ähnliches gesagt worden. Sie erzählte, sie sei Schlessierin, und er hielt die Frage für einen Kunstgriff der geschwätzigen Alten, um ihm das mitzuteilen. Als er fertig war, verließ er sein Zimmer, das im untern Geschos lag; in demselben Gang war das Schulzimmer. Die Tür stand auf, Kurt saß hinter dem Deckel des Schreibpultes, den er in die Höhe hielt, und kramte unter Büchern und Schreibsachen: seine Mutter habe angeordnet, daß der Unterricht beginne,

bis sie herabgekommen sei. Martin war es einverstanden; er nahm einen Stuhl und setzte sich, mit dem Rücken gegen die Tür und dem Knaben gegenüber, neben das Pult. Fox lag friedlich in der Mitte des Zimmers.

„Wir wollen ihn hinaus schicken,“ sagte Martin.

„Er ist ganz still,“ antwortete der Knabe und sah ihn mit seinen schimmernden blauen Augen bittend und lächelnd an. Fox durfte bleiben. Womit wollte man beginnen? Kurt war für ein Stück aus dem Lesebuch, aber Martin sah aus dem Stundenplan, daß Rechnen angefügt war, und da er nichts als Baihingers Vertreter sein wollte, blieb es dabei. Diesmal half es Kurt nichts, daß er sein Lächeln, dessen Wirkung er eben erprobt hatte, wieder aufsetzte. Er seufzte, und der Lehrer kam bald dahinter, daß der Knabe in diesem Fach zerfahren war. Er hatte kein klares Bild der Zahlen vor Augen. Martin schien das unerträglich, er sprach straff und verlangte, daß in einem Kopfe Ordnung sei. Kurt folgte, bis er müde war und nicht mehr konnte. Es gab eine Pause und dann kam Geographie an die Reihe. Die Müdigkeit des Knaben schwand, er folgte bereitwillig und stellte kreuz und quer Fragen. Es war Zufall, daß man einen Sprung in die deutschen Kolonien machte, aber dann blieb man in ihnen. Mit einer gewissen düsteren Genugthuung sagte sich Martin, daß seine ganzen Kenntnisse nun dazu waren, um einem Jungen einen Vortrag zu halten, daß er von der ganzen Sehnsucht nach dieser Welt, statt sie selbst zu erfüllen, einen kümmerlichen Abglanz in einem Kinderhirn entzündete. Das war sein Leben geworden. Da bemerkte er, daß Kurts Blick sich über ihn hinweg starr auf die Tür richtete und daß der Ferrier aufstand, mit allen Anzeichen eines schlechten Gewissens. Er drehte sich um und sah, daß jemand eingetreten war, eine Frau, die Gräfin. Er stand auf und nannte seinen Namen.

„Bitte, lassen Sie sich nicht stören,“ sagte sie und nahm einen Stuhl, um dem Unterricht beizuwohnen. Sie war eine untersekte Frau, einfach angezogen, mit einer geraden Haltung, die durch den zurückgeworfenen Kopf etwas Heroisches erhielt; von ihrem Mund konnte man ablesen, daß sie festzuhalten verstand. Er hatte sich eine Gräfin anders vorgestellt, nicht wie eine Haushälterin, und hatte noch Stas' Bemerkung in den Ohren, daß sie eine intrigante Frau sei. Er bemerkte, daß sie ihn scharf beobachtete. Während sie aufstand, sagte sie: „Darf ich Sie um Ihren Vornamen bitten?“ „Martin.“ Sie dankte und ging hinaus; dabei glaubte er zu bemerken, daß sie schwanger war. Am Abend, als sie zusammen speisten, versuchte Käthe, ein Wort für ein Zimmermädchen einzulegen, das entlassen werden sollte, weil es sich gegen die Beschließerin widerspenstig benommen hatte.

„Ihre ungehörige Antwort ist nicht allein der Grund, weswegen sie geht,“ sagte die Gräfin, „ich habe sie nur auf dem Glauben gelassen; in

Wahrheit ist sie jetzt, wo dein Vater den ganzen Winter über in München weilt, überflüssig; wir werden wenig Besuch erhalten und brauchen sie nicht."

Käthe war ganz bestürzt. Martin gedachte seiner Beobachtung, sie ließ die Zurückgezogenheit der Gräfin verständlicher erscheinen; Käthe wußte wohl nichts davon; ihren Augen waren die Anzeichen des Zustandes ihrer Mutter entgangen. Sie fragte, ob sie daraus den Schluß ziehen sollte, daß sie den Winter über hierbleiben würde? Ja, darauf würde es wohl hinauslaufen. Käthe gab sich nicht zufrieden; im Sommer, als viele Standesherrn dagewesen waren, hatte ihr Vater ihr doch versprochen, daß sie nach München übersiedeln würden, um sie einen Winter am Hof verleben zu lassen; nichts hatte man ihr davon gesagt, daß dieser Plan aufgegeben war. Die Gräfin schnitt ihre Klage mit der Bemerkung ab, daß das hier nicht der Ort dafür sei.

Es war nicht erst diese Anspielung auf ihn nötig, damit sich Martin als Eindringling fühlte. Am Mittag war ihm die Gräfin kühl, aber doch höflich erschienen: jetzt war es, als habe sie in der Zwischenzeit eine Abneigung gegen ihn gefaßt. Ihre Augen gingen kalt und prüfend von ihm zu Käthe: „Ich hätte nie kommen sollen,“ dachte er, und nicht nur die Auflehnung dagegen, daß er sich in Abhängigkeit begeben hatte, würgte ihn, seine ganze Stellung unter diesen Menschen war dunkel und unerträglich. Was wollte er von der Tochter, was würde die Mutter sagen, wenn sie gewußt hätte, daß er nicht als Stellvertreter Baihingers, sondern um Käthes willen gekommen war? Alles in ihm drängte Käthe entgegen, sie allein konnte ihm einen Weg zeigen, und als müsse er noch heute eine Gewißheit erzwingen, blieb er nach Tisch sitzen und wartete; aber die Frauen standen auf und verabschiedeten sich, und auch ihm blieb nichts übrig, als auf sein Zimmer zu gehn. Gegen Morgen träumte er, daß er mit der Gräfin offen um Käthe kämpfte, deren er sich versichert hatte. Ihre Härte reizte ihn und war zugleich seinem Stolz willkommen; aus der Tiefe seiner Seele stieg wie ein Gott, dessen Stunde gekommen ist, die Gewalt empor, die sich Gewalt entgegensetzt; alles war geklärt. Der Traum wirkte nach, als er erwacht war, und trug Stärkung in die Morgenstunden, wie ein Strom noch weit hinaus das Meer mit seinem süßen Wasser bedeckt. Während des Vormittagsunterrichts sah er, wie im Hof ein Pferd mit dem Damensattel vorgeführt wurde; dann trat Käthe heraus, aber bevor sie aufstieg, kam sie ans Fenster, und indem sie guten Tag sagte, begrüßten ihn ihre Augen. Sie war schlank wie eine Klinge. Er empfand die ganze leidenschaftliche Lust, auch ein Pferd zu besteigen, und es bedurfte einer langen Anstrengung, aufmerksam zu bleiben. Bei Tisch war ein adliger Jäger aus der Nachbarschaft da, der von dem Angriff eines politischen Blattes auf Käthes Vater

berichtete; Käthe stand auf, um dem Fremden den Wirtschaftshof zu zeigen. Nach den Nachmittagsstunden suchte Martin sie vergebens; er ging in den Wald und öffnete auf einer Bank eine Sendung, die er erhalten hatte; es war ein Berliner Blatt, auf der ersten Seite stand in großen Buchstaben der Name des Grafen Stein, daneben am Rande ein Gruß von Stas. Der Artikel beschäftigte sich mit der bayrischen Politik, er gab ein Charakterbild des Grafen, von dem behauptet wurde, daß er ausersehen sei, ins Ministerium berufen zu werden. Der Artikel war boshaft: das Naturell eines Menschen hänge von seiner Konstitution ab, der Graf sei weder klein und feurig, noch groß und wuchtig, er sei nur hager und philosophisch; seine Berufung sei ein Meisterstück der herrschenden Partei, weil er sich für unabhängig halte und gerade darum nur ihr Spielball sein werde; dann kamen ironische Ausfälle gegen die deutsche Auffassung von Politik, die Martin lebhaft an Stas erinnerten: es war wahrscheinlich, daß er den Artikel geschrieben hatte.

Ohne daß er sie gehört hatte, stand Käthe hinter ihm. Schon darauf wartend, daß er sie ertappen werde, spähte sie über seine Schulter hinweg auf das Blatt. Aber sie vergaß, was sie hatte sagen wollen, denn sie las den Namen des Grafen. „Ist das mein Stiefvater?“ fragte sie, ungläubig, daß ein Privatmann in der Zeitung genannt werden könnte; dann fiel ihr die Bemerkung des Gastes vom Mittag ein, sie ging rasch um die Bank herum, setzte sich und verlangte den Artikel zu lesen. Martin konnte es ihr nicht verwehren.

„Sie müssen sich nicht ärgern,“ sagte er, aber sie überraschte ihn mit ihrer Antwort: „Ich verstehe nicht alles, aber vielleicht hat er ganz recht. Ist es Stas?“ Nun fiel es Martin auf, daß sie von ihrem Stiefvater gesprochen hatte. War denn der Graf nicht ihr Vater? Nein, sie war gar nicht Käthe von Stein, sondern Käthe von Wola, ihr richtiger Vater war gestorben und nichts war so weh gewesen wie der Abschied von dem kleinen Mädchen, dem alle seine Gedanken gegolten hatten, weil er so lange darauf hatte warten müssen. Sie hatte die Füße übereinander geschlagen und, ihm zugewandt, den rechten Arm auf die Lehne gestützt; er tat ein Gleiches mit der linken Hand. Sie sahen sich an und begegneten einander in der Trauer, mit der sie ihrer Jugend nachsannen. Aber Käthe konnte wenigstens erzählen — er hatte nichts, für ihn war alles Dunkel, und aus der Zeit, bevor er in ein Stift gekommen war, besaß er nichts als eine traumhafte Erinnerung an Menschen, die ihn zwischen sich hin und herschoben, als hätten sie um etwas gestritten, woran ihnen doch nichts gelegen war.

Sie sprachen leise, wie man von tiefen Dingen spricht, die man nur streifen darf, und in den Augen des Mädchens las er, daß sie ihr Geschick vor dem seinigen zurückstellte; in diesen frischen, starken Augen war ein

Glanz wie in denen einer Frau, die tröstet, und wie in denen eines jungen Mädchens, das an die Zukunft eines Mannes glaubt und sich auf die Seite dessen stellt, der kämpfen will.

Dann gingen sie nach Hause; die Abendsonne warf ihre Schatten vor sie hin, und der kleine des Mädchens verschwand in dem großen des Mannes — sie ging im Schatten seiner Brust wie geborgen. Um selben Abend schrieb Martin an Stas und bat ihn, indem er ihm seine Papiere sandte, durch ein Büro Nachforschungen nach seiner Herkunft anstellen zu lassen.

Es folgten zwei Tage, in denen es keine Hindernisse für ihre Zusammenkünfte zu geben schien. Wenn sie ihn irgendwo auf einer Bank im Walde suchte und von fern entdeckte, wußte sie noch nicht: war er es, konnte es nicht ein anderer sein? Die Umrisse seiner Gestalt waren ihr noch fremd, er selbst war es noch; dann gab es, um das Staunen über die Veränderung ihres Lebens zu überwinden, nur ein Mittel: den Zwischenraum, der sie trennte, zu überfliegen, sich ganz eng zu sehen, da zu sein. Und sie lauschte mit allen Nerven darauf, ob er sie annahm, wie er nach ihr griff, und wenn sie zufrieden war und ihm glaubte, wandelte sich die Frage und das Warten in ihrem Blick in etwas, was er nicht müde wurde, in sich aufzunehmen, in eine ganze ungefüllte Leere, in der so viel Raum war. „Nie hat er jemand gehabt,“ dachte sie am Abend und erinnerte sich seiner ersten scheuen Umarmung. „Du Dunkler, Starke.“ Sie wiederholte es vier-, fünfmal und schloß erschauernd ein.

Über während es Martin gelang, sich in Gegenwart der Gräfin zu ver-
schließen, konnte Käthe sich nicht verbergen. Ihre Mutter beschränkte sich darauf, ihr Kurt mitzugeben oder sie im Hause zurückzuhalten, es fiel kein Wort. So gingen ein paar Tage hin. An einem Mittag wurde, während sie gerade vom Frühstück aufstehen wollten, die Post gebracht. Jede der drei Personen erhielt einen Brief; derjenige Martins zeigte die Handschrift Stas' und war dick: „Die Auskunft,“ dachte er. Käthe hatte ihren Brief geöffnet und las. Es war eine Einladung ihres Vaters; er erinnerte sich seines Versprechens; zwar sei ihre Mutter ans Schloß gebunden, aber sie hätten genug Verwandte in München, die es übernehmen würden, sie in die Gesellschaft einzuführen; er werde sofort alles Nötige tun und sie solle sich bereit halten, schon in den nächsten Tagen zu reisen. Der Brief war so herzlich geschrieben, daß Käthe nicht einen Augenblick auf den Gedanken kam, daß ihre Mutter ihn veranlaßt haben könnte. Sie war gerührt und tat ihrem Vater Abbitte, aber sie freute sich nicht mehr auf die Einladung. Sie überflog in Gedanken die drei Wochen, die Martin noch dableiben sollte: „Laß mich den Oktober noch hier verleben, die Herbsttage sind so schön,“ bat sie ihre Mutter.

„Auch München ist nie schöner als im Oktober,“ war die Antwort, „und es ist zweckmäßiger, wenn du gleich reist, sobald dein Vater telegraphiert.“ Als Käthe Martins Augen suchen wollte, sah sie, daß er verschwunden war. Er stand am Fenster seines Zimmers, Stas' Brief lag neben ihm am Boden. Er war unfähig zu denken, denn Denken ist nur wie ein winziges, hilfloses Steuer, wird man von einem Augenblick zum anderen in eine kochende Brandung geschleudert, in der peitschende Wogen einander erfassen und überstürzen. Die Auskunft selbst traf ihn nicht mehr. Ein Vater, der nur ein Zufall war, eine Mutter, die ihn der Gräfin Wola zu einem Betrug überlassen hatte, bis sie einen Mann bekam und ihn zurückverlangte, ein Stiefvater, der nach dem Tod seiner Frau mit einer religiösen Sekte in die neue Welt wanderte und ihn zurückließ, weil ja für ihn gesorgt war, das alles blieb für ihn Unwirklichkeit, denn es hatte sich außerhalb seines Lebens vollzogen. Erst da, wo es fortwirkte und ihm greifbar gegenübertrat, begann die qualvolle Verwirrung. Die Mutter Käthes war jene Gräfin. Darüber konnte kein Zweifel sein, da setzten Stas' eigene Mitteilungen ein. Nun kannte er den Menschen, von dem er sein Leben hatte bestimmen lassen müssen, und es war unergründlich, wofür er sie mehr hassen sollte: weil er ihr das Almosen seiner Erziehung verdankte, oder weil durch sie seine Laufbahn, die letzte Frucht eben dieser Erziehung, gescheitert war. Nun kannte er sie und war doch erst recht von ihr abhängig, auf sie angewiesen und ihres kalten Hochmuts und ihrer Strenge bewußt. Statt dieser Frau, die ihn zu einem Spielball gemacht hatte, wie ein Feind gegenüberzutreten oder sich ohne ein Wort von ihr zu entfernen, sollte er etwas von ihr verlangen, was sie ihm nie geben würde, und er war wehrlos, wenn sie ihn einen Erschleicher nannte.

Er achtete nicht auf die Zeit, und Kurt, der im Schulzimmer lange gewartet hatte, klopfte bei ihm an, um ihn zu holen. Während des Unterrichts huschte wie gewöhnlich Käthe am Fenster vorüber: da erschien ihm die Tochter der Frau, die seine Feindin war, fremd und fern. Nach der Stunde ging er in den Wald; er hielt nicht unter den Buchen an, wo er sonst gewartet hatte, ob es Käthe gelang, ihn zu treffen: er schritt weiter bis dahin, wo sich die düstere Tiefe der Tannen öffnete. Er warf sich quer in sie hinein, und die dürrn Äste krachten, von seinem Körper zermalmt. So merkte er nicht, daß Käthe ihm folgte. Sie gab noch weniger als er auf die Äste acht, die ihr Kleid zerfetzten: sie hatte ihn bleich und verzerrt im Schulzimmer sitzen gesehen und nun befahl sie ein Entsetzen über sein wildes Dahinstürmen. Als sie ihn einholte und, seinen Namen rufend, nach ihm griff, fuhr er herum und starrte sie an. Was ihm war? Nichts. Sie verlangte Vertrauen, und er konnte es nicht geben.

„Es ist eine Depesche aus München da, ich soll übermorgen reisen,“

stehete und beschwor sie ihn, „wir haben noch einen Tag;“ und dieses „noch einen Tag“ sprach sie wie eine Ungeheuerlichkeit aus, von deren Wirkung sie alles, alles von ihm erwartete.

„Reise du nach München, ich werde noch viel weiter reisen,“ antwortete er: in dem Augenblick, in dem ihm die Worte entchlüpfen, ohne daß er sie im Bewußtsein getragen hatte, stand sein Plan fest — für ihn gab es Hoffnung nur in einem ganz neuen und ganz fernen Land, und von allen Namen, die ihm Stas an jenem ersten Morgen genannt hatte, war einer haften geblieben: Kanada. Wie an eine Planke im Schiffbruch klammerte er sich an dieses Wort und wünschte inbrünstig, allein zu sein, damit er sich aufrichte und sich einen neuen Gott schaffe, dem er sein Leben in die Hände geben konnte. „Laß mich, quäle mich nicht, jezt nicht, warte,“ bat er und suchte sich loszumachen, aber sie hing nur um so stärker an ihm, verzweifelt, entsetzt, bedrängt und zerrissen wie er. Da befreite er sich von ihr und verschwand im Wald, der ganz finster geworden war. Sie lauschte dem Knacken der Zweige und dem Knistern des Nadelbodens nach, dann warf sie sich hin und weinte. —

Bei Tisch saß sie mit einem erstarrten und harten Gesicht da, und als sie von ihrer Abreise zu sprechen begann, fühlte er wohl, es sei mehr als eine Berechnung, die ihm galt. Zu dritt einander gegenüber sitzen, in dem engen Rahmen eines lichterfüllten Zimmers, das war so ganz anders als die Nacht im Walde, daß er erschrak und seinen mühsam erzwungenen Frieden von neuem erschüttert fühlte. Käthe trat in ihr Recht ein; daß er sie zurückgestoßen und verloren hatte, wurde Bewußtsein. Begann die Qual von neuem? Und noch etwas trat hervor und war stärker als sein Vorsatz, nicht zu rechten und sich nur von diesen Menschen zu trennen: die Gräfin. Sie mußte so gut wie er auf dem Gesicht Käthes Erschütterungen lesen können, und auf seinem eigenen; aber sie tat nicht, als ob sie etwas bemerkte. Die Frage tauchte in ihm auf, nein sie schnellte auf: weiß sie? Wußte sie von Anfang? Warum hatte sie nach seinem Vornamen gefragt, warum fühlte er überall ihre Wachsamkeit? Verfolgte sie den Plan, es zu keinem Zusammentoß, sei es mit ihm, sei es mit Käthe, kommen zu lassen, und vorsichtig den Tag abzuwarten, an dem er wieder fortging und auf immer verschwand?

Und es ergab sich nun, daß ihm das unerträglicher als alles andere erschien, und um sich Gewißheit zu verschaffen, fragte er sie plötzlich: „Gründe dringender Natur legen es mir nahe, schon in den nächsten Tagen nach Hause zurückzukehren; würden Sie in eine Lösung unseres Verhältnisses einwilligen?“ Sie überlegte ruhig, dann antwortete sie: „Ihre Frage kommt mir überraschend, aber da Sie von dringenden Gründen sprechen, müßte ich mich wohl zufrieden geben. Kurt könnte die Zeit bis zur Rück-

lehr Doktor Baihingers benutzen, um sich in der Stadt beim Zahnarzt in Behandlung zu geben."

Ihre Antwort war wie ein Peitschenschlag. Auch sein Entschluß, zu verschwinden, diente zu nichts anderem, als daß ihr Plan mühelos verwirklicht würde? Nein, und nochmals jetzt erhob sich, was er niedergekämpft hatte, der Haß des Getretenen, von neuem, er wuchs, entfesselt und rasend wie ein Naturereignis, über ihn empor — es war, als lege er sich um ihn herum, als schlüpfe er in ihn hinein und nehme seine Gestalt an. Da war sie wieder, die Gottheit des Hasses, die lauert, bis die Tiefen sich öffnen und ihr Augenblick gekommen ist, und diesmal nahm sie nicht nur im Traume Besitz von ihm. Und im Bruchteil eines Augenblicks hatte sie ihm ins Ohr geflüstert, wie er die Feindin treffen konnte: in Käthe. Käthe mußte er ihr abringen, Käthe mußte er ihr fortnehmen, und wenn er sie entführte. Er benutzte den Aufbruch von der Tafel, um sich neben sie zu stellen und ihr zu sagen, daß er sie noch heute sprechen müsse, er wolle ihr alles erklären; aber sie schüttelte den Kopf und verschwand. In seinem Zimmer warf er sich, ohne Licht zu machen, auf sein Sofa. Gewaltsame Pläne, den Zugang zu ihrem Zimmer zu erzwingen, sie durch einen Brief in den nächtlichen Park zu bestellen, jagten einander und eröffneten eine Meute von Vorstellungen; sein Hirn wurde zu einer unendlichen Ebene, und dahinter öffneten sich die Tore der Vergangenheit und entließen den dahinstürmenden Zug.

Er hätte niemand sagen können, wie lange er so dagelegen war, als er verstohlen und doch drängend klopfen hörte und gleich darauf die Thür geöffnet wurde. Er sah in der Finsternis etwas Weißes, das ihm in den Arm fiel, als er das Licht andrehen wollte. „Du darfst kein Licht mehr machen,“ flüsterte es, „ich bin es, Käthe.“ Er schob den Riegel vor und zog sie in die Ecke, die am weitesten von der Thür entfernt war. Dort berichtete sie. Marie — das war die Beschließerin — sei bei ihr gewesen und habe ihr gesagt, Martin sei von der Gräfin ein großes Unrecht geschehen; sie, Käthe, habe in sie gedrungen, aber nur Andeutungen erhalten, die ihr ungeheuerlich erschienen; aus Angst, daß auch sie ihm unrecht getan habe, sei sie gekommen und verlange alles, alles von ihm zu erfahren. Und sie erfuhr alles. Um leise sprechen zu können hielt er sie dicht an sich gepreßt, sie fühlte den Druck seiner Finger schmerzhaft auf ihren Armen. Je länger er redete, desto weher tat dieser Druck, denn diese Hände wollten sich bewegen wie die eines Schauspielers, der überschattet und finster eine stürmische Klage aus sich stößt, und da sie sie doch wie eine Geißel festhielten, gruben sie sich nur tiefer und tiefer in ihr Fleisch. Er stand über ihr, in der Dunkelheit, mit den zusammengezogenen, wuchtigen Schultern eines, der von innen spricht, und sie hörte an dem Ton seiner Worte, daß er sie mit hartem Munde sprach. Doch darauf zu achten blieb ihr nicht lange Zeit; gleich ihm, als er Stas'

Brief gelesen hatte, wurde sie hineingeschleudert in die Brandung der heftigen Erregungen. Aber sie waren anders als bei ihm. Für sie gab es keinen Widerstreit, und die Mahnung, daß ihre Mutter es war, die Martin seine Feindin nannte, wurde übertönt von allen zärtlichen und starken Empfindungen für ihn, Liebe, Mitleid, Empörung. Sie ging leidenschaftlich zu ihm über, und als er damit schloß, er werde nicht in der alten Welt bleiben, die ihn wie einen Fremdkörper aus sich herausdrängte und ausschied, bot sie, den Geliebten umklammernd, an, mit ihm zu gehen. Sie bot sich an, was hatte sie anderes, um die Härte, die er von ihrer Mutter erfahren hatte, gutzumachen?

Als die Dämmerung ins Zimmer drang, richtete sich Käthe auf, durch den Spalt der Vorhänge sah sie bis zu den Wäldern hinüber. Halb war die Gespenstigkeit der Nacht in diesen dunkeln Massen, die wie Vierecke aufmarschierten, als wollten sie das Schloß auf der Blöße erdrücken, halb die Kraft des neuen Tages. Es war das letztemal, daß sie sie sah, schon morgen, wenn sie erwachte, waren sie weit und fern. So war es beschlossen, so sollte es sein. Alles war verabredet; er sollte sich am Morgen verabschieden und hinunter zur Stadt fahren; sie sollte am Nachmittag Urlaub für Besorgungen erbitten und ihn dort treffen. Sie ging dem Gedanken an ihre Mutter nicht aus dem Wege, sie wählte und folgte dem, für den sie sich entschieden hatte. Er lag schlafend neben ihr; sie ließ sich zurückgleiten und schloß ihn in ihre Arme, den Druck sanft verstärkend, bis er aufwachte. Es war Zeit, in ihr Zimmer zurückzukehren, bevor jemand aufstand.

Als sie sich erheben wollte, hielt er sie fest. Die Nacht war er wie ein wilder Gott über ihr gewesen, in Dunkel und einer Entrückung, in der die Vergeltung triumphiert hatte. So sollte sie nicht von ihm gehen; ganz anders war er erwacht, alle Stürme schwiegen, vor unendlicher Zeit verbraust, nur Dankbarkeit und eine sanfte Vändigung war geblieben. Scheu, wie ein Knabe, der eine Tat, deren er sich schämt, beichtet, stammelte er ihr die Worte über seinen Haß ins Ohr. Sie antwortete nur mit einem Lächeln und einer Hingabe.

Beim Frühstück erschien sie nicht, wie es verabredet war: Martin sollte ihrer Mutter mitteilen, daß er abreisen wolle. Daran, daß er sie nicht antreffen würde, hatte er nicht gedacht, er kam von seinem Spaziergang mit der Erwartung, sie noch sprechen zu können. Er hatte seinen Plan geändert. Aller Haß war so fern von ihm, daß er sich gefragt hatte, ob es nötig sei, die Gewalttätigkeit fortzusetzen. Daß er Deutschland verlassen wollte, wurde dadurch nicht berührt, und als er durch den nassen Wald geschritten war, hatte es ihm geschienen, als seien es schon die Lichtungen und Rodungen in kanadischen Urwäldern. Er mochte auch nicht der Bewerber sein, der sich

von den beiden Eltern die Tochter geben ließ oder sie ihnen abzwang, kraft einer Tatsache, die stärker war als ihr Wille. Er war überzeugt, daß die Gräfin ihn des Hauses verweisen würde: dann war es noch immer Zeit, ihr Rätke zu nehmen, der Gewinn aber war der, daß er dieser Frau offen gegenübergetreten war, und daß sie nicht von ihm sagen konnte, er habe eine Willenlose entführt aus niederer Rache oder aus Berechnung — wenn noch von Vergeltung die Rede sein sollte, so traf sie eine angekündigte Feindseligkeit schärfer und doch zugleich ritterlicher als eine heimliche, die nur in Flucht bestand. So tief ihn etwas warnte, das Sichere nicht aufs Spiel zu setzen, er gedachte beides, woran ihm lag, erreichen zu können: wenn er sich enthielt, würde die Gräfin Rätke gewiß nicht weniger rasch, vielleicht noch heute, nach München schicken und dann konnte er sie fortführen, sei es, daß sie allein reiste, da niemand da war, sie zu begleiten, sei es, daß sie sich zur rechten Zeit entzog.

Und obwohl er sich nun nicht mehr mit ihr verständigen konnte, schwieg er nicht. Als er der Gräfin gegenüberstand, hätte er es am liebsten getan, das Herz schlug ihm. Fürchtete er sich vor ihr? Er flammte auf und begann mit der Frage, ob er richtig vermute, wenn er annehme, daß sie von Anfang an in keinem Zweifel gewesen sei, wer er war. Die Blicke prallten aufeinander, und dann ergab sich alles andere von selbst. Die Szene war kurz und heftig. Als sie die letzte Wahrheit erriet, verfärbte sie sich, aber sie vermochte es, sich zu beherrschen und nur die Worte zu sagen: „Verführer aus Spekulation. Nie, nie werden Sie Rätke bekommen.“ Damit ließ sie ihn stehen und begab sich zu Rätke, nachdem sie laut befohlen hatte, sofort alles für ihre und ihrer Tochter Abreise zu richten.

Er stand nicht wie ein Held auf der Veranda, die sie wie einen Kriegsschauplatz vor ihm geräumt hatte; da oben konnte er sie nicht erreichen. Jetzt, wo es zu spät war, sah er sein Ungeschick ein. Er überlegte: Rätke würde alles daran setzen, sich mit ihm zu verständigen, und sie würde ihn, wenn sie ihn nicht hier fand, wo er nicht bleiben konnte, auf seinem Zimmer suchen. So ging er auf sein Zimmer und verbrachte die Zeit des Wartens, indem er sich quälte; er versuchte, sich vor sich selbst zu verteidigen, und begann doch nur gegen sich zu wüten. Er lauschte und hielt die Tür leicht geöffnet — nichts war zu hören, und Rätke kam nicht. Aber auf einmal hörte er ihre Mutter scharf und heftig ihren Namen rufen, zuerst in dem oberen Gang, dessen Türen sie eine nach der anderen aufriß, dann unten in seinem eigenen Geschloß . . . nun kam sie an seine Tür und stieß sie auf. „Wo ist Rätke?“ Als sie das Mädchen auch hier nicht sah, rief sie in ihrem Bedürfnis nach männlicher Hilfe den Kutscher und den Gärtner herbei. Sie glaubte Martin nicht, daß er nichts wußte, sie drohte, an die Polizei zu telephonieren. Martin versicherte mit seinem Ehrenwort, er könne keine

Auskunft geben. Inzwischen kam die Beschließerin, um zu melden, daß ein Tagelöhner bereit stände, Martins Gepäck an die Bahn zu schaffen; er verständigte sich mit ihr durch einen Blick — auch sie wußte nichts. Die Gräfin sah wohl, daß Martin die Wahrheit sprach, und befahl, Käthe überall im Wald suchen zu lassen. Martins Angebot, sich bei dem Suchen zu beteiligen, wurde mit dem Befehl an den Kutscher beantwortet, ihn nicht aus dem Zimmer zu lassen. Käthe wurde nicht gefunden. Zu spät kam die Gräfin auf den Gedanken, das Mädchen könne unbegreiflich eine Flucht versucht haben. Da sie Aufsehen vermeiden wollte und auch Käthe keinen großen Vorsprung haben konnte, schickte sie den Kutscher auf den Bahnhof. Er telephonierte herauf, Käthe habe eine Karte nach einer eine Stunde entfernten Stadt genommen. Dieser Ort lag nordwärts, sie kannte dort niemand, es war unverstänlich, warum sie ihn gewählt hatte.

Aber sie war mit Bedacht vorgegangen. Als ihre Mutter in ihr Zimmer trat und sie wissen ließ, was Martin getan hatte, empfing sie unvorbereitet einen Schlag, der sie zu Boden zu strecken drohte. Zwar glaubte sie nicht, was ihre Mutter behauptete, sie sei der schlimmsten Berechnung zum Opfer gefallen, aber ihr wurde der mit Bitternis gefüllte Kelch der Enttäuschung gereicht: er war feig, er hatte den Mut verloren. Er zerstörte etwas Herrliches, was es nur einmal gibt, den grenzenlosen Glauben an den Geliebten, den stolzen Mut auf die Gemeinschaft und den Kampf zusammen mit ihm. Was erwartete er? Eine Werbung mit allen Demütigungen, Härten erzürnter Eltern und Hinhaltungen? Dachte er nun doch an die Vorteile oder hatte er sie gar immer im Auge gehabt? Sein Geständnis heute morgen, das Geständnis seines Hasses, um dessen Hilflosigkeit willen sie ihn geliebt hatte, wandelte sich in Zweifel und schlimme Angst. War nicht sie zu ihm gegangen? War sie ihm in die Hände gelaufen, hatte er sie benutzt? Und wenn sie auch gegen diese Auslegung ankämpfte, so blieb doch eins, die Enttäuschung — das Gefühl, heimatlos geworden zu sein, blieb. Wo gab es jemand, bei dem sie jetzt hätte sein mögen? Ihn? Ihn nicht, jetzt nicht. Was wartete auf sie bei den Eltern? Die Reise nach München, und die war nur wie die Überführung einer Gefangenen und Verdorbenen. Und noch härter als der Vater würde ihre Mutter sein: sie sah plötzlich die veränderte Gestalt der Mutter, und diese Schwangerschaft, von der sie Kenntnis genommen und doch kein Bewußtsein hatte haben wollen, entfernte sie noch mehr von ihr, sie stieß sie von ihr ab — eine Frau, die ein Kind von einem Stiefvater erwartete, war keine Mutter. Wohin, zu wem? Da fiel ihr Stas ein, Stas, der zu ihr gesagt hatte: Wenn es dir schlimm geht, wende dich an mich, ich bin dein Freund.

Sie raffte Geld in ihr Täschchen und floh über die Küchentreppe. Wald hatte der Wald sie aufgenommen, dann lief sie, über Wäldchen und Felder,

hinab, auf dem geradesten und abschüssigsten Wege zur Stadt: sie mußte den Morgenzug nach Berlin erreichen. Um nicht verfolgt werden zu können nahm sie eine Karte bis zur nächsten großen Stadt. Dort bat sie den Schaffner, ihr einen Fahrchein bis Berlin zu holen und ein Telegramm, das an Stas gerichtet war, aufzugeben.

Um acht Uhr kam sie an. „Allein, ohne Gepäck?“ fragte Stas, aber er hatte sich von ungefähr etwas zusammengereimt. Noch während sie, auf seinen Arm gestützt, die Treppen des Unhalter Bahnhofs hinunterging, fing sie an, zu erzählen.

„Mädel,“ sagte er, „was tust du?“

„Gibst du mir unrecht?“ fragte sie ängstlich, aber sie hatte doch schon am Ton seiner Stimme gehört, daß sie keine Sorge zu haben brauchte.

„Weißt du auch, daß dein Telegramm mich nicht mehr erreicht hätte, wenn es zehn Minuten später gekommen wäre? Alles war gepackt, der Wagen stand schon unten, um mich an die Bahn zu bringen, und die Bahn hätte mich in einem Zug bis Belgrad entführt.“

Sie waren eben im Gewühl des Potsdamer Platzes. Auf den Dächern drehten sich glühende Räder und flammten, Viereck neben Viereck, wie eine riesenhafte Blindenschrift, Buchstaben auf; an hohen Masten hing weißes Licht, in dem nur mit einem ganz leichten, ganz sanften Schimmer das mystische Blau der Kohle war; darunter standen vier Schutzmänner Rücken an Rücken und machten anderen auf den Inseln drüben hartumrissene Zeichen. Käthe wurde von Stas getrennt, und zwischen den Wagen mit den großen niederen Blinklichtern war es ihr nicht anders, als sei sie in ein Feld von Geleisen geraten, auf dem aus allen Richtungen Lokomotiven sie bedrängten und zu zermalmen drohten — aber als sie in die Mündung der Leipziger Straße geschleudert wurde, sah sie in die Unendlichkeit eines Schachtes, über dem eine Allee von Monden hing: er lief und lief und führte in Städte, in ein Meer von Stein und Menschen. Der Führer eines Autoomnibus, schwer und rasselnd und wild wie ein Kriegswagen, schrie sie fluchend an, ein Arm riß sie auf den Bürgersteig zurück — es war Stas, der sich endlich zu ihr durchgearbeitet hatte.

„Du darfst mich nicht allein zurücklassen,“ flehte sie, die Furcht vor dieser Stadt, die sie nie gesehen hatte, noch in allen Gliedern.

„Es geht ja nicht,“ antwortete er, „ich muß ja fort.“

„Dann gehe ich mit dir, eher als daß ich hier bleibe.“

„Soll ich dich vielleicht als Krankenpflegerin einschmuggeln?“ gab er lachend zurück, aber sie meinte: „Mir ist alles gleich, bedenke doch, daß ich niemand habe und daß ich lieber sterbe als zurückzukehren.“

Er piffte einen Marsch durch die Zähne und zog sie in eine Seitenstraße

und ein kleines Café. „Zuerst erzähle fertig,“ sagte er. Er saß ihr gegenüber und sah ihr in ihr Gesicht, dem das Fieber der Erlebnisse etwas gegeben hatte, dem ein Mann nur mit Verlangen und Begehren antworten konnte. Er leugnete es vor sich selber nicht, daß es gefährlich war, ihm ein Abenteuer anzubieten, sich ihm so ganz auszuliefern. Es würde alles natürlich kommen, sie kannte keinen Menschen, an den sie sich wenden konnte, er brauchte sie in kein Hotel zu führen, er brauchte nur ihre Lage, ihre Erregung, ihre Auflehnung Martin gegenüber sich zunutze zu machen, und wenn er wollte, zog sie mit ihm dahinten nach der Türkei, wo die Völker aufeinander schlugen und wahrlich nichts genau genommen wurde. Caramba, wenn er sie nicht gern hatte und wenn er nicht die Lust kannte, Schicksal zu spielen und einem so lebendigen Geschöpf dazu zu verhelfen, daß es vom Leben angefaßt wurde und dann selbst diesen Ursinn des Daseins an andere weitergab.

Aber es war jetzt nicht am Platz, schlecht hinzuhören, im Gegenteil, es war nötig, sie ein wenig über Martin auszuholen und Bescheid zu wissen. Er begann zu fragen, und sie hätte nie gedacht, daß man so rückhaltlos, mit so deutlichen Worten zu einem Mann von einem anderen sprechen konnte, den man liebte, dem man eben erst in der ersten Hingabe begegnet war. Warum auch? Der da war ihr Freund, sie bekannte und schämte sich nicht, und es gab kein anderes Mittel, um seinen Fragen standzuhalten, bei denen er sie in unverwandter Prüfung ansah.

Nun verlangte er, daß sie sich dem Essen, das unberührt auf dem Tisch stand, zuwende, und als er sie so beschäftigt wußte, stand er auf und begab sich in die Telephonzelle. Zuerst verband er sich mit einem Hotel, in dem er ein Zimmer für Fräulein von Wola bestellte, dann mit seiner Wirtin, der er, damit Käthe Gepäck vorweisen konnte, auftrug, eine Toiletten Tasche in das Hotel zu senden. Zuletzt schickte er den Laufburschen mit einer Depesche aufs Postamt; sie war dringend, für den Hin- und Herweg, und sie war an Martin gerichtet: er hatte überlegt, daß Martin vielleicht in seine Wohnung in der Universitätsstadt zurückgekehrt sei; das galt es zuerst festzustellen, und für den Fall, daß es stimmte, enthielt das Telegramm zugleich die Aufforderung, sofort nach Berlin zu kommen. Nachdem er zu Käthe zurückgekehrt war, sagte er:

„Ich werde dir meinen Rat in zwei Stunden geben können; bis dahin mußt du geduldig sein und, wenn es dir auch nicht danach zunnute ist, dir gefallen lassen, daß ich dich ein wenig in der Stadt herumschleppe.“

Sie nahmen einen Wagen und fuhren in die Friedrichstadt. Sie war illuminiert, als sei ein großer Festtag, aber es war nur das Kleid, in das sie sich jeden Abend hüllte, die Wirtin der Fremden, die Vortänzerin aller Schaulustigen. Er führte Käthe in den Wintergarten; es kam darauf an, ihre Augen zu beschäftigen und ihr keine Zeit zum Grübeln zu lassen; es

war kein sehr feines Mittel, aber er wußte kein anderes, und vielleicht diente es nur dazu, sie sehnsüchtiger an reine und innere Dinge denken zu lassen. Gegen Mitternacht begaben sie sich wieder in ein Café und hier telephonierte er von neuem nach Hause. Seine Wirtin hatte versprochen, aufzubleiben, bis er sie anrief. „Ist ein Telegramm für mich da?“ fragte er.

„Es ist eben gekommen.“

„Öffnen Sie es und lesen Sie es mir vor.“

Martin ließ wissen, daß er am nächsten Mittag in Berlin sein werde. Ist K. da? fragte er und schloß die Bitte an, sie seiner guten Absichten zu versichern, es könne alles nur ein Mißverständnis sein. Daß er sie nannte, war eine Unvorsichtigkeit; daß Stas für ihn sprechen sollte, brauchte er nicht zu verlangen, sonst hätte er wahrhaftig nicht telegraphiert.

„Räthe,“ sagte er, „ich habe ein bißchen den lieben Gott gespielt und Erfolg gehabt, wie man es in dieser Rolle verlangen kann. Martin reist heute nacht und ist mittags da. Ich habe die Überzeugung, daß du ihn noch immer magst und daß er nur in guter Absicht gehandelt hat; er läßt es dir übrigens ausdrücklich sagen. Daß er sich an deine Mutter gewandt hat — Herakles, den ein Mädchen bändigte und ihr Geschenk weich machte.

„O Stas,“ sagte sie, und es erinnerte ihn an jenen Morgen, als er ihr mit dem Philippinenschal einen Kuß abhandeln wollte. Dann führte er sie in ihr Hotel. Er hatte Pläne mit Martin und dachte an den chilenischen Gesandten; das war eine Beschäftigung für den nächsten Morgen. Und wenn er seine Rolle, der Freund eines lieben Mädchens zu sein, zu Ende führen wollte, brachte er auch noch den Papa und die Mama herum. Aber rasch mußte es gehn — nun, man konnte ja eine neue Depesche in dieser Nacht der Depeschen überlegen.

Über Charles-Louis Philippe

von Friedrich Burschell

Wen diesem Künstler ist alles einfach und durchschaubar, seine Sätze sind alle hell und sauber, und alle Entwicklung führt bei ihm ins Licht; alles an ihm ist ein Beispiel und nichts um der Einzelheit willen gesagt; und wenn sich bei ihm eine Absonderlichkeit findet, ein unnachahmlicher Zug — und er ist voll von solchen Dingen — so triumphiert er erst recht; denn diese Dinge sind dann so mit Schönheit gemischt und so verlockend geworden, daß die anderen Dinge rund herum gebannt sind und plötzlich einen Spiegel haben und rein werden und sich ganz begreifen.

Charles-Louis Philippe ist der Dichter des Anfangs, der Dichter einer neuen Generation. Aber er ist ganz unauffällig gekommen und sein Bekenntnis ist leise wie das eines Jünglings; es scheint gar nicht nötig, daß er es sage; man sieht es ja, daß er sanft und demütig ist und daß er alle Dinge liebt und namentlich alles, was auf Erden leidet. Aber es ist nicht dies Bekenntnis, was ihn groß macht; dies Bekenntnis war die Lust und die Nahrung seines täglichen Lebens, er zog aus ihm die Kraft zur Arbeit; es war nur seine Voraussetzung. Das Werk, das daraus folgte, ist weit über irgendwelches Bekenntnis erhaben; der Dichter selber, so weise er gegen sich war, konnte das nicht mehr fassen, was da über ihn hinausgewachsen war. Denn in dem Werk ist keine Sanftmut mehr und keine Liebe, sondern darin ist nur noch eines, die Wahrheit des Lebens; und die Liebe und die Sanftmut sind darin untergegangen, genau so wie in der christlichen Bedeutung alle Eigenschaften und alle Werke im Geist und in der Wahrheit aufgehoben sind.

Charles-Louis Philippe ist der Dichter des Anfangs. Er selber hat darüber in überaus klugen Worten an seinen Freund geschrieben, er selber hat eingesehen, daß in Frankreich eine große Tradition ganz bestimmte und deutlich in dem Künstler Anatole France zu Ende gehe, er selber hat es gesagt: „Jetzt tum Barbaren not. Jetzt tut es not, sehr nahe bei Gott gelebt zu haben und ihn nicht mehr aus den Büchern zu studieren. Man muß das natürliche Leben magisch anschauen können, man muß Kraft haben und sogar Zorn. Die Zeit der Sanftmut und des Dilectierens ist vorüber. Die Zeit der Leidenschaft beginnt. Ich weiß nicht, ob einer oder der andere von uns ein großer Schriftsteller sein wird, aber das weiß ich wohl, daß wir zur kommenden Rasse gehören, daß wir zum mindesten der eine der kleinen, sehr zahlreichen Propheten sein werden, die kurz vor seinem Kommen den Christ verkündeten und schon nach seiner Lehre predigten.“

Hier hat man die Semiotik des Anfangs, hier hat man die ungeheure Heiterkeit des Beginnenden, hier hat man die Rücksichtslosigkeit und das Gericht gegen das Frühere. Vergewenmärtige man sich doch die Spannung, aus der heraus solche Worte geschrieben werden von einem Menschen, der zeit seines Lebens einfach und demütig war und nichts hatte als seine Pfeife und die Einsamkeit der Abende; bedenke man die Sehnsucht und den Hunger und die Bereitschaft und die Freude zum Werk, die da herauströnt, und staune man vor soviel Sicherheit und Wissendavon, daß es gut hinausgehe, ja daß es geraden Wegs zur Herrlichkeit führe.

In Anatole France ist eine große Kunst zu Ende gegangen, er hat sie erschöpft und sie ist nach ihm nicht mehr weiter zu führen. Anatole France hat das Prinzip des Romans, das mit Balzac begann, völlig zu Ende gebracht; es ist alles in die Form eingegangen, nichts scheint sich mehr zu widersetzen und die Welt rund herum mit allem, was in ihr lebt, hat nichts Überraschendes mehr an sich. Balzac am Anfang war noch ein Tyrann, er wollte gleich alles unter sich bringen und darum terrorisierte er die Dinge und stampfte sie in seine Form, so ist alles bei ihm gewaltsam geworden und die Gewalttätigkeit ist recht eigentlich sein Stil. Anatole France aber, der das Ende der glanzvollen Entwicklung dieses Romanes bedeutet, bekommt alle Dinge geschenkt; die große Tradition hat ihm alles vorgearbeitet, er braucht nur zu verfügen und mit Leichtigkeit stellt es sich in seinen Dienst. Sein Stil ist die Leichtigkeit und zwar so sehr, daß dabei immer ein wenig Hexerei zu sein scheint; und es ist kein Wunder, daß der Künstler die Magier und die Zauberer und die Menschen, bei denen es nicht mit rechten Dingen zuzugehen scheint, mit besonderer Liebe umfaßt. Seine Bücher sind alle mehr oder weniger ein gelungenes Experiment, die Bestätigung einer Geschicklichkeit, die alles kann, was sie will. Philippe sagt von ihm: „Er weiß alles, er kann alles ausdrücken, er ist sogar gelehrt,“ und er fährt fort, genau darum sei er das Ende der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts.

Charles-Louis Philippe ist ein ganz neuer Anfang, er weiß von vornherein nichts, er ist von vornherein nur demütig und hingegen, man muß ihm das glauben, daß er ganz nahe bei Gott gelebt hat; denn es ist sehr deutlich: wenn er sich den Schwung gibt und mit seinem Werk beginnen will, dann sind ihm mit einem Mal alle Bilder und Zeichen und Namen wie fortgeblasen, dann kommt ihm die Anamnese, daß er dies alles einmal herrlicher gesehen habe, und nun achte man auf die mühevollen Zärtlichkeit, wie er Stück um Stück den seelenvollen Schatz seines Gedächtnisses aufdeckt und wie alles neu und voller Überraschungen ist und auf Flügeln heruntergebracht zu sein scheint aus dem Reich der Wahrheit. Ja, Anatole France weiß alles, er kennt seine Welt; er kann über sie verfügen, alles wird ihm leicht und er macht es wie aus dem Handgelenk. Es ist gewiß köstlich

zu sehen, wie ihm seine Experimente gelingen und wie seine Handbewegungen immer sicher und elegant bleiben, aber es ist dabei ein ungelöster Rest. Ich sagte, daß die Leichtigkeit sein Stil sei und zwar so sehr, daß dabei immer ein wenig Hererei zu sein scheine; und der Schein dieser Hererei besteht genauer darin, daß die Leichtigkeit nicht unmittelbar ist, daß sie dadurch stilistisch gebrochen wird, daß sie zweimal vorkommt, einmal im Prinzip des Romanes, dem die Welt ganz zur Verfügung steht, und dann noch einmal in der technischen Betonung der Handbewegung, die es deutlich unterstreicht, daß die Welt so leicht zu fassen sei. Ich kann hier nicht näher darauf eingehen, daß in dieser stilistischen Brechung mit nur quantitativen Verschiebungen überhaupt die transzendente Methode des Romanes seit Balzac beruht, ich will hier nur sagen, daß sie in France ihr Ende gefunden hat, da sie in ihm an die äußerste Grenze der Mittelbarkeit gestoßen ist, indem die vermittelnde und betonende Handbewegung hier ganz unverbindlich geworden ist; denn der Charakter der Vermittlung ist da nur noch die leere und inhaltslose Freude einer Beziehung überhaupt: die Welt, die da bezogen wird, und die beziehende Person sind in höchstem Sinne gleichgültig geworden.

Charles-Louis Philippe ist nun demgegenüber der erste Dichter der Unmittelbarkeit. Er hat es nicht mehr nötig, ein Mittel zu sein, um der Dinge irgendwie habhaft werden zu können, sondern er und die Dinge sind zusammengekommen in der höheren Einheit des Glaubens: Philippe hat die Form der ewigen Gegenwart. Das Gegenwärtige, der Augenblick bringt bei ihm alles hervor. Er ist seine fruchtbare Idee, er treibt die Dinge zur Blüte und zur Schönheit; und Schönheit wieder heißt bei Philippe Ruhe und Wärme und Seligkeit darüber, daß im Augenblick der Fluß des Lebens gefaßt ist und daß die eine Welle den ganzen Fluß mit sich führt. Charles-Louis Philippe ist darum der Dichter der Situation, der unmittelbarsten Gelegenheit; es kommt bei ihm gar nichts auf besondere Anlässe, auf irgendwie feierliche oder bedeutsame Ereignisse an; sondern ihm genügt ein Zusammentreffen, wo immer es sei, in Armllichkeit oder Gewöhnlichkeit und solche Dinge, die wir alle Tage haben und an denen wir nichts mehr zu finden vermögen, und er macht daraus ein herrlich wahres und in sich ruhendes Bild, das alle Kraft der ewigen Situation an sich gerissen hat. Philippe ist der Lyriker des Augenblicks, aber zugleich war er so demütig und bescheiden, daß er wußte, der Augenblick könne nie in die Form des lyrischen Verses gebracht werden; denn der Vers bindet sich und schließt sich ab und ist aller Einzelheit tief entfremdet; aber zugleich war Philippe so leidenschaftlich und der Nähe und Einzelheit so magisch ergeben, daß er in der Prosa der Situation doch immer das Ganze ausdrückte und das Allgemeine sagte; und so mußte er eine neue Form des Romanes schaffen, wo keine Entwick-

lung mehr zu irgendeiner Entscheidung führt, die nun das Ende wird, sondern bei Philippe, so sagte ich zu Beginn, führt jede Entwicklung ins Licht, und das will heißen, daß bei ihm jeder Augenblick, jede Situation zu ihrem Geborgensein kommt, wo alles darin ist; die Menschen sind darin befriedigt und völlig aufgegangen, und auch der Kummer und das Elend haben ihre Hütte, wo es sich wohl sein läßt.

Wie sehr unmittelbar Philippes Romane sind und wie tief sie sich von den früheren Romanen trennen, mag man noch daran erkennen, daß der Dichter selber ganz naiv und ursprünglich und unvermittelt in seinen eignen Büchern auftritt und daß er in einer schönen Form der Begierde überall dabei sein muß und alles begleitet; denn so sehr ist er erpicht, alles ja recht wahr zu sagen, daß ihm seine Geschöpfe allein dazu nicht genügen; denn die sind mit sich und anderem allzu sehr beschäftigt, sie verschweigen noch manches, und überdem müssen sie ja den ein wenig beschränkten Verstand der Geschöpfe haben und können gar nicht so weise und überschauend sein wie der Dichter selber. Man erkennt ihn gleich, er ist der Freund aller Menschen, er sitzt bei ihnen und läßt ihre Seelen sichtbar werden, er hat nicht viel mit der Handlung zu tun, und wo es doch einmal der Fall ist, wie in der „Marie Donadieu“, da ist es seine Aufgabe, wieder frei zu werden, um alles überschauen zu können. Denn daß er der Dichter und der Meister des Augenblicks ist, daß er die Gewalt des ganzen Lebens in ihn hineinpressen kann, rührt nur davon her, daß er sich frei gemacht hat, daß er ganz äußerlich nichts und ganz innerlich alles besitzt, daß er, wie er an einer schönen Stelle sagt, die Erde wie eine Kugel fühlt, wie eine einzige lebendige Erde, wie die Erdkugel, die Karl der Große ganz und gar in seiner Hand hielt.

Um es klar zu sagen: Charles-Louis Philippe ist ein sehr großer Dichter, er ist genau so bedeutend wie Balzac; denn er ist ein ebenso hoher Anfang. Balzac konnte sich nicht genug tun, die Welt und die Leidenschaften dieser Welt und alles, was bewegt und fortreißt und erschüttert und das Antlitz des Herrn der Erde hat, in glänzenden und großen Typen aufzustellen; und Charles-Louis Philippe ist hungrig und kann nicht satt werden, das Lob der ewigen Gegenwart zu singen, die Innerlichkeit des lebendigen Lebens in christlich reinen und einfachen Bildern darzutun, und er fühlt sich da wie Balzac ganz am Anfang und sagt alles von vorne an. Balzac ist einer, der es eben erst entdeckt hat, und er sagt es ausführlich und mit allen Umständen, wie man zu Macht und Glanz und Reichthum gelangt; und Charles-Louis Philippe hat es ganz neu gefunden und spricht davon mit ganz neuen breiten Worten, wie der Leib des Menschen die Seele in sich hat und wie da nichts zu trennen ist, wie die Seele die Erfüllung ist, und das ist kein Bild mehr, sondern die Wahrheit. Philippes Stil ist unfehlbar und lauter, es ist fast nur vom Schwebenden der Gefühle die Rede und doch ist alles rund

wie ein Ding und faßbar und rein ausgedrückt. Wenn sich, um ein Beispiel zu nehmen, zwei Liebende zum erstenmal die Hände geben, so weiß Philippe, wie wichtig das ist und daß man es betonen und besonders für sich abmachen muß, und er sagt dann auf deutsch etwa so — (die eben erschienene sechsbändige Übersetzung bei Fleischel ist des Dichters nicht eben würdig und ich zitiere nicht nach ihr) —: „Am nächsten Tag waren die Hände das Ereignis zwischen ihnen. Zunächst braucht man seine Hände, um zu essen, aber wenn man gegessen hat, sind die Hände überflüssig und es gibt Leute, die sie in ihre Taschen stecken. Da geschah es, daß Jean und Marie ihre Hände ineinanderlegten. Sie sagte: „Sehen Sie, so ist es bequem. Sie strecken Ihre Finger und dann spreizen Sie sie auseinander und dazwischen ist Platz für alle meine Finger. Ich bin froh, daß Platz zwischen den Fingern ist. Und ich bin auch froh, daß ein kleiner Mann und seine kleine Frau nichts anderes in ihre Hände nehmen können, wenn sie sich so halten. Der liebe Gott hat es so gewollt. Die Hand ist gemacht, zu zweien zu sein.“ Wie ist hier an dieser unscheinbaren Stelle die Unmittelbarkeit des Augenblicks getroffen, und so ist es überall; überall verbindet sich der augenblickliche Zufall in so tiefer Einheit mit der unmittelbarsten Evidenz. Das Ineinanderfließen von Innerem und Äußerem, die Harmonie zwischen dem Gesetz und der Freiheit ist in der Kunst Philippes ganz dicht und undurchdringlich geworden; Philippe kann es wagen, seine Personen und vorzüglich sich selber sehr lange Reden halten zu lassen, die scheinbar über alles sich verbreiten; und doch sind diese Reden getränkt vom Augenblick und seine schönste Frucht; der Augenblick ist in ihnen erlöst und er beweist sich als die Wahrheit; das Wort, die Heiligkeit des Wortes befreit sich an ihm und es ist bei Philippe gleichgültig, ob die Worte wirklich so gesprochen werden oder ob sie nur Sprache der Seele sind und so hätten gesprochen werden müssen, es ist doch alles in der höheren Gegenwart des Unmittelbaren aufgehoben.

Drei Gedichte von Oskar Loerke

Strom

Du rinnst wie melodische Zeit, entrückst mich den Zeiten,
fern schlafen mir Fuß und Hand, sie schlafen an meinem Phantom.
Doch die Seele wächst hinab, beginnt schon zu gleiten,
zu fahren, zu tragen — und nun ist sie der Strom:
beginnt schon im Grundsand, dem grauen,
zu tasten mit schwebend gedrängtem Gewicht,
beginnt schon die Ufer, die auf sie schauen,
spiegelnd zu haben und weiß es nicht.

In mir werden Eschen mit langen Haaren,
voll mönchischer Windlitanei,
und Felder mit Kindern, die sich paaren,
und balzender Vögel Geschrei.
Und über Gehöft, Wiese, Baum
ist viel hoher Raum.

Fische und Wasserratten und Lurche,
ziehen, seine Träume, durch ihn hin — —
So rausch ich in wärmender Erdenfurche,
ich spüre schon fast, daß ich bin:

Wie messe ich, ohne zu messen, den Flug der Tauben,
so hoch und tief er blüht, so tief und hoch mir ein!
Alles ist an ein Jenseits nur Glauben,
und Du ist Ich, gewiß und rein.

Zuletzt steigen Nebel- und Wolkenzinnen
in mir auf wie die göttliche Kaiserpfalz.
Ich ahne, die Ewigkeit will beginnen
mit einem Duft von Salz.

Schicksal

Meine Seele hat im Meer gefischt,
unter sich den Himmel.
Aus dem untern Himmel taucht das Meer,
Möwen spritzen aus dem Meer wie Gischte.
Mitten zwischen Himmel und Himmel
reisen sie, weiße Geister, um mich her.
Meine Seele hat sich unter sie gemischt,
meine Seele schreit unter ihnen.

Die ist's, die den Himmel so bedrängt,
 unter sich das Meer?
 Ist es die, die schwer am Meere hängt,
 unter sich den Himmel?
 Ist sie in der Mitte irgendwer?
 Irgendwo nur im Gewimmel?
 Meine Seele hat sich unter sie gemengt,
 meine Seele schreit unter ihnen.
 Und ich will, daß es die höchste sei,
 unter sich das Meer,
 oder die mit den gewölbten zwei
 Flügeln winkt dem untern Himmel.
 Doch ich bleibe irgendwer,
 finde mich nicht im Gewimmel. —
 Geht ein Tag, ein Jahr, ein Leben so vorbei?
 Meine Seele ist unter ihnen.

Nächtliche Körpermelancholie

Mein Leib ist Nacht, verfließt mit Nacht im Kalten.
 Mein Leben mag das Dunkle nicht mehr schüren
 und flackt gedrückt in engen Schädeln
 und kann das Blut nicht schicken und nicht rühren.

Das stockt und tropft und steigt beschwert von Hüben,
 ist lau wie Fäulnis, schmerzt wie schönes Ahnen,
 und andres spart sich taub heran von drüben,
 verirrt in Knochenschluchten ohne Bahnen.

Was ist nun Ich? — — — — —

Die Füße sind wie Berge in der Ferne,
 zu fremd und schwer, ich kann sie nicht bewegen.
 Das Herz wie eine einsame Zisterne,
 und viele öde Meilen mit entlegen.

Ich weiß: — — — — —

Die Hand hängt tief in einem Wald aus Kohle,
 die Stirn trägt eine Hauptstadt, grell von Lichtern.
 Auf meinen Füßen schläft das Eis der Pole,
 darunter schluckt das Meer in Strudeltrichtern.

Ich werde nichts fürchten und nichts vermissen
 und ohne Schmerz und ohne Hunger liegen
 und nur soviel wie große Flügel wissen,
 auf einem Sterne mit Gestirnen fliegen.

R u n d s c h a u

Der englische Bauer

von Otto Corbach

Sroß den Landlords mit ihrem gewaltigen Anhang will in England der Schatzkanzler Lloyd George die landwirtschaftlichen Besitz- und Arbeitsverhältnisse von Grund aus umgestalten. Kein anderer moderner Staatsmann hat mit solcher Verwegenheit das Bauernproblem anzupacken gewagt. Neu sind die Vorschläge Lloyd Georges in ihrer Art nicht; neu ist nur, daß sie von einem Manne ausgehen, der mit der Möglichkeit rechnen darf, sie unter neuzeitlichen Umständen verwirklichen zu können, soweit es mit den Mitteln der Staatsgewalt geht. Der Angelpunkt des Planes ist der Gedanke, die Lohnverhältnisse in der Landwirtschaft gesetzlich zu regeln. Einen solchen Vorschlag hat vor ihm schon Samuel Whitbread gemacht, einer aus jener kleinen Gruppe mutiger Liberaler, die unter Foxens Führung der Panik trotzte, welche im Jahre 1795 die „Revolte der Hausfrauen“ hervorgerufen hatte. Whitbread regte an, die Friedensrichter zu ermächtigen, jederzeit der Kaufkraft des Geldes gemäß die Grenze zu bestimmen, unter die die Löhne nicht heruntergehen dürften, und ferner die Arbeitszeit nach den obwaltenden Umständen zu regeln. Der jüngere William Pitt bekämpfte diese Vorlage und hatte dabei Erfolg, weil er versprach, selbst einen Gesetzesentwurf vorzulegen, durch den das Elend auf dem Lande bekämpft werden könnte, das schon zu groß geworden war, um noch übersehen werden zu können. Die „Poor Law Bill“, durch die er im Jahre 1797 sein Versprechen zu erfüllen suchte, fand aber gar keinen Anklang. Whitbread nahm einige Jahre später den Kampf für ein Mindestlohngesetz noch einmal auf, doch vergeblich. J. L. und Barbara Hammond, die ein gediegenes und schönes Buch mit dem Titel „The village labourer 1760—1832“ geschrieben haben, glauben, die Whitbread'sche Vorlage würde, wenn sie eine Parlamentsakte geworden wäre, die englische Landbevölkerung vor gänzlicher Verelendung und Vertnechtung bewahrt haben. Viele Friedensrichter hätten damals dem Landarbeiter ernstlich helfen wollen. Noch glommt in ihm etwas von den Eigenschaften aus den Tagen der Unabhängigkeit. Vielleicht wäre das Recht auf bestimmte Mindestlöhne zum Kristallisationspunkt für eine

Organisation der Landarbeiter geworden. Dann wäre später Cobbet in seinen zwanzigjährigen erbitterten Anstrengungen zur Rettung des Landarbeiters kein Vorkämpfer ohne geschulte Truppen gewesen. „Cobbet“, meinen J. L. und Barbara Hammond, „war nicht stark genug, die Macht der regierenden Klasse zu brechen; aber er wäre vielleicht stark genug gewesen, die Gewohnheitsrechte der arbeitenden Klasse zu verteidigen. . . Es ist leichter, einen Hund zu verhindern, einen Knochen zu stehlen, als ihm den Knochen aus dem Maul zu nehmen. . .“ Statt eines Mindestlohngesetzes kam von 1795 ab allerwärts das Speenhamlandsystem zur Anwendung, das allen Landarbeitern, deren Verdienst bei härtester Arbeit nicht für das Nötigste ausreichte, ein Recht auf genügend Armenunterstützung gewährte, vor dem Verhungern bewahrt zu bleiben. Dieses System hat das Werk der Zermürbung und Verknechtung des englischen Landmanns vollendet; die Löhne sanken tiefer und tiefer, und immer größer schwoh die Masse regelmäßiger Almosenempfänger an.

Lloyd George gibt Cobbet an Verserkerwitz im Kampf gegen die englische Aristokratie kaum viel nach, und er ist ein mächtiger Minister, während Cobbet sein Leben lang ein machtloser öffentlicher Ankläger blieb. Aber das heutige englische Landproletariat hat mit der alten, längst verschwundenen Neomanry nicht mehr Ähnlichkeit als eine verwitterte Ruine mit der stolzen Burg, deren Überreste sie bildet. Die in der Landwirtschaft erwerbstätige Bevölkerung in England und Wales beträgt nur noch 10,4 Prozent der Gesamtbevölkerung, gegen 37,2 Prozent in den Vereinigten Staaten, 39,3 Prozent in Deutschland, 44,8 Prozent in Frankreich. Mehr als achtzig Hundertstel der englischen landwirtschaftlichen Bevölkerung sind landlose Arbeiter und von den Farmern sind 88 Prozent Pächter. Die landwirtschaftlichen Arbeiter verdienten nach dem Board of Trade im Jahre 1907 durchschnittlich in einer Woche nur 18 $\frac{1}{3}$ Schilling. Für Kleidung und Schuhwerk sind die meisten Arbeiterfamilien auf dem Lande von der öffentlichen Wohltätigkeit abhängig. Oft kommt nur für den Mann ein wenig minderwertiges eingeführtes Fleisch, Speck oder Fisch auf den Tisch. Milch bedeutet hier fast einen Luxusartikel. Viele Kinder werden mit minderwertiger, eingeführter kondensierter Milch von geringem Fett- und starkem Mehlkleistergehalt aufgezoppelt. Alles ist bleichsüchtig infolge fortwährender Unterernährung. Die geringste Erhöhung des Brotpreises versetzt diese menschlichen Ruinen in Schrecken. Ist Lloyd George ein Zauberer, daß er ein ausgemergeltes Proletariat, dessen menschenwürdige Vergangenheit meist viele Geschlechter weit zurückliegt, in ein selbstbewußtes, kraftvolles, strebsames Bauerntum verwandeln will? Denn natürlich soll die Mindestlohn-gesetzgebung, die er plant, die völlige Rückeroberung des Bodens durch die arbeitende Landbevölkerung nur vorbereiten.

Manche deutsche Beurteiler möchten in dem Vorhaben des englischen Schatzkanzlers so etwas wie eine Nachahmung und Nachholung der Stein-Hardenberg'schen Gesetzgebung sehen. Das ist unter vielen törichtsten Meinungen darüber die törichtste. Man tut damit dieser Gesetzgebung zu viel, der Landbevölkerung, der sie galt, zu wenig Ehre an. Die Bauern, deren Verhältnisse Stein und Hardenberg verbesserten, waren schon ansässig; sie hatten schon Land. Sie wurden nur zu unbedingten Eigentümern ihrer Scholle gemacht. Freilich um einen teuern Preis: der Gutsherr wurde für seinen Verlust an Abgaben, persönlichen Diensten und Servituten mit Bauernland entschädigt. Der Bauer behielt nur ein Drittel oder die Hälfte. Die Folgen waren im ganzen für die großen Eigentümer günstiger als für die kleinen, wie ein Vergleich zwischen den Verhältnissen in Ostelbien mit denen in andern Teilen Deutschlands ohne weiteres lehrt. Viel bauernfreundlicher war die Landgesetzgebung, die in Frankreich selbst aus der großen Revolution hervorging. Aber man muß doch de Tocqueville recht geben, wenn er behauptet, daß auch dort keine grundstürzenden Reformen vor sich gegangen seien. Nach der Revolution befand sich kaum viel mehr Land im Besitze von „propriétaires“ als vorher im Besitze von „censitaires“ oder anderer Arten von Erbpächtern. Im Bezirk Laon waren zum Beispiel schon vor der Revolution dreißig Hundertstel, im Bezirk Orleans fast die Hälfte des bebauten Bodens Bauernland. Die Bauern wurden von drückenden Abgaben befreit, aber nichts Wesentliches änderte sich in den Landbesitzverhältnissen. Der große Unterschied zwischen englischen und kontinentalen Verhältnissen beruhte schon damals darin, daß im „freien“ England nur sehr wenig, auf dem Festlande noch viel Land im Besitze von Bauern war, in England also Maßnahmen, wie die der französischen oder preussischen Landreformen, nicht viel zu bedeuten gehabt hätten.

Wie ist das zu erklären? Warum hat sich der Bauer auf dem Festlande besser gegen den großen Grundeigentümer behaupten können als auf den britischen Inseln? Mit der nötigen Vorsicht darf man zunächst auf Rassenunterschiede hinweisen. Der Bauer ist von allen Ständen am meisten den Wirkungen der natürlichen Umwelt ausgesetzt. Das Leben auf einer Insel ist immer ruhiger und friedlicher als das auf dem Festlande. Daher kommt es, daß festländische Pflanzen oder Tiere leicht auf Inseln naturalisiert werden können, nicht aber umgekehrt Lebewesen der Inseln auf dem Festlande. Und darum werden auch Inselvölker leicht von festländischen Eindringlingen in ihrem eigenen Lande zurückgedrängt. Vermischungen mit der Urbewölkerung und die Einflüsse einer friedlichen Inselnatur mögen das Angelsachsen-tum in der Neomanry in eben dem Maße geschwächt haben, wie die Aristokratie und das Bürgertum sich im Kampfe mit immer neuen Eindringlingen frisch erhielten und durch Vermischung mit ihnen sich kräftigten. Daß das niedere

Volk in England eine viel weichlichere, sanftere, zähmere Art Mensch vorstellt als der festländische Europäer, beweisen alle seine „Aufstände“. Nach der letzten Revolte im Jahre 1830 wurden sechs Männer oder halbwüchsige Burschen zum Tode, vierhundertseibzig zur Deportation, vierhundert zu teilweise sehr schweren Kerkerstrafen verurteilt, und doch hatten die „Auführer“ keinem Menschen ein Haar gekrümmt, obschon einer von ihnen getötet worden war; die Verurteilten hatten schlimmstenfalls Dreschmaschinen zerstören helfen; manche hatten nur einer Bande angehört, von der einer von einem Farmer Geld forderte und einen oder zwei Schilling erhielt, wodurch sich die ganze Bande in den Augen der englischen Klassenjustiz des „Raubes“ schuldig gemacht hatte. Kaum irgendwo und wann hat es in Europa ein gräßlicheres Elend gegeben als im englischen Dorfe der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts und nie war das Verhalten einer herrschenden Klasse mehr geeignet, das niedere Volk zum Aufruhr zu reizen, als damals in England, und doch glich der Aufrubr englischer Landleute im Jahre 1830 nicht im mindesten den Jacquerien, die man in festländischen Staaten erlebt hat.

Die Tragödie der Neomanry beginnt mit dem Ausbruche der Pest im Jahre 1349. Fast die Hälfte der damaligen englischen Bevölkerung soll dem „schwarzen Tode“ zum Opfer gefallen sein. In den folgenden Jahrzehnten bis weit in das fünfzehnte Jahrhundert hinein gab es auf den größeren Gütern einen empfindlichen Mangel an Arbeitskräften. Das brachte den ersten Antrieb zur Kommerzialisierung der Landwirtschaft hervor; Ackerland wurde immer öfter in Weideland verwandelt. Mit dem Anbruch des sechzehnten Jahrhunderts wurde England mehr und mehr vom Hauptstrom des Weltverkehrs erfaßt. Die mittelalterlichen Handelsstraßen gingen vom Mittelländischen Meer aus; die Produkte des Ostens erreichten auf ihnen Nordeuropa über Venedig durch das Rheintal oder über Genua und Marseille durch das Rhonetal. Wenn der Strom England erreichte, war er schon matt und träge. Nun aber erfolgte die große Verschiebung des Schwerpunktes der damaligen Weltwirtschaft insoferne der Blockierung der alten Handelsstraßen durch die Eroberungen der ottomanischen Türken, der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien, oder wenn man Werner Sombart glauben soll, insoferne der Vertreibung der Juden aus Spanien und Portugal. Die Holländer, die Franzosen, die Engländer, die Norddeutschen wurden nacheinander die Hauptvermittler des Welt Handels, indem sie Italiener, Spanier, Portugiesen und Süddeutsche ablösten. Überall hatte die Kommerzialisierung des Wirtschaftslebens die Tendenz, landwirtschaftliche Großbetriebe auf Kosten der Kleinbetriebe zu begünstigen, aber am meisten in England; und dort waren die Widerstände des Bauerntums auch am geringsten. Zum Unglück wurde der englische Bauer mit den Fortschritten der Weidewirtschaft und des kapitalistischen Farmbetriebes, mit

dem Aufschwung des englischen Außenhandels und der englischen Schiffahrt mehr und mehr in einer Eigenschaft entwertet, die dem festländischen noch heute viel nützt: in der Eigenschaft als Soldat. Es hat ja auf dem Kontinent manchen Fürsten gegeben, der den militärischen Wert seiner Untertanen kommerziell auszunützen wußte, wie der berüchtigte Landgraf Friedrich II. von Hessen, aber dieses Geschäft mußte sich rasch an den regierenden Häusern selbst rächen. Nur die Staaten gediehen und dehnten sich aus, deren Oberhäupter wie die Hohenzollern in Brandenburg-Preußen, die Habsburger in Osterreich, die Baiern gerade wegen ihres militärischen Wertes sich dauernd zu erhalten suchten. In England hielt das Bestreben der Machthaber, die Baiern zu schützen, gerade solange an, wie ihr Wille, über ein gutes und starkes Landheer zu verfügen. Für den englischen Bauern war der Sieg des Parlamentarismus über den Absolutismus in der Monarchie ein Unglück. Noch die Herrscher aus dem Hause Tudor hatten eine bauernfreundliche Politik getrieben, die die Stuarts mit geschwächtem Eifer fortsetzten, aber die Revolution des Jahres 1689, die das Parlament zur ausschlaggebenden Macht erhob, bedeutete das Ende des staatlichen Bauernschutzes. Der Sieg des Parlamentarismus bahnte der Eroberung aller politischen Macht durch die englische Aristokratie den Weg. Hundert Jahre später war England weiter als je von dem Ideal einer Demokratie entfernt. Im Jahre 1793 richtete die Society of Friends of the People eine Petition an das Unterhaus, worin berichtet wurde, daß 157 Mitglieder von 84 Personen ins Parlament geschickt wurden, und 150 andere Mitglieder von der Empfehlung durch 70 mächtige Personen abhingen. Über die Beziehungen dieser Mitglieder zu ihren Patronen sagte Fox im Jahre 1794: „Wenn die Gentlemen bevölkerte Städte und Ortschaften vertreten, dann ist es eine Streitfrage, ob sie der Stimme ihrer Wähler oder der ihres eigenen Gewissens folgen sollen. Wenn sie aber einen edlen Lord oder einen edlen Herzog vertreten, dann gibt es keinen Zweifel mehr und der wird nicht als ein Ehrenmann angesehen, der nicht augenblicklich den Befehlen eines einzelnen Wählers gehorcht.“ In 46 Städten, die 90 Mitglieder wählten, betrug die Zahl der Wähler weniger als 50, in 19 andern, die 37 Mitglieder wählten, weniger als 100. Diese Konzentration der Macht in den Händen weniger macht einzelne Ziffern aus der Geschichte der Einhegungen verständlich: Zwischen den Jahren 1702 und 1760 kamen nur 246 Akte zustande, die 400000 Acre betrafen; in den folgenden fünfzig Jahren stieg die Zahl dieser Akte auf 2438, von denen fast fünf Millionen Acre betroffen wurden. Fast ein Fünftel der gesamten bebauten Fläche Englands wurde im Laufe des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts eingezogen. Die Wirkungen der Einhegungen sind bekannt: ganze Dörfer wurden entvölkert, überall verloren die kleinen Pächter die Scholle, die sie bewirtschaftet

hatten; auch der kleine selbständige Bauer war sofort ruiniert; denn die Einbeziehung auch des Gemeindelandes machte ihm die Viehhaltung unmöglich. Der kapitalistische Farmer, der land- und rüchgratlose Landarbeiter und der Krämer erwiesen sich allenthalben als Werkzeuge der Zerstörung im Dienste des von Adam Smith, Ricardo und Malthus verherrlichten Kommerzialisismus. Der englische Landbewohner war diesen Mächten um so hoffnungsloser preisgegeben, als ihn die herrschende Klasse politisch gänzlich isoliert hatte. Die anglikanische Kirche ist volksfremd. Es hat in England nie eine bauernfreundliche Geistlichkeit wie in Frankreich und teilweise in Deutschland gegeben. Ebenso wenig stehen dem englischen Bauern Anwälte zur Verfügung, die ihn vor Gericht verteidigten; die ländlichen Anwälte in England sind von den Gemeindefassen abhängig. Die Geschichte der Auflösung und Aufreibung der Neomanry hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der Verdrängung und Aufreibung der Indianer durch die nordamerikanischen Ansiedler. Es herrscht sogar in gewissem Sinne ein andauernder Kriegszustand zwischen der englischen Gesellschaft und dem Landproletariat; denn ein großer Teil aller Dorfbewohner wildert, und die englischen Jagdgesetze sind so ungeheuerlich streng, daß sie nur als kriegsrechtliche Maßnahmen begriffen werden können. Nicht Leidenschaft, sondern Hunger spornet die meisten wildernden Dörfler zu ihrem gefährlichen Treiben an, und doch haben sich die Herren der englischen Jagdreviere zeitweise mit Billigung des Parlaments durch Selbstschüsse (spring-guns) dieser „Wilderer“ zu erwehren gesucht.

Die Furcht vor der industriellen Arbeiterbewegung hat in den letzten Jahrzehnten eine Demokratisierung des englischen Parlamentarismus möglich gemacht, und viele Umstände, wie der Rückgang der wirtschaftspolitischen Bedeutung Englands für den Weltmarkt, die notgedrungene Aufgabe der „glänzenden Isolierung“, die die englische Politik früher von kontinentalen Verhältnissen unabhängig machte, lassen die herrschende Klasse in England selbst das Fehlen eines gesunden, gedeihlichen Bauerntums bitter empfinden. Darum sind sich fast alle englischen Politiker darin einig, daß irgendeine großzügige Landreform in Angriff genommen werden müsse. Die Unionisten wollen Einzelbauern schaffen und ihr Schlachtruf für den Kampf um die Landfrage lautet: „Every man his own landlord“. Lloyd Georges Ideal ist ein sozialistisches: Erbpacht auf staatlichem Eigentum. Die große Schicksalsfrage für das englische, wie für alle modernen Kulturvölker ist aber die, ob ein Volk durch die Degeneration seines Proletariats hindurch sich wieder zu erneuern und dann die Kräfte zu entfalten vermag, die erforderlich sind, eine neue und höhere Kultur zu schaffen, oder ob diese Aufgabe nicht unverbrauchten Rassen überlassen werden muß.

Bauprobleme der Großstadt

von Walter Curt Behrendt

Alle Bauprobleme der Großstadt pendeln um die Wohnungsfrage. Das großstädtische Wohnungsproblem aber ist im wesentlichen eine Frage der Kleinwohnungsfürsorge. Denn von den Stadtbewohnern sind, wie die Erhebungen der Statistik zeigen, durchschnittlich etwa 80 bis 90 Prozent nach Lage ihres Einkommens auf die Kleinwohnung angewiesen. Die mannigfachen Anforderungen, die in technischer, gesundheitlicher und sozialer Beziehung an die Kleinwohnung zu stellen sind, vermag am vollkommensten der Flachbau zu erfüllen. Diese Bauweise stellt dem Massenmietshaus mit Stockwerkhäufung die isolierte Einzelzelle entgegen, das Kleinhaus mit Garten, zwei- bis dreigeschossig angelegt und zum Obdach für eine bis höchstens vier Familien bestimmt. Es tritt als freistehendes Einzelhaus oder, nachbarlich Wand an Wand errichtet, auch als Reihenhhaus auf. Die letzte Form ist aus ökonomischen Gründen am besten zum Normaltypus des städtischen Kleinhauses geeignet. Denn wenn der Flachbau ganz allgemein durch vereinfachte Formen der Geländeausschließung, das heißt durch die Anlage besonderer Wohnstraßen von geringer Breite und leichter Befestigungsart, die von den Anliegern zu tragenden (und rückwärts dann wieder auf die Mieter abgewälzten) Straßenbaukosten herabmindern kann, so bietet darüber hinaus der Gruppen- und Reihenhhausbau noch den wirtschaftlichen Vorteil einer höchst rationellen und wohlfeilen Bauausführung. Es wird nämlich beim Reihenhhausbau unbedenklich ein Dispens von den strengen und für das hohe Stockwerkhhaus auch kaum zu entbehrenden Konstruktionsvorschriften gewährt werden können, etwa durch Zulassung gemeinschaftlicher Brandgiebel, leichter Innenwände, geringerer Mauerstärken und verminderter Treppenbreiten, Maßnahmen, mit deren Durchführung natürlich eine beträchtliche Verbilligung der gesamten Produktionskosten erreicht wird. Dazu kommt noch, daß bei dem beiderseitig eingebauten Kleinhause auch die Ausgaben für die architektonische Ausbildung zweier Fassaden erspart werden und daß durch den gegenseitigen Wetterchutz der Giebelwände eine erhöhte Wärmeökonomie erzielt wird. Die Einbürgerung und praktische Förderung des Reihenhhausbaues sollte daher das Ziel jeder kommunalen Wohnungspolitik bilden.

In Berlin hat es Kleinwohnungen bis vor kurzem eigentlich nur in jenen Massenquartieren und Mietkasernen gegeben, deren soziale Unzulänglichkeit am deutlichsten durch ihre abnorme Behausungsziffer charakterisiert wird: sie beträgt 77 Personen für das Grundstück (gegen 8 Personen in Bremen, wo das Kleinhaus noch überwiegt). Die Normalform des Kleinhauses, das

Reihenhaus, ist erst seit etwa 1½ Jahren (durch Einführung der sogenannten Bauklasse F) in die Bestimmungen der Baupolizei-Verordnung für die Vororte von Berlin aufgenommen worden. Doch es haben diese neuen Vorschriften in der Praxis der Wohnungsreform bisher kaum nennenswerte Veränderungen hervorgerufen. Ein paar große Baugenossenschaften haben sich der Sache zwar in vereinzelt Fällen angenommen; wie es scheint, auch mit gutem Erfolg. Der Baugenossenschaft „Ideal“, die mit ihrer Kleinhausiedlung in Brix den ersten praktischen Vorstoß in dieser Richtung gewagt hat, ist vor kurzem der Beamten-Wohnungs-Verein zu Berlin gefolgt, der in Zehlendorf-Mitte begonnen hat, auf einem umfangreichen Gelände nahe der Bahnstation eine Kolonie von etwa 170 Einfamilienhäusern in Reihenform zu errichten. Es sind bisher 92 Häuser gebaut worden, die alle, was in diesem Falle zur Charakterisierung der Nachfrage ausdrücklich betont zu werden verdient, bereits vor ihrer Fertigstellung vermietet waren. Sie enthalten in der Mehrzahl Kleinwohnungen von drei und vier Zimmern, mit einer oder zwei heizbaren Kammern, mit Diele, Küche, Bad und reichlichem Nebengeläß. Zu jedem Hause gehört ein schmaler, aber tiefer Garten, der an Grundfläche noch gewinnen könnte, würde man sich entschließen, die überflüssigen Vorgärten künftig fortzulassen und den frei werdenden Geländestreifen dem Hinterland zuzuschlagen. Die Mietpreise bewegen sich zwischen 750 bis 1800 Mark für das Haus, einschließlich Garten und allen Nebenlasten. In architektonischer Hinsicht macht die Siedlung einen vorzüglichen Eindruck. Die städtebaulich nicht leichte Aufgabe hat der Architekt des Vereins, Paul Mebes, in vorbildlicher Weise so gelöst, daß er die Hausfronten einer Straße zu einer architektonischen Einheit zusammenfaßte und sie gleichmäßig mit einem hellen Verputz versehen ließ. Die im ganzen gleichartig ausgebildeten Fronten sind nur in untergeordneten Motiven, in der Form der Haustüren und in der Umrahmung der Portale, voneinander verschieden und auf diese Weise geschickt als in sich abgeschlossene und selbständige Teile des Ganzen charakterisiert. Um der Gefahr einer übertriebenen Gleichförmigkeit zu begegnen und der Anlage die belebende Wirkung der Farbe zu geben, sind die Fronten einzelner Häuser, die, an markanten Punkten des Grundplans, an Wegekreuzungen und Straßenbiegungen gelegen, gleichsam die Dominanten des Stadtbilds bilden, in roten Ziegeln ausgeführt.

Auf das spekulative Baugewerbe dagegen hat der Flachbau in Reihenhausform bisher nur sehr geringe Anziehungskraft ausgeübt. Diese abwartende Haltung erklärt sich einerseits daraus, daß die Arbeit des Gesetzgebers bisher nur zur Hälfte getan worden ist, weil die für das Kleinhaus nötige Milderung der Konstruktionsvorschriften noch ausgeblieben ist. Das Versäumte soll übrigens, wie der neue Entwurf zum preussischen Wohnungsgesetz erkennen

läßt, jetzt endlich nachgeholt werden. Es wird in diesem Gesetz eine Bestimmung enthalten sein, nach welcher die Bauordnungen für die Ausführung der Wohngebäude, besonders hinsichtlich ihrer Standfestigkeit und Feuersicherheit, unterschiedliche Vorschriften geben sollen, je nachdem es sich um Gebäude größeren oder geringeren Umfanges handelt. Ein anderes, nicht weniger begründetes Hindernis bieten der Einbürgerung des Kleinwohnungsbaues die vorhandenen, genehmigten und zum Teil auch schon im Stadium der Ausführung befindlichen Bebauungspläne der Vorortgebiete, die in nur unzureichender Weise zwischen Verkehrs- und Wohnstraßen unterscheiden. Die engen Wechselbeziehungen, die, wie gesagt, zwischen Flachbau und Straßenbau oder — technisch ausgedrückt — zwischen Bauordnung und Bebauungsplan bestehen, sind noch in vielen Fällen von der Praxis des Städtebaues nicht genügend berücksichtigt worden. Die törichte Gewohnheit, alle Straßenprofile schematisch über einen Leisten zu schlagen und in falscher Großmannsucht die Anlage breiter, auf einen lebhaften Durchgangsverkehr berechneter Straßenzüge auch da zu fordern, wo außer dem Milchfuhrwerk täglich vielleicht noch zwei bis drei Droschken passieren, hat dazu geführt, daß beträchtliche Geldsummen buchstäblich nutzlos auf die Straße geworfen wurden. Erst kürzlich ist in einer Denkschrift des rührigen Architekten-Ausschusses Groß-Berlin wieder darauf hingewiesen worden, daß in den Vorortbezirken selbst in guter Verkehrslage rohes Bauland zum Preise von 2—3 Mark für den Quadratmeter nicht selten ist. „Aber die Erschließungskosten belaufen sich oft auf 10 Mark und mehr für den Quadratmeter fertigen Baulands, während sie in andern Fällen, namentlich außerhalb von Groß-Berlin, nur 3 Mark und weniger betragen. Die Erschließungskosten sind abhängig von der Breite der Straßen (vornehmlich der Fahrdämme) und Plätze, von der Art ihrer Befestigung, der Art und Ausdehnung der Gas-, Wasser- und Kanalleitungen und von den sonstigen Anforderungen der Gemeinden.“ Die Denkschrift kommt zu dem Ergebnis, daß diese Forderungen, im Bestreben, das technisch Beste zu erzielen und der Gemeinde Vorteile zuzuführen, häufig überspannt und namentlich die für den Kleinhausbau gezogenen wirtschaftlichen Grenzen nicht selten überschritten werden. Da indessen in den Gemeindevertretungen mancher Großstadtvororte, namentlich aus steuerpolitischen Gründen (Volkschullasten usw.), gegen den Kleinwohnungsbau und damit gegen die Anlage einfacher Wohnstraßen eine ausgesprochene Abneigung besteht, muß eine baupolizeiliche Zwangsmaßregel, mit deren Hilfe die Aufsichtsbehörde gegebenenfalls diesen bewußten Widerstand zu beseitigen vermag, als erwünscht bezeichnet werden. Und auch in dieser Hinsicht enthält der Entwurf zum preussischen Wohnungsgesetz hoffnungsvolle Versprechungen für die Zukunft. Er stellt für die Herstellung und Unterhaltung der Ortsstraßen, je nach ihrer Bestimmung

als Wohn- oder Verkehrsstraße, eine zwangsweise Abstufung der baupolizeilichen Vorschriften in Aussicht.

Es fehlt in liberalen Kreisen nicht an Stimmen, die in einer solchen gesetzlichen Regelung eine unheilvolle Beschränkung der kommunalen Selbstverwaltung erblicken. Die Selbstverwaltung hat jedoch, unter dem nachteiligen Einfluß des Hausbesitzerprivilegs, in Fragen der städtischen Wohnungspolitik so oft schon versagt, daß ein gesetzliches Palliativmittel im Interesse des Kleinwohnungsbaues kaum zu entbehren sein wird. Denn die Fälle, wo die Lösung städtebaulicher Aufgaben in einer so großzügigen und sozial so weitstreichenden Weise versucht wird, wie kürzlich in Bremen, gehören gegenwärtig noch immer zu den rühmlichen Ausnahmen. In der richtigen Erkenntnis, daß die Technik der Wohnstraße eines der entscheidenden Bauprobleme der Großstadt bildet, hat die Stadt Bremen nämlich in ihrem neuen Gesetz über den Bau von Kleinwohnungen den Begriff des „Gartengangs“ eingeführt, worunter schmale Wohnwege zu verstehen sind, die als leicht gepflasterte Verbindungswege, bei beschränkter Längenausdehnung bis zu etwa 150 Metern, zwischen befahrbaren Straßen angelegt werden können. Ausschließlich für die Benutzung durch Fußgänger und für den Verkehr mit leichten Karren und Handwagen bestimmt, ist ihre geringste Breite auf drei Meter festgesetzt. Für den Abstand gegenüberliegender Hausfluchten soll ein Maß von mindestens sieben-einhalb Meter eingehalten werden. Mit dieser Bestimmung und durch eine entsprechende Beschränkung auch der Haushöhen, die in dem Gesetz gefordert ist, wird in ausreichendem Maße für die Belüftung und Belichtung der anliegenden Wohnungen vorgesorgt. Im übrigen genießen die Häuser der Gartengänge in gesundheitlicher Hinsicht noch des bedeutenden Vorzugs einer vom Lärm und Staub der Fahrstraße abgesonderten Lage. Den Hausgärten aber kommt als Gewinn zugute, was bei dieser neuen, ganz auf den Kleinhausbau berechneten Methode der Geländerschließung an öffentlichem Straßenland verloren geht. Und die Pflege von Grünflächen ist, abgesehen von ihrem idealen Wert, auch wirtschaftlich billiger als die Unterhaltung von Asphaltwegen.

Indessen die fördernde Wirkung eines technisch richtigen Bebauungsplanes reicht allein für die erstrebenswerte Verbreitung des Flachbaues noch nicht aus. Denn die Bodenpreise sind nicht nur von den Kosten der Geländerschließung abhängig. Sie werden, unter der Herrschaft der Bodenspekulation, entscheidend auch immer durch den Grad der Ausnutzungsfähigkeit bestimmt, der für das Baugelände zugelassen ist und der in den Vorschriften der Bauordnung festgelegt wird. Gegenwärtig nun leiden die großstädtischen Wohnungsverhältnisse noch unter der meist sehr schematischen Verteilung der Bauklassen. Um ein Beispiel zu nennen: in Berlin ist innerhalb der Ringbahn, fast ohne wesentliche Ausnahmen, eine Bebauung

bis zur Höhe von fünf Geschossen gestattet. In vielen Fällen ist aber weder aus wirtschaftlichen Gründen noch im sozialen Interesse eine so weitgehende Ausnutzungsmöglichkeit gerechtfertigt. Handelt es sich zum Beispiel um Neuland in Außenbezirken (wie etwa beim Verkauf des Tempelhofer Feldes), um kommunales oder fiskalisches Gelände, so wird eine Beschränkung des Bebauungsrechtes zulässig sein, auch ohne daß eine Schädigung sogenannter berechtigter wirtschaftlicher Interessen zu befürchten wäre. Im neuen preussischen Wohnungsgesetz soll daher den Aufsichtsbehörden das Recht eingeräumt werden, eine Abstufung der Bauvorschriften durch die Baupolizei da zu verlangen, wo die willkürliche Übertragung der hohen Bodenpreise, die sich im Stadtimern, unter dem Druck der fortschreitenden Citybildung, mit natürlicher Konsequenz entwickeln müssen, auf die Außenbezirke ausgeschlossen werden soll. Auch hier ist also eine Zwangsmaßregel vorgesehen, um die Gemeinden zu veranlassen, die Verteilung der Bauklassen nach den vorhandenen Bedürfnissen, nicht nach den Interessen der Bodenspekulation vorzunehmen. Nach den für die Aufstellung der Bebauungspläne maßgebenden Grundsätzen wird auch diese örtliche Abstufung der Bauvorschriften zweckmäßig nach einzelnen Straßen und Plätzen vorgenommen, derart, daß an den breiten Verkehrsstraßen eine gesteigerte Ausnutzung gestattet wird, die in vielen Fällen unbedenklich auch über die bisher geltenden Grenzen noch wird hinausgehen dürfen, daß dagegen die Wohnstraßen ausschließlich dem Flachbau vorbehalten werden. Diese Durchdringung der Bauklassen führt zu einer planmäßigen Vermischung der Haustypen und damit zur Formulierung einer neuen Einheit für den Bebauungsplan, der künftig nicht mehr, wie bisher, aus einzelnen gleichförmig und schematisch zugeschnittenen Baublöcken bestehen wird, sondern aus großen, mehrere Baublöcke umfassenden Quartieren. Diese von einem Gerüst breit angelegter Verkehrsstraßen eingeschlossenen Quartiere sind im Innern durch ein engmaschiges Netz schmaler Wohnstraßen aufgeteilt. Denkt man sich durch ein Häuserquartier dieses neuen Siedlungssystems einen Querschnitt gelegt, so ergibt sich das Bild einer regelmäßig gestaffelten Bebauung, derart, daß die Haushöhen vom Rande gegen die Mitte hin allmählich abnehmen und dann langsam wieder zum Rande hin ansteigen. Für das normale Massenmietshaus Berliner Observanz, mit Seitenflügeln und Quergebäuden, mit engen Höfen und fahlen Brandmauern, besteht in diesen neuartigen Wohnquartieren keine Existenzmöglichkeit mehr. Durch eine Verminderung der Blocktiefen und durch die Festsetzung einer rückwärtigen Baufluchtlinie, die für die Höfe die Beobachtung ähnlicher Grenzreglements fordert, wie sie für die Straße längst schon bestehen, wird die Ausnutzung der Grundstücke auf das normale Maß der Randbebauung

beschränkt. Und unter solchen Voraussetzungen kann an den Verkehrsstraßen, was mit Rücksicht auf ihre Breite und Weiträumigkeit übrigens auch aus architektonischen Gründen zu fordern wäre, auch für Wohngebäude unbedenklich eine vier- bis fünfgeschossige Anlage gestattet werden. Für weite Kreise der Großstadtbevölkerung wird ja die Mietwohnung im Etagenhaus niemals zu entbehren sein und das Mehrfamilien-Miethaus wird daher, in den Großstädten stets, neben dem wertvolleren Kleinhäuser und dem vornehmen Einzelwohnhaus, seine Daseinsberechtigung behalten. Denn die Anzahl von Großstadtbewohnern, welche, wie es Otto Wagner einmal sehr lustig ausgedrückt hat, vorziehen, in der Menge als „Nummer“ zu verschwinden, ist bedeutend größer als die Anzahl derer, welche täglich einen „guten Morgen“ oder „wie haben Sie geschlafen“ von ihren sie bekränzelnden Nachbarn im Eigenwohnhaufe hören wollen. Und die unheilbaren und verhängnisvollen Mängel, die dem typischen Massenmiethause anhaften, sind weniger in einer besonders nachteilig empfundenen Häufung von Stockwerken zu suchen, als in der intensiven, fast wucherisch betriebenen Ausnutzung der Bodenfläche, welche auf rechnerischem Wege jene unverbesserliche Grundrißform geschaffen hat, die ihre bautechnische Unzulänglichkeit vor allem durch die fehlende Möglichkeit der nicht zu entbehrenden Quertlüftung beweist. Ein ausgezeichnete Stadterweiterungsplan, der die Grundsätze der neuen Siedlungsmethode zum erstenmal in großem Maßstab in die Praxis übertragen wird und der auch bereits die Genehmigung der Aufsichtsbehörden gefunden hat, ist von der Gemeinde Schöneberg für ihr sogenanntes Südgelände aufgestellt worden, ein Gebiet, das mit einem Flächeninhalt von zweihundert Hektar nach seiner Verbauung eine Bevölkerung von rund vierzigtausend Menschen wird beherbergen können.

Den mannigfaltigen Dezentralisationsbestrebungen, die von der Einbürgerung des Flachbaues und von der Bildung weiträumig besiedelter Vorortbezirke eine Gesundung der großstädtischen Wohnungsverhältnisse erhoffen, steht auf der andern Seite eine nicht minder energische Bewegung gegenüber, die, ebenfalls mit wirtschaftlichen und sozialen Gründen, für eine planvolle Abstufung der Bebauungshöhen auch im entgegengesetzten Sinne, nämlich nach oben hin, eintritt. Wenn auch gegenwärtig die Preisbildung der Bodenwerte in den Geschäftsvierteln deutscher Großstädte noch nicht mit eiserner Notwendigkeit auf die Vermehrung der Stockwerkszahl dringt, so wird, nach den statistischen Erhebungen über Stand und Entwicklung der Citybildung, mit der Errichtung von Turmhäusern in einer nicht mehr ferneren Zukunft doch zu rechnen sein. Von den Freunden dieser Bewegung, zu denen weniger die Vertreter des Terraingewerbes, als die Architekten, Kaufleute und Volkswirte zählen, wird daher eine entsprechende Erweiterung der Bauordnung angestrebt, um beim Bau von Geschäfts-, Büro- und

Kaufhäusern den besonderen Zwecken dieser Gebäudegattung besser gerecht werden zu können. Und man wird diesen berechtigten Forderungen, die letzten Endes auf eine stärkere Konzentration des gesamten Geschäftsverkehrs abzielen, um so williger zustimmen können, je bewusster durch die energische Propagierung des Flachbaues in den Außenbezirken für eine gründliche Verbesserung der allgemeinen Wohnbedingungen gesorgt wird. Daß den Turmhäusern bei dem gegenwärtigen Stand der Bautechnik ein ausreichendes Maß von Sicherheitswerten geschaffen werden kann, steht außer Zweifel. Die steel cage construction (Eisenkäfigkonstruktion) nach amerikanischem Muster liefert ein leichtes, selbständiges und von dem Füllmauerwerk der Frontwände unabhängiges Gerippe; Baumaterialien, welche zur feuer- und rost sichereren Ummantelung der Eisenteile verwendet werden können und die dem Eisen auch gegen die Angriffe elementarer Gewalten seine Tragfähigkeit erhalten, sind in reichlicher Auswahl vorhanden, und in dem elektrisch angetriebenen Aufzug ist auch ein ausgezeichnetes Verkehrs-
werkzeug gegeben, wie es in solchen Gebäuden zur schnellen Überwindung der Höhenunterschiede unentbehrlich ist. Im übrigen wird es nur nötig sein, sich vor ähnlichen Auswüchsen, wie sie der Bau von Wolkenkratzern in Amerika gezeitigt hat, zu hüten und zu diesem Zweck die Höhengrenze der Turmhäuser von der Straßenbreite abhängig zu machen. Extreme Bildungen, wie sie entstehen, wenn ohne gesetzliche Höhenbeschränkung gebaut werden darf und zum Beispiel an zwölf Meter breiten Straßen Häuser mit fünf- und zwanzig Stockwerken und insgesamt hundert Meter Höhe errichtet werden, sind durch Baureglement zu verhindern. Gegenwärtig wird allgemein in den Bauordnungen für die Belichtung und Belüftung der unteren Geschosse als ausreichend angenommen, wenn die Haushöhe das Maß der Straßenbreite nicht übersteigt. An Straßen von beschränkter Breitenausdehnung mag man sich dann so helfen, daß auf einen Gebäudesockel von der Höhe eines normalen fünfgeschossigen Hauses ein Aufbau gesetzt wird, der hinter die Baufuchlinie zurücktritt, daß also durch eine terrassenartige Entwicklung des Turmhauses dem Straßenraum eine ausreichende Licht- und Luftzufuhr gesichert wird. Für die breiten Radial- und Ausfallstraßen aber, die das Gerippe der modernen Großstadt bilden und die, vom Zentrum nach allen Richtungen hin ausstrahlend, den Stadtkern auf dem geradesten Wege mit den Außenbezirken verbinden sollen, wird man für die Höhe der Turmhäuser unbedenklich das Zwei- und Zweieinhalbfache der Straßenbreite zulassen können, ein Maß, das übrigens in jüngster Zeit auch von amerikanischen Städten, unter dem steigenden Druck der Verkehrsüberlastung, als normale gesetzliche Höhengrenze für den Bau von Wolkenkratzern angestrebt wird.

Romane*

von Lucia Dora Frost

Gin Typus, dem Unrecht geschieht, sucht sich zu offenbaren. Zwar ist es die Jugend im allgemeinen, zu deren Anwalt sich Egmont Seyerlen in seiner Geschichte eines Knaben machen möchte, aber sein eigentlicher Gegenstand sind die Nöte der begabten Jugend, die, frühreif von Rasse wegen oder vielfältig durch Kreuzung, in reicher geistiger Umgebung aufwächst, die eingeschüchtert lebt zwischen Druck und Reizen, angeregt und verwirrt durch den Dufte von hundert Speisen, die sie nicht kosten darf, sich im Erwachen begeistert und angewidert fühlt von den Erscheinungen dieser Zeit, und auf sich selbst zurückgeworfen, das Abenteuer des Jungseins und Menschwerdens bunter und heftiger erlebt. Zu dieser Jugend gehören heute viele, morgen vielleicht alle.

Das Thema ist nicht neu. Helden, Frauen, Knaben: diese Folge scheint der Poesie vorgezeichnet zu sein. Auf Helden hat die Dichtung schon lange verzichtet, verzichten müssen, wie Goethe klagte, um ihre Idealität auf Frauen zu projizieren. Jetzt löst die Jugend die Frauen ab; sie ist poetischer, scheint es. Wer nach den reifen Verwandten dieser Knabengeschichte suchte, müßte sich gerade der Bücher erinnern, die ihm recht wohl die liebsten sein könnten: Heinrich Manns Romane von der „Jagd nach Liebe“ bis zum „Professor Unrat“ (auch die „Stürmischen Morgen“), die mütterlich schönen Novellen „Im Zwischenland“ von Lou Andreas-Salomé, in denen die problematische Schärfe von dem animalischen Optimismus des Herzens umarmt und besänftigt wird, und Rainer Maria Rilkes „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“. An Kunst und Reife überragen diese Autoren den jungen Seyerlen; aber ihre Werke setzen ein gewisses Einverständnis voraus, sind in Form gegessen oder aufgelöst und voller Zurückhaltung; insbesondere Rilkes Buch gehört zu den schwer zugänglichen. Seyerlen dagegen breitet mit der ganzen Hefigkeit der Jugend, die ihrer Fremdheit bewußt und hilflos auf ihrem Recht trogend, Einverständnis zu erzwingen sucht, die Probleme vor dem Leser aus, ungeniert und fast ohne Distanz, ungeräumt von den großartigen Selbsttäuschungen der Jugend; oft voll aufschließender Poesie, besonders in Anfang und Ende. Im übrigen ist sein Werk mehr ein Dokument, das, ohne das Chaos zu gestalten, es aufzeigen, es sagen, es verständlich machen will. Und das gelingt ihm auf überraschend eindringliche Weise.

In Jörgen (so heißt das Kind, Jörgen Hubertus, trotzdem es Daniel

* Egmont Seyerlen, Die schmerzliche Scham. Elisabeth Siewert, Lipskis Sohn. Angela Langer, Stremaufwärts. Hans Reifiger, Jakobsland. (E. Fischer, Verlag.)

Josaf hätte getauft werden können) ist die Spielgenialität des Kindes auf einen höheren Grad gesteigert, so daß sie den Körper in eine panische Mitleidenschaft zieht. In dem Tätigkeitsdrang dieses Kindes zeigt sich früh, wie das ganze Meer des Daseins im Körper eingeschlossen ist, daß jedem Dasein draußen im Innern etwas antwortet, nicht ein Begriff, sondern ein Zustand, schemenhaft, aber doch körperlich. Der ganze Leib scheint mit Möglichkeiten angefüllt, mit „Sichtbarkeiten, Erläuterungen, Gangbarkeiten, Denklungen, Gefühllichkeiten“ (diese von Seyerlen bevorzugten Ausdrücke treffen sehr gut das Vage und zugleich Leibhaftige der kindlichen Erschütterungen). Dieses mystische, erregte Starren auf die „Welt“, diese antwortenden Ergreifenheiten, diese besondere Körperlichkeit, die den Knaben „so empfindlich von allem trennt“, ist die Grundlage der poetischen und künstlerischen Begabung und gibt ein Bild von der Art, in der unsere Vorfahren ihren (und unsern) Geist erwarben. Die Reize machen nicht Halt auf dem Grund der Sinne; es scheint vielmehr, als hätten die Sinne keinen dichten Boden. Die Erscheinungen sinken durch die letzten Sinneshäute, wo sie beim Erwachsenen ihr Ende erreichen, wie durch einen Filter hindurch, weiter hinein in den Körper, öffnen die Tore, und treten verstanden, als Bewegungen oder Gestaltungswillen wieder heraus. Bei der noch nicht hart gewordenen Organisation des Kindes besteht eine allgemeine Freizügigkeit der Wirkungen, eine allgemeine Kontagiosität: Farben- und Formenreize erregen auf dunklen Umwegen Klanggefühle, Begriffe setzen sich in dramatische Bilder um, Worte in kristallische Gebilde, Gerüche in Tiere, Bilder in transzendente Ahnungen. Und wo ist die Brücke, die diesen Verkehr vermittelt, die Zentrale, die alle Verbindungen ermöglicht und lenkt?

Während Jörgens Vater Fragen beantworten muß, wie „Gelt, Vati, Löwe — das ist ein Schicksal?“, berichtet seine schöne Mummi, das kleine Bengelchen zeige merkwürdiges Gefühl für Gemütlichkeit und Menschennähe und wolle ihr beim Strümpfeanziehen behilflich sein. Später glaubt er das Meer durch die wehenden Haare jener schwagenden Mädchen schlürfen zu müssen, durch die köstlich schreitenden Frauen auf der Digue. Die Natur an sich ist der Seele so unverdaulich wie die anorganischen Stoffe dem Leib. Und wenn er sich wesensgierig, in dem Drang, die Dinge tiefer in sich hinein zu bekommen, ihren Kern zu schmecken, unter die Oberfläche wühlen will, so gelingt das nur durch das Mittel der Vermenschlichung, der allegorischen Schwingung. Dieser Weg, den die Jugend instinktiv einschlägt und der ihr oft mit Erbitterung verwehrt wird, ist biologisch durchaus legitimiert. Der Kern des Organismus begnügt sich nicht damit, das Wesen seiner Zellen an sich zu ziehen, sondern sucht auch das Wesen der äußeren Umwelt anzufangen, das Licht, das Klima und die Gerüche der Erde, die Stimmungen der Landschaft, alles, was der Mensch „schön“ findet, wonach er sich sehnt,

wenn er verpflanzt wird, was zu entbehren ihn schließlich unfruchtbar macht. Wie wichtig diese aufbauenden Beziehungen sind, beweist die ungeheure Phantasierätigkeit, die das Kind entwickelt, um sich Natur vorzutauschen, seine Umwelt zu gestalten, mißliebige Dinge zu vernichten, zu ignorieren, zu deformieren, die erotischen und anthropomorphischen Hilfen, die es benutzt, um Wesenheit aus den Dingen zu saugen und sich damit zu würzen.

Der junge Jörgen findet das, was er als sein Recht in sich fühlt, was ihm von innen diktiert wird, außerhalb des anerkannten Rechts stehend; es ist nicht dafür vorgesorgt, es ist kein Raum für sein Recht gelassen; bestraft und eingesperrt, läßt er sich dann von seinem Bild an der Wand, seiner geheimnisvollen Gottheit, einem Frauenporträt, versprechen, daß es einst alles zur Sprache bringen wird; so verständlich, daß Jörgen Hubertus dann mit seinem kleinen harten „Recht“ bestätigt, gerechtfertigt dasteht; „einmal, wann du eben willst“; meint er höflich, „nur irgend einmal —: sicher..!?“ —

Dabei hat er es noch besser als viele andere, weil sein Vater Verstand für seine Knabenbedürfnisse hat, ihn eingehend leitet und ihm ein Vater ist, der ihm mit dem Herzen Antwort dichtet; und auch später, nach dessen frühem Tode, fehlt es ihm nicht an verständnisvollen Freunden, Künstlern, Weltleuten, die ihn in seinen Träumen unterstützen, so daß nun die entgegengesetzte Gefahr der begabten Jugend ihm droht, die Hypertrophie in Schöngeisterei. Die Lust, das Wesen der Dinge zu schlürfen, wird zur wohligen Gewohnheit; was Not war, wird Glück; worauf er einst verzweifelt bestand als auf einer Lebensbedingung, das wird zum Lebensgenuß, den er noch steigert durch das Bewußtsein, damit zu den Besonderen zu gehören, zu einer höheren Menschenart, die dem Wesen aller Dinge näher ist. Eine hochmütige Verachtung der Wirklichkeit, der Gegenständlichkeit, der Lebenstechnik pflegt er nun in sich, umhüllt sich mit Wolken halbwahrer Spekulationen über die Künste und das Leben. In dieser Überernährung verliert er Wesen und Charakter, und es wird für ihn eine Frage der Selbstbehauptung, etwas zu unternehmen, was ihm ein festeres Bild von sich gibt, was ihm eigener ist als Gefühle fremder Wesenheiten. Aber in diesem Sprung aus forcierter Versenkung in forcierte Taten überanstrengt er sich: er holt sein Verständnis nicht ein und fällt in Verlorenheiten.

Recht und Gefahr der Jugend umfaßt dieses Buch. Man wird einsehen müssen, was man schon einmal besser wußte, daß Jugend eine besondere Angelegenheit mit eigener Gefeslichkeit ist, kein Diminutiv des Erwachsenenseins. Seyerlen scheint sogar die Ansicht ausdrücken zu wollen, die sehr alt ist, daß das Kind die höhere Stufe des Menschen, dem Göttlichen näher sei. (Um der Kinder wegen liebe uns Gott, meinte Luther, „und wir alten Sünder ernähren uns nur neben ihnen“.) Darauf deutet der Titel, der nach einem bekannten Spruch aus Zarathustras Vorrede gewählt ist „. . . oder eine schmerzliche Scham“.

Die Not der Jugend mit ihrem Hunger nach seelischer Nahrung, die ihr gemäß ist, hat wenigstens Ende und Ernte. Ihr Los ist nicht eigentlich tragisch, wie das der dauernd in schmale Verhältnisse Abgetriebenen. Eine solche Verschlagene mit ihren aufbegehrenden Wünschen, ihren bunten, ungesättigten Begierden, ihrer Sehnsucht nach etwas Ganzem und Vollkommenem, nach raschem, vollem Leben, das etwas bedeutet, hebt Elisabeth Siewert mit ihrer Darstellungskraft aus der untersten Schicht des Volkes in ihren Roman „Lipskis Sohn“. Auf einem westpreussischen Gutshof ist Felsken, dem Volk „fast eine Here“, als Wäscherin gelandet. Ein Ballett in der Stadt mit seiner unbeschwernten Vollkommenheit und das wilde, zarte Entzücken beim Anblick der See: das sind die Eindrücke, bei denen ihre Natur einst aufsprang, die als Maß der Dinge in ihr ruhen, die ihr aufschlossen, wie das Leben sein müßte, sollte es ihr gefallen. Jetzt ist sie auf magerem Boden. Nun peitscht sie das dunkle Leben um sich her, höhnt die sanften Fleischchen und Schäfchen, springt zu und rettet, wenn noch alle starren, leistet sich die Gefahr des Wahrseins, horcht, ob es wohl brande, ob es tanze, ob es einen Hall gebe, bei dem ihr Wesen einstimmt; sie forscht, ob es das gäbe: einen Baum, der würzig ist durch und durch, nicht nur an den Blüten duftet, einen Balsambaum. Über ein Leben mit Blüten kann sie nur spotten, die damit Zufriedenen muß sie verachten. Nur mit Einem wird sie nicht fertig, „der durch und durch freundlich ist“, tüchtig, rechtschaffen und doch stark, der zwar nicht als Balsambaum, aber auch nicht zu den Fleischchen gerechnet werden kann; an ihm gleitet ihre heidnische Kraft ab, in den Versuchen, ihn zu gewinnen oder zu demütigen, richtet sie sich zugrunde. Nach diesem siegreichen Christen, der sie aber nicht bekehren kann, hat die Verfasserin geglaubt ihr Buch betiteln zu müssen. Bei Elisabeth Siewert wird diese enge, abgelegene Welt voller Tiefe und Horizont. Sehr schön ist eine Wäscheszene mit einem naiven stummen Hymnus an das Meer über das Seechen hinweg, an dem man wäscht; da wird der Raum weit, und voll Trotz und Sehnsucht weht ein Echo aus der Ferne von der großen Wäscherin Gudrun.

Wenn es Stimmrecht regnet, wächst aus solchen Heidinnen die Agitatorin; sie gehört nicht zum Volk, aber sie hat die Neigung, nach oben zu schlagen, nach oben zu höhnen, wo man die Macht nicht zu schätzen weiß. — Eine Demokratin, vielleicht ein gefährlicherer Typ, steckt auch in der Frau, deren Bahn Angela Langer in autobiographischer Form gezeichnet hat. Hier häuft sich am Anfang alle Not. Aus vernachlässigter Kindheit, Familienzusammenbruch, Ausgestoßenheit findet eine Frau einen Weg. „Stromaufwärts“. Ein Dienstmädchen, das Gedichte macht, dann englisch lernt, in Budapest einen uneigennütigen Förderer findet, in London sich weiterbildet, immer auf dem Existenzminimum, unter Entbehrungen, Nachstellungen, ausgebeutet,

mißhandelt, verleugnet, aber ohne die geringste Gebärde des Leidens, nur vor sich auf ihren Weg starrend, den sie nicht drei Schritte weit übersieht. Nur auf eins ist sie bedacht: sich gegen die Strömung zu halten; das ist das Geheimnis ihres Vorwärtkommens. In ihrem Lernen und Streigen ist kein wessensgieriges Verstehenwollen, keine trotzige Sehnsucht, sich zur Freiheit und Schönheit aufzuschwingen, nur das Bedürfnis, es schwer zu haben, den Druck eines Gegenstromes zu fühlen, niemals das Leichtere zu wählen. Wie ein organischer Instinkt beherrscht sie dieser Trieb; wie die Fische gegen die Strömung ziehen, aus Lust am Gegendruck, nicht um auf höheres Niveau zu kommen, so liegt ihr gar nichts am Aufwärts, sondern am schweren Vorwärts, an der Last. Einen unverständenden, höhnnenden Blick wirft sie auf alles, was mit dem Strom daherkommt, leicht, glänzend, lachend, lebensfroh vorüberschießt an ihr, die wie in einem Schacht ihre Bahn zieht. So ist wohl die hohnvolle praktische Absage ans Christentum, an den Erlöser, zu verstehen, mit dem das Buch schließt: „Was konnte er mir nutzen? Seine göttliche Abkunft verlieh ihm Stärke, göttliche Keuschheit, Göttlichkeit . . . Was mußte er von der Natur eines Diebes, eines Räubers, eines Mörders, eines Meineidigen; und trotzdem er aus Liebe gestorben war, was mußte er von den Leiden der Liebenden?“ Welch eine unerschütterliche Abneigung gegen alles, was von oben kommt, gegen „göttliche Abkunft“, gegen das, was reiner, edler, mit leichterem Blut geboren ist, was nicht durch Geburt schon allem Niedrigen, Leidenden, Schweren verhaftet ist. Ist das das Volk? Man kann dergleichen hinter den Reden der Sozialistinnen hören, der Gewerkschaftsführer. Derselbe Haß gegen den Überschwang, dieselbe Entschlossenheit, es sich wenig kosten zu lassen, alle Versiegenheiten und Träume unter die Füße zu treten, ein entschiedener Wille zu sich selbst, eine steinerne Inbrunst für die eigene Art; aber nichts Revolutionäres. „Vom Volke nahm ichs, dem Volke geb ichs“, setzt Angela Langer über ihr Werk.

Reisigers Art ist bekannt. Er hält sich diesmal, im „Jakobsland“, am meisten an die den Lesern gewohnte Art des Romans, freilich mit Sorge um Vertiefung. Die Liebe eines Mannes erscheint hier als ein Drang, dunkle, unentwickelte Art in sich durch eine fremde Frau zum Tönen zu bringen, Irrungen der Liebe als ein Schwanken zwischen Selbstbestätigung und Selbstergänzung. Der Roman erzählt die Wiederholung des gleichen Schicksals in zwei Generationen. In der Jugend unterdrückte, durch den praktischen Beruf beiseite gestellte musische Triebe und tiefliegende Anbetungsbedürfnisse lassen den Herrn des Jakobslandes, den Kalkwerksbesitzer, um eine wie in einem Schrein verschlossene Seele werben, ein polnisches Edelräulein, das ihn hochmütig, mit Gleichgültigkeit erhört; und ihre nie gelöste Unzugänglichkeit hält seine lautlose Leidenschaft ein Leben lang in

einer zwischen Begehren und Enttäuschung zitternden Anbetung und Aufopferung, läßt ihn noch nach ihrem Tode ihre rastlose Starrheit zum Maß seines Lebens machen. Und die Tochter dieser Verbindung weckt ähnliche Gefühle in einem jungen Industriellen, in dem unter militärischer Haltung romantische Wallungen schlummern, ein Bedürfnis nach der Mystik der Form, ein Trieb, das Fremdartige nicht abzulehnen, sondern zu unterwerfen, sich anzueignen, der stark genug ist, um siegreich zu bleiben gegen den Wettbewerb eines jungen Dichters (in dem übrigens der junge Gerhart Hauptmann gezeichnet sein könnte), dessen Art Anastasia voller erfüllt. Das ist der Unterschied zweier Menschenalter. Das Bedenkliche in der Idolisierung der Frau, die leibliche Gemeinschaft zwischen einem Mann und einem Heiligenbild, ist in der zweiten Generation gemildert. Es ist kein begehrllicher Bilderdienst mehr, die Eroberungslust schwingt stärker mit, ein wenig freiere Luft verteilt die Gefühle, die Konflikte verlieren ihre Schärfe, freilich auch die Enge, in der Leidenschaft brennen kann. Die Landschaft, die Atmosphäre, Geschäfte haben es dann leicht, den Ausschlag zu geben. Reifiger schießt seinem Roman sogar eine psychische Topographie der Provinz Schlesien voraus, wo er spielt, gibt Gesellschaften und Familienfeste, die jeden Augenblick aufzustiegen drohen durch das Duzend Rassengegensätze, die sich hier, fast in jeder Familie mischen: ein ins Enge gezogenes Bild Deutschlands, das die Ethnologen das Muster eines Mischvolkes nennen. Hier sind die Bemühungen um den inneren Stil des deutschen Romans, um seine Struktur sichtbar.

Alle vier Bücher haben, was man verlangen muß, organische Schwere. Das brauchen wir, um die Stubenluft aus dem deutschen Roman zu treiben und um Natur in das deutsche Privatleben zu bringen. Von den beiden Frauen hat Angela Langer die größere irdische Schwere, aber die Kraft der Siewert hat den helleren Geist, Wein im Blut und feste Nerven. Am interessantesten ist zweifellos Seyerlen; seine schweifende Empfindungskraft erhellt am stärksten das Organische, dessen Verzweigungen ins Geistige, seine Strahlungen in die Welt.

Herbstaussstellungen

von Paul Fechter

In Paris ist seit langem die Herbstaussstellung ganz besonders dem Frühling der Kunst gewidmet. In Berlin wird diese Veranstaltung zurzeit das erste Mal versucht, und zwar gleich doppelt, im Herbstsalon an der Potsdamer Straße und in der Herbstaussstellung im alten Gebäude der Sezession am Kurfürstendamm.

Es ergeht dem Betrachter seltsam mit diesen Ausstellungen. Sie stehen einander feindselig gegenüber und ergänzen sich doch; sie negieren sich gegenseitig und bekommen doch aneinander erst die Ausprägung ihres eigentlichen Sinnes. Die eine, die Herbstaussstellung, ist im malerischen Niveau besser, aber weniger interessant; die andere ist qualitativ erheblich schlechter, aber wesentlich lebendiger. Auf der einen sind viele gute Bilder, über die wenig zu sagen ist; auf der anderen viele schlechte, an denen doch etwas Zeitgenössisches zum Ausdruck kommt. Die eine gibt Kultur, die, von der Gegenwart aus gesehen, Ausklang ist; die andere Kulturlosigkeit, in der allerhand Möglichkeiten liegen. Die eine gibt die hegelische „Aufhebung“ im Sinne von Bewahrung, die andere im Sinn von Zerstörung: sie stellen gemeinsam die historische Situation der Zeit mit fast eigenständiger Prägnanz dar, betonen sich als These und Antithese, zu denen der Betrachter je nach Temperament und Neigung sich die erwünschte Synthese selbst suchen mag.

Die Herbstaussstellung im alten Hause der Sezession zeigt mit schöner Eindringlichkeit, welchen tieferen Sinn die impressionistische Vergangenheit im Wandel der Gegenwart bekommen hat. Das vielzitierte „Kunst kommt von Können her“ steht über ihr — gefolgt freilich von der scherzhaften Fortsetzung: „Wenn man's kann, ist's keine Kunst mehr“. Alle diese Bilder hier, die guten wie die schwachen, sind getragen von einer malerischen Kultur, die geschaffen und ausgebreitet zu haben die Generation des Impressionismus mit Recht sich rühmen darf. Sie sah in dieser Kultur des Darstellungsmittels den wesentlichen Sinn ihrer Betätigung überhaupt: gleichzeitig schuf sie damit das Werkzeug des Ausdrucks für ein neues Geschlecht, das sich wieder nach dem wissenschaftlichen und dem Wirklichkeitsrausch der Väter auf sich selbst und den menschlichen Sinn des Produktivseins besann. Dem Kritizismus Kants folgte eine neue Hochflut des Metaphysischen: den des Impressionismus löst ein neuer Ausdruckswille ab, gestärkt und gestützt durch die Klärung und Reinigung der Mittel, die die vorausgehende Epoche mit seltener Konsequenz vollzogen hat.

Einen Teil dieses neuen Suchens hat die Herbstaussstellung an sich herangezogen, wenn auch naturgemäß den, der noch stärker mit den Tendenzen

des Impressionismus selbst zusammenhängt oder mit jener früheren Gegenbewegung, die seiner Analyse mit einer dekorativ flächigen „Synthese“ sinnvoll antworten zu können glaubte. Diese Versuche aber bleiben zumeist gebunden in der Passivität gegenüber der Welt oder erdrücken das Erlebnis unter einer begrifflichen Absicht, die doch nicht der Ausgangspunkt und das eigentlich Lenkende, sondern gewissermaßen nur das Schema der Kunstbedenken, das auseinanderlegende Medium zwischen Produktionsquelle und Werk ist. Der reinen Aktivität am nächsten steht Pechstein, in dem die einzelnen Seiten des künstlerischen Prozesses, Wille, Gefühl und gefühltes Können, am engsten beisammen liegen; das Erstickende einer monumentalen Absicht ohne die Nötigung adäquater innerer Dimensionen demonstrieren Munchs große Kartons. Die Vermittlung zum Herbstsalon hinüber gibt Picasso. Am Kurfürstendamm sieht man das spanisch blaß Akademische seiner Ursprünglichkeit, in der Potsdamer Straße die Konsequenzen der an ihn sich knüpfenden Bestrebungen einer neuen Mystik des Kopfes, die sich energisch neben die neue Mystik des Herzens gestellt hat.

Über der Ausstellung des Herbstsalons steht das seit Alois Riegl modern gewordene Wort vom Kunstwollen als dem eigentlich bestimmenden Faktor des Schaffens: die Ausstellung selbst beweist sehr deutlich das Zweischneidige des neuen Glaubens. Man ist versucht zu sagen: Das Interessante an ihr ist wirklich nur der Wille, nicht die Resultate — um so den inneren Widerspruch des Unternehmens zu kennzeichnen. Auf der anderen Seite spricht aus diesem stammelnden Wollen unbewußt ein zweiter sehr wesentlicher Zug der Zeit, vielleicht nur die polare Ergänzung des Triebes, der sich im Expressionismus darstellt. Das „Los von der Natur!“ gilt hier wie dort; dort aber wird die Sichtbarkeit der Dinge durch einfühlende Hingebung gewandelt und zum möglichst reinen Ausdruck ihrer selbst und des Künstlers gesteigert: Hier wird die Erscheinung überhaupt zerstört, dem gesteigert Sensuellen ein gesteigert Zerebrales, der Hingebung eine vergeistigende Herrschaft im Abstrakten entgegengestellt. Im Kubismus hat der Rückschlag gegen den bisherigen Empirismus seinen sinnfälligsten Ausdruck gefunden. Nicht mehr die Sinne, die Medien der Erfahrung, sind das Bestimmende, sondern der Intellekt: nicht mehr die Kultur des Materischen herrscht, sondern der Wille zur Geistigkeit. Das neu erwachte metaphysische Bedürfnis, das sich überall regt, das der Geisteswissenschaft Rudolf Steiners wachsende Wirkung ermöglicht und neuen philosophischen Versuchen den Boden bereitet, die Sehnsucht, den in der Materialisierung des Daseins verloren gegangenen Sinn des Lebens durch die Umkehrung der Vorzeichen, durch ein Lebenwollen nach innen statt nach außen wiederzufinden, steht als treibender Faktor hinter den Versuchen, die hier zutage treten. Die einen suchen das Heil im Hinabsteigen in die Tiefen des noch Ungeformten, Unter-

bewußten; Kandinskys Seelenlandschaften, die wie Symbole eines prä-existentiellen Lebensgefühls, wie Impressionen von den Grenzen des Transzendenten wirken, bezeichnen hier den äußersten Pol; die anderen versuchen aus der verdünnten Atmosphäre des Mathematisch-Geometrischen neue Sinnbilder, Projektionen der Seele und ihrer Topographie zu gewinnen. Man denkt vor kubistischen Arbeiten nicht umsonst des öfteren an die Reize von bebauungs- und Lageplänen — was mehr als eine zufällige Assoziation bedeuter.

All dieses bezieht sich auf die treibenden Kräfte, nicht auf die Resultate, wie sie die Ausstellung zeigt. Die meisten von denen, die hier auftreten, sind Opfer der Bewegung, nicht Vorkämpfer. Selbst wenn man von der Kritiklosigkeit der Auswahl absteht: die Anzahl der Arbeiten, vor denen eine instinktive Beziehung zu dem angeedeuteten Zeirwillen, irgendeine innere Notwendigkeit und nicht nur ein Nebenherlaufen fühlbar wird, ist sehr gering. Man sieht, auch wenn man die primitiven Velleitäten des Futurismus und seine Impressionsragouts ganz übergeht, im wesentlichen Beziehungen zu den negativen Kräften, deren Auffassung ja naturgemäß den geringeren intellektuellen Aufwand erfordert. Vielleicht liegt darin auch ein Sinn, in der Richtung, die ein architektonischer Betrachter einmal deutete: „Der Kubismus verhält sich zum Impressionismus, wie der romanische Kämpfer zum entwickelten korinthischen Kapitel“: vielleicht ist auch dieser Barbareneinbruch notwendig, um die ersehnte neue Gotik werden zu lassen. Wir müssen es abwarten; bis jetzt liegen nur die dialektischen Gegensätze vor, in diesen Ausstellungen sehr eindringlich sichtbar gemacht: was die Durchdringung der beiden Strebungen, ihre „Aufhebung“ in einem Dritten ergeben kann, darüber ließe sich zwar allerhand anmerken, zurzeit aber beim besten Willen nichts Sicheres aussagen.

Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Für Woodrow Wilson sind heiße Tage der Prüfung gekommen. Bisher verlief sein Lebenskampf im ruhigen Fahrwasser des Ideologen, des Wollenden, Versprechenden, die „reine“ Demokratie Verheißenden. Wir haben den Mann kennen gelernt, der ausgezogen war, die Neue Freiheit zu suchen. Der auf den Präsidentenstuhl sich gesetzt glaubt, um die Neue Freiheit zu begründen. Der sich vermißt, die pontinischen Sümpfe der amerikanischen Politik auszutrocknen, die Lammans-Kloaken zu verschütten, den „Bos“ und seine Zuhälter zur Strecke zu bringen, die Monopol-

wirtschaft zu durchlöchern und die Diktatur des verbündeten Großkapitals zu brechen. Der selbst Roosevelt, den stiernackigen, solange er im Weißen Hause regierte, für einen Gefangenen dieser mächtigen und raffiniert organisierten Plutokratie erklärte und das Evangelium der endlich, endlich zu inthronisierenden Volksouveränität inbrünstig verkündete. Über seinem bisherigen Lebensgang lag der fromme Ernst des Optimisten, aber des Optimisten aus Prinzip und Religion, der sich die Aufgabe stellt, das schmutzige Geschäft der Politik durch Gesinnung zu adeln und durch die selbstlose Hingabe seiner Person zu befruchten. Da war nichts von dem krampfhaft optimistischen Zauber Roosevelts, von dessen strohender Animalität, die sich mit dem Rang auch die Distanz des führenden Genius zuerkennen. Woodrow Wilsons Wille ist unpersönlich, er fühlt sich als Teil der Masse, als Ausdruck ihrer Seele und ihrer Sehnsucht. Vom Boden kommt das Leben, ruft er aus, der Antipode und Nachbar Tolstois; reißt die Fenster auf und läßt Licht hinein in die Dunkellammern, in welche die Millionen mühselig Beladener durch die Gier der unersättlichen Boden- und Arbeitsräuber gepfercht sind. Auf diesen Ton waren fast alle seine früheren Reden und Ansprachen gestimmt: sie wollten die „edlen Kräfte eines Volkes“ wecken und zur Befreiung von der Oligarchie des Großkapitals freimachen. Ich rate jedem, der wissen will, wie die edlen Kräfte des amerikanischen Volkes aussehen, diese Ansprachen zu lesen: Hans Winand hat sie unter dem Titel „Die Neue Freiheit“ bei Georg Müller, München, veröffentlicht. Aus „Nur Literatur“ (gleicher Herausgeber und Verleger) sprach Wilson selbst, er zog die Schleier von seinen Intimitäten, von seinem persönlichen Geschick, der natürlich ein sittlicher ist, von dem Zauber, den ein phantasiebeschwingtes Wort auf ihn übt, und wie er ohne diese Tröstungen und zeitlosen Inspirationen die dunklen Wege dieser Welt nicht als ein zur Tat Bereiter wandeln könnte. Da findet sich eine Stelle aus und über Edmund Burke, den großen englischen Redner und Schriftsteller, die nur ein Phantasie-mensch schreiben konnte; nur ein ganz echtes, ein ganz unverbogenes Gemüt kann die Funktion des geistgeborenen Wortes so tief empfinden, nur ein ganz reiner Wille sich von ihm zur Tat ermutigen lassen. In den politischen Ansprachen finde ich freilich manche starre Konstruktion, zum Beispiel eine Auslegung des Begriffs Volksouveränität, so gewagt und fragmentarisch zugleich, daß man danach schon jeden Versuch einer Repräsentativregierung als unerlaubte Bevormundung empfinden müßte. Aber der Protest gilt dem Caucus, den Maschinenpolitikern, dem „Bunde echt amerikanischer Leute“: mit uns Westlern hat das sehr wenig zu tun; der wirklich gebildete Beamte, man kann das nicht oft genug sagen, mit automatisch wirkendem Verantwortungsgesühl, dem nicht in Gold, sondern mit gesellschaftlicher Achtung gelohnt wird, war und ist im Dollarland eine Seltenheit. Trotzdem besticht der

neue Geist durch die hinreißende Freiheit seiner Stimmung und die Adelsrichtung seines sozialen Willens. Darum sagt sich der Europäer, der dies liest: Der homo americanus ist die wichtigste Schöpfung des neunzehnten Jahrhunderts, immer stärker mitbestimmt er unser Menschenschicksal. Ist Wilson der Typus, zu dem sich der Durchschnitt emporzüchtet? Das ist eine Frage, die erst in Jahrzehnten sich entscheiden wird. Für den Augenblick ist es wichtiger zu wissen, wie dieser Puritaner als Präsident der großen Republik die auswärtige Politik leiten, ob er den Versuch machen wird, seine moralische Gesinnung und seinen demokratischen Grundwillen zur Geltung zu bringen; ob er wirklich glaubt, die kaum noch verhüllten imperialistischen Tendenzen der Washingtoner Überlieferung unwirksam machen zu können. Ich spreche von Mexiko: einem Schulfall, an dem sich zeigen muß, ob ein gedankenkräftiger Demokrat edelster Art, der die Machtmittel zu großem Handeln besitzt, des Imperialismus Herr werden kann, gleich als ob er eine zufällige, eine von der Willkür einiger weniger abhängige Erscheinung wäre. Der Leser versteht mich. Die moralische Lartüfferie in Dingen der auswärtigen Politik ist unerträglich. Und ich behaupte, daß die Demokratie ihres Weges sich nicht recht bewußt, daß sie schwächlich und verächtlich ist, so lange sie ohne grundsätzliche Klarheit das Auswärtige anpackt. Im Innern soll Gewalt aufhören, Recht zu bilden: die kürzeste Formel für Demokratie. Darf Gewalt fortfahren, in den auswärtigen Beziehungen der Staaten und Länder zueinander Recht zu bilden, und unter welchen Bedingungen und Beschränkungen? Das sind die Grundfragen; und Mexiko ist für Wilson, für uns ein „Kreuzexperiment“, ein experimentum crucis.

Also Mexiko. Die „gelbe“ Gefahr an der pazifischen Küste läßt Ausflüchte und Verschub zu. Sie sind, seit der famose Herr Bryan das Staatssekretariat des Auswärtigen verwaltet, angewendet worden; die Gifte — falls man die 15000 Chinesen in Peru und die riesig wachsende Diaspora der gelben Rasse an den Küsten und längs der Ränder des Stillen Ozeans so benennen darf — haben Zeit, sich zu sammeln, während die Kriegsflotte automatisch wächst und Panama bereit ist, seine strategische Mission zu erfüllen. Aber Mexiko ist kein Problem, das durch Hinhalten zu lösen ist. Die öffentliche Meinung der nächstbeteiligten lateinischen Republiken des Südens, vor allen in den sogenannten ABC-Mächten (Argentinien, Brasilien, Chile), ist in Siedehitze. Wie wird Wilson die Montroedoktrin handhaben? Fünzigtausend Amerikaner, die Öminen, die Erzminen, die ungeheueren Kapitalanlagen, — man weiß schon. Das unruhige Land liegt vor der Tür, hat mit der Union eine Grenze von mehreren tausend Meilen gemeinsam. Die modernen Händlernationen operieren instinktiv mit dem Begriff der Interessensphäre und dem droit de voisinage wie mit Selbstverständlichkeiten, gleichgültig, wie das abstrakte Völkerrecht damit verfährt.

Der Nachbar ist frei, sich zu regieren, wie ihm beliebt, vorausgesetzt, er respektiere der Fremden Leben und Eigentum. Es ist eine sehr bedingte Freiheit. Er darf sich den Luxus der Bürgerkriege und Morderzesse jeder Art gestatten: nur dürfen der Fremde und sein rentenhungriges Kapital nicht lange davon merken. Wer klein oder schwach . . . aber das sind olle Kamellen. Nun ist Wilson am Ruder, und der darf nach den Selbstverständlichkeiten des Händlerinteresses nicht ‚auswärtig‘ werden. Er erinnert sich, daß die Monroedoktrin von dem klugen Staatssekretär John Quincy Adams zur Abwehr europäischer Übergriffe nach Nord- und Südamerika verkündet wurde, — denn 1823 war ja die pazifische Küste noch spanisch. Sie war das Bekenntnis, die Freiheit und Selbständigkeit der kleinen, jungen, um ihr Leben bangenden Republiken nach Osten hin zu schützen, ein Bekenntnis zur Größe Bolivars, des Helden-Befreiers. So war Amerika für die Amerikaner ursprünglich gemeint; aber nachdem Herr Root, Roosevelts Staatssekretär, die Perlen der Antillen weggefischt hatte, fand er den Mut, Adams' ‚große Erklärung‘, als ob sie für ihn und sein Geschlecht noch immer keine Spur aggressiver Zutat enthielte, also zu deuten: sie kristallisiere das Gefühl für menschliche Freiheit und Menschenrechte, das den amerikanischen Idealismus vor der Demoralisierung durch engherzigen nationalen Egoismus bewahrt, und jenes Gefühl habe der amerikanischen Demokratie durch die Gewalt eines großen männlichen Beispiels die Weltherrschaft gegeben; und darum gebe die Monroe-Lehre dem Selbsterhaltungsinstinkt eines durch und durch praktischen Volkes Ausdruck. Eine Deutung von wahrhaft weltgeschichtlichem Zynismus. . . Die Zentral- und Südamerikaner haben die Umdeutung der Lehre früh, die ganze Süße des amerikanischen Idealismus a la Root (und seiner Vorgänger Blaine und Olney) nun schon dreiviertel Jahrhundert zu kosten bekommen, denn seit der Annexion von Kalifornien und Neu-Mexiko kam die Expansion nie zum Stillstand. Der Pan-Amerikanismus wurde erfunden: und die südlichen Nachbarn als politische und kommerzielle ‚Freunde und Verbündete‘ der Union in Anspruch genommen (Olney). Die wahre Souveränität auf dem Kontinent kommt nur ihr zu . . . Die Geschichte der letzten Jahrzehnte beweisen den Anspruch.

Und Wilson? Er will die Mexikaner zum vernünftigen Gebrauch ihrer Freiheit zwingen; er will sie, wenn nötig, durch Kanonen in den wirklichen und echten Konstitutionalismus hineintreiben! Ein köstlicher Ausdruck ist einem seiner Freunde entschlüpft: he wants to shoot them into constitutionalism. So sprach Oliver Cromwell, als er den Iren das Land stahl und ihre Religion beschießen ließ. An der Standard Oil liegt Wilson nichts; er findet es sogar entschuldigbar, wenn auch die Konstitutionalisten im Kampfe gegen den Gewaltstreichler Huerta amerikanisches Eigentum verletzen. Aber er will die Mexikaner zur Freiheit zwingen, die Er meint. Eben noch hörten

wir ihn harte Worte gegen die Bevormundung durch Regierung und Verwaltung sprechen: ungefähr so hört man es von den Edelanarchisten. Und nun steht Herr Wilson vor Intervention oder Blockade, greift er zu den Dynamitpillen der Gewaltpolitiker. Sollte er, der des Imperialismus Herr zu sein vermeinte, zu dessen ausführendem Organ herabgezwungen sein?

Da der Krupp-Prozeß sein Gutes haben soll, hat die Regierung eine Kommission berufen, die als höchste Instanz den Verkehr mit den Herren Rüstungslieferanten überwachen, die Interessen des Reiches also an diesem eiglichsten Punkte des nationalen Lebens schützen soll. In diese Kommission sind, als kaufmännische Sachverständige unvergleichlichen Ranges, die Herren Ballin, Heineken und Helfferich berufen worden: gleich als ob diese Großreeder und Großbänker um die Geheimmittel wüßten, womit das Geschäft trotz dem Gebrauch der Konkurrenzpeitsche gegen immoralistische Unsechtungen immun gemacht werden könne. Wie sich die Regierungsweisheit das denkt? Etwa so, daß das Geschäft entkommerzialisirt, für die Ware ein „gerechter“ Preis festgesetzt werde. Schon bei den Kirchenvätern findet sich die Schwärmerei für das *justum pretium*; und für vernünftige Utopien kommt immer, nicht wahr, der Moment der Verwirklichung. . . Man hat das Recht, zu lächeln; und ich mache von diesem Rechte für mein Privatleben ausgiebigen Gebrauch. Die genannten Herren, besonders Ballin, gelten im Geschäftsleben als *rompus au métier*; der Erfolg hat — wir sind keine Moralisten — ihr Ansehen geheiligt. Aber wird Herr Ballin zum Beispiel, einer der stärksten Unternehmer, sombartisch zu reden: Eroberertypen der neueren Zeit, den Geheimschrank seiner Erfolgsmittel aufschließen und den Herren Kommissionskollegen mitteilen, wie er die Konkurrenz niederzureiten, wie er etwa das Auswanderungsgeschäft zu „beleben“ (vergleiche den austro-kanadischen Skandal), wie er seine Agenten zu instruieren pflege? Baut sich sein Wissen nicht auf der naiven Unwissenheit des Auswanderers, der Lässigkeit, vielleicht auch auf der geschäftlichen Unbeholfenheit werktüchtiger und werkergebener Konkurrenten auf? Wir sind keine Kinder, wir wissen einigermaßen Bescheid (und lassen neidlos den Golfstrom der Profite andere Gestade erwärmen). Die Monopolsucht steckt jedem gesunden geschäftlichen Unternehmen im Leibe, an diese ewige Wahrheit darf auch der Ungläubige schon glauben; und auf den sogenannten „gerechten“ Preis, wie der Käufer sich ihn einbildet, ist eine große Unternehmung nie angelegt gewesen, noch ist je ein Geschäft von ihm zur Höhe emporgespeist oder auf die Dauer in der Höhe erhalten worden. Die Terrainspekulationen der Großbanken beruhen auf einer Psychologie besonderer Art; und was man beschönigend der Stärke der Organisation und ähnlicher Mystik zuschreibt, rührt von ganz andern Faktoren her,

die man zu verlogen oder zu vermoralisiert ist, um beim richtigen Namen zu nennen. Das heißt: die Herren kaufmännischen Sachverständigen könnten, wenn sie wollten, sprechen: Wir haben die Krupp-Manager bewundert, solange wir in skandalfreier Behaglichkeit von den fetten und immer noch steigenden Dividenden lasen; wir hätten sie noch mehr bewundert, wenn die Dividenden noch fetter gewesen wären; wir haben, als der Lärm und die unsagbar kindischen Panamarufe losbrachen, uns über die subalternen Methoden der Herren geärgert, die die Zuflußkanäle ihres Geschäftsbetriebs nicht besser zu übermauern und mit den Rachegefühlen des Herrn von Meßen nicht weltmännischer zu verfahren wußten. Und so bleibt der deutschen Rüstungsindustrie nichts anderes zu tun übrig, als sich zu vertrauen, damit die Konkurrenz nach innen nicht tödlich werde. Doch so werden wir die Herren wohl nicht reden hören.

Was aber bleibt uns zu tun übrig, uns den Sub- und Objekten fiskalischer Nöte? Das ist mit einem Worte gesagt: die Verstaatlichung der Rüstungsindustrie. Sie hat ihre Freiheit benutzt, um unser Gut und unser Blut auszubeuten, dividendensüchtig damit zu spielen, das Rüstungsfieber durch ihr Bestechungs- und Spitzelsystem zu schüren. Genug damit. Solange dieser Zustand bleibt, ist keine Regierung Herr über Krieg und Frieden.

Symptome. 1. Des Kriegers Ehrbegriff ist einer unsrer aristokratischen Gipfel. Wem würde nicht warm ums Herz, wenn er an dessen heroische Bereitschaft zu Zweikampf und Blutgericht denkt? Wenigstens ein Ästchen, obzwar ein dürres, aus dem Paradiesgärtlein vergangener Adels Herrschaft; wenigstens ein Inselchen noch, wo intuitives Empfinden und Handeln gedeihen können. Darum betrübt es mich, von des preußischen Kriegsministers wiederholten Bitterlassen an Handelskammern und Industrieverbände Notiz nehmen zu müssen. Er sucht Unterkunft für die Herden entlassener Offiziere, die in die fremde rundköpfige pro-arische rechnungsbeflissene bilanzsüchtige Krämerwelt hinausgestoßen, in die eiskalte Atmosphäre Erfolg errechnender Werkmethoden und Austauschpraktiken verwiesen werden. . . Stirb oder fabriziere! Stirb oder handle! Mars und Merkur beliebig vertauschbar. Es göhendämmeret.

2. Die Buchmacher sind endlich als staaterhaltender schaffender Stand legitimiert. Endlich. Aus der vorgeschlagenen Steuer auf Rennwetten sollen Altpensionäre, Deckoffiziere und andere subalterne Pfründner vom Verhungern bewahrt werden. Hosanna.

Anmerkungen

Omar Chajjam: Rubajat*

Gut, daß man kein Philologe ist, man müßte sonst diese gescheitern, schwermütigen Vierzeiler für einen heillos komplizierten Fall erklären. Wem gehört die Prägung der Verse? Omar, dem verletzten Einsamen, der seinem freien Herzen in gottlosen Sprüchen Lust macht? seinen Freunden, die die Dinger ihm zum Gedächtnis, oder seinen Feinden, die sie ihm zum Schaden aufnotieren? den Abschreibern, die sich, kein Mensch kann kontrollieren wie, der losen Blätter geschäftig annehmen? Edward Fitzgerald, der sehr frei, aber als ein Künstler mit dem Überkommenen schaltet und einen europäisierten aber gewaltigen Omar in englischer Sprache schafft? Walter Fränzel, der diesen nachgeschaffenen Omar in ein reiches klingendes Deutsch überträgt? — Ein Berg, den die Geologen aus dem Durcheinander sämtlicher Naturgewalten erklären, steht mit klarer schlichter Linie gegen den Himmel, als müßte es so sein: so unproblematisch ist die Natur in ihren krausesten Palimpsesten. Gut, daß man kein Philologe ist . .

Denn in dem Omar, wie er nun ist, ist Linie. Das Ethos des freien Geistes ist in ihm; die Schönheit des skeptischen Gedankens in allen seinen Insubordinationen, wie er aus einem Nichts von Glauben und Illusion das Leben zu gestalten wagt und über die Stappen: Leben

Wüste Philosophie Wein Leben einen geschlossenen Kreis des Zweifels und Aufbaus vollendet.

Da pocht das Leben an die Türen der Laverne. Wie es ist: kräftig in seinem Ungeßüm, tief in seiner Gedankenlosigkeit, voller Spannungen, und lauter Vergänglichkeit. Es fordert, genießt und verrauscht. Sich nur einmal, als ein Denkender, über dies Chaos der Fruchtbarkeit und des Terrinnens erhoben haben, das ist: seiner müde werden und die Einsamkeit wählen, dort wo die Wüste an die Saaten spült. Aber das ist nun Schicksal des Philosophen und scheidet sein Leben von aller Säulenheiligkeit und allem idyllischen Separé: die ganze Problematik des Lebens nimmt er in die Wüste seiner Einsamkeit mit. Er sublimiert sie, indem er sie denkt, er führt sie auf ihre Grundformeln zurück, und in einem gewissen theoretischen Fanatismus, der heroisch ist, macht er sich das Leben, das er meidet, immer elementarer, immer gegenwärtiger. Er kommt ihm näher, indem er ihm ausweicht. Die Rose, die vor ihm blüht, enthält ihm die Welt, ihren Leichtsin, ihre Hinfälligkeit. Was vor dem Denken verblaßt, das ist nicht das Leben und irgendeine seiner Antithesen: das sind nur alles Versuche ihrer Deutung. Der Philosoph in der Wüste ist souverän über die Philosophie, sofern sie sicherer Besitz der Schule ist, über die Sekten, sofern sie disputieren, über den Propheten und sein Hochgetön von Paradiesesauen. Über alle diese Deutungsversuche hinweg, erhaben über ihren Rationalismus, größer als alles System, ragt die Problematik des Lebens in diese Wüste des Erkennenden herein als eine Kette von Bildern, die,

* Omar Chajjam, Rubajat, aus dem Englischen Edward Fitzgeralds übertragen von Walter Fränzel, verlegt bei Eugen Diederichs Jena 1913.

leuchtend aber kühl, mehr vor dem Verstande als vor der Phantasie vorüberziehen und vom Denken nicht auf rationale Formeln abgezogen, aber solange unerbittlich geklärt werden, bis die Unlösbarkeit ihrer Antithetik wie eine Sünde Gottes klar zutage steht. Wo früher königlich gelebt wurde, ist jetzt Wüste, und über die unbekannteren Gräber der Helden weht der Sand. Anderswo aus unbekannteren Gräbern sprießen Gras und Hyazinthen, und die Toten wirken den Teppich, auf dem die Lebendigen stehen. Der Tod ist Leben und das Leben Tod — wo wären die Kategorien, diese Koinkidenz der Gegensätze zu fassen, was vermöchten hier Lot und Leine?

Wie nun alles mystische Erleben schwache Geister ganz aushöhlt und verarmt, für die Starken aber die höchste Steigerung des Individuellen bedeutet: so findet sich dieser atheistische Mystiker zurück in eine erhöhte Individuation, die Sehnsucht nach der Fülle aller Realität in die Sphäre der Gebundenheit und Resignation mitbringend. Kind, reich mir Wein! Wein trotz Koran und Propheten. Daß Leben ein sinnloses Vergehen sei, auch das noch ist hohle Theorie, auch das noch ist Sektenlehre, neunmal klug und doch der unendlichen Intensität des Lebens nicht entfernt gewachsen. Zweckvoll oder zwecklos? Leben ist nur Leben und Wein nur Wein, und beide die strikte Widerlegung aller Thesen mit einer höheren, alchimistischen Logik. Wie sagen doch unsere Mystiker: „Wenn man das Leben fragte tausend Jahre lang: warum lebst du? wenn es überhaupt antwortete, würde es nur sagen: ich lebe, um zu leben! Das rührt daher, weil das Leben aus seinem eigenen Grunde lebt, aus seinem Eigenen quillt, darum lebt es ohne ein Warum: es lebt nur sich selber.“ Und so Oma in einem unendlich positiven Sinne: „Die Blume, die geblüht hat, hat geblüht!“

Das ist nicht mehr übliche Philosophie mit der Nachträglichkeit ihrer Formeln, das ist ein Entschluß, der alle Formeln

zerreißt. Oma ist zu lebendig, um den Knoten von Leben, Tod und Grab im Denken lösen zu wollen, freilich zu sehr Denker, um ihn, wie die unberuhten Genießenden oder Schaffenden tun, zu durchhauen: er überschaut ein Stückweit seine Fäden und Verschlingungen, erkennt, wie er selbst, nach einem grausamen verfehlten Weltensplan, hineingeschlungen ist in diesen Knoten, den keine Wissenschaft lösen kann noch soll, und befreit sich innerlich aus ihm, wie sich ein Mensch nur aus ihm befreien kann: durch Wein und Leben und freies Menschentum. Nun läßt er wieder und wieder, vollendet, erlöst, wenn man so will, die Bilder von Welt, Schicksal und Weltgänglichkeit sich verüber drängen, fettet Bild an Bild wie die unentrimmbaren Glieder eines Ketenschlusses und rechnet, stolz und gotteslästerlich, das Nichts als Resultat heraus: aber als ein Fertiggewordener; als freier Geist, der den Gott, der nichts taugt, nicht nötig hat; als freier Skeptiker, der die Erkenntnis, die nichts taugt, nicht nötig hat. Kein Resultat, aber eine Entscheidung. Kein System, aber ein Philosophieren. Keine Beute, aber ein Sieg.

Darum also rollen einem diese Bierzeiler wie Perlen durch die Hände: jede rund für sich, aber ohne Beharrungswillen, eine zur anderen eilend; unpathetisch (denn es gibt nichts zu feiern), aber von köstlicher Schwere; antithetisch, aber zusammenhängend; gegliedert, aber monoton. Und wenn es Perlen aus kühlem blauem Stahl gäbe, wäre das Bild vollkommen.

Hans Freyer

Schwarze Seelen

Wer den „Schwarzen Dekameron“ kennt und liebt, wird mit Spannung vernehmen, daß Leo Frobenius diesem wundervollen Band eine neue Sammlung afrikanischer Geschichten folgen ließ, die ebenfalls bei Vita erschienen sind. Sie hat den Titel „Schwarze Seelen“ und

enthält alle Reste, die der aufmerksame und menschenkundige Leser hinter und unter dem afrikanischen „Defameron“ vermutete. Hier sind die letzten Keller ausgeräumt und die tiefsten Fundamente der schwarzen Seele aufgedeckt. Noch einmal spannt sich in solchen Tiefen die ganze geistige und moralische Breite jener Lebensgrade ab. Die äußerste Torheit erscheint neben der innigsten Weisheit, und alles ist wieder Unschuld. Diese künstlerischen Dinge schenken unserem schulobeladenen Bewußtsein jedesmal ein Aufatmen. Im Anblick der seelischen Freiheit und persönlichen Souveränität der schwarzen Erzähler und ihrer Geschöpfe vergessen wir unsere sozialen Fesseln, unser gesellschaftliches Sklaventum und besinnen uns augenblickslang, wie auf einen vergangenen schönen Traum, auf die versunkenen Königreiche unsrer eigenen Seele. Die Fortsetzung unsres platten und breiten Weges wird uns zwar nicht geschenkt, aber wir waren für einen Moment nicht nur wohlhabend und aufgeklärt, sondern auch ein wenig glücklich. Wenn jedoch der breite Weg weder ein Verweis noch eine Nötigung ist, der findet sich soviel Selbstbestätigungen aus diesen Werken und Werkchen, als er nur wünschen kann.

Für unreife Menschen aller Alterslagen sind die Geschichten freilich nicht, auch nicht für Heuchler, Sektierer und Regierungsräte. Seinen idealen Käufer findet das Buch in dem Mann, der viel Bildung und etwas Geld hat, denn es ist nicht billig. Man hat es hier wieder mit guten, goldschweren Poesien zu tun, dazu aber im allerjubilantesten, im klassisch-weltmännischen Sinn mit Unterhaltungslektüre, wie sie die Dichtung jeder tausend Jahre einmal ausgibt, mit Sonntagsgeschichten und Feierabendemfällen, die sich am dankbarsten mit einer ganz echten Geliebten genießen, aber nicht mit einer Frau, die Funktionen der Geliebten vertragsmäßig übernommen hat. Diese köstlichen Personen mögen rar geworden sein, ebenso

wie die gesegnete Stimmung, die zu ihrem Gedeihen unentbehrlich ist; das hängt auch wieder mit der Gemütsarmut unserer bigotten, verheirateten und verbürgerlichten Zeit zusammen, die zwar durch Benzinkraft getriebene Gerüste in der Luft herum-schwirren, aber nicht für drei Groschen seelischen Inhalt hat. Hier Ehe und Langweile, dort Prostitution und auch Langweile, jene staatlich sanktioniert, diese kon-zessioniert. Die grüne Dase, wo noch etwas vitales Leben und Liebeslaune blüht, ist hoch umzäunt; bei den schwarzen Völkern steht sie oder stand sie (die europäische Missionar- und Kapitalisten-Zivilisation ist schon wie ein durrer Wind drüber geraten) im Mittelpunkt alles Seins und Werdens und trug eine Kultur, von welcher Trebenius nicht nur dichterische Proben nach Europa brachte. Mit dem Zerfall der eingebornen geschlechtlichen Herrlichkeit und ihres Kultes bei den Negervölkern geht unweigerlich der Zerfall der afrikanischen Kultur einher; das Produkt der europäischen Einwirkung auf die afrikanische Welt ist jene ekelhafte, äffische Erscheinung des zivilisierten Niggers, wie er sich mit Stehfragen und Streckchen in unseren Straßen umtreibt, frech, träge, geil, pussierend, bekehrt und hiertrinkend, oder galoniert am Eingang des Kinotheaters zwischen afrikanischem und europäischem Niggertum vermittelt. Diese schwarze Unnatur müssen wir dann sofort durch eine neue weiße Gattung überbieten; schon sieht man jene siebenfach getrauten literarischen Ehepaare den unglücklichen Ernteil vom Eisenbahnsupee aus geistig nachentdecken, um zu Hause gesittete, wirtschaftlich orientierte, an Hand der Notizen philosophisch echauffierte und übrigens entsehrlich gleichgültige Berichte zu veröffentlichen. Die europäische Influenza ist nicht weniger tödlich als die asiatische Cholera; aber es scheint, daß sie als echte Entwicklungskrankheit durchgemacht werden muß.

Wenn aber im modern interessierten Ge-triebe noch ein Funke Neugierde auf die

menschliche Seele übrig geblieben ist, für jene launige, fruchtbare, heroische und phantastische Personalseele, die viel weniger auf die Nutz- und Münzbarkeit der Welt, als auf die Steigerung und Vertiefung des einfachen menschlichen Daseins ausgeht, der mache sich mit den tief-sünnig fürzweiligen Gestalten der Frobenius-schen Übersetzungen bekannt. Zwischen diesen Spitzbuben, Lügnern, Dieben, Fressern, Geizhalsen, Narren, Kurtisanen, Liebenden, schönen Frauen und weisen Alten wird ihm die schöne und treue Gebärde des reinen Daseins wieder aufgehen, jenes Daseins, das immer war und immer sein wird, und an welchem alle fliegenden Gerüste samt dem ganzen Verkehrs- und Erwerbswahn-sinn einer von losgelassenen Notwendigkeiten gejagten Zeit nichts ändern werden.

Jakob Schaffner

Die Menschen des Barock*

Auf Casimir von Shtędowski sind die künftigen Gelehrten nicht gut zu sprechen. Weil seine Bücher nicht bloß Rezensenten, sondern auch Leser finden? Solche Vermutung täte „Brutus Unrecht und den anderen, die ihr als ehrenwerte Männer kennt“ . . . Aber sie sagen mit einem alles erledigenden Achselzucken, seine Schriften sind „aus zweiter Hand“. Ein böses Schlagwort, ein Pfeil, abge-schnellt vom Fleiße gegen das Talent! Wer über viel Zeit und wenig Tempera-ment verfügt, setzt sich in irgendein Archiv und „publiziert“, was er dort unter Staub und Moder aufstöbert. Dicke Wälzer ent-stehen so, die niemand zu lesen vermag, die man nur „einsieht“; aber ihr Verfasser oder, besser formuliert, der Mann, der Briefe und Verträge drucken läßt, die andere

vor soundsoviel Jahrhunderten aufsezten, gilt als bedeutender Forscher, und wehe dem einfältigen Laien, der sich zu behaupten erfrecte, daß ein Architekt, der nach eigenem, sinnvoll erdachten Plane ein Haus errichtet, über den Ziegelbrennern und Steinhauern stehe, deren Tätigkeit er dazu benötigt. Schon Pietro Uretino wußte, daß die bloße Gelahrtheit nie und nimmer gute Bücher hervorbringe, und es wäre auch unbillig, solche von jedem Doktor zu ver-langen; aber wir fordern, daß Männer wie Shtędowski, die, mit hellem Sinn für das Charakteristische begabt, Wichtiges von Gleichgültigem sondern und aus der Fülle des bereits Vorhandenen eingänglich Neues, weil ganz Persönliches schaffen, nicht ge-ringer eingeschätzt werden als jene Treff-lichen, deren Kopf mit dem Material, das er der Ausdauer eines südlicheren Körper-teiles verdankt, nichts anzufangen weiß, wir verlangen, daß eine „Publikation“ bloß darum, weil sie „Ungedrucktes“ enthält, nicht über einem Buche rangiere, wie die-ses „Rom“ eines ist.

Shtędowski wollte keine Geschichte der Päpste im siebzehnten Jahrhundert schrei-ben. Was in den Konsistorien beschlossen wurde, kümmerte ihn wenig; sein „Rom“ ist eine von Bernini gezimmerte Prunk-bühne, und an den Menschen, die über sie dahinschreiten, an den Menschen des Barock haftet sein Auge um so interessierter, je unfaßbarer ihr Tun und Denken heute scheint. Da werden Mantel- und Degen-stücke tragieret, Dramen rotglühender Leiden-schaften, des Ehrgeizes oder der gemeinsten Habgier; Stücke mit Ebiren, raschen Verkleidungen und geheimen Pforten, mit Dolchen, die im Mondschein flimmern, mit goldenen Sänsen und Staatskarsen, in die bei irgendeiner finsternen Straßen-biegung eine Pistole hineinknallt, — alles Stoffe für Libretti, die noch ihrer Scribe und Meyerbeer harren, alles Bilder, die danach schreien, in Turin verkintoppt zu werden. Da reitet über den Korso, unge-waschen und ungekämmt, wie ein Mann

* Casimir von Shtędowski: Rom. Die Menschen des Barock. Autorisierte Über-setzung aus dem Polnischen von Rosa Schapire. München. Bei Georg Müller.

auf ihrem Rosse sitzend, Christine von Schweden, die „geliebteste Tochter der Kirche“ und zugleich ihr enfant terrible; hier wankt Galilei, der seine Irrlehren abge schworen, dort raucht der Scheiterhaufen des Giordano Bruno, und Tausende drängen sich, Alfonso Piccolomini zu schauen, den furchtbaren Nordbrenner, der, geleitet vom Kardinal Medici, wie ein Triumphator zum Quirinal zieht, als bußfertiger Sünder den Pantoffel des Papstes zu küssen. Und diese selben Menschen, die Regier an langsamen Feuern rösten und ihre Gegner durch behende Bravi vorzeitig zu den Wenden des Paradieses befördern lassen, sie weinen vor Entzücken, wenn Leonora Baroni, „la regina delle virtuose“, wie Clemens IX. sie nannte, eine Arie von Monteverde singt; Kardinäle dichten Komödien, die mit einem Luxus inszeniert werden, der Tausende von Studi kostet, die Berghefe und Barberini sammeln Bilder und Antiken, ein letztes Leuchten der Renaissance schimmert über dem jesuitisch gewordenen Rom des Seicento, und so ist es zu begreifen, wenn die kunstfrohe Tochter des Protestantenkönigs Gustav Adolph dem Kardinal Mazzolino schreibt: „Ich möchte lieber bei Wasser und Brot in Rom leben als im Besitze aller Schätze und Königreiche der Welt an einem andern Ort.“

Emil Schaeffer

Der gesunde und kranke Mensch*

Was der Autor wollte, ist ausgedrückt in dem Motto der Schrift: „Alle Menschen müssen Ärzte sein; alle Ärzte müssen Menschen sein.“ Also Heranbildung aller zum bestmöglichen Mitdienste der Hilfe, Dunkelerhellung der Unwissensnacht und des Halb- und Falschwissensdämmers und damit Auflichtung vielen Trübfinns, des Angstkrankseins. Daneben ein Memorium an manche der Hilfe Verlässene, wenn auch nicht immer dazu

* Von Georg Groddeck. Leipzig. Bei Hirzel.

Berufene, — ein Mahnwort, die Menschen, ihre Schützlinge und deren Umgebung, nicht in Angst und Sorge und Schrecken zu bringen und zu lassen durch unzureichenden, zwei- oder mehrdeutigen, unklaren Wissensverschleiß, oder durch zu große Zurechtigkeit. Dies alles ist aus jener Mottothese vor allem anderen zu lesen und noch manches mehr.

Zweckmäßiger, ja zur wichtigsten Begleitung nötiger Aufklärung dient das Wort, das Groddeck als Start seiner Abhandlung gesetzt, von dem sie ausgeht und zu dem sie zurückführt: *Natura sanat, medicus curat*. Durch die sichtbare Aufstellung dieser Wahrheit, die das Alpha und Omega für das Verständnis vom Wesen des Wirkens der Natur beim Heilen, ja beim Krankwerdenlassen selbst ist (indem die Natur mittels der Erkrankung heilt), — durch diese Präsentation, die auch während der Auseinandersetzungen des Buches wiederholt wird, berichtigt der Autor die oft noch verfehlte Auffassung der Koeffizienten des Sanierungsvorgangs, beziehungsweise die Überschätzung des ärztlichen Anteils an dem Prozesse.

Es ist Geistesorthopädie, was Groddeck mit diesem Buche verrichtet an manch verrenkter, verbildeter, mißgestalteter Ansicht; es ist Seelenkorrektur, Seelsorge an manch mißratenem, verkennendem psychischem Zustand, manch verdüfterter, murrender Stimmung.

Solid und klar und kraftvoll ist die Unterweisung, die Groddeck hier, jedem zugänglich, der sie aufnehmen will, zu teil werden läßt hinsichtlich der morpho- und biologischen Verhältnisse des gesunden und kranken Menschen und des darnach einzurichtenden hygienischen und therapeutischen Verhaltens.

Es ist mit dieser Schrift ein beachtenswertes Beispiel gegeben, wie man die Medizin ins Volk tragen darf, kann und soll.

Und diesem Modus kommt der mit sich nehmende Schwung, die Begeisterung für die Sache zustatten, die uns gelegentlich

in dem Buche begegnet, nein, deren lebhafter, warmer Atem durch die ganzen Ausführungen fühlbar ist, ebenso wie der nüchterne und tiefe Blick des gründigen Beobachters, der auf und in die Dinge interesselvoll und interesselregend gerichtet ist.

Eine schmucke, bunte Wortgewandung und Wortgewandtheit macht das Buch auch äußerlich sympathisch anmutend, — und dies belletristische Kleid, das ihm gut steht, geht nie auf Kosten des schönen, gesunden, geraden und zu anderer Gesundheit und Geradheit wirkungsfähigen Körper- und Gliederbaus und der Gedanken- und Empfindungswerte des ganzen Geschöpfes.

So ist das Buch in vieler Hinsicht anzusetzen, in den Regalen medizinischer Volksbüchereien eine erste Stelle zu erhalten, aber auch fleißig daraus hervorgeholt zu werden.

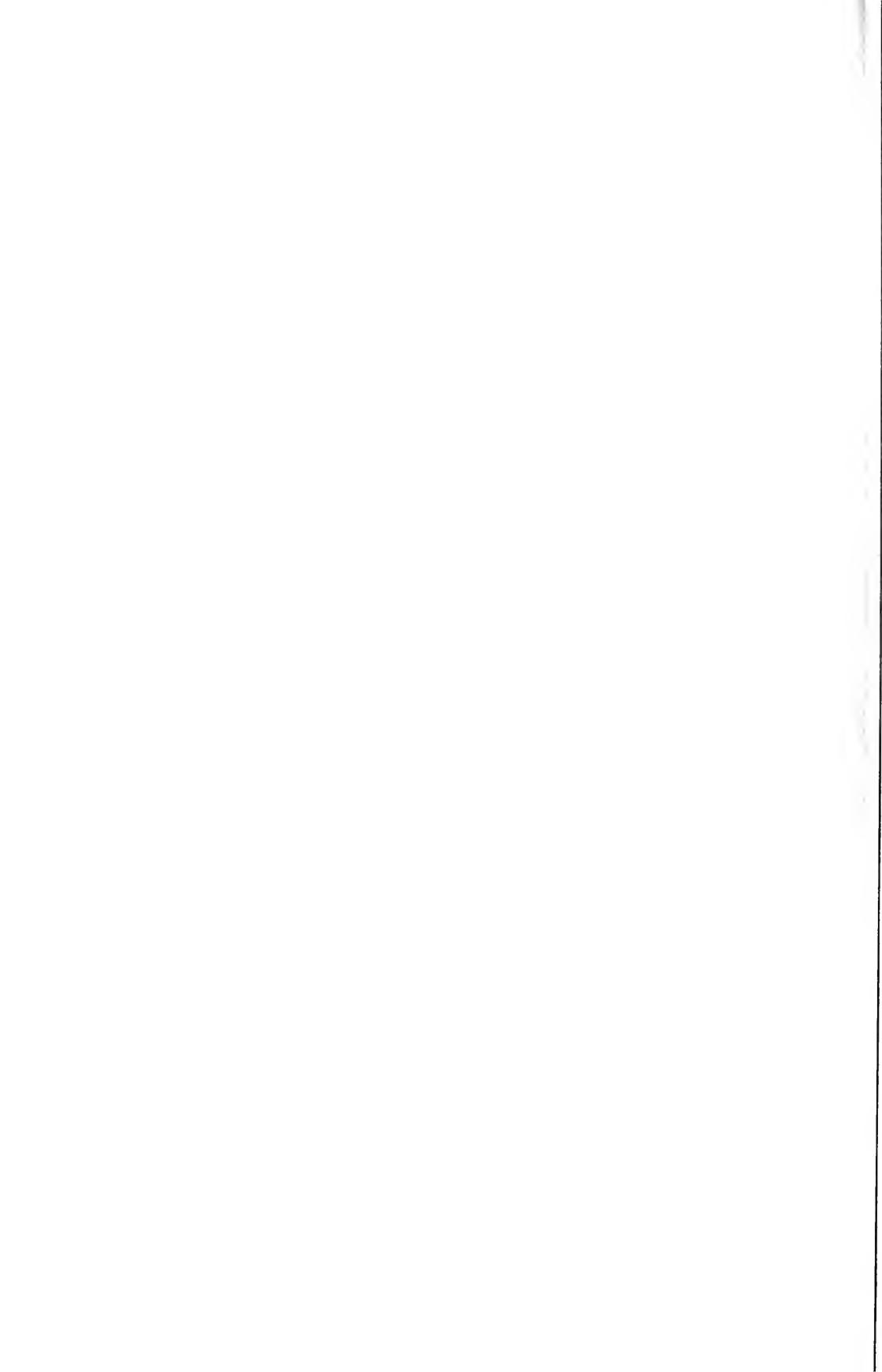
Ernst Marbod

Der arme Dostojewski

Der Verlegenheit, in die unsere verschämten Antisemiten der Beilis-Prozess versetzt hat, suchen sie sich durch die Flucht zu Dostojewski zu entziehen. Armer Dostojewski! In dem Bildungsgepäck des gut gesinnten Deutschen spielte er lange Jahre die recht bescheidene Rolle des mit Bewußtsein zu Meidenden; nach dem ästhetischen Kanon unserer nationalistisch erhitzten Volksgenossen war der große Psychologe der russischen Seele im besten Falle eine slawische Spezialität, fremd oder nur ahnungsweise dem echten Sohne Teuts verständlich, der in Trenssen den Gipfel stammverwandter Epik zu betrachten habe. Nun hat ein giftgeschwollener Ankläger in Kiew den heiligen Namen des großen Landsmanns zu widerchristlichem Zweck gemißbraucht: und flugs rückt Dostojewski zur großen Autorität über Jüdisches empor, mit aus dem Zusammenhang gerissenen Meinungen, die einem Kenner wie Dmitri Me-

reschkowski selbst für Rußland eine höchst bedingte Gültigkeit zu besitzen scheinen. Dostojewski ist bald ein Vierteljahrhundert tot, seine politische Weltanschauung, auf Orthodorie, Autokratie und Nationalität gestützt, den, wie er hoffte und glaubte, festen Felsen der Vergangenheit, ist von der Entwicklung als zeugungsunfähig erwiesen worden. Mereschkowski nennt sie die drei Abgründe auf des heutigen Rußland unvermeidlichen Wegen zum Zukünftigen; und dieses (an sich tief ehrlichen und tief gläubigen) Mannes zeitgebundene Irrtümer, die das gesamte Weltgeschehen und unser Westertum um die „slawische Idee“ kreisen läßt, die mit den zartesten Farben der Poesie die Willenschwachheit einer müden Nazarenerseele verklären: sie sollen wir plötzlich gelten lassen, weil sie ein paar Ausführungen einschließen, die dem Antisemiten wohlgefällig ins Ohr klingen? Ubrigens wird der aufmerksame Leser dessen, was der russische Dichter über die sogenannte Judenfrage sagt (man findet sie im 13. Bande der Werke, die R. Piper und Co. in München herausgegeben hat), trotz deutlicher Anklage und vielfach blinder Psychologie die behutsame Zurückhaltung des wesenhaften Menschen herausheören, der seine Abneigungen beherrscht und gegen triebhafte Antipathien sich sträubt. Er fürchtete sich, Christ, der er sein wollte, und Russe, der er war, vor dem unbeflegbar zähen Lebenswillen des Juden, vor seiner unbedingten Diesseitigkeit, vor seiner Bejahung der unmittelbaren Lebenswerte; er mochte fühlen, daß mit den jüdischen Unzulänglichkeiten und Schwächen auch die starken jüdischen Heroismen und die Urheberschaft des „höchsten bisherigen Moralpathos“ aus dieser Quelle fließen. Das, meine Herren Antisemiten, ist die Wahrheit über Dostojewski. Er ist für euch eine gefährliche Autorität, denn er läßt in seinen Schriften keinen Zweifel aufkommen, wie sehr er euch und eure verbundenen Köpfe verachtet.

S. Saenger





AP
30
N5
1913
Bd.2
Heft 10-
12

Neue Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY
